B1693/72 fol 1927

Hessische Universitäts-Bibliothek GIESSEN

Volk-Kunst-Wissen

Ein Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar bis auf ein kleines Flämmchen, liegt in der Brust, bis ihn
end ich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichtum entdeckt Jean Paul

Das Klopfen an der Wand

Von **Hermann Horn**

Ich saß gerade noch beim späten Frühstück, als es läutete und gleich darauf mein junger Freund Paul eintrat. Er hatte erst kürzlich von seinem Pflegevater eine kleine pharmazeutische Fabrik geerbt. Ich war mit seinem Erzieher, dem Apotheker, befreundet gewesen, hatte den jungen Doktor groß werden sehen, und er kam oft, zumal er mit seiner Mutter in der Nachbarschaft wohnte. So begrüßte ich ihn gleich, als ich seine Gestalt erkannte, mit „Hallo" und ob Kaffee und Zigarre gefällig seien. Er jedoch trat schweigend näher und sagte nur: „Lies", als ich ihn fragte, was denn los sei.

So nahm ich ein kleines Heft in Empfang, sah einen Augenblick auf meines Besuchers bleiches und abgespanntes Gesicht und las dann in der Schrift des Apothekers die blau angestrichene Stelle eines Notizbuches:

Eines Nachts erwachte ich an einem fernen, leisen Klopfen an irgendeiner Wand meiner Wohnung. Was ist das? fragte ich mich. Und da mir war, als vernähme ich ein Schlürfen und vorsichtiges Gehen, richtete ich mich auf, öffnete mein Nachtkästchen und saß gleich darauf mit gespanntem Revolver erwartungsvoll im Bett. Der würde Augen machen, der Herr Einbrecher, wenn er einträte!

Ich durchblickte in dem durch die Straßenlaterne erleuchteten Zimmer jeden Schatten und konnte, wenn es mir beliebte, jeden Fleck mit Kugeln bestreichen. So lauschte ich eine Weile, hörte draußen auf der Treppe des Hauses jemand nach oben tappen, sah ein Licht kommen und gehen und lachte schließlich. „Weiß Gott, was du da gehört hast — wie oft ist es schon nichts gewesen, und wird auch wieder nichts sein!"

Darüber schlief ich ein und erwachte erneut an einem leisen und eindringlichen Klopfen. Aber das war vorüber, als ich mit offenen Augen horchte. Die Laterne drunten war erloschen und ich blickte in tiefe Dunkelheit. Als ich eine Weile gelauscht, erst nichts vernommen hatte, nachher aber doch Geräusche zu vernehmen meinte, wurde ich unruhig.

„Warum hast du versäumt, vorhin nachzuschauen, sagte ich mir. Wenn jetzt aus der Dunkelheit eine Faust nach deiner Kehle langt, bist du wehrlos, und deine Waffe, die da irgendwo im Dunkeln liegt, nützt dir nichts."

Ich hielt den Atem an und meinte zu fühlen, wie jemand mir entgegenhauchte. Das war so unerträglich, daß ich ungestüm auffuhr und beim Langen nach dem Revolver das Nachtkästchen umwarf. Es fiel mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

Ich lauschte, bis ich mir lächelnd sagte: „Vorhin hast du unnötigerweise Mut und jetzt unnötigerweise Angst gehabt. Dies kommt, weil du in der Dunkelheit liegst — ach wäre doch Licht — aber im Licht kannst du nicht ruhen."

Jedes der harmlosen Worte bekam etwas Ungewisses und veränderte sich, wenn es aus mir gekommen war. Mein vom Willen beherrschtes Denken brach ab, und ich verlor mich in beängstigenden Vorstellungen. Hatte ich nicht immer unnötigen Mut oder unnötige Angst gehabt? Was hatte das eine oder andere für einen Wert. Hilflos schwamm man doch auf den Wogen des Lebens hin und her. Man fühlte sich getragen, wußte aber nicht, warum der Wind blies, oder weshalb man bald hoch oben, bald tief unter trieb.

Und abermals entschlief ich und erwachte zum drittenmal an den Geräuschen wie seither. Aber obgleich ich auch jetzt beim Wachen nichts hörte, war mir's doch, als sei das Klopfen laut wie eine Posaune und fürchterlich wie ein entsetzlicher Schrei gewesen, und ich war erfüllt von Schrecken und wand mich unter der Vorstellung des Todes. O dieses fürchterliche Ende, dem man nicht entfliehen konnte, das weit hinausgeschoben sein und einen im nächsten Augenblick mit kalter Hand an sich ziehen konnte. Man ging ihm entgegen, und es kam einem entgegen, und dazwischen gab es nichts als das Vergessen. Und das hatte ich nicht. Vernichtung lachte mir höhnisch entgegen, und Verwesung hauchte mir ihren Atem ins Gesicht. Meine Natur fand vor der schrecklichen Pein keinen anderen Ausweg als Tränen, und ich weinte und entschlief zum drittenmal.

Ein leichter Ernst war am andern Morgen in mir. Als ich mir die Morgenzigarre anstecke und plötzlich die Erlebnisse der Nacht vor mir hatte, konnte ich mir noch kopfschüttelnd sagen: „Und so etwas hast du völlig vergessen können," — dann ging ich an die gewohnte Arbeit.

Aber hatte ich vergessen können, was so tief in mir entschlummert war — mich hatte es nicht vergessen!

So kams, daß ich die Abende in stummer Trauer verbrachte. Wenn ich nach mühevoller Arbeit meine Wohnung betrat, erfüllte mich meine Melancholie wie Dunkelheit ein schattiges Tal. Sie umgab mich, und ich vermochte nicht, nach den sonnigen Höhen emporzuklettern. „Du strengst dich Tag für Tag an, nach einer bestimmten Richtung Geschäfte zu erledigen," redete ich, „sonst wiederholt sich deine Natur, als seist du nur eine Retorte für Reiz und Gegenreiz, in ewig gleicher Weise. Vor dir ist trauriges Halbdunkel, das dein Blick nicht zu durchdringen vermag." Wahrhaftig, in diesen paar elenden Gedanken sah ich mein Leben, und zwischen ihnen hervor floß zäh und schwer die Trauer, von der ich nicht loskam, ob ich gleich nach Gott und Menschen schrie.

Ich weiß nicht, wie lange diese Zeit gedauert hat, als ich eines Nachts wieder an diesem Klopfen erwachte. Aber nun war mir's, als sei an mir vorbei in einer grünen Wasserflut ein Wesen halb Fisch, halb Mensch geschwommen. Von der Seite aber hatte mich das seltsame Wesen angeschaut. Und jetzt sah ich deutlich sein Auge, das sich aus einem vor Scham niedergebeugten Antlitz erhob und mich anblickte. — Es war, als erwarte dieses Wesen sehnsüchtig ein Wunder von mir, das es rette.

Das aber war ein Blick, den hatte ich vor fünf Jahren, stumm vor Entsetzen über den Verrat des Freundes, mit meinen Augen gesehen! Ich hatte geglaubt, mein Wille und meine Verachtung hätten ihn abgelehnt, aber er war doch in mich eingedrungen, und hatte die Jahre her in mir gelebt, und war jetzt da mit seiner Macht.

Und ich erhob mich in meinem Bett und fragte mich: „He, was war geschehen?" Ich hatte mit meinem Freunde Paul, dem ich seither blind vertraut hatte, eine kleine pharmazeutische Fabrik gegründet. Sie hatte bereits alle Ersparnisse meiner Apotheke, aufgenommene Hypotheken und was ich sonst hatte, aufgefressen, als ich eines Tages bemerken mußte, daß mich Paul schamlos betrogen hatte. Er hatte einfach mein Geld für sich verbraucht und mir gegenüber immer gesagt, man muß eben im Anfang hineinstecken. Weiß Gott, wozu er alles verbraucht hatte. Er wurde schneeweiß und verteidigte sich nicht gegen meine Vorwürfe; er unterzeichnete auch schweigend ein von mir in der Erregung verfaßtes Schriftstück, worin er seine Verfehlungen zugab und gleichzeitig auf alle Rechte verzichtete. Dann war es, daß er mir diesen Blick zuwarf, der irgendwie auf ein Wunder durch unsere Jugendfreundschaft und Liebe zu warten schien. Und ich sah den Blick und wies ihn ab, weil ich nur mit dem Gedanken beschäftigt gewesen war, wie rettest du dich und dein Geschäft vor dem Untergang.

Ach, was hatte er denn so schreckliches getan? Vielleicht seiner Frau zu schöne Pelze gekauft, zu teuer gelebt? — geritten und gespielt, vielleicht Schulden der Verwandtschaft gedeckt — was wußte ich. — Jedenfalls hatte er gedacht, meine Freundschaft werde schon verzeihen, und ich hatte gedacht, seine Freundschaft werde mein Vertrauen nie täuschen! Und ich hatte die Sorgen, die er mir machte, zu hoch eingeschätzt, und er das Wunder der Freundschaft. Wie oft hatten wir früher gesagt, wir stünden uns näher als Brüder, und als er leichtsinnig mein Gut vertan hatte, da hatte ich nichts mehr von Bruder wissen wollen. Aber jetzt kam mein inneres Leben gleich Blut nach dem Schrecken wieder in mich geschossen. Ja, sein Blick zaghaften Hoffens auf das Wunder unserer Liebe hatte tief vergraben in mir gelegen, und nun ich verzweifelte an Glück und Leben, war er da und zeigte mir eine Welt, die wieder zu erobern war. Wahrscheinlich hatte ich damals gar nicht anders handeln können, als ich getan, aber jetzt, wo mich von der Welt der Wärme und des Lebens ein Abgrund trennte,

war meine Sehnsucht durch ein Wunder erwacht. Vielleicht war er in tiefer Not und Elend, war gar gestorben und hatte mir ein letztes Zeichen geben wollen. Ich erschauerte bei solchen Gedanken.

Aber nun machte ich mich auf die Suche nach meinem Freunde, und schon nach ein paar Tagen stand ich in Berlin in einer ärmlichen Stube vor einer verhärmten Frau und einem scheu blickenden Knaben.

„Mein Mann," sagte die Frau, „ist vorige Woche gestorben." „Ich," hatte er zu mir gesagt, „kann ihm nie schreiben, denn ich habe an unserer Freundschaft, die wirklich rein und wahrhaftig war, gefrevelt, aber wenn ich tot bin, und du schreibst ihm — das hat mir immer Trost gegeben, — wird er euch helfen." Und nun sind Sie selbst gekommen, als wenn er Sie gerufen hätte."

Darauf brach sie in ein befreiendes Schluchzen aus, und ich hob, selbst in Tränen, das Kind, das seine Augen hatte, zu mir auf und schwur mir in meinem Innern, ich wolle für die beiden sorgen.

Ich bin wieder glücklich geworden, was sagen will; empfänglich für das, was die Menschen als höchstes schätzen in all ihren Leiden und Sorgen, und was die Frauen und die Jugend früher von selbst hatten, als sie noch nicht gescheit waren: die reine Hingabe an das, was ihre Seele natürlich und als das Gute mit Freude erfüllt.

Ich habe nicht wissen wollen, ob der Todestag meines Freundes mit dem ersten Klopfen an der Wand Beziehung hatte, ob ich vor einer Gedankenübertragung des Sterbenden stand, oder vor einer Bekehrung meines Innenlebens durch wundervolle Ahnungen — ich forschte auch nicht nach, als man mir die merkwürdige Geschichte von „unserm" Zuchthäusler erzählte. Das war nämlich ein durch Erbschaft zu Vermögen gekommener Verbrecher, der in unserem Hause wohnte. Der Bursche soll nachts mitunter betrunken heimgekommen sein und an den Wänden geklopft haben, wie Gefangene sich verständigen. Etliche Male war er auch nachts in fremden Wohnungen erschienen und war, als ob er betrunken sei, mit einem stummen Lächeln und gemurmelten Entschuldigungen wieder verschwunden. Ich ließ alles in meinem Innern stehen wie den Eindruck des Sternhimmels oder des schweigenden Waldes, — und ich bin gut damit gefahren.

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich dies gelesen hatte, blickte ich auf und sah in die feuchtgewordenen Augen meines jungen Freundes.

„Ich habe gefühlt," sagte er, „wie jedes Wort in dich eingedrungen ist und dich beschwert und nachdenklich gemacht hat. Zu wissen, daß du jetzt alles weißt, macht mich geradezu glücklich und befreit mich von meinem Ernst. Was war er für ein Mensch! — Ich will gehen und das Heft meiner Mutter zu lesen geben!"

Nachdem er diese Worte in begreiflichem Überschwang der Jugend ausgestoßen, ging er und ließ mich nachdenklich allein.

Sven Hedin

René Schickele, der bekannte deutsche Schriftsteller, faßte einmal seine Beobachtungen über die Unterschiede zwischen dem französischen und dem deutschen Buchmarkt in folgenden Worten zusammen:

„... Das weitere Gespräch führte zu betrübender Vergleichsanstellung französischer Auflagehöhen mit deutschen. Wie viele Faktoren wirken hier zusammen, um dem deutschen Buch den Weg schon in das zehnte, meist sogar in das fünfte Tausend zu erschweren! Die Zersplitterung in der Verlagsproduktion, die Unmasse überflüssiger, ja wertloser Luxuspublikationen — welch eine Hochflut brachte die Inflationszeit! — und nicht zuletzt der das Buch als Kaufobjekt für die Allgemeinheit wesentlich verteuernde Einband. , , , Hier liegt vielleicht der Kernpunkt der Absatzunterschiede. Der Franzose kennt von einem Buch zunächst nur die große und allgemeine Ausgabe, die auf einfachem Papier gedruckt ist, während das erste Tausend auf einheitlich gutem oder verschiedenem Papier (Japan, Holland) von Subskribenten gezeichnet oder vor vornherein von bestimmten bibliophilen Vereinigungen und einzelnen großen Sortimentern bestellt ist" usw.

Eine sehr interessante und gewiß vielen neue Feststellung. Wenn Schickele jedoch das „einfache Papier" der französischen Verleger nachahmenswert findet, so kann man ihm nicht zustimmen. Das auf gute Waren Wert legende Publikum würde solche Bücher entrüstet zurückweisen. Mit Stolz kann man sagen, daß in Deutschland gelungen, was es in Frankreich nicht gibt: Volksbücher zu schaffen, die auch für den gewöhnlichen Sterblichen zu erschwingen sind und die dennoch auch verwöhnten Geschmack nicht beleidigen. Man denke nur an die sogenannten „Volksausgaben" großer und teuerer Werke, deren Preise durch Beschränkung des Buchinhalts auf das Wesentliche, durch guten, aber dem Zweck entsprechenden Einband, durch holzfreies, aber nicht übertrieben „hochfeines" Papier und durch die Beachtung des Grundsatzes „großer Umsatz — kleiner Nutzen" bedeutend reduziert worden sind. Ein Beispiel: die jetzt im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienene Volksausgabe von Alma Hedin, „Mein Bruder Sven". Die große Ausgabe kostet 15 Mark, die neue, trotz bester Ausstattung, holzfreiem Papier usw., nur 3.30 Mark, in Leinwand gebunden nur 5 Mark! Ein Vorbild für die Verbilligung des deutschen Buches. — Der Inhalt des hervorragenden Werkes ist ja so bekannt, daß man nur kurz darauf einzugehen braucht. Man kann nur wiederholen, daß das Buch die liebenswürdigste und persönlichste Biographie über Sven Hedin ist, die man sich denken kann. Es ist eigentlich alles darin enthalten, was man aus dem Privatleben eines berühmten Mannes zu wissen wünscht. Szenen von intimem Reiz, interessante Bekanntschaften mit allerlei Menschen, Freundschaften mit hervorragenden Männern, wie Kitchener, Lord Minto, dem Vizekönig von Indien, Professor von Richthofen, dem berühmten Berliner Geographen, dem großen Polarforscher Nordenskiöld, verleihen dem Werk einen glänzenden, ja feierlichen Hintergrund. Und inmitten des prunkenden Lebens irgendeines indischen Fürstenhofes, im Rausch der Festmusik und neben Charakterköpfen der Geschichte der bescheidene, ewig liebenswürdige Forscher, nie die einsame, unendliche Wüste vergessend, die Glocken der Karawane und die Melancholie des stillen Lagerplatzes, an dem er einst saß und den leisen Liebesliedern schwermütiger Burjaten lauschte:

„Denn wem die Wüste Lagerstätte war,
Wer schweigend saß in stiller Denkerschar,
Der sehnt und sehnt zurück sich immerdar."

Im Februar durch Wald und Feld

Die ersten Blumen sind da. In den Gärten, die die ins Freie führende Straßen säumen, sehen wir hier und da aus einem niederen, von tiefgrünen Blättern gebildeten Busch einige Stengel sich hochschieben, die je mit einer oder einigen butterblumenähnlichen Blüte gekrönt sind. Nur sind diese Blüten größer als die bekannten Butterblumen. Ihre Grundfarbe ist weiß, aber es mischt sich ein leichter rosenroter Ton hinein. Und mitten auf dem Fruchtboden stehen die gelben glitzernden Fortpflanzungsorgane. Das ist die Schneerose, ein Kind der Alpen. In unseren Wäldern hat die Schneerose eine grünblühende Schwester, deren Blumen sich aber nicht vor März öffnen. Die weiße Schneerose aber blüht mitten im Winter. Es verschlägt ihr gar nichts, wenn sie tage- oder wochenlang vom Schnee bedeckt wird. Sobald der Schnee geschmolzen, steht sie wieder in ungeminderter Pracht da. Eine Blume, die unterm Schnee blüht, mußte nach Ansicht unserer Altvorderen mit ganz geheimnisvollen Kräften ausgestattet sein, und so erwartete das Volk früher Wunderdinge von der Schneerose. Ihr Wurzelstock sollte vor allerlei Krankheit bewahren und langes Leben dem sichern, der ihn beständig bei sich trug. Beim Ausgraben mußten jedoch allerlei Vorsichtsmaßregeln beachtet werden. Der Wurzelgräber hatte frühmorgens ein Glas Wein zu trinken, und dann mußte er Knoblauch essen. Nach dem Frühstück mußte er einen Kreis um die Pflanze ziehen, nach der Sonne gewandt ein Gebet sprechen und sie dann ausgraben. Zeigte sich bei dieser Arbeit ein Adler in den Lüften, dann hatte der Wurzelgräber noch im selben Jahre sein Verlangen nach langem Leben mit dem Tode zu büßen. Lange Jahre hindurch hat man den Wurzelstock dieser Pflanze als Heilmittel benutzt; sein Genuß bewirkt Erbrechen und Durchfall.

Häufiger als der Schneerose begegnen wir in den Gärten dem Schneeglöckchen, das in den schlesischen Wäldern in großen Mengen wild wächst. Die hängende Blüte besteht aus drei längeren äußeren Zipfeln und drei kleineren inneren. Alle sechs sind weiß, die drei kleineren zeigen grüne Flecke. Auch das Schneeglöckchen bewahrt sich seine Schönheit, wenn es längere Zeit vom Schnee eingehüllt wird. Bei günstiger Witterung lassen sich gegen Monatsende auch bei dem unter dem Namen Eibe bekannten, immergrünen Strauche die kleinen Blüten finden, die teils einzeln, teils in kleinen Büscheln sitzen. Die ersteren sind die weiblichen, die letzteren die männlichen Blüten. In den Wäldern begegnet man der Eibe nur noch selten, sie zählt zu den aussterbenden Bäumen. Der Forstmann schätzt ihr Holz zwar hoch, aber sie wächst ihm nicht schnell genug ins Geld; darum pflegt er sie nicht. Die Gärtner aber wissen die Eibe als wertvolle Zierpflanze für die Gärten zu schätzen.

Das Blühen zeigt sich auch außerhalb der Stadtgrenze. Auf dem Anger blüht das Tausendschön, auch Gänseblume genannt, die Blume der Kinder und der Liebenden, „Er liebt mich, ein wenig usw.". Das Tausendschön hat eigentlich noch gar nicht aufgehört zu blühen, es war den ganzen Winter da. Scheu duckte es sich wenn der Schnee kam, dabei den Blütenkranz zu einem spitzen Kegel zusammenlegend. Sobald aber Tauwetter einsetzt und die Sonne scheint, öffnet das vom Schnee befreite Tausendschön die Blütensterne wieder.

Im Schutze der Hecken haben in ähnlicher Weise Bienensaug, Kreuzkraut, Sternmiere und einige andere gleichfalls mit dem Blühen gar nicht aufgehört. Erscheinen hier die Blumen auch nur in geringerer Zahl als in den Sommermonaten, so sind doch immer einige zu finden, die an Zahl um so mächtiger werden, je höher die Sonne steigt.

Über diese niederen Vasallen der Hecke reckt kerzengrade die Hasel ihre jungen schlanken Ruten in die Höhe. Diese schlanken Gerten, mit denen die Jugend so mancherlei Zeitvertreib anzustellen weiß, deren Bekanntschaft sie aber doch nie gern macht, wenn sie, die Gerten, sich in der Hand anderer Personen, die ihr

Über dies hinweg ist das Werk der treubesorgten Schwester „Svens" ein schlichter Gesang auf die Liebe zum Bruder, zu den Eltern und zur Heimat. Keine hochtönenden Phrasen! Wahre Vornehmheit, wahre Liebe, wahre Größe! — Eigenschaften, wie sie heutzutage stark in Vergessenheit zu geraten drohen, wie sie aber doch wieder zu Ehren kommen sollen. Dazu verhelfe das einzigartige Büchlein!

Geschichte als Entwicklungsmotor

Von S. Grünebaum

Die Reaktion weiß, weshalb sie sich einer umwälzenden Reform der Geschichtsbetrachtung im allgemeinen und des Geschichtsunterrichts im besonderen mit allen Mitteln widersetzt. Nur zu gut ist ihr bekannt, wie sehr durch den Hinweis auf Vergangenes die Denkart der Gegenwart bestimmt wird, wie sehr gerade in Krisenzeiten der Blick romantischer Naturen sich gern in eine phantastisch zurechtgestutzte Vergangenheit richtet, um tatkräftige Gegenwartsarbeit, die in eine bessere Zukunft führen würde, umso sicherer verhindern zu können. Der bekannte Satz „Die Geschichte ist stets von den Siegern geschrieben worden", scheint für die deutsche Republik nicht zu existieren. Sonst hätten die Unterrichtsministerien der deutschen Freistaaten längst die Bedeutung der Geschichte für die Meinungsbeeinflussung erkannt und Bemühungen unternommen, diese Frage im Sinne einer republikanischen Fortentwicklung zu lösen.

Vom Standpunkt altgewohnter Geschichtsbetrachtung aus, scheint es allerdings unmöglich, die Geschichte als Entwicklungsmotor zu benutzen. Wo immer wir die hergebrachte Geschichtsbetrachtung am Werke sehen, da finden wir sie als konservative Anbeterin der Vergangenheit zur Verherrlichung dessen, was war, gewissermaßen als schriftliche Ergänzung der erzenen Denkmäler, die sich die Dynastien von den babylonischen, ägyptischen und persischen Königen bis zu den Habsburgern und Hohenzollern zu ihrer Beweihräucherung haben setzen lassen. Die herrschenden Dynastien und die herrschenden Stände verkünden, wie Wilhelm Hans in einem ausgezeichneten Aufsatz „Geschichte im Dienste der Gemeinschaft" in der Zeitschrift „Ethos" nachweist, durch den Mund der Geschichte, was sie geleistet und geschaffen haben. Sie bekunden so ihren eigenen Wert und begründen damit die Notwendigkeit des Fortbestehens der herrschenden Verhältnisse. Daß diese konservative Tendenz der Geschichte, „Hüterin der Tradition" gegenüber dem stürmischen Revolutionär und schöpferischen Neuerer zu sein, Gefahren von lähmender Wirkung hat, indem sie vor allem das Alte auf Kosten des Neuen feiert, dürfte nur allzu klar sein und große historische Persönlichkeiten wie Nietzsche und Ibsen empfinden daher meist antihistorisch und sind gleich großen Revolutionen geschichtsfeindlich, weil sie erkennen, daß große Menschheitsfortschritte über den Bruch mit der Vergangenheit gehen und rationalistischer Art sind.

Im Gegensatz zur alten Geschichtsschreibung der Hofhistoriographen, die auftragsgemäß die Geschichtsentwicklung als ein Werk der Herrscher, Heerführer und Adelsschichten zeichnen, hat die moderne Geschichte die Aufgabe, die kulturellen Leistungen auf dem Gebiete der Wirtschaft und des Rechtslebens, der sozialen Entwicklung und der Wissenschaft, Kunst und Dichtung herauszuheben und darf dabei unter Würdigung der großen führenden Persönlichkeiten nicht die markanten Strömungen des Volkslebens und seiner sozialen Struktur übersehen. Führer wird uns hierbei die ökonomische Geschichtsbetrachtung von Karl Marx sein, die — fundamentiert auf den materiellen Grundlagen — unter Berücksichtigung des Auseinanderwirkens der geistigen, sittlichen, staatlichen und individuellen Mächte uns ein grandioses Bild geschichtlicher Aufwärtsentwicklung aufzurollen vermag. Nicht im Sinne einer unwahrhaften Verklärung der Vergangenheit Geschichte zu schreiben, ist die Aufgabe unserer Zeit, sondern die Wellenlinien der Aufwärtsentwicklung der Menschheit zu künden, muß das Ziel der Geschichtsbetrachtung sein.

Den dynastischen Kriegsgötzen sind das schaffende Volk und seine schöpferischen Gestalten entgegenzuhalten; der Vergöttlichung des national-egoistischen Machtstaates ist der gerade heute immer greifbarer werdende Begriff eines Bundes der gesamten Menschheit, und dem zerfahrenen Chaos unsystematischer Aufzählung einzelner Ergebnisse ist die — wenn auch unter Rückfällen — klare Linie zum Aufstieg sich selbst regierender Völker gegenüberzusetzen. So kann, richtig gelehrt — einen Anfängerversuch in dieser Richtung stellen die „Grundlinien der Weltgeschichte" von H. G. Wells und die „Allgemeine Kulturgeschichte" von Charles Richet dar —, die bisher konservativen Zwecken dienende Geschichtsbetrachtung zu einem Mittel werden, um der Jugend Verständnis dafür beizubringen, wie allmählich die Menschheit fortschreitet, wie unter furchtbaren Geburtswehen neue, höhere Entwicklungen alte Zustände verdrängen, wie nach und nach an Stelle blutiger Kämpfe geistiges Ringen den Weg für höhere Formen des Staates und der Gesellschaft ebnet — kurz: wie, unter welthistorischen Gesichtspunkten gesehen, die Geschichte den Entwicklungsmotor der Menschheit darstellt.

Pioniere der Funktechnik

Rudolf Goldschmidt

In der deutschen Großstation Eilvese bei Hannover und in Tuckerton bei Neuyork arbeiten Hochfrequenzmaschinensender, die nach dem System des deutschen Professors Goldschmidt hergestellt wurden. In jahrelangem Dauerbetrieb haben sie sich bewährt, ohne jedoch auf dem Gebiete des Hochfrequenzmaschinenbaus führend werden zu können.

Professor Goldschmidt hat die erste deutsche Hochfrequenzmaschine geschaffen. Er ist hier ganz neue Wege gegangen. Ihm genügte die einfache Überlegung nicht, daß man die Zahl der Pole und die Umlaufgeschwindigkeit einer Dynamomaschine vermehren müsse, um zu einem Wechselstrom hoher Frequenz zu gelangen. Er ging bei seiner Maschine von folgenden Gedanken aus: Er sagte sich, wenn man mit einem gewöhnlichen Braunschen Funksender Wechselstrom von bestimmter Periodenzahl dadurch erzeugt, daß man den Funken in einen geschlossenen Schwingungskreis schickt, den man durch Veränderung der Kapazität oder der Selbstinduktion abstimmen kann und bei dem der Antennenkreis auf den mit ihm gekoppelten Schwingungskreis zurückwirkt, so ist

---

Erziehungstalent beweisen sollen, befinden. An den älteren Ästen der Hasel hängen grünlichgelbe lange Würstchen herab, die jeden Tag ihren goldgelben Blütenstaub ausstreuen können. Diese Würstchen vereinigen an einer langen Spindel die männlichen Blüten des Haselstrauches. Nüsse können aus ihnen nicht erwachsen. Dies ist nur möglich in den weiblichen Blüten, die wir erst bei genauem Nachschauen an den Spitzen mancher Zweige sitzen sehen. Es sind kleine, unscheinbare, aus grünen Schuppen geformte Gebilde, aus deren Spitze ein paar purpurfarbene Fäden herausgreifen. Diese Fäden fangen den aus den männlichen Kätzchen vom Winde herausgetriebenen goldgelben Blütenstaub auf und führen diesen dann zu dem unter den Schuppen verborgenen Fruchtknoten. Dort reift dann allmählich die Nuß, die unsere Jugend so gern unterm Weihnachtsbaum sucht, heran. Blätter treibt der Haselstrauch erst, nachdem die Blumen ihren Dienst versehen haben.

Auf braunem Ackerboden, an Gräben und auf feuchtem Brachland sind wolliggraue Stengel aus dem Erdreich emporgeschossen, die unter günstigen Verhältnissen eine Höhe von ein Viertel Meter erreichen. Dem Schafte liegen eine Anzahl kleiner Schuppen eng an. Oben tront ein Kranz gelber Blüten, in deren Anordnung wir unschwer die Blütenform des Tausendschön wiedererkennen. Es ist der gemeine Huflattich, dessen herzförmige, unterseits weißfilzigen Blätter, wie bei der Hasel, erst nach den Blüten erscheinen. Diese Blätter haben bei manchem Tabakersatz eine wenig rühmliche Rolle gespielt. Tausenschön und Huflattich zählen zu der Familie der Korbblütler, so genannt, weil ihre aus Scheiben- und Zungenblüten zusammengesetzte Blütenstände in einem Körbchen angeordnet sind.

Im Walde begegnen wir einem weiteren Frühblüher, der seine Blumen gleichfalls vor den Blättern erscheinen läßt. Es ist der Seidelbast- oder Kellerhals, ein bis Meter hoch werdender Strauch, den unsere Gärtner oft in die Gärten verpflanzen. Die rosenroten, in der Form den Springen, oder Fliederblüten nicht unähnlichen Blüten, sitzen in kleinen Büscheln hart am Stengel. Sie verbreiten einen süßlichen betäubenden Geruch. Die Pflanze zählt zu den Giftgewächsen.

Reichlicher noch als Blumen ist in Feld und Wald sprießendes Grün anzutreffen. Dies ganz besonders an geschützten oder von der Sonne stärker durchwärmten Stellen. Auch dieses Grün hat seine Reize. Da ist an Hängen und trockenen Gräben der Thymian, der seine zumeist niederliegenden Äste mit einem gar zierlichen Grün bekleidet. Auch das Geschlecht der Mieren schiebt im Schutze vom Gebüsch seine zarten lichtgrünen Zweiglein empor, an deren Schönheit wir nicht achtlos vorüber gehen sollten. Wenn wir den Moder des Laubwaldbodens ein wenig beiseite räumen, so finden wir hier unschwer eine große Fülle der verschiedenartigsten Zweiggestalten; überall ist sprossendes Grün zu finden; aber es hält sich noch im Schutze verwesenden Laubes verborgen, auf daß kommende Kälteperioden nicht gleich alles wieder zerstören können.

Überall regt sich das Leben dem Frühling entgegen. Wollen wir dies Leben und Regen mit etwas größerer Muße betrachten, als es an einem Sonntag nachmittag im Freien möglich ist, so graben wir an einem frostfreien Tage ein Tausendschön aus und setzen es mit den umgebenden Gräsern und Kräutern in einem großen Blumentopf in Erde. Oder wir schneiden uns ein paar mit Kätzchen besetzte Zweige von Hasel, Pappel, Erle oder Weide und stellen diese in eine mit Wasser gefüllte Vase. Am sonnigen Fenster unseres Heimes können wir dann viel Freude erleben an der allmählichen Fortentwicklung des Inhalts von Blumentopf und Vase. Das ist der Frühling im Heim. Und im nächsten Monat kehrt auch draußen der Frühling ein.

Herm. Krafft.

nicht einzusehen, warum man nicht den Wechselstrom einer Dynamomaschine ebenfalls durch solche Schwingungskreise senden soll, um so zu der von der Antenne auszustrahlenden hohen Frequenz zu gelangen. Das Jahr 1907 sah die fertige Idee, das Jahr 1911 die Umsetzung in die Tat. Damals wurde eine Hochfrequenzmaschine vollendet, deren Stator und Rotor je 150 Elektromagnete aufwiesen. Die Umdrehungszahl des Rotors betrug 4500 in der Minute oder 75 in der Sekunde. Daraus ergibt sich, daß die Maschine einen Wechselstrom von 10 000 Perioden erzeugte. Dieser Wechselstrom, der vom Rotor der Maschine abgenommen wird, muß nun erst einen geschlossenen Schwingungskreis passieren, der ebenfalls auf 10 000 Perioden abgestimmt ist. Dadurch wird die Amplitude, d. h. der Schwingungsausschlag des Stromes außerordentlich verstärkt und wirkt ihrerseits kräftig auf den Stator, den feststehenden Teil des Rotors. Zu den 10 000 an sich vorhandenen sekundlichen Schwingungen kommen nun die 10 000 aus dem geschlossenen Kreis hinzu, es entstehen 10 000 + 10 000 = 20 000 Perioden.

Dieses Spiel kann man nun theoretisch so oft wiederholen, wie man will. Praktisch geschieht das nur viermal, weil sonst die Energie zu gering wird. Jedesmal wird der Wechselstrom des Rotors in einen geschlossenen Schwingungskreis geschickt. Der Stator wirkt mit seiner erhöhten Schwingungszahl auf den Rotor zurück. 20 000 Perioden wirken über einen weiteren geschlossenen Schwingungskreis wiederum auf den Stator, zu dessen 10 000 Grundperioden sie sich gesellen, so daß 30 000 Perioden entstehen. Und wenn diese 30 000 Perioden noch einmal einen auf sie abgestimmten Schwingungskreis passiert haben, dann entstehen im Stator 40 000 Perioden, die Zahl, mit der Goldschmidts Maschine arbeitete. Diese 40 000 Wechsel entsprachen einer Wellenlänge von 7500 Meter, die nunmehr von der Antenne ausgestrahlt wurden. Dabei wirkte die Selbstinduktionsspule des letzteren zur Frequenzsteigerung benutzten Schwingungskreises als Antennenkoppelungsspule. Die Elektromagneten erregte Goldschmidt durch eine Gleichstrommaschine, wobei er dem Wechselstrom durch Drosselspulen den Weg versperrte. Die Maschine wäre bei ihren Arbeiten sehr großer Erwärmung ausgesetzt, wenn nicht der Stator durch Wasser und der Rotor durch Luft gekühlt wären. Um die Bildung von Wirbelströmen innerhalb der Maschine zu vermeiden, wurden Stator und Rotor aus Tausenden von dünnen Eisenblechen gebildet, die voneinander durch besonders präparierte Papierschichten isoliert wurden. Die Hauptschwierigkeit bei der Maschine Goldschmidts besteht darin, diesen aus so vielen Einzelblechen zusammengefügten Rotor so stabil zu bauen, daß er den immerhin noch recht erheblichen Fliehkräften gewachsen ist. Die verschiedenen Wechselströme der Maschine müssen oft die gleiche Leitung passieren. So wie man auf der gleichen Telegraphenleitung mit Wechselströmen verschiedener Frequenz gleichzeitig telegraphieren kann, so passieren auch die verschiedenen Ströme der Maschine von Goldschmidt dieselben Wege, ohne sich zu stören.

Goldschmidts Begabung drängte ihn von Jugend an zur Technik. Sein Vater wünschte, daß der am 19. März 1876 zu Neubuckow in Mecklenburg geborener Sohn Kaufmann werden solle, wie er selbst. Trotz größten Widerstrebens schickte er ihn als Lehrling in eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen. Dann studierte der junge Goldschmidt an den Technischen Hochschulen zu Charlottenburg und Darmstadt. Hier wandte er sich bereits der Wechselstromtechnik zu. Als Ingenieur wirkte Goldschmidt nach Abschluß seiner Studien u. a. bei der AEG. In England ergriff ihn das Interesse für die drahtlose Kunst, durch die er später so berühmt werden sollte. Er gab den Dienst in der Industrie auf, ging als Dozent an die Technische Hochschule in Darmstadt, wo er zur Schaffung seiner Hochfrequenzmaschine kam, deren geistreiche Theorie ihn mit einem Schlage in die erste Reihe der Funkpioniere stellte.

W. M.

Das männliche Schönheitsideal im Film

Während der Kanon des weiblichen Schönheitsideals sich aus den Bildwerken und literarischen Dokumenten einer jeden Zeit mit Leichtigkeit feststellen läßt, fehlt uns ein solcher für das männliche Ideal vollkommen, wenigstens vom Standpunkt der Frau aus betrachtet. Die Sehnsucht der meisten Frauen ist nicht der schöne, sondern der „interessante" Mann. Dem Helden des Films müssen so viel äußerliche Vollkommenheiten eigen sein, daß die weiblichen Zuschauer es begreifen, wenn die Heldin sich in ihn verliebt und nur den einen Wunsch kennt, ihm als Geliebte oder Gattin anzugehören. Der Typ, der diesen Vorbedingungen vollauf entspricht, darf als das moderne männliche Schönheitsideal angesprochen werden. „Er muß groß und schlank sein und ein energisches Gesicht haben — wie in Damenbüchern geschrieben steht — regelmäßige, scharfgeschnittene Züge und breite Schultern", bemerkt Urban Gad und fährt fort: „Als Filmfachverständiger erlaube ich mir noch hinzuzufügen, daß er sympathisch sein, ein hübsches Lächeln und einen ausgeprägt männlichen Typ haben muß." Von erheblicher Wichtigkeit ist ferner noch, daß er sich elegant zu kleiden und schneidig zu bewegen weiß, daß er Überlegenheit offenbart und den Mann von Welt markiert.

Selten wird, so liest man in dem soeben im Paul Aretz-Verlag zu Dresden erschienenen, großangelegten Werk „Sittengeschichte des Kinos" von Curt Moreck, eine Frau danach fragen, ob ein Mann schön ist, andere Eigenschaften sind für sie entscheidend. In ihre Vorstellung vom männlichen Ideal mischen sich vielfach noch stark romantische Züge, und dieser Vorstellung kommt der Film mit seinem Helden entgegen. Er zeigt den Mann in voller, in sympathiegewinnender Aktivität, er zeigt ihn spielend mit seiner physischen oder geistigen Kraft, mit seinem Mut und seiner Entschlossenheit. Der Held reitet, fährt, schwimmt, lenkt Auto und Flugzeug, gebietet über ein Heer von Arbeitern als Fabrikherr oder verfügt über ungeheure Summen als Finanzgenie; als Lebenskünstler genießt er lächelnd alle Freuden des Daseins, oder er beherrscht als Erfinder die geheimnisvollen Kräfte der Natur. Sein Feld ist die Tat, deren Gelingen ihn mit Glorie umgibt, mag er nun die silberne Rüstung der Ritterzeit oder den tadellosen Frack eines erstklassigen Schneiders tragen, mit dem blanken Schwert oder mit dem Füllfederhalter seine großen Entscheidungen treffen. Zeigt er sich allen Situationen gewachsen, so ist ihm die Bewunderung der Frauen sicher, und wo Frauen bewundern, da lieben sie auch, wo sie aber lieben, da finden sie den Mann auch schön, selbst wenn er anders aussieht als das Ideal mit dem bestimmten Gepräge, das „von Modeblättern und Anzeigen für Barbierseife und Hosenträger genügend" bekannt ist.

Mit dem männlichen Schönheitsideal hat es eine eigene Bewandtnis. Es läßt sich nicht so leicht normieren als das weibliche, das sich vielfach nach einem zur Mode gewordenen Typ bildet. Daher sehen wir den weiblichen Kinostar bemüht, sich durch kosmetische Künste jenem einmal zur Beliebtheit gelangten Typ anzunähern, während die männlichen Sterne ihre Eigenart zu wahren trachten, sie sogar kultivieren und besonders betonen. Eine männliche Schönheitsgalerie des Films zeigt eine größere Variabilität als die weibliche, sie offenbart außer den scharf ausgeprägten nationalen Unterschieden auch noch jene des Temperaments und des Charakters, und sie zeigt alle Nuancen vom feinnervigen, sensiblen, übernervösen Manne mit *femininem* Einschlag bis zum *brutalen Kraft- und Muskelmenschen*. Der populäre Geschmack allerdings bevorzugt aus dieser Musterkarte den tadellos angezogenen Liebhaber mit der unentwegten Bügelfalte und dem durchgezogenen Scheitel, das sogenannte „Backfisch-Ideal". In Straßenanzug oder Frack sieht er am besten aus und erobert sich alle Herzen im Sturm, auf dem Zelluloidband wie auch im Parkett. Daß nicht nur männliche Männer das Ideal des weiblichen Kinopublikums bilden, haben seltsamerweise die Amerikanerinnen bewiesen, die häufig Männer von weiblich-zarter Schönheit (Rudolf Valentino!) zu ihren Favoriten machten.

Im Flugzeug zu den Zwergstämmen im Papualand

Die Expedition des Professors Stirling, die rund 250 Meilen ins Innere von *Holländisch-Neuguinea* eingedrungen war und sich im Papualand acht Monate aufgehalten hatte, ist auf dem Rückweg nach den Vereinigten Staaten jetzt in Singapore eingetroffen. Sie bringt ungefähr 8000 seltene ethnologische Fundstücke, eine große botanische Sammlung und ein reiches und wertvolles wissenschaftliches Informationsmaterial mit nach Haus, dessen Bearbeitung neues Licht über das Leben einer der am wenigsten bekannten Zwergrassen verbreiten wird. Die Expedition wurde von dem amerikanischen Smithsonian-Institut ausgerüstet und fand wertvolle Unterstützung durch die Wissenschaftliche Forschungsgesellschaft von Holländisch-Neuguinea. Dank der Verwendung eines Flugzeuges war es der Expedition möglich, tief in das Zentralgebirge Neuguineas einzudringen, die Bergbarrieren zu überfliegen und Karten des Gesamtgebiets am oberen Rouffaer-Fluß aufzunehmen. Dieses Gebiet war bisher völlig unerforscht. Die Expedition erreichte Höhen von rund 3000 Metern und verweilte drei volle Monate unter den Zwergstämmen des Berglandes, die sich durchaus freundlich und gastlich zeigten, im Gegensatz zu den Papuas der Küstenzone, die wiederholt das Lager und die Transportzüge angriffen und mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden mußten. Die ursprüngliche Absicht, von der Küste aus im Fluge den Habbema-See zu erreichen, der nach den Schätzungen in einer Höhe von etwa 4000 Metern liegt, gab man schließlich auf, da man sich das gewünschte Informationsmaterial über dieses noch ganz unerforschte Gebiet anderswo verschaffen konnte. Professor Stirling ist mit dem Ergebnis der Unternehmung durchaus zufrieden und spricht sich über die Hilfe, die er seitens der holländischen Behörden gefunden hat, in rühmenden Worten aus.

Das Papier als Träger künstlerischer Form

Im Rahmen der „Jahresschau deutscher Arbeit Dresden 1927" veranstaltet der Bund Deutscher Gebrauchsgraphiker E. V. eine Sonderausstellung unter dem Titel „Das Papier als Träger künstlerischer Form". Der Bund Deutscher Gebrauchsgraphiker, die Standesorganisation der deutschen Werbekünstler und Buchgraphiker, gibt hier zum ersten Male einen umfassenden Überblick über das Gesamtschaffen der Gebrauchsgraphik. Es werden gezeigt: Werbegraphik von der kleinsten Geschäftsdrucksache bis zum Plakat, Buchkunst und Proben künstlerischer Schriftgestaltung, Beispiele repräsentativer Kundenwerbung, amtliche Graphik usw.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Liegt dir Gestern klar und offen, Wirkst du heute kräftig frei, Kannst auch auf ein Morgen hoffen, Das nicht minder glücklich sei. Goethe

Orpheus

Von **Rainer Maria Rilke**

Wir veröffentlichen nachstehend eine Probe aus den „Sonetten aus Orpheus" (Inselverlag, Leipzig) des soeben verstorbenen Dichters Rainer Maria Rilke, die im Anschluß an die altgriechische Sage eine ergreifende Symbolisierung des Künstlertodes enthält.

Errichtet keinen Denkstein. Laßt die Rose
nur jedes Jahr zu seinen Gunsten blüh'n.
Denn Orpheus ist's. Seine Metamorphose
in dem und dem. Wir sollen uns nicht müh'n

um and're Namen. Ein für alle Male
ist's Orpheus, wenn er singt. Er kommt und geht.
Ist's nicht schon viel, wenn er die Rosenschale
um ein paar Tage manchmal übersteht?

O wie er schwinden muß, daß ihr's begrifft!
Und wenn ihm selbst auch bangte, daß er schwände.
Indem sein Wort das Hiersein übertrifft,

ist er schon dort, wohin ihr's nicht begleitet.
Der Leier Gitter zwängt ihm nicht die Hände.
Und er gehorcht, indem er überschreitet.

Dreihundert Jahre Neuyork

Von **Dr. Karl Wehner**

Die zweitgrößte Stadt der Welt und größte der Vereinigten Staaten beging mit offiziellem Gepränge ihren 300. Geburtstag. Aus einem Grüppchen primitiver Borkenhütten an der äußersten Spitze der Insel Manhattan erwuchs im Laufe von drei Jahrhunderten das riesige Handelsemporium Neuyork, die Residenz des allmächtigen Dollars und seiner Vertreter, ein gigantischer Schmelztiegel, in den alle Rassen des Erdballs hineingeflossen, um in unglaublich kurzer Frist umgeschmolzen daraus wieder hervorzugehen. Da es der Stadt im Laufe der Zeit an Entfaltungsmöglichkeiten in die Länge und Breite gebrach, wühlte sie sich vielstöckig in die Tiefe, bohrte sie ihre Wolkenkratzer in den Äther. So ballte sie die Menschenmillionen in ihren Mauern auf fast beängstigend engen Raum zusammen, zugleich aber verschaffte sie sich damit eine Ausflucht aus dem Verkehrsproblem, der städtischen Hauptsorge, ohne indes dieses Problem restlos lösen zu können. Noch ist nicht abzusehen, wie die Entwicklung Neuyorks enden wird.

Die Bucht von Neuyork, ihre Inseln (Manhattan, Long Island, Staten Island) und ihre Flußarme untersuchte als erster gründlich im Jahre 1609 der damals in holländischem Auftrag handelnde englische Seefahrer Henry Hudson, nach dem der in die Bucht mündende Strom genannt ist. Die Aussicht, den gewinnbringenden Pelz- und Fellhandel vom Jagdgrund aus in eigene Regie nehmen zu können und so von Rußland und dem französischen Kanada unabhängig zu werden, leuchtete dem pfiffigen Kaufmann Amsterdams, Hoorns und der anderen niederländischen Handels- und Stapelplätze ein, so daß nach etlichen anderen Versuchen, das „herrenlose" Gebiet der Ausbeutung zu erschließen, im Jahre 1621 die Westindische Kompagnie zustande kam, um den Handel mit der Bucht monopolistisch zu handhaben und dort souverän zu schalten und zu walten. Daß die Ziele der Kompanie nicht ausschließlich merkantiler, sondern daneben kolonisatorischer Art waren, kam der neuen „Eigentümerkolonie" dabei sehr zustatten.

Noch ehe das Schiff „Hett Meewtje" den ersten von der Gesellschaft ernannten Gouverneur, Peter Minuit, einen Deutschen aus Wesel, nach Manhattan brachte, bestanden auf der Insel einige rohe Hütten, hielten sich dort Pelzhändler, Jäger und etliche wallonische Siedler auf. Aber erst Minuits Schar von Einwanderern brachten das so sehr benötigte europäische Vieh und landwirtschaftliche sowie handwerkliche Geräte mit, so daß das Jahr 1626 den eigentlichen Anfang der Kolonisierung und des späteren Neuyork bezeichnet. Den Manhattan-Insulanern kaufte Minuit die ganze, etwa 11 000 Morgen umfassende Insel für ein Butterbrot ab: 60 Gulden entrichtete er für sie. Am Ende des über die Insel führenden Indianerpfades wurde eine Stadt angelegt und Neu-Amsterdam genannt. An der Stelle des heutigen Custom House sahen die ersten Steinbauten ihrer Fertigstellung entgegen, und ein Fort an der Südspitze (heute Battery Park) sorgte für den Schutz der zunächst noch vorwiegend aus rohen Holzhütten bestehenden Ansiedlung. Noch jetzt gemahnen viele Straßennamen und Stadtteilbezeichnungen an die Holländer- oder „Knickerbocker"-Zeit. Aus t'Maagde Paatje ward Maiden Lane (Mädchen-Straße); die so berüchtigte Bowery leitet ihren Namen von einem Gutshof (holländisch bouerij) des letzten niederländischen Gouverneurs Stuyvesant her, und Brooklyn ist aus dem holländischen Dorf Breukelen auf Long Island entstanden.

Die Holländer verblieben bis 1664 im Besitz der „Neuen Niederlande". Kolonie und Stadt waren unter Daransetzung von 2 Millionen Gulden von einer mächtigen Handelsgesellschaft angelegt worden und sollten sich bezahlt machen. Daher kam es, daß den ersten Jägern und Siedlern zwar weitgehendes religiöses Entgegenkommen in einer Zeit der religiösen Intoleranz gezeigt wurde, daß aber der einzelne doch nur als der Handlanger, der Vasall „seiner" Gesellschaft angesehen wurde. Das von der Kompanie beliebte Regierungssystem war ein durchaus aristokratisches; der Direktor konnte anfänglich vollkommen despotisch schalten. Durch eine Hintertür schlich sich der europäische Feudalismus ein, indem vermögenden Unternehmern, die auf eigene Kosten mindestens 50 Personen in die Besitzung brachten, riesige Landstrecken, kleinen Fürstentümern vergleichbar, übereignet wurden, auch erhielten sie eine ansehnliche Reihe erblicher Vorrechte, so daß sich sehr früh Klassengegensätze herauszubilden und soziale Kämpfe abzuspielen begannen. Im Einklang damit steht natürlich, daß die Westindische Kompanie afrikanische Sklaven einführte und den Versuch machte, die Indianer zu versklaven.

Durch einen mitten im Frieden unternommenen Handstreich ging die Stadt Neu-Amsterdam mitsamt ihrem Hinterland 1664 an die Engländer über und geriet aus dem Eigentum eines Handelsunternehmens in die Hände eines Fürsten, des Herzogs von York, dem sein Bruder Karl II. von England die ihm gar nicht gehörende Pflanzung verschrieben hatte. Jetzt wurde aus Neu-Amsterdam zu Ehren des Herzogs ein Neuyork. Unter der Herrschaft der Stuarts setzte sofort machtvoll der Kampf um eine, wenn auch vorerst nur provinzielle, Selbständigkeit ein. Der Herzog sah sich genötigt, das von der Bevölkerung schon der holländischen Kompanie abgetrotzte Wahlrecht zu bewilligen und mannigfache Freiheiten und Privilegien, darunter das Recht der Selbstbesteuerung, anzuerkennen. Als er aber als Jakob II. den englischen Thron bestieg, vergaß er nach Fürstenart seine gemachten Versprechungen und die Verbriefung jener Rechte, und wieder wurde die Provinz im Interesse des Fürsten oligarchisch regiert.

Als 1688 Wilhelm von Oranien den Stuart Jakob II. vom Thron stieß, erhofften sich die mittleren und unteren Schichten Neuyorks von dem Regimewechsel eine Besserung der Lage. Da sie keine sofortigen Anstalten dazu wahrnahmen, schritten sie zur Selbsthilfe. Die unbegüterte Schicht, die sozial Benachteiligten, jene Bürger, die keine Freisassen oder nur unbedeutende Landbesitzer waren, taten sich zusammen, um der Aristokratie holländischer und englischer Abkunft, den konservativen Kronbeamten und reichen Kaufleuten die Stirn zu bieten und sich die Rechte, die man ihnen vorenthielt, zu erstreiten. Zum Vorkämpfer demokratischer Ideen machte sich der Deutsche Jakob Leisler, der auch in der städtischen Miliz eine feste Stütze hatte. Es gelang, seine Wahl zum Bürgermeister durchzusetzen, womit die Partei des Volkes ihren ersten großen Sieg auf

amerikanischem Boden erfochten hatte. Zwei Jahre lang (1689 bis 1691) ruhten die Zügel fest in seiner Hand, und zwar kümmerten Verordnungen aus dem „Mutterlande" Leisler und seine Gefolgschaft wenig. Der Wunsch nach voller Loslösung mag in den fähigeren Köpfen schon umgegangen sein, sicherlich war er noch verfrüht und unzeitgemäß. Mit Hilfe eines von England gesandten Truppenkontingents wurde die Volksregierung gestürzt, Leisler gefangen und hingerichtet. Aber die einmal beschworenen Geister spukten weiter; offener Bürgerkrieg zwischen der Partei des Volkes und den Gefolgsmannen der Aristokratie schien zuweilen fast unvermeidlich.

Unfreie Arbeit verblieb auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Note der Stadt Neuyork. Schon bald nach 1670 war allerdings das Versklaven von Indianern verpönt worden, jedoch wohl mehr aus politischen, als aus Erwägungen der Menschlichkeit heraus. Der mächtige Irokesenbund der „Fünf Nationen" und die ihm zwar verfeindete, aber ebenso kriegerische Algonkinföderation hätten ja den gemeinsamen Vernichtungskampf gegen die Unterdrücker ihrer Rasse proklamieren können! Für den Ausfall an indianischen Arbeitskräften verschaffte man sich Ersatz in Gestalt von unbemittelten Leuten aus Europa, die für erhaltene Vorschüsse einen mehr oder weniger bestimmten Zeitraum hindurch als Halbfreie arbeiten mußten. Daneben wurde „schwarze Ware" in Menge eingeführt. Man suchte sich gegen die armen, aus ihrer Heimat verschleppten Neger durch allerlei kleinliche Verordnungen zu schützen, deren Übertretung unweigerlich brutale Auspeitschung zur Folge hatte. Der nervöse Angstzustand der allmählich stark angewachsenen schwarzen Bevölkerung gegenüber führte 1741 zu einem gräßlichen Negerpogrom. Man zieh die Schwarzen einer Verschwörung und beschuldigte sie der Brandstiftung. Etwa um die gleiche Zeit fand die erste Einmischung in die Pressefreiheit statt, indem der Deutsche Joh. Peter Zenger, der Drucker und Herausgeber des „New York Weekly Journal", wegen gouverneurfeindlicher Aufsätze vor den Kadi gezerrt, aber glänzend freigesprochen wurde. Wie es um die politische Freiheit bestellt war, erhellt der Umstand, daß 1738 gelegentlich einer Bürgermeisterwahl jüdische Kolonisten ihre Stimme nicht abgeben durften.

Der englische Merkantilismus war am Emporblühen der Kolonie weit weniger interessiert als daran, sich keinen Konkurrenten auf seinen Europamärkten großzuziehen. Besiedelung schien unwichtiger als die Ausnutzung der Jagdgründe und der wirtschaftlichen Möglichkeiten. Da man aber auf die Dauer von einem ungedüngten Baum keine Früchte erwarten kann und die englische Politik gegenüber den Pflanzungen sich eher auf das Pflücken verstand als auf die Wachstumförderung, wurde der Lauf der Dinge beschleunigt. Als das englische Parlament 1765 die Stempelakte, die Stempelgebühren auf Anträge und notarielle Schriftstücke einführen sollte, für die Kolonien erließ, ergriff Neuyork in der Abwehr die Führung. Der in der Stadt tagende Kolonialkongreß vertrat den Standpunkt, daß Besteuerung ohne Befragung der Bevölkerung nicht zulässig sei. Die Engländer ließen vor dem zum Teil bewaffneten Widerstand der Kolonisten das Gesetz unter den Tisch fallen, sannen aber auf eine neue Machtprobe. Immer mehr spitzten sich infolgedessen, z. B. wegen der Tee-Einganzszölle, die Verhältnisse zu, die Unabhängigkeitsbewung ergriff weiteste Volkskreise, und 1776 brach der offene Aufstand gegen England aus. Neuyork war in dem sieben Jahre währenden Kampfe nicht in der Lage, eine führende Rolle zu spielen, da es früh von den Engländern und ihren schnöd von ihren Fürsten verschacherten deutschen Hilfstruppen eingenommen und die Kriegsdauer über besetzt gehalten wurde.

In Neuyork entstand nach Erringung der Selbständigkeit die Föderalistische Partei, die einige glänzende geistige Führer ihr eigen nannte, darunter den Staatsmann Alexander Hamilton, aber nach 1800 in Bedeutungslosigkeit hinabsank. Die Nichtföderalisten nahmen anfangs den Namen Republikaner, dann — seit 1828 — Demokraten an. Bis auf unsere Tage ist die Demokratische Partei, die in Tammany Hall ihren Sitz hat, in Neuyork im wesentlichen in der Führung geblieben. Die heutige Republikanische Partei besteht übrigens erst seit 1854. Das Jahr 1830 sah in der Stadt die Entstehung einer nur kurzlebigen Arbeiterpartei. Aufruhr und Krawalle herrschten öfter in Neuyork, keiner aber so gefährlich wie der Aufstand aus Anlaß der Soldatenaushebungen im Bürgerkrieg, der sich gegen die Regierung und die farbige Bevölkerung richtete.

Neuyorks Sturmlauf zur Millionenstadt, sein Aufstieg zum Bank- und Handelszentrum gehört der neueren und neuesten Geschichte an. Seine Bevölkerung ist die vielsprachigste der Welt, da die Metropole der größte Einwandererhafen aller Länder ist. Mit dem Siegeszug der Industrie und dem Aufkommen der Riesenvermögen hat sich auch das soziologische Bild Neuyorks stark geändert. Seine proletarische Bevölkerung, obzwar ständig im Fluß, ist ein Massenmoment ohnegleichen geworden. Hart im Raume stoßen sich hier die Gegensätze von unerhörtem Reichtum und krassestem Elend, von arbeitslosem Einkommen und fast einkommenloser Arbeit, und zwar weit mehr als in den anderen Großstädten der Union, die eben nicht den allerärmsten Einwanderer empfangen, wie das bei Neuyork der Fall ist.

Die Verkehrsnöte des Neuyork von heute wurden schon angedeutet. Es scheint der Ausweg geplant zu sein, noch mehr riesige Hochhäuser zu erbauen, die von riesenweiten Plätzen umgeben sein sollen, so daß der Neuyorker von übermorgen ein Mensch des Aufstiegs wenigstens in körperdynamischer Beziehung sein würde. Denn für den sozialen Aufstieg stehen die „unbegrenzten Möglichkeiten" kaum noch derart zur Verfügung, wie vor einigen fünfzig Jahren. Das sollte sich mancher merken, in dessen geregeltes Dasein der mystische Hauch des Namens Neuyork hineinweht.

Das Werk von Joseph Conrad

Von **J. M. Frank**

Noch vor einem Jahre war der Name Joseph Conrad in den weitesten literarisch gebildeten Kreisen Deutschlands so gut wie unbekannt. Heute, nachdem vor kurzem der S.-Fischer-Verlag in Berlin uns die vier ersten Bände der Werke dieses Mannes vorgelegt hat, mit Einführungen von Autoritäten wie Thomas Mann und Jakob Wassermann, steht man staunend vor der Wahrnehmung, daß dieser Conrad wahrhaft ein Phänomen, eine literarische Sensation darstellt, und nur ein Bedauern darüber bleibt, daß der Dichter bereits tot ist und uns keine weiteren Werke mehr schenken kann.

Conrad, der Umdichter der Meere und Abenteuer, der glänzende Gestalter plastisch geschaffener Menschen, Charaktere, Szenen und Katastrophen, ist eigenartig zwischen Stevenson-London und

---

Elternlied

Von **Franz Werfel**

Kinder laufen fort.
Langher kann's noch gar nicht sein,
kamen sie zur Tür herein,
saßen zwistiglich vereint
alle um den Tisch.

Kinder laufen fort.
Und es ist schon lange her.
Schlechtes Zeugnis kommt nicht mehr.
Stunden Ärgers, Stunden schwer:
Scharlach, Diphtherie!

Kinder laufen fort.
Söhne hangen Weibern an.
Töchter haben ihren Mann.
Briefe kommen, dann und wann,
nur auf einen Sprung.

Kinder laufen fort.
Etwas nehmen sie doch mit.
Wir sind ärmer, sie sind quitt.
Und die Uhr geht Schritt für Schritt
um den leeren Tisch.

Aus dem Jahrbuch des Paul-Zsolnay-Verlages, Wien-Berlin, das viele Originalbeiträge, u. a. auch dieses Gedicht von Franz Werfel enthält.

Die Leute auf Dangaard

(Zur ersten Aufführung des Dramas von Martin Andersen-Nexö im Freien Theater in Wien)

Im breiten Lebenswerk des dänischen Arbeiterdichters Martin Andersen-Nexö steht neben den großen Romanen, den zahlreichen Novellen und Reiseschilderungen ein einziges Drama: „Die Leute auf Dangaard". Es ist nicht nur stofflich aufs engste mit den erzählenden Schriften Andersen-Nexös verbunden, es ist der Extrakt seines Schaffens, ist die knappste dichterische Formung seiner Weltanschauung, seiner Zukunftshoffnung.

Dangaard (der Danhof) ist ein großes Bauerngut irgendwo auf Bornholm, in des Dichters Heimat, in der steinigen Gegend, deren magerer Boden in endloser mühseligster Arbeit urbar gemacht werden muß. Hat der arme Bauer aber dem felsigen Grunde Ackerland abgerungen, dann kommt der Gutsbesitzer, der Herr, präsentiert alte Schuldscheine und nimmt den Acker. Alles ist ihm untertan im Umkreis seines Gutes. Nicht nur der Boden, auch die Menschen. Die Mägde müssen ihm zu Willen sein und die Knechte schlägt er zuschanden, wenn es ihn gelüstet, zu erproben, ob ein Menschenschädel oder ein Stuhlbein härter ist. Doch es rieselt im Gemäuer dieser alten Herrschaft. Der Sohn ist nicht mehr wie der Vater. Er hat dessen Leichtsinn, dessen Hang zu Spiel und Suff geerbt, aber nicht dessen Kraft. Und so verfällt das Gut; das Saatkorn wird verspielt und versoffen, die eigene Mutter betrogen, um die Schulden des Lotterlebens zu bezahlen. Diese Mutter rottet ihr fluchbeladenes, verkommenes Geschlecht aus. Sie vergiftet den Lumpen und Schwächling, den sie geboren, und vergiftet sich selbst. In der Buchfassung des Dramas, die bei

Tolstoi-Dostojewski gestellt werden. Er ist eine einzigartige Erscheinung, weil er, ein Pole, nicht nur geographisch, sondern ebenso vollkommen seelisch und geistig sein Heimatland aufgab, um in eine neue Wahlheimat wiederum nicht nur geographisch, sondern ebenso geistig und seelisch hineinzuwachsen, ja, sogar einer der besten Prosadichter dieser neuen Heimat zu werden. Dieser unerhörte Fall, der nur einen einzigen Präzedenzfall in der Weltliteratur haben dürfte — den des deutsch dichtenden Franzosen Chamisso —, ist noch besonders eigenartig dadurch, daß Conrad nicht „Engländer" wurde, um englisch zu dichten, sondern um Seemann zu werden und als geborener (meerferner) Pole rätselhafte Sehnsucht im Befahren südlicher Ozeane zu erlösen. Sein in Dichtung umgestaltetes Erleben aber wird uns den dämonischen Ozeanen fernen Deutschen zur Sensation, weil er, wie kaum einer vor ihm, die Dämonie des Meeres und der — nicht Abenteuer suchenden, sondern nur im ehrlich ringenden Tagewerk Abenteuer erlebenden — Menschen auf den Meeren zu schildern vermag. Das Werk dieses Realisten zu lesen, bedeutet „sehen-, hören- und fühlenlernen" in einer Weise, die „Herz und Geist bis ins letzte fesselt", dabei mit der klischeemäßigen, banalen, nur zweckmäßigen modernen filmdramatischen Spannung nichts zu tun hat und trotzdem oft unerhört stärker „spannt". Alles in allem: ein Erlebnis!

Den Inhalt der vier soeben erschienenen Romane zu skizzieren, wäre unangebracht; man muß sie lesen! So zuerst vielleicht den „Geheimagent", einen soziologisch-politischen, gerade uns lebhaft interessierenden Kriminalroman, der nur auf dem Festlande spielt, inmitten der Korruption, die der Ozean nicht kennt; dann „Jugend", die genialen Geschichten von einem brennenden Schiff und einer unerfüllten Sehnsucht, vom „Herz der Finsternis" des traumhaften Urwaldes, vom Käpt'n Whalley und dem Ende seines erschütternden Liedes von der Liebe zu einem Schiff und seinem Kinde. Von Konflikten, die das seltsame „Spiel des Zufalls" löst, kündet der Roman, der diesen Titel trägt und das Leben einer Frau an Bord eines dämonischen Schiffes schildert, dessen Kapitän sie gefolgt war. Gipfel der Conradschen Kunst aber scheint „Die Schattenlinie", die eigenartige Geschichte einer Meeresstille, in der ein Schiff vom Fieber überfallen wird, gerahmt um einen Menschen, der, seelisch in ähnliche Stille und Müdigkeit geraten, von Seelenfieber überrascht, sich zur Männlichkeit durchringt.

Das schmale Bücherregal, das die Großen der Weltliteratur beherbergt, hat wieder einen neuen Gast: diesen Conrad. Daß Thomas Mann und Jakob Wassermann ihn für uns aus der Taufe hoben, daß der S.-Fischer-Verlag den Mut besaß, ihn uns Deutschen in der Zeit des „Charleston" und der „Modekönginnen" zu schenken, sei ihnen gedankt! Es war eine „Tat"!

Das Schaukelpferd

Von Alphonse Crozière

Berechtigte Uebertragung von Dr. Ernst Lenz, Quarto dei Mille (Genova) Italien.

Seit dem Neujahrstage war Frau Sorge bei den Vermichons eingekehrt und hatte ihren grauen Schleier über das Leben der Familie gebreitet.

Und doch waren die Leute keine Müßiggänger. Der Mann arbeitete ohne Unterlaß, aber sein Gehalt war elend. Der Neujahrstag mit seinen zahlreichen Verpflichtungen war denn daran schuld gewesen, daß sie so arg in die Klemme geraten waren und nicht mehr ein noch aus wußten.

Ein Glück wenigstens, daß die Vorsehung das Leihhaus erfunden hat; mag es auch eine kostspielige Vorsehung sein, eine Vorsehung ist es immerhin.

Die Eheringe, die armselige goldne Schlüsseluhr (das Familienandenken), einige Gegenstände von Wert, die im Hause geblieben waren, zwei Sprungfedermatratzen, kurz all die Dinge, welche man beleiht, waren verpfändet. Man hatte die Bäckerrechnung bezahlt, dem Schlächter und dem Kaufmann etwas angezahlt und konnte wenigstens etwas freier aufatmen als zuvor.

Aber die gedrückte Stimmung blieb trotz allem und wurde noch gedrückter, als die Fabrik, in welcher der Mann arbeitete, ganz unvermutet eine Ruhepause eintreten ließ. Leider konnte man diese Ruhepause nicht auf den Magen der Frau und den des Kindes ausdehnen.

„Da möchte man sich am liebsten den ganzen Tag abrackern und kann doch nichts schaffen!" — krummte der Mann, der seinem Sohn beim Spielen zusah — „Es ist wirklich zum Verzweifeln!"

Wie hätte er sich sonst darüber gefreut, wie Stephan sein Schaukelpferd hin- und herschob, es durchprügelte und dann wieder mit Zärtlichkeiten überhäufte. Das armselige Pferdchen war die einzige Freude des Jungen; er verließ es nicht einen Augenblick, selbst im Bette mußte er es neben sich haben, um es jederzeit liebkosen zu können.

Bei Tisch reichte er ihm Brot und sagte: „Friß, damit du fett wirst."

Kurz, diese Mißgeburt von einem Pferd, die sich geradezu komisch ausnahm, war das erste große Glück im Leben des schmächtigen kleinen Jungens geworden, der trotz seiner Häßlichkeit sympathisch war und mit seinem abgehärmten Gesicht und seinen großen, klugen Augen so traurig in die Welt hineinblickte.

„Mach' nicht solchen Krakeel, du verdammter Beng'l!" — fauchte der Vater. — „Man wird ja ganz dumm dabei. Ich bin gerade in der Stimmung, solche Possen mitanzuhören . . !"

Stephan muckste nicht. Er sagte bloß zu seinem Pferde:

„Sei ruhig. Schlaf'."

Dann nahm er sich einen Katalog vor, aus dem er schöne Herren in feinem Pelzwerk ausschnitt. Dabei aber horchte er aufmerksam auf das, was die Eltern redeten.

„Das ist ja reizend" — meinte der Vater — „sie wollen dir also auf die Wäsche nichts leihen?"

„Nein, sie sagen, sie sei in zu schlechtem Zustande. Schließlich haben sie recht; Wäsche kann man diese Lumpen, die hundertmal geflickt sind, eigentlich nicht mehr nennen."

„Dann wird man sich also morgen den Hungergurt noch enger schnallen müssen."

Stephan warf einen gerührten Blick auf sein hölzernes Pferd; der Blick schien zu sagen:

„Und wenn man nun auf den Gedanken kommen sollte, dich zu verspeisen?"

Den ganzen Abend litt der Kleine unter der düsteren Vorstellung, daß morgen in der Schüssel kein Löffel Suppe mehr sein werde. Nicht, daß das arme Wurm etwa an sich dachte, er dachte an seinen Vater und seine Mutter. Er murmelte, in dem er ein Schluchzen herunterwürgte:

Albert Langen in München erschien, zündet sie auch das Herrenhaus an. Alle Spuren dieses Geschlechts müssen vom Erdboden getilgt werden, das Feld muß frei sein für die neue Gesellschaft, die nun heraufkommt und die keine Herren und Knechte mehr kennt.

Diese neue Gesellschaft kündet sich machtvoll an. Da ist der Bettel-Per, geschundener Knecht, aus dem Armenhaus geholt, getretenes Lasttier, das sich aufbäumt und sein Menschenrecht fordert. Auf seinen starken Schultern ruht das Gut, seine Arbeit muß wettmachen, was der Unverstand und die Laster des Herrn verderben. Er muß schaffen, dienen und kuschen. Und hat doch dasselbe Recht, Herr zu sein auf Dangaard, ist doch desselben Vaters Sohn wie der verzogene Schwächling. Die Gesellschaftsordnung erst macht aus dem unfähigen und schwachen Bruder den Herrn und aus dem gesunden, starken den Knecht. Diese Gesellschaftsordnung des Unrechts und der Unterdrückung muß gebrochen werden. Die Landarbeiter scharen sich um die Fahne des Sozialismus. Wie die beiden ungleichen Brüder gleichen Anteil haben sollten an dem Gut des Vaters, so sollten alle Menschen, gleich geboren von der Natur, gleichen Anteil haben an den Gütern der Erde. Diesen zum Bewußtsein ihres Menschenrechtes erwachten Knechten übergibt die Herrin von Dangaard das Gut. Sie werden es wieder in die Höhe bringen; sie werden einen Genossenschaftsbetrieb gründen, sie werden alle für alle arbeiten. Als Naturnotwendigkeit vollzieht sich nach dem Zusammenbruch der morschen bürgerlichen Ordnung des Privatbesitzes der Übergang zur sozialistischen Gemeinschaft.

Dangaard, der Danhof, ist Dänemark, und dieses Dänemark ist die Gesellschaft von heute. Gleichnis ist das Drama, seine Gestalten Vertreter der Gesellschaftsklassen, Vertreter der Mächte, die heute noch um die Erde ringen; und der Ausgang dieses Ringens ist für den Dichter nicht unbestimmt.

Der Schluß des Dramas, dem des Romans „Pelle der Eroberer" sehr ähnlich, weist bereits in die Zukunft; aber er ist nicht Vision, er wird als Wirklichkeit gezeichnet, so groß ist die Gewißheit des Dichters, daß die Arbeiterschaft dereinst ohne Kampf und ohne Blutvergießen aus den erkalteten Händen einer unter eigener Schuld zusammengebrochenen Gesellschaft die Güter der Erde übernehmen wird, um sie für die gesamte Menschheit zu verwalten und zu mehren.

In den großen, wuchtigen Linien des Bauerndramas ist dieses dichterische Gleichnis gestaltet. Auch an der menschlichen Tragik des Unterganges der Gutsherrnfamilie geht der Dichter nicht vorüber, und zahlreiche mit seiner großen Kunst der Menschenzeichnung knapp umrissene Episodenfiguren stellt er in das Gefüge seines Dramas: die alte Magd, die den zuschanden geschlagenen Knecht geliebt, die alte Häuslerin, deren Mann umgekommen, weil dem Gutsherrn eine Schutzvorrichtung an der Maschine zu teuer gewesen, der Idiot, Opfer des tollen Übermuts des Großbauern. Blutzeugen vergangener Zeit der Sklaverei sind sie und huschen wie Gespenster vorüber, da der Tag anbricht, der den Arbeitern, auf deren Schultern die Welt steht, auch die Herrschaft über die Welt erteilt.

Das Freie Theater hat sich mit Einsatz aller seiner Kräfte um die Aufführung dieses sozialistischen Dramas bemüht und eine Vorstellung zustande gebracht, die die ganze revolutionäre Sprengkraft der Dichtung zur Entladung bringt; der Regisseur Ernst Lönner führte seine Schauspieler zu wohlabgestimmtem Zusammenspiel.

„Papa und Mama werden nichts zu essen haben. Sie werden sterben, und ich werde mit meinem Pferdchen allein auf der Welt bleiben."

Am folgenden Morgen stand sein Entschluß fest: er mußte sich von seinem Gefährten trennen. Es war ihm nicht leicht gefallen, denn nichts ging dem Kleinen über sein Hottehüh.

Er nahm das Tier unter den Arm und öffnete dann geräuschlos die Tür. Seine Mutter sah ihn fortgehen, glaubte aber, er wolle auf dem Flur spielen.

Stephan stieg hastig die fünf Treppen hinab. Er sagte zu seinem Spielgenossen:

„Armer Kerl, es tut mir leid, daß du es so schlecht getroffen hast und zu so armen Leuten gekommen bist; aber damit mußt du dich jetzt abfinden. Ich werde dich aber nie vergessen; wenn ich erst groß bin und mich selbst ernähren kann, dann hol' ich dich bestimmt wieder ab; dann werden wir gemütlich beisammen sein und uns über die verlorene Zeit trösten."

Bei diesen Worten rollte eine verstohlene Träne über sein Gesicht. Ja, trotz allem; fiel ihm der Abschied doch recht schwer.

Bald befand er sich vor der Zweigstelle des Leihhauses. Er kannte den Raum genau, wo er, an den Rockschoß seiner Mutter geklammert, mehr als einmal gewesen war; er betrachtete die mürrischen, ernsten Angestellten mit einer Art schüchterner Ehrfurcht.

„Wem gehört der Bengel?" fragte ein nicht übermäßig höflicher Aufseher.

Aber schon war Stephan an einen Schalter getreten und stotterte voller Angst:

„Verzeihung, können Sie mir vielleicht etwas auf mein Pferdchen leihen?"

Einen Augenblick sah der Beamte den schmierigen Bengel, der die Augen niederschlug, als hätte er ein Verbrechen begangen, groß an; dann platzte er los:

„Auf dein Spielzeug soll ich dir was leihen?"

Diese Worte waren von allen Anwesenden vernommen worden.

Jetzt verzerrte sich das Gesicht des Kleinen. Sein magerer Körper wurde von krampfhaftem Schluchzen geschüttelt, denn er hatte schrecklich Angst vor dem Mann, dem er gegenüberstand. Er erklärte mit abgehackten Worten die traurige Lage seiner Familie: man hatte schon alles hierher gebracht, es war nichts mehr zum Beleihen da, und morgen würde sogar die Suppe fehlen . . .

Hinter dem Schalter sah man lächelnde und mitleidige Mienen, hörte man tuscheln. Stephan machte sich schon darauf gefaßt, unsanft beim Kragen genommen und an die Luft gesetzt zu werden; aber das machte ihm nichts aus. In seiner Ergebung lag schon etwas Heldenhaftes.

Seine Kopf brummte dermaßen, daß er gar nicht hörte, wie jemand sagte:

„Das ist ja ein Prachtjunge, ihr Leute! Sollen wir uns von dem beschämen lassen?" —

Und die Geldstücke regneten nur so in den Hut. Jeder wollte sein Scherflein beitragen.

Als Stephan, etwas ruhiger geworden, sein schmächtiges Gesicht wieder erhob, sah er, wie der Mann hinter dem Schalter ihm etwas Weißes hinhielt. Er hatte das Ergebnis der Sammlung in einen Umschlag gesteckt.

Und als Stephan ihm sein Hottehüh mit einem schüchternen: „Danke, danke . . . Da haben Sie das Pferdchen," reichen wollte, versetzte der Beamte:

„Behalt' dein Spielzeug und mach, daß du fortkommst."

O, das ließ sich Stephan nicht zweimal sagen.

Als er atemlos vor der Tür der kleinen Wohnung anlangte, bekam er einen Hustenanfall, der von der Erregung noch verschlimmert wurde. Seine Mutter erwartete ihn schon mit erhobener Hand.

„Wo bist du wieder herumgestrolcht, du Taugenichts? Hab' ich dir nicht verboten, fortzugehen?"

Aber Stephan, dessen Augen noch gerötet waren, hielt ihr das Päckchen hin und sagte triumphierend:

„Siehst du, Mama, das hat man mir im Leihhaus auf mein Pferdchen geliehen, und ich habe es trotzdem behalten dürfen. Sie haben gewiß gesehen, daß ich es sehr lieb habe.

Das Theater der künstlichen Menschen

Vor 14 Jahren machte ein junger italienischer Journalist und Kritiker, der Doktor Vittorio Podrecca sich daran, das Marionettentheater neu zu beleben. Er schon in jahrelanger Arbeit nicht weniger als 600 wertvolle Marionetten und baute nach eigenen Ideen eine Miniatur-Bühne, das Teatro dei Piccoli, mit dem er schnell durchschlagende und über seine italienische Heimat hinausgreifende Erfolge erzielte. Heute hat das Theater der künstlichen Menschen dank seiner künstlerischen Vollendung bereits Weltruf erlangt, hat auch in Deutschland sich schon viele begeisterte Freunde gewonnen. In der zweiten Junihälfte wird Dr. Podrecca mit seinem Teatro dei Piccoli ein Gastspiel in Magdeburg auf der Deutschen Theater-Ausstellung Magdeburg 1927 geben.

Vom Schwaben, der keinen Spaß verstand

Der junge Löwenwirt erzählte: „No ischt der Knecht mitten en der Predigt aufg'wacht, wo der Herr Pfarrer gsait hot: Ond der Prophet fuhr in den Himmel!"

Do hot der Knecht grufe: „Halt, i will au mitfahre!"

Der Hansadam hot kei G'sicht verzoge.

„Hoscht net verschtanda?"

„Was net verschtanda?"

„Da Schpaß net verschtanda!"

„Ha, doch! Wenn oiner do ischt, no werd i ehn au scho verschtanda ham!"

„Ha, worom lachscht no netta?"

„Ha! Z'wega was soll i lacha?"

„Ha, z'wegn sellem Schpaß!"

„Ha, do ischt doch nix z'lacha!"

„Ha, worum denn net? Du verschtoscht halt koin Schpaß netta!"

„Ha, worum werd i denn koin Schpaß net verschteha?"

„Ha, den hoscht net verschtanda!"

„Wenn i sag, i hau-n-e verschtanda, no hau-n-en verschtanda! Herrgottsackerment! Do verschteh i koin Schpaß!"

„Des ischt's jo eba!"

„Was ischt's eba?"

„Daß du koin Schpaß verschtohst!"

„Potz heideblitz! I hau-n-e doch verschtanda!"

„Worum hoscht no net g'lacht?"

„I lach, wenn i will! Net wenn du willscht!"

„Also hoscht au net verschtanda!"

„Potz heideelement no emol! Jetzt ischt's genug, jonger Kerle, sonsch schlag i di u'gschpitzt en de Boda nei, wenn du noch einmol sagscht, i verschtänd koin Schpaß. — I verschteh Schpaß! Du Lausbua, verschtanda! Ond jetzt hältscht's Maul!" —

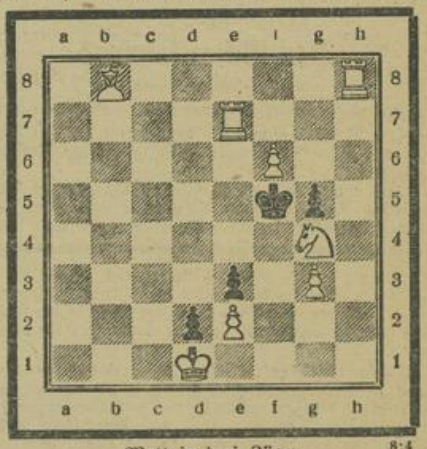
Alfred Auerbach.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29; wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Aufgabe Nr. 91

M. Winkler, Turnier des Deutschen Arbeiter-Schach-Bundes 1927



Matt in drei Zügen

8:4

Endspielstudie Nr. 41

Stellung: Weiß: Kd6, Ld8, Bd4, f4, g5, (5). Schwarz: Kh8, Lh7, Bd5, d7, f5, g6, (6). Weiß zieht und gewinnt.

Lösung: 1. Ld8—f6+, Kh8—g8, 2. Kd6—e7, d7—d6 3. Lf6—h8! Kg8×h8, 4. Ke7—f7, Lh7—g8+, 5. Kf7×g6, Lg8—e6, 6. Kg6—f6, Le6—d7, 7. Kf6—f7 und gewinnt.

*

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Sachsenhausen: Dienstags, bei Adrian, Affentorplatz.
Innenstadt: Montag, „Zur Pfalz", Holzgraben 7.
Niederrad: Montags, „Schwarze Katze", Kelsterbacher Str. 28.
Nordend, Dienstags bei Walter, Weberstraße 84.
Bornheim: Mittwoch, Pauly, Germaniastraße 49.
Niederwald: Mittwoch, Blank.
Bockenheim: Mittwoch, Molikeeck, Ecke Varrentrappstraße.
Rödelheim: Mittwoch, Schwabeneck, Eschborner Landstraße 36.
Bahnhofsviertel: Donnerstag, Zum Regenbogen, Gutleutstr. 151.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Liegt dir Gestern klar und offen, Wirkst du heute kräftig frei, Kannst auch auf ein Morgen hoffen, Das nicht minder glücklich sei. Goethe

Der Mann am Kran

Von **Jean Tousseul** (Brüssel)

Einzigberechtigte Übertragung aus dem Französischen von Hermynia Zur Mühlen

Das Beben des Krans übertönte für einen Augenblick die tausend Geräusche der Stadt, die sang und sich belustigte. Der Wagenkorb schaukelte, erschien dann wie das rote Maul des Ungeheuers über der Erde. Die aufschießende Schlacke erhellte den Abhang, den Himmel, die Häuser und den Fluß, verglomm dann wie ein Leuchtkäfer. In der aufsteigenden Rauchwolke stopfte Pierre Lardinois seine Pfeife und regelte den Apparat: Ketten, Motor und Metallgerüst zitterten; der Eimer erhob sich und glitt gehorsam dem Werk zu.

Seit langem lebte Pierre Lardinois hier oben, seit langem kannte er nicht mehr die Hochöfen mit ihren bunten Flammen, ihren Gasdünsten, die das Gehirn zusammenpressen und die Beine schlaff machen, das Geklirr der seltsamen Metallbauten, die hinterlistigen Feuer, die den nackten Leibern die Haut abschürfen, die Metalltropfen, die immer wieder eine Hand, eine Wange oder ein Auge durchbohren. Er kannte das Werk nur von oben: die ungeheuren Schlote, an denen die Menschen des Tales die Stunde abblasen, Schlote, die des Nachts die Purpurzungen herausstreckten, kannte die flüchtigen Meteore, erzeugt von den verschwitzten Händen der Menschen, ausgespien von den Hochöfen. Für ihn bedeutete das Werk nur einen Teil der täglich geschauten Landschaft, wie ein an einem Baum hängender Mondstrahl, ein Gewitter, das er in der Ferne aufsteigen sah, die kleinen Häuser, die des Nachts menschlich vertraute Züge annahmen, die geköpften Kirchtürme, die von umherstreifenden mutwilligen Rauchwolken entzweigeschnitten wurden.

Einsam, in der Nacht, ferne der Stadt, nahe den Wolken und den Sternen mit seiner Bibel und seiner Pfeife lebend, war Pierre Lardinois anders geworden als die übrigen Menschen. Er fühlte dies auch, wenn er des morgens sein Wächterhäuschen abschloß und den Pfad hinab, an dessen Saum ihm wohlbekannte Heilkräuter wuchsen, zu den Menschen stieg.

Die Menschen liebten ihn, weil dank ihm in den schwülen Sommer- und kalten Winternächten die Gegend auf zwei Meilen im Umkreis erhellt war und der rote Rachen die Liebe der Gatten im Bett, die Fieber der Kranken und die Angst der ihre betrunkenen Männer erwartenden Frauen beleuchtete.

An regnerischen Abenden liebten die verspäteten Wanderer die himmliche Liebkosung, die der Mann dort oben entzündete, in Brand erhielt mit einer kleinen Gebärde, die ihm ein wenig Brot, ein wenig Tabak und ein wenig Alkohol einbrachte. Saßen in der Dämmerung die Familienmitglieder beisammen und sahen, wie Pierre Lardinois mit einer Handbewegung die fünftausend grauen Häuser erhellte, so wurde sein Name genannt; schwieg man aber, so verklärte dieser Name die Gesichter und öffnete die Lippen zu guten Worten des Friedens und der Liebe.

Denn Pierre Lardinois verstand sich darauf, Leibschmerzen zu heilen, Brandwunden und andere Verletzungen, er prophezeite das Wetter, konnte er doch oberhalb der rauchigen Stadt den Himmel beobachten; er erzählte Geschichten, wie sie Christus den Menschen erzählt hatte, die ihn später ans Kreuz geschlagen haben. Große Zugvögel durchbrachen seine Nachtwachen mit ihrem Gekrächz und in dem Jahr, da die Pocken wüteten, bevölkerten die Dohlen seine Hütte.

Pierre Lardinois verweilte nicht lange unter den Menschen. Er kehrte gerne in sein Wächterhäuschen zurück; es machte ihm Freude, die fünftausend erhellten Fenster der kleinen Häuser zu betrachten, er liebte die Unbekannten, die hinter ihnen lebten, stellte sich vor, wie die Männer Karten spielen, oder wie eine Frau die Wäsche plättet. Um nicht allzu gerührt zu werden, zündete er seine Pfeife an der Tonlampe an, die man vom Fuße des Hügels aus für einen Stern hätte halten können, und dachte an einfache Dinge, schlicht wie seine jung-alte Seele, die Seele eines Mannes, den die Arbeit gerade zu nähren und kleiden vermag und dem sie zwei Finger der linken Hand geraubt hatte.

In dieser Nacht bellte der Wind im Gerüst, ließ es aufseufzen, erzittern, trieb den Wagenkorb zurück und wehte dessen heißen Atem auf das Wächterhäuschen. Pierre Lardinois lächelte über den Sturm, dessen Launen ihn belustigten. Krach: der Wagenkorb schaukelte im Dunkeln, in Wind und Regen, die untere Schlacke glühte noch, verlosch, lohte abermals auf. Und das große flüchtige Morgenrot erhellte den ganzen Westen, wo hier und dort aus den oberen Hochöfen die roten Zungen schossen und dann wieder in ihr Loch zurückkrochen.

Der kleine Mann sang im starken Wind; Ketten, Motor, Gerüst zitterten; der Eimer glitt schlitternd durch die Nässe dem Werk zu. Dann kehrte er glühend wieder zurück, versenkte bisweilen Pierre Lardinois' harten Schnurrbart. Der Mann schwitzte trotz der Kälte und dem Regen. Die Räder glitten langsam über das Geleise, der Motor gemahnte, von grünen Flammen beleuchtet, an einen Krebs.

Das Unglück aber wollte es, daß der Eimer eine halbe Drehung machte; sein großer roter Rachen stand weit offen, wie ein plötzlich am Himmel aufgestiegener Mond. Der Mann mußte die feuchte Leiter hinabklimmen, den großen Feuerhaken abhängen, die blendende Schlacke schüren. Sein Keuchen vermischte sich mit dem Bellen des Windes; die glühende Masse spuckte, dann plötzlich kippte der Eimer um. Ein helles Aufstrahlen liebkoste das Dorf.

*

Die Auflader warteten vergeblich auf den glühenden Eimer.

Die Menschen, die am Sterbebett der alten Margueritte wachten, sahen in dieser Nacht nicht mehr die freundschaftliche Helle des Krans, zwei junge Gatten schliefen bekümmert ein, sorgten sich um den sanften, schüchternen, kleinen Mann, der von Zeit zu Zeit ihre Liebe erhellt hatte.

Am folgenden Morgen fragten die Bewohner der fünftausend kleinen Häuser nach Pierre Lardinois, der während zehn Jahren kein einziges Mal seine Pflicht versäumt hatte.

Die Auflader zogen in Wind und Regen aus, riefen, die Hand vor den Mund gewölbt. Sie fanden das Wächterhäuschen leer, den Eimer hängend. Dann, da die Schlacke völlig tot war, wagten sie sich weiter vor auf dem heißen Hügel. Beim Licht der Lampe, an der der kleine Mann seine Pfeife zu entzünden pflegte, fanden sie verkohltes Fleisch, etwas Nacktes, Rotes, Gekrümmtes; das mußte Pierre Lardinois sein, der Lichtspender und Tröster des schwarzen westlichen Abhangs.

Der „Hamlet" und „Der Sturm"

Von **Gustav Landauer***)

Der Tugend Übung
Ist höher als der Rache . . . Geh, befrei' sie
Ich brech' den Zauber, löse ihre Sinne:
Sie soll'n sie selbst nun sein.

Ich weiß nichts, was rückwirkend eine bessere Erklärung für Hamlet wäre, als diese Wendung, wie sie der Sturm bringt. Wir werden nie wagen dürfen, zu entscheiden, wie weit die Unklarheit Hamlets über seine Motive und seinen heimlichen Willen eine Unklarheit des Dichters noch war, die jetzt der Klarheit gewichen ist; zu solchem Rätselraten hat sich Shakespeare zu tief in seinen Gestalten geborgen. Aber sicher ist, daß Hamlet, als er, die Hand am Schwert, um es zu ziehen, und zugleich an seinem Racheteich, um ihn nicht loszulassen, unentschieden dastand und darüber sann, wie er das Schwert schrecklicher zücken könne, auf der Suche nach dem war, was Prospero gefunden hat. Sehr seltsam dünkt mich das

*) Aus „Shakespeare" von Gustav Landauer. II. Band. Bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Verhältnis unsrer Empfindung zu den raschen Instinktuntaten, wie sie Othello oder auch Hamlet begehen, und zu den wohlerwogenen, milden, kurzen Plagen, die Prospero über seine frevlerischen Feinde verhängt. Wir scheinen geneigt, mit jenen Ausbrüchen der Wut wie mit etwas Natürlichem mitzugehen, uns an den Strafen Prosperos, ja sogar an seinen rationellen Plageverfahren gegen den unbezähmbaren Wilden Caliban als etwas sehr Hartem zu stoßen. Das kommt, meine ich, daher, daß wir selbst die Bereitschaft zu jeder blutigen Gewalttat in uns locker genug finden, wenn wir in unserer Triebnatur stehen, daß wir es aber, sowie wir zur Vernunft, zur Beherrschtheit, zur Abgeklärtheit übergetreten sind, nicht ertragen, irgendein lebendes und nun gar menschliches oder menschenähnliches Wesen als Mittel, ja sogar, ein Stadium seines Daseins als Mittel zu einem künftigen benutzt sehen. Wir haben beides als Möglichkeiten in uns, den Affekt und die Vernunft; wir gehen aber in unbeirrtem Mitgefühl mit dem Triebmenschen, während wir beim Überlegenen jeden, auch den kleinsten Rest aus der tierisch-sinnlichen Sphäre als unangenehm empfinden.

Im Hamlet hat eine Geisterstimme den Sohn, der seiner ganzen Anlage nach so ein geistiger, so ein Dichter zu sein berufen ist wie Prospero, zur Rache aufgerufen: zu blutig mörderischer Tat drängts ihn unterirdisch von außen, unterirdisch in ihm selbst: von seiner inneren Höhe aber, von seinem besten Wesen ruft es ihn zur Gewalt der gestaltenden Rede, des strafenden bannenden Worts, zu dem jetzt Prospero mit tiefem Atemzug ausholt. Und zu diesem Verzicht auf jegliche Strafe und Plage ermuntert hat ihn Ariel der Geist, dem Grazie und spielerische Leichtigkeit und holde Anmut etwas verleihen, was wie eine natürlich gewachsene Nachbildung des sanftesten Teils unsres menschlichen Gemüts ist, wo es von der Stille der Vernunft, wo Seele von Geist, Gefühl von Denken nicht mehr zu trennen ist.

Wozu auch, sagt sich Prospero, wozu strafen, verletzen, töten, Leben zerstören? Ist ja doch alles Leben nur ein seltsames Spiel, das mit uns getrieben wird, uns so unwirklich und vergänglich, wie der Geisterspuk und Hokuspokus, den er selbst schmerzlos entstehen und vergehen läßt. Schmerzlos! Das ist der Unterschied zwischen dem Leben der Gestalten, die der Phantast in die Lüfte zaubert, und derer, die das dunkle Schicksal aus den Elementen ins Dasein bannt. Darum tut Milde und inniges Mitleid not, auch gegen die Schlechten: das Leben, an dem die dämonischen erdenschweren Naturkräfte hämmern und zerren, ist mit Gefühlen, mit Schmerzen verbunden, gleichviel, ob einer gut oder schlimm geraten ist, während Prosperos luftiger Trug nur Spiel und bunter, flimmernder, schmerzloser Geistertraum ist. Sonst aber freilich, was ist Leben, was ist Erde, was ist Welt andres als Traum und Spiel?

Die Hosen des Robespierre

Von

Hermann Linden

An diesem Nachmittag war der Konvent nicht stark besucht; drei Urteile waren nur vorgesehen. Das war zu wenig für die verwöhnten Pariser. Einige Jakobiner lagen auf den Bänken der Galerie, schief die Mützen auf dem Kopf, die Zähne mit Apfelessen beschäftigt; Kokotten, die den Nachmittag nicht besser verbringen konnten, ließen ihre Seidenbeine herunterbaumeln. Dagegen war der Wohlfahrtsausschuß vollzählig versammelt.

„Madame Fifo," rief der Ausrufer mit schnarrender Stimme. Das war die erste Angeklagte dieses Nachmittages, die Frau eines Pariser Bankiers, die aristokratischer Liebesbeziehungen bezichtigt wurde. Als die Türe von draußen geöffnet wurde, senkten die beiden Saalwachen die Bajonette, als nähere sich ein gefährliches Tier. An den Händen gefesselt, wurde die Angeklagte hereingeführt. Sie war nicht mehr ganz jung, dreißig etwa, blaß und ungepflegt, wie eine Gefangene eben nicht anders aussehen kann, doch ging von ihr etwas aus, dem man sich nicht entziehen konnte; ein etwas zerschlissener Zauber könnte man sagen.

Robespierre und Danton, die links an einem Seitentische saßen und mit der Unterzeichnung von Edikten beschäftigt waren, nahmen von dem Eintritt der Angeklagten keinerlei Notiz.

Der Verhandlungsführer, ein Kerl mit martialischen Gesichtszügen, der in früheren Zeiten Schafzüchter in der Provence gewesen war, es jetzt zu Amt und Würden gebracht, begann schnell und geschäftig die Vorfragen des Verhörs.

„Angélique Fifo?"

„Es ist richtig!"

„Gattin des Bankiers Fifo?"

„Es ist richtig."

„Sie haben den Grafen Lagrace beherbergt, obwohl Sie wußten, daß er ein Feind des Volkes ist?"

„Es ist richtig."

„Antworten Sie nicht so nachlässig! Sagen Sie ja oder nein! Übrigens" — der Sprechende wandte sich zu den beiden immer noch unbeteiligt bleibenden, schreibenden Häuptern — „die Angeklagten hat Personalien, Tat . . ." Er stockte, schwieg. Da hob Danton den Kopf. Seine Nüstern vibrierten. Er hatte etwas Parfümartiges im Raum gerochen. Da gewahrte er die Frau mit den gefesselten Händen.

„Sagten Sie etwas, Sétain?"

„Das ist Angélique Fifo," erwiderte der Ankläger behend, „Gattin des Bankiers Fifo. Sie hat den Grafen Lagrace verborgen. Tat und Personalien sind eingestanden. Ich lasse sofort das Urteil schreiben."

Neue Arbeiterdichtung

Die Autoren der hier besprochenen Bücher entstammen alle der gleichen Gesellschaftsschicht: dem Proletariat. Was ihre Arbeit bindet, ist der Ursprung ihres Wesens und das Bild ihrer Weltanschauung; aber, was sie dennoch voneinander abgrenzt, ist die Intensität ihres Welterlebens und die Kraft ihrer dichterischen Gestaltung. Kritische Lauheit um einer lobenswerten Tendenz willen wäre eine Mißachtung der künstlerischen Schöpferkraft proletarischer Dichter: nur durch eine eindeutige Scheidung der ursprünglichen Begabungen von den matten Nachempfindern und Auch-Dichtern wird das wirklich Echte und Dauernde, das Einmalige und Große um so heller sich abheben. Die makellose Leistung sei bejaht, der jämmerliche Eklektizismus als solcher gekennzeichnet — denn eine wohlwollende und künstliche Aufzucht des Schwächlichen ist nur eine peinliche Verdunklung der eigenwilligen Begabungen.

Von Max Barthel liegen zwei wesentliche Dichtungen vor, edel in der Formung und zwingend in der Wahrhaftigkeit ihres Erlebens: die Erzählung „Die Mühle zum Toten Mann" (Arbeiterjugend-Verlag, Berlin) und der Gedichtband „Botschaft und Befehl" (Buchmeister-Verlag, Berlin). Diese Erzählungen, die von der Not menschlicher Kreatur im Kriege handelt, wiegt die ganze pazifistische Propagandaliteratur auf. In „Die Toten im Wald" „Siebengestirn", „Die Schlacht in den Argonnen", „Der hohe Berg" und „Die Mühle zum Toten Mann" sind kleine Meisterwerke eines einfachen Prosastils geschaffen; Dichtungen voll anklägerischer Gewalt und zwingender Kraft. Das unvergeßliche Grauen, das wir, gemeine Frontsoldaten, widerstrebend ertrugen, wird lebendig: von der Nordsee bis zur Schweiz steht die furchtbare Linie todgeweihter Männer; tun sich die Massengräber auf in denen hunderttausende Brüder faulen; zittert die Sehnsucht nach Weib und Freiheit, schnürt die Ahnung nahen Todes unser Herz, wenn wir vor dem Sturm mit fliegender Hand die letzten Briefe schrieben. Denn ist Frühling, die Blumen blühen, aber mitten zwischen ihnen liegt ein Toter mit zerrissenem Gesicht; in dem zertrommelten Wald singen in später Abendstunde die Nachtigallen, und plötzlich fliegen Berge auf und sinken ins Tal. Und Viktoria, die Schwester des Freundes und Symbol der Hoffnung, geliebt von gleichgestimmten Seelen, angebetet wie eine Heilige; die nächsten Kameraden und der leidende Mitmensch aus den feindlichen Gräben: alles und alle sind uns nah und vertraut, weil selbst erlitten in Jahren des Zwangs, der Entmenschung und der Rebellion. Voll dichterischer Kraft und unvergeßlichen Bildern sind einzelne dieser Geschichten, die in ihrer Knappheit zum Besten zählen, was Barthel bis heute geschrieben hat. Der gleichzeitig erschienene Gedichtband „Botschaft und Befehl" zeigt Barthels Formsicherheit, die alte hymnische Aufschwungfähigkeit, die wir schon aus seinen früheren Versbüchern kennen. Neu ist die stärkere Wendung zum einfachen, reimlosen Gedicht: es gelingen selten vertiefte Erschauungen, wie in der wunderbaren „Besinnung", dem sehnsüchtigen „Wintertag" oder dem resignierenden Sang „An die Sonne". Seit den ersten Büchern, den „Versen aus den Argonnen" und den „Revolutionären Gedichten" bis zu „Botschaft und Befehl" ist eine reife Verinnerlichung bemerkbar: eine Abkehr von allzu pathetischen Wortballungen, bei denen teilweise noch dem Klang zuliebe gedichtet wurde. — Drei kleine Jugendspiele von Barthel, „Licht- und Schattenspiele" (Arbeiterjugend-Verlag, Berlin), originell in der Idee und klar in der anspruchslosen Durchführung des Themas, seien als Neuerscheinungen gleichzeitig erwähnt.

Karl Bröger legt, seit dem „Held im Schatten" zum ersten Male wieder ein in der „Volksstimme" bereits erwähntes geschlossenes Prosabuch vor: „Das Buch vom Eppele", eine Schelmen- und Räuberchronik aus Franken (J. H. W. Dietz, Berlin). Plastisch gesehen und in beherrschter, dem Stoff adäquater Sprache wird die abenteuerliche Lebensgeschichte des Eppele von Gailingen gestaltet. Brögers Blick fürs Wesentliche gibt nur so weit Anekdoten, als sie für die Charakterisierung seines Helden notwendig sind; der Humor, der die Chronik durchwebt, wird nie zum billigen Selbstzweck, wie auch die gut gefügte Handlung nie um eines Effektes willen abgebogen wird, obgleich die Versuchung bei dieser tollen Räubergeschichte mehr als einmal nahe ist. Das Historische ist gut gesehen und aus dem Staub der Aktenbündel und Geschichtsbücher lebendig herausgehoben. Verwurzelt im Franken des 14. Jahrhundert, wächst der lebensstarke Eppele durch Brögers Dichtung über das eng begrenzt Heimatliche hinaus: eine Volksgestalt und ein Volksfreund verwandt dem Eulenspiegel durch die ungebrochene Kraft seines Daseins und jener philosophischen Überlegenheit, die nie veraltet, weil sie ewig-menschlich und dadurch zeitlos ist. — Ein

„Sachte, sachte," wehrte Danton ab, „noch ist das nicht so einfach, wie es dir erscheint, mon cher." Ein langer Blick des Revolutionärs fiel auf die dreißigjährige Frau. Die stand da, gleichgültig und müde gegen das, was ihr widerfuhr; sie trug noch die Hausrobe, in der man sie drei Tage vorher morgens aus ihren Räumen geholt, purpurrote, zerknitterte Seide. An den Schultern waren die Tragbänder zerrissen und Danton, der zeitlebens nicht nur eines, sondern zwei Augen auf die Frauen geworfen hatte, sah, daß die Schultern der Angeklagten von ungewöhnlich schöner Wölbung waren. Die Frau spürte den Blick des Mannes. Sie streckte sich, eine evahafte Regung schüttete ihr einen Tropfen Hoffnung ins Herz, wobei sie vergaß, daß sie auf einem Platz stand, auf dem es keine Hoffnungen geben darf.

Und wieder wurden dieselben Fragen an sie gestellt; diesmal aber von einer musikalischeren Stimme, von einer Stimme, die Menschen, Tiere und Steine bezaubert hatte.

„Angélique Fifo heißen Sie, Madame?"

„Ja, Monsieur Danton," erwiderte die Frau rascher und lebhafter als zuvor.

„Gattin des Bankiers Fifo?"

„Ja, Monsieur Danton!"

„Sie sind angeklagt, den Grafen Lagrace beschützt zu haben? Peinlich, peinlich, sehr peinlich, Madame. Wußten Sie das nicht, daß Lagrace ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses erstochen hat und seit acht Tagen überall gesucht wird in Paris?"

„Ich wußte das," sagte die Frau und senkte den Kopf.

„Peinlich, peinlich, peinlich," murmelte der Revolutionär, „Sie sind noch sehr jung und Sie sind auch sehr hübsch. Aber auf solchen Dingen steht der Tod. Unsere Gesetze sind lakonisch."

„Ich konnte nicht anders," sagte die Angeklagte und warf den Kopf empor, „er war doch mein Gatte!"

„Ihr Gatte?" rief Danton überrascht, „ich denke Fifo?"

„Mein erster Gatte. Der Bankier ist mein zweiter."

„Ah, das verändert die Tatsachen ja ganz kolossal!"

„Seit wann sind sentimentale Motive Entschuldigungen für Staatsverbrechen?" sagte da die eiskalte Stimme Robespierres, der soeben seine Unterschriften beendigt und die letzen Worte mit angehört hatte.

„In Frankreich ist die Liebe immer als das größte Ideal gehegt worden; alle Traditionen mögen wir stürzen, nur diese nicht!" lenkte Danton entschlossen ein.

„Du wirst immer ein Schürzennarr bleiben, Danton — und das Vaterland wird darunter leiden!"

In diesem Augenblick hob Robespierre sein Lorgnon, um die Angeklagte genauer zu betrachten. Ehe Danton dieser Anzüglichkeit eine Erwiderung geben konnte, verschlug ihm die seltsame Veränderung in Robespierres Gesicht die Rede. Dieses Gesicht sah zwar niemals aus, als rolle Blut unter seiner Haut, gelb und papieren sah es immer aus, wie Pergament; jetzt aber schien es Leichenblässe zu überziehen.

Dantons Blick flog von Robespierre zu der Angeklagten.

Und hier sah er das zweite, leichenblasse Gesicht.

Und nun kamen einige Reden, die der Umgebung nicht ganz verständlich waren.

„Bürgerin — hörte man die kalte, spitze Stimme des Diktators — erheben Sie Anspruch auf eine Revision Ihres Prozesses? Soweit es mir bekannt ist, haben Sie Ihre Tat gestanden, und auf Beschützung eines Royalisten steht unvermeidlich der Tod. Und ganz besonders in Ihrem Spezialfalle, wo es sich um den Mörder eines unserer Freunde handelt. Eine solche Revision hätte gar keinen Zweck, und daß die Motive, die Danton zu Ihrer Verteidigung einwarf, bei Ihnen vollkommen außer Betracht kommen, das — das wissen Sie doch sehr genau, nicht wahr Bürgerin Fifo?"

Angélique Fifo sah Robespierre steif und fassungslos an. Ihre Augen glitten über seine schwarze Sammethosen hin, und der Diktator, der die Beine übereinandergeschlagen dasaß, rückte etwas nervös auf seinem Stuhle hin und her, als er diesen Blick gewahrte

„Fifo . . . Fifo . . . Fifo . .." murmelte Danton ständig vor sich hin. „Wo habe ich den Namen nur gelesen —?" Und er fing an, unter seinen Papieren hin und her zu kramen.

Endlich sagte die Frau mit einem tiefen Atemzug: „Sie . . . Sie sind der junge Advokat von damals? . . ." und, die Hände angstvoll geballt ans Kinn haltend: „Oh, oh, oh!"

Danton fragte: „Sag, Robespierre, kennt ihr euch? Scheinbar, wie?"

Die fünf Finger der rechten Hand des tugendhaften Fanatikers griffen in seine Halskrause und nestelten verlegen daran herum. Darauf sagte er laut: „Die Vermutung, die mein Freund Danton soeben hier laut werden ließ, ist richtig. Als ich vor einigen Jahren hierher nach Paris kam, führte mich ein Bekannter ein im Hause der Gräfin Lagrace. Um die Sitten des Adels damals bereits zu studieren, willigte ich ein; jedoch fand ich in dem Hause der Gräfin ein solches lockeres Treiben, dessen Schilderung ich mir erlasse, daß ich es bald wieder verließ. Der Graf war damals überhaupt nicht in Frankreich und die Gräfin hatte mit anderen Kavalieren so viel zu tun, daß ich — ein höhnischer Seitenblick zu Danton — heute wohl behaupten kann, daß die Liebe der Gräfin nicht allzu groß gewesen sein muß. Nicht wahr, Madame Fifo — er verbeugte sich mit einer ironischen Galanterie — die Bürgerin ist nie sehr wählerisch gewesen in ihrem Leben?"

Madame Fifo antwortete kein Wort. Sie sah immer nur diesen dünnen, mageren Menschen an, der da oben mit böse lächelnden Augen auf dem Richterstuhle saß; sie dachte wohl

---

Sprechchor „Der Morgen" (Arbeiterjungend-Verlag Berlin) gibt in blank gehämmerten Versen ein optimistisches Spiel für die proletarische Jugend.

Heinrich Lersch's „Manni; Geschichten von meinem Jungen" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), sind Zwiegespräche des Vaters mit seinem fünfjährigen Sohn. Alle Stufen der seelischen und geistigen Entwicklung eines Kindes sind einfach und lebendig in kurze Geschichten gefaßt, die sich wie von selbst kunstvoll runden. Alle Nuancen kindlicher Wißbegier, bald rheinisch schlagfertig und humorvoll, bald nachdenklich und intuitiv-wissend, schimmern durch dieses kleine Buch, das in seiner Schlichtheit — was das Tatsachenmaterial anbelangt — fast so aufschlußreich ist wie ein Kompendium der Psychoanalyse und das obendrein eine ausgezeichnete Erziehungsfibel für Eltern abgibt. Denn, wie Lersch mit Manni über Gott spricht, und der Sohn den Vater eines Besseren über Menschen, Kunst, Maschinen, Obrigkeit und Italien „belehrt", das ist nie zuvor mit solcher Unbekümmertheit aufgeschrieben worden. Eltern, schenkt euch selbst diese Manni-Geschichten: sie vermitteln mehr Wissen von der Seele eurer Kinder als sogenannte pädagogische Werke. — Ein gleichzeitig (im Arbeiterjugend-Verlag) erschienenes Gedichtbändchen „Stern und Amboß" gibt, mit geringen Ausnahmen, eine geschickte Wahl aus den bereits früher erschienenen Gedichtbändchen Lerschs. In derselben Bücherreihe wird erstmals eine geringfügige Auswahl aus Gerrit Engelkes Gedichten und Tagebüchern geboten: „Gesang der Welt". Um die Wesenhaftigkeit dieser großen, frühverstorbenen Begabung kennen zu lernen, genügen diese wenigen Gedichte nicht; ein rundes Bild der dichterischen Leistung ist nur durch „Rhythmus des neuen Europa" (Diederichs, Jena) zu gewinnen.

Die beiden Bändchen von Lersch und Engelke sind von Walther G. Oschilewski mit einer schwungvollen Einleitung versehen, die aber leider in Stil und Logik von undurchdringlicher Dunkelheit sind. Wenn man Oschilewskis beide Vorreden über Lersch und Engelke vertauschte, paßte der bombastische Phrasenschwall (ausgenommen die reichlichen Zitate) ebenso hübsch auf den einen wie auf den anderen: d. h. auf keinen der sehr eigenartigen und eigenwilligen Dichter. Die bourgeoise Gepflogenheit einer aufgeblasenen Ästhetik wollen wir den Waschzettelfabrikanten für ihr Geschäft lassen und nicht der gläubigen Arbeiterjugend bieten. Wenn man die schöne Aufgabe hat, über dichterische Persönlichkeiten von dem Ausmaß eines Lersch und Engelke zu sprechen, soll man bescheiden versuchen so klar als möglich das ihnen allein Zugehörige, ihre besondere Artung und die Kräfte ihrer Wirkung darzustellen. Aber man soll nicht, wie Oschilewski, die großen und einfachen Gestalten der Dichter mit pathetischer Phraseologie verhimmeln und die Jugend durch „Tiefsinn" verwirren.

Ebenfalls in der verdienstvollen Reihe „Deutscher Arbeiterdichter" (ebenda) erschien von Ernst Preczang „Röte dich, junger Tag": Verse aus dem vergriffenen Gedichtwerk „Im Strom der Zeit". In einem menschlich schönen und anspruchslosen Geleitwort spricht der heute 50jährige Dichter zur Jugend: von der jahrzehntelangen Resonanzlosigkeit, unter der die Arbeit der Älteren zu leiden hatte, und daß den Jungen von Heute Erfüllung geworden ist, was der vorigen Generation leuchtendes Ideal und Verheißung war. Die Gedichte sind ausgeglichen in Formung, stark in der Bildhaftigkeit und makellos rein in ihrer Musikalität. Die große Tradition unserer Klassiker hat in ihren lebendigen Formelementen in Preczang einen Erben, der ihr neue Inhalte zu geben weiß.

Alfred Thieme ist in einem Bändchen „Hammer und Herz" (ebenda) lebendig und echt, wenn er den Umkreis seines eigenen Daseins beschreibt. Verse wie „Der alte Schneider", „Die Arbeiter" und „Resignation", alle schwermütigen Lieder, atmen Anschauung und haben suggestive Wirkung. Diese Gedichte sind kämpferischer als die Kampfgedichte des gleichen Bandes, die etwas schematisch im Ausdruck bleiben und nicht die Vorstellungskraft haben wie die Verse, die Selbstgeständnisse, Stimmungsausdruck sind. Um so scharfhöriger Thieme auf sich selbst lauschen wird, je reiner muß die Lyrik dieses Jungen werden, um so intensiver auch die Wirkung auf die Jugend, die dasselbe Arbeiterleben erlebt.

Walter Schenk ist in „Kampfjugend" (ebenda) abstrakter; der Atem seiner Verse ist weiter, die Form komplizierter, aber das Erlebnis wird nirgends so rein und eigen gegeben wie in den guten Gedichten Thiemes. — Hermann Claudius Verse „Lieder der Unruh" gehen in flüssigem Rhythmus; sie klingen volkstümlich, jedoch ohne Nachhall ernsten Erlebens zu vermitteln. Den gleichen Eindruck hinterläßt ein dramatisches Spiel „Menschheitswille" (ebenda), das intellektualistisch gekonnt ist, aber nichts von dichterischer Verdichtung und Erhöhung aufzuweisen hat.

Kurt Ottenburg.

einen Augenblick daran, den Leuten hier alles zu erzählen, wie Robespierre damals ihr Haus verlassen hatte; doch gab sie es auf, denn wer — außer Danton vielleicht — hätte es gewagt, über jemanden zu lachen, der die Macht über Leben und Tod besaß?

Robespierre aber saß mit erregt spielenden Fingern oben auf seinem Tisch, die kalten Mörderaugen auf jene Frau gerichtet, der einzigen, der er sich jemals in seinem mönchischen Leben genähert hatte und die ihn auf so eine furchtbar lächerliche Weise zum Teufel gejagt hatte; er aber würde sie jetzt zu einem anderen Teufel jagen. Und noch einmal zogen die Ereignisse von damals an ihm vorüber, während die Federn der Schreiber das Todesurteil kratzten.

Ein Bekannter hatte ihn damals, als er noch nicht dieser zugeknöpfte Zelot gewesen war, mit in das Haus der Gräfin geschleift. Er trug damals, schlicht, wie er war, die langen Beinkleider der Sansculotten, die Pantalons. Die Gräfin kokettierte sehr stark mit ihm, da man ihn einen sehr begabten Menschen nannte; schließlich verlockte sie ihn dazu, sich in ihre Schlafgemächer zu begeben, forderte ihn auf, sich einstweilen zu entkleiden, sie käme nach. Man beobachtete ihn durch das Schlüsselloch; das Schlafpulver, das die Gräfin ihm in einem Weinglas zugeführt hatte, wirkte rasch, er schlief ein, man stahl ihm die Hose. Als er aufwachte, war es Morgen, er fand sich allein, besann sich, wurde finster vor Wut, klingelte, befahl seine Kleider und da vermißte man seine Hose. Im ganzen Hause war sie nirgends zu finden. Die Gräfin war ausgefahren. Man bot ihm andere an. Aber es waren natürlich nur Kniehosen in diesem Hause. Wie der Adel sie trug. Aber wie konnte er, Robespierre, der das Volk erlösen wollte, in den Kleidern der Vornehmen sich in Paris sehen lassen? Das hätte man nun gar zu gerne gesehen und nur dieserhalb war das ganze inszeniert. Aber Robespierre war das, was die Geschichte von ihm behauptet, einer, der seinen Idealen niemals untreu wurde und er ließ eine Droschke kommen an das Haus der Gräfin, bestieg sie in seinen wollenen Unterhosen, fuhr, bleich vor Demütigung, nach Hause und viele Leute hatten ihn auf dieser Fahrt, beim Ein- und Aussteigen besonders, mit brüllendem Gelächter überschüttet. Aber er glaubte, von keinem Bekannten gesehen worden zu sein — jedenfalls hat ihm gegenüber niemals jemand davon gesprochen; das geschah aber nur deshalb, weil bereits einige Tage darauf seine Karriere begann; in Wirklichkeit hatten alle seine Bekannten Spalier gebildet, um diesen Anblick zu haben.

„Sagen Sie noch, Bürgerin," begann Robespierre noch einmal, „was wollte eigentlich der Graf von Ihnen?"

„Geld," sagte Madame Fifo.

„Fifo, ja, Fifo, aber natürlich, Fifo," schrie da Danton, das ist der Bankier, der dem Tribunal eine so große Zuwendung gemacht hat! Robespierre — Fifo! weißt du denn gar nicht mehr? Eine Million Frank hat der wackere Mann für das Vaterland gestiftet und wir sind imstande und schicken seine Frau — und sogar noch so eine reizende Frau — auf das Schafott. Die Hände frei, sage ich — —!!"

„Geduld, Geduld, nicht so hastig. — Robespierre trommelte auf der Tischplatte, er machte ein Gesicht, als hätte er Salz und Zitronen verschluckt — wenn es so ist, müssen wir die Angelegenheit vertagen!" Da der Graf Lagrace bereits schon einen Tag vorher hingerichtet worden war, der Bankier bereit war, der neuen Verfassung mit einigen weiteren Millionen unter die Arme zu greifen und Robespierre um des Ansehens seiner Gerechtigkeit willen die persönlichen Motive seiner Rachsucht nicht auf die Wagschale legen durfte, war Angélique Fifo nach zwei Tagen auf Dantons Betreiben ihrer Haft entsetzt.

Sie soll ihm vieles gewährt haben, aber was zwischen ihr und Robespierre damals gewesen ist, das gab sie niemals preis, wie sehr Danton sie auch danach gefragt. Manchmal, in schlaflosen Nächten, spürte sie noch den Todesschweiß von neuem im Gesicht wie damals, als sie vor dem Konvent in die böse lächelnden Augen des Robespierre sehen mußte.

Warum Schwarzes und Rotes Meer?

Die Bezeichnungen Schwarzes und Rotes Meer haben sich so eingebürgert, daß man kaum darüber nachdenkt, woher diese Namen stammen. Es müssen besondere Gründe sein, da weder das eine Meer schwarz, noch das andere rot gefärbt ist. Auch die Deutung, das Schwarze Meer habe seinen Namen von den schweren Nebeln, halten, die zu gewissen Sturmzeiten den Horizont gänzlich verdunkeln, ist wenig stichhaltig. Eine Deutung der beiden Namen gibt nun Hirt in der „Geographischen Zeitschrift", wobei er zunächst feststellt, daß die Bezeichnung „Schwarzes Meer (pontos melas) zum erstenmal in der Iphigenie auf Tauris des Euripides erwähnt wird. In ganz früher Zeit hatte bei den Griechen das Schwarze Meer das „ungastliche Meer" geheißen, was aber nach ihren Anschauungen weniger auf unangenehme Ereignisse auf dem Meere deutete, als vielmehr durchblicken ließ, daß das Meer und seine Küsten ihnen noch wenig bekannt waren. Denn später, als sie es kennen gelernt hatten, nannten sie es gerade umgekehrt: das „gastliche Meer". Immerhin kann man aus dem griechischen Wort „axinos" (d. i. ungastlich) auch auf einen anderen Sinn schließen, nämlich auf die Umsetzung eines iranischen Wortes, das soviel wie „dunkelfarbig" bedeutet. Dies ließe sich auch insofern als durchaus glaubhaft annehmen, als die Iranier tatsächlich in alten Zeiten am Schwarzen Meer lebten, so daß die Griechen, als sie hinkamen und das Wort von ihnen hörten, es einfach beibehielten und übersetzten, aber fälschlich in einem anderen Sinn, als es die Iranier gebraucht hatten.

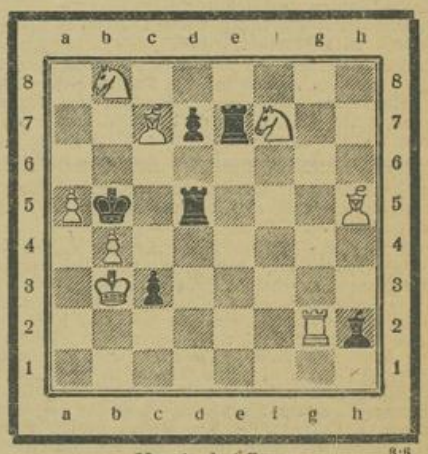
Auch für die Entstehung des Namens „Rotes Meer" hat man verschiedene Erklärungen herangezogen; denn noch weniger als das Schwarze Meer verdient das Rote Meer, das durch sein klares Wasser sogar stark blau gefärbt ist, seine Bezeichnung. Man hat daher angenommen, der Name beziehe sich vielleicht auf seine salzreichen Küstenwässer, die manchmal rötlich erscheinen, oder etwa auf das Auftreten rötlicher Fadenalgen, die das Wasser oft stellenweise bedecken; doch geben die Forschungen Hirts auch hier einen viel stichhaltigeren Grund für die Namengebung der Gewässer an. Das Rote Meer lag einst südlich vom Weltreich der alten Perser, hatte also auch wohl von ihnen seinen Namen erhalten. Nun bestanden zwischen den Anschauungen der alten Perser und denen der Chinesen schon frühzeitig gewisse Übereinstimmungen, und da bei den Chinesen die Farben: Schwarz, Grün, Rot und Weiß den Himmelsrichtungen Nord, Süd und West entsprachen, so kann es sich von selbst ergeben haben, daß man bei den Persern nach chinesischem Vorbild das Meer, das nördlich von ihnen lag, das Schwarze Meer und das südliche, das Rote Meer nannte. In ähnlicher Weise nennen die heutigen Türken das Mittelländische Meer, das westlich von ihrem Lande gelegen ist, das „weiße Meer". Jedenfalls kann man annehmen, daß die Bezeichnungen Rotes und Schwarzes Meer von Völkern herstammen, denen die Küsten der beiden Länder gut bekannt waren. Vielleicht haben sogar die Perser ihre Bezeichnungen von einem noch älteren Volk übernommen.

Schach-Ecke

Aufgabe Nr. 92

P. Lehn

Int. Arbeiter-Schach-Turnier Berlin 1922: 3. Preis



Matt in drei Zügen

8:5

Endspielstudie Nr. 42

Henri Rink

Stellung: Weiß: Kc6, Lf8, Ba6, f6, f2 (5). — Schwarz: Kd8, Sc3, Ba7, d4, e4, e2 (6).
Weiß zieht und macht remis.

Lösung: 1. f6—f7!, e2—e1D!. 2. Lf8—h6+, De1×f2. 3. Lh6—g5+, Kd8—c8. 4. Lg5—f4, Df2×f4, 5. f7—f8D+, Df4×f8 patt.

*

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Sachsenhausen: Dienstags, bei Adrian, Affentorplatz.
Innenstadt: Montag, „Zur Pfalz", Holzgraben 7.
Niederrad: Montags „Schwarze Katze", Kelsterbacher Str. 28.
Nordend, Dienstags bei Walter, Weberstraße 84.
Bornheim: Mittwoch, Pauly, Germaniastraße 49.
Riederwald: Mittwoch, Blank.
Bockenheim: Mittwoch, Molikeeck, Ecke Varrentrappstraße.
Rödelheim: Mittwoch, Schwabeneck, Eschborner Landstraße 36.
Bahnhofsviertel: Donnerstag, Zum Regenbogen, Gutleutstr. 151.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Ein Gedanke von Liebe, wenig sichtbar bis auf ein kleines Flämmchen, liegt in der Brust, bis ihn ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichtum entdeckt — Jean Paul

„Gastwirt und Poet dazu . . ."

Zum 60. Geburtstag Ernst Zahns am 24. Januar

Von Dr. **Christian Rodegg**

Der kerngesunde, auf das Praktische gerichtete und mit einem starken Hang zum Lehrhaften gepaarte Wirklichkeitssinn, der das Schweizer Bürgertum in so ausgesprochenem Maße kennzeichnet, ist auch ein Hauptcharakteristikum schweizerischen Schrifttums. Wie Gottfried Keller seinem Dichterruhm durchaus nichts zu vergeben glaubte, wenn er als wohlbestallter Staatsschreiber des Kantons seine Arbeit auf der Züricher Amtsstube Tag für Tag treu und gewissenhaft verrichtete, so geht auch Ernst Zahn, der Wirt des Bahnhofsrestaurants in Göschenen, seinen prosaischen Geschäften nach, ohne daß der Alltagsberuf seinem dichterischen Schaffen Abbruch täte. Der „Gastwirt und Poet dazu" hat es ganz im Gegenteil verstanden, aus dem brausenden Strom des internationalen Verkehrs, der an diesem Kreuzungspunkt vorüberflutet, reiche Anregung für seine schriftstellerische Arbeit zu schöpfen. Denn das Goethewort: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" gilt für keinen mehr als für den Bahnhofswirt von Göschenen, dessen Novellen und Romane sich auch in Deutschland ein festes Heimatrecht erworben haben. Ihm schärften der Alltagsberuf und die ständige Berührung mit dem Leben nur den Blick, und die geschäftige Muße wurde ihm so zum Genuß, zur Erholung in der Kunst. Er selbst bekennt, daß die bürgerliche Betätigung, weit entfernt, der künstlerischen feind zu werden, ihm vielmehr so etwas wie der „Bogenspanner" war, der dem Schützen die Waffe reichte. Der Schaffende empfing so unbewußt manche Anregung, die oft viel später Gestaltung erfuhr.

Ernst Zahn ist am 24. Januar 1867 als Sohn eines Deutschen geboren, der in Zürich eine Kaffeehauswirtschaft betrieb. In diesem „Café Literea", in der Storchengasse, verkehrte damals als Stammgast regelmäßig Gottfried Keller, so daß man sagen darf, der Schutzgeist der deutsch-schweizerischen Dichtung habe im wahren Sinne des Wortes an der Wiege seines Landsmannes und dichtenden Nachfahren gestanden. Auf dem Gymnasium in Zürich war Ernst Zahn ein schlechter Schüler, der vom Wissensdurst weniger als von der Leidenschaft des Versemachens geplagt wurde, eine hoffnungslose Leidenschaft, die ihm bei Lehrern und Mitschülern nur Hohn und Spott eintrug. Besser ging es ihm in dem Breigenstein'schen Institut zu Grenchen, wo er einen Lehrer fand, der seinen unruhigen Geist zu fesseln wußte, und der daneben für die dichterischen Versuche des Schülers teilnehmendes Verständnis zeigte. Als er die Schule verlassen hatte, beschloß Zahn, sich dem Beruf des Vaters zu widmen. In Genf machte er zunächst als Kellner die Lehrzeit durch, um sich später in Italien und England in seinem Fach weiterzubilden. Nach seiner Rückkehr trat er als Gehilfe in das Geschäft des Vaters ein, der inzwischen von Zürich in die einsame Bergwelt des Gotthard übergesiedelt war und in Göschenen die Bahnhofswirtschaft übernommen hatte. Trotz seiner Jugend wurde der zwanzigjährige Gastwirtsgehilfe in den Gemeinderat gewählt. Bald bot sich ihm ein Anlaß, seine dichterische Begabung in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Bei der Enthüllungsfeier des Denkmals für den Erbauer des Gotthardtunnels Louis Favre und die mit diesem im Jahre 1879 verunglückten Arbeiter auf dem Friedhof von Göschenen sprach der junge Gemeinderat ein von ihm verfaßtes Festgedicht, das dann auch in einer Luzerner Zeitung abgedruckt wurde, und dem rasch eine Reihe von Prosaschriften folgte. Als sich dem Verfasser vollends die Spalten der angesehenen „Neuen Züricher Zeitung" öffneten, und als er im Jahre 1892 dann noch mit seiner Novelle „Kämpfer" einen Preis davontrug, wurde sein Name schnell bekannt. Eine Reihe von Novellenbänden, in denen sich Zahn als Meister der monumentalen Skizze zu erkennen gab, warben ihm auch im Ausland Freunde und Verehrer. Den kurzen Erzählungen reihten sich die Romane „Erni Berheim", „Albin Indergrand", „Einsamkeit", „Frauen von Tanno" an. Diese Werke machten Zahn zum Neubegründer der Hochgebirgspoesie und zeigten ihn auf der Höhe seiner Kunst, die in der seelischen Vertiefung und dem epischen Pathos der wie aus Granit gemeißelten Sprache mit der Wucht eines elementaren Naturereignisses wirken.

Was Zahns Werk die besondere Note gibt, ist die glückliche Verbindung eines überzeugten Idealismus der Welt- und Lebensanschauung mit einer urwüchsigen Realistik der Menschen- und Naturschilderung. Der Anschauungs- und Darstellungskreis ist zwar dabei, besonders in den früheren Werken, so eng umschrieben, wie die Skala an Charakteren, Schicksalen und Problemen klein ist. Aber gerade in dieser Beschränkung des Selbsterlebten und Selbstgeschauten liegt die Größe seines Schaffens. Kehren die Gestalten der Bauern- und Dorfstuben auch wieder, so sind sie doch tausendfach abgewandelt und so unlöslich mit der landschaftlichen Umwelt verknüpft und verwurzelt, daß die Menschen zu Naturkräften und ihre Schicksale zu elementaren Naturkatastrophen werden. Alles drängt zu starken Kontrasten und tragischen Höhepunkten, und so ungestüm, wie der Knoten der Handlung geschürzt ist, so gewaltig und rücksichtslos ist oft auch die Lösung herbeigeführt. Daß dieser Beobachter großen Stils und Meister monumentaler Naturschilderung in seiner Bergeinsamkeit nicht zur Manieriertheit und Einseitigkeit erstarrt ist, bezeugen seine letzten Schöpfungen, in denen Zahn bestrebt ist, seine Probleme im Sinne moderner Zeitströmungen zu vertiefen und seelisch differenzierte Charaktere in den Kreis der Darstellung zu ziehen.

Ein deutscher Forscher bei menschenfressenden Indianern

In Zentralbrasilien, an den Ufern des Amazonas, vor allem aber an denen seiner südlichen Nebenflüsse, gibt es noch heute wilde Indianerstämme, die der Menschenfresserei huldigen. Mit diesen sogenannten freien Indianern sucht die Regierung des Staates Manaos seit Jahren in Verbindung zu treten; sie hat aber bisher nur ganz ungenügende Erfolge gehabt. Auch ist es kaum einem Fremden gelungen, auch nur über die äußersten Grenzgebiete vorzudringen, geschweige denn einen Schritt ins Innere der Indianersiedlungen zu tun. Seit mehr als 80 Jahren trotzten die Stämme dem Eindringen des weißen Mannes. Der in den Urwäldern des Amazonas Kautschuk suchende Seringueiro ist mehr als einmal das Opfer tückischer Überfälle der Indianer geworden. Immerhin haben in den letzten Jahren mutige Forschungsreisende versucht, diese merkwürdigen Gebiete aufzusuchen, und Koch-Grünberg, der berühmte deutsche Forscher, der sich einer amerikanischen Expedition angeschlossen hatte, hat mit an dieser Aufgabe zu wirken versucht, die zu lösen ihm nicht mehr beschieden sein sollte, da er beim Aufbruch vom Rio Negro aus dem mörderischen Fieber erlag. Sein Begleiter Dr. Dengler, der sich ebenfalls der amerikanischen Expedition angeschlossen hatte, aber ebenfalls infolge einer Fiebererkrankung zurückbleiben mußte, hat allein eine Expedition unternommen, die ihn in das zwischen den Flüssen Madeira, Giparana und Manoelles gelegene, bisher von keinem Weißen betretene Gebiet der Kavahib-Indianer brachte, wo auf 22 000 Quadratkilometer dicht bewaldeter Fläche die Stämme der Kavahib-, Apairande- und Kawawa-Tupi-Indianer wohnen. Nur einige Hunderte zählen diese Stämme; dennoch haben ihre wenigen Krieger dem Eindringen der Fremden bis heute erfolgreich Widerstand geleistet. Man hat sich ihnen nur durch Geschenke langsam nähern können. Es ist Dr. Dengler, der eine Zeitlang unter diesen Menschen wohnte, ihre zentralen Siedlungen jedoch nicht erreichen konnte, gelungen, mancherlei Wissenswertes über sie zu erfahren, worüber er dieser Tage der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin berichtete.

Die Kavahib-Indianer sind kräftige, schöne Gestalten, von rötlich-gelber Hautfarbe; ihr Gesicht ist heller als der übrige Körper, ihre Haare von schwarzer bis dunkelbrauner Farbe. Die

überaus reinlichen Menschen widmen der Pflege ihres Haares besondere Aufmerksamkeit, so daß keine Läuse bei ihnen gefunden werden. Der Forschungsreisende konnte ihnen ruhig seinen Kamm anvertrauen. Die Pflege des Mundes und der Nase wird ebenfalls von ihnen geübt. Ihr Körper ist nur wenig verunstaltet, nur für das Tragen des Schmuckes werden die Ohrläppchen durchbohrt, die Frauen tragen Baumwollbinden an den Beinen, Tätowierung findet statt. Bis auf einen knappen Lendenschurz, der von dem sechsten Jahre an angelegt wird, sind diese Indianer völlig nackt, wenn sie auch bald Gefallen an der Kleidung des Reisenden fanden. Steinärte und Keulen werden bei ihnen nicht gefunden. Ihre Waffen sind zwei Meter lange Bogen und Pfeile, die sie auf weite Entfernungen hin mit außerordentlicher Geschicklichkeit handhaben. Dolchmesser wurden dem Forscher beschrieben, ohne daß es ihm jemals gelang, solche zu erhalten. In die zentral gelegenen Dörfer zu gelangen, war unmöglich. Die Behausungen sind verschieden groß, meist 8 bis 20 Meter lang, 6 Meter breit und ungefähr ebenso hoch. Wenig Hausgerät ist vorhanden; Hängematten spielen eine große Rolle. Die Hauptnahrung dieser wilden Stämme bilden Mais, Mandioka, Bataten. Unter den Industriepflanzen ist die Baumwolle vor allen zu nennen; Jagd und Fischerei bieten reichliche Nahrung. Feuer wird mittels des Holzbohrers gebohrt. Große Neugierde erregten die Streichhölzer, die vielfach als Genußmittel begehrt wurden. Die Geschlechter leben äußerst friedlich. Frauenmißhandlungen wurden nicht beobachtet. Mann und Weib leben in völliger Gütertrennung, und selbst das Eigentum der Kinder (die von den Eltern gut behandelt werden), wie z. B. ihr Spielzeug, wird von den Eltern respektiert. Der Reisende war vor Diebereien gewarnt worden, die er aber nicht festzustellen vermochte.

Was die religiösen Vorstellungen betrifft, so tritt ein gewisses abergläubisches Moment stark hervor. Alpdruck bedeutet die Rückkehr der Toten, die man vor der Bestattung bemalt, während man ihre Kriegspfeile zerbricht und verbrennt. Der Krieg ist bei diesen Indianern ein Sport, der Kopf des Feindes eine begehrte Trophäe. Man schlägt ihn ab, zieht die Haut herunter und räuchert den Schädel, den man beim Siegesfest umtanzt. Gefangene werden nicht gehalten, sondern nach kurzer Zeit erschlagen und verzehrt. Für den Krieg bereitet man sich durch Bemalen des Körpers vor. Wissenswert ist noch, daß die Kayabi-Indianer weder den Genuß des Tabaks noch eines anderen Schnupfmittels kennen, das bei den übrigen Indianerstämmen Brasiliens überaus häufig ist. Sie kennen auch keine Haustiere, keine Hunde, sondern höchstens gezähmte Papageien, deren prachtvolle Federn den Kopfschmuck der Krieger bilden. Im Kampfe gegen die Zivilisation werden auch diese Stämme wie andere verwandte leider restlos zugrunde gehen, so daß es höchste Zeit erscheint, ihre Reste ethnologisch und anthropologisch kennen zu lernen und sie der Wissenschaft aufzubewahren.

Der König in Unterhosen

In einem bescheidenen Vorstadttheater wird Schneewittchen gespielt. Viele hundert Kinder sitzen im großen, nüchternen Saale und brennen ihre Augen immer heißer in das einfache bunte Spiel, das sich in wechselnden Bildern wie ein Buch vor ihnen aufblättert. Sie sind gefangen. Ungebändigt bricht ihr Lachen aus der Dunkelheit zu den Spielern vor, die sich ob dieser Anteilnahme selbst kaum der Bewegung erwehren können. Einmal verlöscht und erhellt sich die Bühne, bis das Schlußbild kommt und mit ihm die eindrucksvollste Figur des farbigen Gestaltenreigens: Der König von der Moritzburg. Aber nicht in Glanz und Purpur, sondern — in Unterhosen. Ja, wahrhaftig, in Unterhosen. Die Kinder sind außer sich vor Vergnügen. „In Unterhosen!" Sie lachen und überlachen noch den rührsamen Schluß des Spieles. „Und wie gewöhnlich er sprach!"

*

Noch auf dem Heimwege, nach Tagen, ja selbst nach Wochen konnten sich die Kinder nicht von dem erheiternden Eindrucke befreien, den der Unterhosenkönig in ihnen hervorgerufen hatte.

*

Von den Erwachsenen war jener König von der Moritzburg im Schneewittchenmärchen unschwer als die gelungene Karikatur eines unsrer zahlreichen Exfürsten wiederzuerkennen. Nichts aber wäre irriger, als diese Spielfigur des Märchens ihrer unzweifelhaften Beziehungen zum zeitlichen politischen Leben wegen als märchenwidrig anzusehen. Sie war im Gegenteil die am glücklichsten gezeichnete Gestalt des Spieles, denn sie war lebensgetreu trotz aller Steigerung ins Komische, was im gleichen Maße weder vom Schneewittchen noch von den übrigen Figuren gesagt werden konnte, die allzusehr starres Schema blieben.

Es ist das Wesen des echten Volksmärchens, in seinem Handlungs- wie in seinem Gestalteninhalt ein möglichst wahres Spiegelbild der Zeit zu geben, natürlich der Zeit, in der das Märchen sich formte. Ein tausend Jahre altes Volksmärchen kann unmöglich unsre Zeit spiegeln. Im gleichen Sinne ist aber auch das moderne Märchen unecht, das seinen Inhalt einer für uns unsinnig gewordenen Erscheinungswelt entlehnt. Wünschenswert, ja notwendig ist es dagegen, daß sich das alte Märchen da, wo sich sein Inhalt noch mit unsrer Zeit berührt, auch mit neuzeitlichem Lebensatem füllt. Das war eben der Fall bei der Figur des Königs von der Moritzburg. Dadurch, daß sich der Spieler nicht an ein romantisches Königsklischee hielt, sondern seine zu spielende Rolle am realen Leben orientierte, wurde diese wesentlich lebendiger, ja geradezu neu gedichtet, und es war auffällig, in welch erfrischender Weise sie sich im Spiele abhob.

*

Nun könnte man sagen, daß eine solche Modernisierung des Märchens wohl zulässig und vielleicht auch reizvoll wäre, daß man mit ihr aber den kindlichen Charakter des Märchens zerstöre. Dem ist zu entgegnen, daß das Märchen ursprünglich ja gar keine kindliche Dichtung im heute gebrauchten Sinne war, daß es vielmehr als allgemeine Volksdichtung entstand, und daß es als diese jederzeit weit davon entfernt war, irgendwie romantisch zu sein, vielmehr seinen Charakter gerade durch seine völlig unliterarische Realistik erhielt. Das Volksmärchen war naiv gedichtetes Volksleben, von unbedingter Echtheit in allen seinen Wesenszügen. Es war echt in seiner Derbheit wie in seiner Sanftmut, in seiner Grausamkeit wie in seiner Milde, in Frömmigkeit wie Gottlosigkeit, in seiner Wahrheit wie in seiner Lüge. Das rohe Gefühl, die manchmal sadistisch erscheinende Lust, die aus der Freude in den im Märchen erfolgenden Hexenverbrennungen und andern qualvollen Hinrichtungen spricht, ist ebenso Ausdruck der Volksseele wie die süße Innigkeit, die die schönsten unsrer alten Märchen durchtönt. Der natürliche Mensch weiß nichts von jener sentimentalen Verlogenheit, die die allzu häufige Atmosphäre unsrer literarischen Schöpfungen bildet. Er spricht aus, was er fühlt und denkt, und kennt keine Scheu vor Menschen und keine vor Göttern.

Die Schmiede

Von Nikolaus Welter

Verblutet war ein müder Tag
Und Erd und Himmel ruhten;
Doch drüben, wo die Schmiede lag,
Da scholl Gestampf und Hammerschlag,
Da stand das Tal in Gluten.

Die Halle steigt voll roten Lichts,
Ein Zwinger, breit und drohend!
Und plötzlich durch die Ziegel bricht's
Wie Flammenschwall des Weltgerichts,
Die schwüle Nacht durchlohend.

Und schwarz drängt durch das rote Tor
Der Hünenschwarm der Schmiede;
Die Hämmer blitzen schwer empor,
Der Zorn wälzt seinen Donner vor,
Der Donner wird zum Liede.

„Des Tages Not, der Nächte Fron,
Wann soll's ein Ende finden?
Man würgt sich müd an Haß und Hohn
Und muß für einen Hungerlohn
Sich schier zum Krüppel schinden.

Sie auteln und kutschieren draus,
Die hochmutsatten Gäuche;
Sie prassen frech in Saus und Braus
Und ruh'n auf Daunenkissen aus
Die goldbehängten Bäuche.

Und hockt zu Hause Weib und Kind
Wie gramverzehrte Leichen;
Sein Spottlied pfeift dazu der Wind,
Wenn frierend sie die Schwarzbrotrind
Im Quell der Tränen weichen.

Wir stehn in Schweiß und schnödem Zwang
Gefesselt ganz wie Sklaven;
Sie schwelgen froh bei Becherklang,
Sie scherzen roh bei Dirnensang,
Sie liebeln und sie schlafen.

Zerrt sie heraus, schleppt sie herbei!
Nun steht und lauscht, ihr Schlemmer:
Von Frau'n- und Kinderwehgeschrei
Dröhnt euch ins Ohr die Melodei
Beim Zornestakt der Hämmer.

Ihr seid die Macht, wir sind die Zahl,
Doch auch das Erz der Berge;
Euch ward die Lust, uns ward die Qual,
Nur schmieden wir uns selbst den Stahl,
Der bannt das Gold der Zwerge.

verlacht gern fremde und eigene Schwächen, ist hellsäugig und hellhörig für sie, wie er zugleich empfindsam ist für alles Leid. Der natürliche Mensch ist demokratisch gesinnt, und es gibt kaum eine Dichtung, die so tief von echter demokratischer Gesinnung erfüllt ist wie unsre Volksmärchen, neben den Volksliedern, den Schnurren und Schwänken das reinste poetische Volksgut, das wir besitzen.

*

Vor einigen Wochen brachte der Simplizissimus eine scharfe Satire auf den Reichsminister Dr. Külz, den Verteidiger des Schundgesetzes. Die Zeichnung zeigte den Minister als den Ritter Blaubart des deutschen Volksmärchens, der mit grausamer Hand die zarten, nackten und deswegen wohl als unsittlich geltenden Märchenschöpfungen durchpeitscht. Daß ausgerechnet ein Gesetz der sich als demokratisch bezeichnenden Republik diese Satire veranlaßt hat, ist nicht ohne Ironie. Verständlicher wäre ein solcher Anlaß im vergangenen Kaiserreich gewesen. Seinem undemokratischen Zeitgeist hätte das demokratische Märchen unangenehm sein und gefährlich erscheinen können. Niemals sind ja Thron und Kirche, König und Pfaffe, der Besitz von Geld, Titeln und Ämtern unverblümter, schärfer und kritischer gezeichnet worden als im Volksmärchen. Fast endlos ist der königliche Reigen, der aus dem Märchen heraussteigt. Mag er immerhin geführt werden von einer kleinen Gruppe ehrsamer, würdevoller Könige, diesen Wunsch- und Sehnsuchtsgestalten des einfachen Volkes, viel größer ist die Zahl der königlichen Narren, der Einfältigen, Beschränkten und Feigen. Ihnen folgen, nicht minder zahlreich, als düsterer Schluß die königlichen Mörder, die Tyrannen, die gekrönten Egoisten und Irren. Ähnlich ist ein zweiter Zug mit den klugen, schönen und heldenhaften, sehr oft aber auch dummen, falschen und boshaften Prinzen und Prinzessinnen, im weiteren Gefolge die eitlen Minister, die törichten Kämmerer, die unehrlichen Schatzmeister, die ungerechten Richter, die betrügerischen Kaufleute und nicht zuletzt die große Zahl der heuchlerischen und gottlosen Pfaffen, die im Märchen ja selten das sind, als was sie erscheinen möchten.

*

Unsere Volksmärchen sind also ein durchaus revolutionärer Lesestoff. Diese Feststellung berührt fast komisch, um so mehr, als wir gewöhnt sind, sie meist nur als Lektüre für das Kind zu betrachten. Das Märchen als dichterisches Zeitdokument zu nehmen, als wertvolle Quelle im Kulturgeschichtsunterricht zu verwenden, wem fiele das wohl ein? Und doch spiegelt sich in ihm, nicht immer ganz klar, für den, der es zu lesen weiß, aber doch deutlich, das Gesellschafts- und Geistesleben von Menschheitsepochen, über die uns andres, tatsächliches Quellenmaterial sehr oft fehlt. Was ist allein aus der Fülle der verschiedenartigsten Königsmärchen zu lesen? Sie spiegeln nicht nur den sich in grausamer Willkür, in brutalem Machtwahne, in Mord, in Verbannung und Unterdrückung aller Gegner austobenden Fürstenindividualismus und Absolutismus, sondern offenbaren in der Unzahl ihrer Königsnarren, der königlichen Dummköpfe und Hasenfüße zugleich Unzulänglichkeit des Königstums. Andre zeigen den Machtwillen der Kirche, die Bevorrechtung des Besitzes, die Korruption der Verwaltung, die Entrechtung und Unterdrückung der Besitzlosen, den Hohn und Haß wider die Juden, die Verdammung und Vernichtung der Andersgläubigen.

Nicht ohne Grund liebt das Märchen die Gegenüberstellung von gut und böse, arm und reich, von hoch und niedrig. Der Einfältige des deutschen Märchens und wohl jedes Volksmärchens, der Tölpelhans, der Dumme und Faule, sie alle sind nichts andres als der aus demokratischer ausgleichender Rechtsgesinnung heraus geborene dichterische Ausdruck des ewig Unterdrückten. Und es ist eben dieses Gerechtigkeitsgefühl des Volkes, das den Einfältigen und in ihm immer sich selbst dem angeblich Klugen, dem Bevorrechteten, dem Pfaffen, dem Minister, ja dem Könige selbst überlegen sein läßt.

*

Wie kommt es nun, daß das Märchen heute so ausschließlich als Kinderdichtung betrachtet wird, und wie ist es möglich, daß Kinder sich so heimisch in den alten Märchen fühlen, deren Lebensinhalt dem unsrer Zeit so abgewandt ist? Nun, der Ursprung des Volksmärchens fällt in eine Zeit, die völkerbiologisch als Völkerkindheit zu bezeichnen ist und in der eben jener Geisteszustand vorherrschte, der das Märchen formte, ein Geisteszustand, der das uns heute unmöglich erscheinende Fühlen und die in ihm wurzelnde Anschauung von Gut und Böse, von Gerechtigkeit und Sühne, von Wert und Unwert bildet. Die Völker sind aus ihrer Kinderzeit herausgewachsen, sind zu aufgeklärten Erwachsenen gereift, die ihre einstige kindliche Einfalt belächeln und sie zugleich als Kindheitserinnerungen aufschreiben. In seinem individuellen Leben durchlebt aber jeder einzelne Mensch auch heute noch diese Kindheitsperiode, und er fühlt in ihr noch einmal wie die Menschen der Völkerkindheit. Darum sein völliges Eingehen in das Märchen, in seine Atmosphäre, seine Wertwelt, seine sittlichen Anschauungen. Weil das Kind in dieser Zeit aber ganz der Märchenwelt angehört, ist die Befürchtung, der nach unsern Anschauungen keineswegs sittenreine Inhalt des Märchens könne das Kind verrohen, unbegründet. Das Kind weiß ja noch kaum etwas von der Existenz unsrer zeitlichen Welt. Im Augenblicke jedoch, wo für das Kind die Märchenschleier fallen, ist der Einfluß der realen Welt, der Zwang seiner Anschauungen auf das Kind so stark, daß es nur kurze Zeit dauert, um es von den Resten seiner Märchenethik zu befreien und ihm Teufel und Hexen, Galgen, genagelte Todesfässer und den ganzen phantastischen Märchenspuk vergessen zu machen.

*

Doch nein, nicht alles vergißt das Kind. Da sind Personen im Märchen, die mit heraussteigen und das Kind ins Leben begleiten. Eine solche unsterbliche Märchengestalt ist die Stiefmutter. Sie kann nicht im Märchen bleiben, weil sie auch im heutigen Leben existiert, weil das kindliche Leid, das vielleicht vor Jahrtausenden nicht einmal, sondern hundertmal und mehr die Stiefmutter ins Märchen hineindichtete, sie noch heute dichtet.

Andre Gestalten der Art sind König, Prinz und Prinzessin. Das Leben kennt eben noch Könige. Nun erscheint vielen dieses Fortleben des Märchenkönigs ganz besonders beängstigend. Warum? Weil nach ihrer Meinung die Kinder allzusehr mit der Existenz eines Königs vertraut gemacht werden. Das ist richtig, aber man sollte sich doch vergegenwärtigen, was für einen König das Kind im Märchenbuche kennen lernt. Doch nur ganz selten einen, der ihm verehrungswürdig erscheinen müßte. Kann ein Kind an dem feigen, lächerlichen Könige im tapferen Schneiderlein etwas Erhabenes finden? Weckt die grausame, hoffärtige Königin im Schneewittchen nicht Haß?

Darum kann das Märchen geradezu revolutionärer Lesestoff sein, wenn es nur richtig gelesen wird. Man muß es nur nicht rührselig, sentimental, verlogen erzählen oder spielen, sondern aus dem Geiste heraus, der es gedichtet hat, muß dem König, den das Märchen lächerlich zeichnet, nicht den Purpur umhängen, sondern ihn, wie es der Spieler im Schneewittchen tat, auch wirklich in Unterhosen zeigen.

Karl Ullrich.

Rasch dreht die Welt, weckt Neu und Leid;
Zu Ende geht's, ihr Spötter!
Wir fordern euch zum großen Streit,
Wir Riesen der modernen Zeit
Euch fleischgewordne Götter.

Türmt Stein und Eisen um euch auf
Mit Wimmern und mit Beten:
Das Volk, das Volk stürmt an zu Hauf,
Die Tyrannei im Sturmwindlauf
In Nacht und Staub zu treten.

Dann bricht die Götzendämm'rung ein,
Die stolzen Höhen rauchen;
Wir Knechte werden König sein,
Und lächelnd wird aus trübem Schein
Die neue Erde tauchen."

Aus der Sammlung von Gedichten des luxemburgischen Dichters (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg).

Das Bild in der zehntel Sekunde

In den letzten Wochen gelangten aufsehenerregende Berichte in die Öffentlichkeit, wonach es gelungen sein sollte, nicht nur Musik und Wort drahtlos über den Ozean — nach Amerika, ja um den ganzen Erdball zu schicken, sondern auch Bilder und die Geschehnisse und Vorgänge an einem Ort, auf dem Wege der drahtlosen Bildübertragung überall und jederzeit wiederzugeben.

Bis jetzt eilen diese Berichte den Tatsachen voraus, aber voraussichtlich wird es nicht mehr lange dauern, daß eines der vielen „Fernsehsysteme" sich praktisch verwenden lassen wird. Das System, das nach dem heutigen Stande große Aussicht hat, sich durchzusetzen, ist der „Fernseher" des schottischen Ingenieurs Baird. Auch dieses System beruht auf der Methode, Bilder und bildliche Darstellungen, die drahtlos übertragen werden sollen, mit Hilfe starker Lichtquellen zu beleuchten und dann durch „Abtastvorrichtungen" in Gestalt von rotierenden Loch- und Schlitzscheiben Punkt für Punkt des Bildes entsprechend seiner Tönung und Schattierung dem Bildsender zuzuführen. Wie diese Abtast- und Zerlegungsvorrichtungen arbeiten und wie Bildpunkt für Bildpunkt im Bairdschen Fernseher verarbeitet wird, darüber wird von Dr. P. Lertes im soeben erschienenen Heft 3 der „Radio-Umschau", der illustrierten Wochenschrift über die Fortschritte im Rundfunkwesen, ausführlich berichtet. Grundbedingung für das Zustandekommen eines „elektrischen Fernsehens" ist demnach, daß die Abtastvorrichtungen imstande sein müssen, ein ganzes Bild in einer zehntel Sekunde und die einzelnen Bildelemente in einer hunderttausendstel Sekunde zu erfassen und weiterzubefördern.

Dasselbe Heft der „Radio-Umschau" berichtet ferner mit reichen Bildbeilagen über die Bedeutung von Radio für die Hebung der Bildung in Rußland und weiter über einen neuartigen Radioempfänger „Supradyne", der in seinem Aufbau und in seiner Wirkung etwas ganz Neues auf dem Gebiet des Radio-Empfängerbaues darstellt.

—r—

Metalle im menschlichen Körper

Die medizinische Forschung hat festgestellt, daß es viele Menschen gibt, die fast ständig Zink ausscheiden. Bei solchen Menschen findet sich der Zinkgehalt hauptsächlich in der Leber, in den Muskeln und im Gehirn sowie im Blut, das übrigens bei allen Menschen zinkhaltig ist. Vermutlich ist der Zinkgehalt dieser Körperorgane darauf zurückzuführen, daß gewisse pflanzliche und tierische Nahrungsmittel des Menschen Zink enthalten. So findet sich z. B. im Körper unserer hauptsächlichsten Schlachttiere — Rind, Kalb, Schwein und Schaf — ein ziemlich ansehnlicher Gehalt an Zink, besonders in der Leber, die beim Rind sogar auch etwas Kupfer enthält. Auch Seefischfleisch, Hühnereier, Brot, Dörrgemüse und Kartoffel weisen einen schwachen Zinkgehalt auf. In jüngster Zeit haben die Forscher Betrand und Marcheboeuf im menschlichen Körper auch Nickel und Kobalt gefunden und zwar fast in gleicher Menge sowohl in der Leber als auch in der Bauchspeicheldrüse (Pankreas), für deren Sekretion der Metallgehalt besonders wichtig sein dürfte. Es handelt sich beim Metallgehalt des menschlichen Körpers aber natürlich immer nur um ganz verschwindend kleine Mengen, die oft nur Tausendstel eines Grammes betragen. Die Leber des Menschen enthält beispielsweise nur ungefähr 146 Tausendstel Gramm Zink, 150 Tausendstel Gramm Nickel und 100 Tausendstel Gramm Kobalt. Ungeachtet dieser geringen Mengen scheinen nach den neuesten Forschungen diese Metalle im Körper aber doch eine bedeutsame Rolle zu spielen, so vor allem bei der Heilwirkung des erst in allerletzter Zeit entdeckten Mittels gegen die Zuckerkrankheit, des aus der Bauchspeicheldrüse gewonnenen Insulins. Eine Untersuchung hat ergeben, daß in Insulinpräparaten hundertmal mehr Nickel und Kobalt enthalten war, als in den Drüsen, aus denen sie gewonnen wurden.

Das sterbende Paris

Das alte Paris stirbt. Mit harter Faust räumt der Geist der neuen Zeiten in ihm auf. Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit amerikanisieren diese Stadt, die am längsten ihrem harten Griffe widerstand, und die man gut kennen muß, um in ihr noch die letzten Reste jener intimen Kultur des „zweiten Kaiserreichs" entdecken zu können. Der alte Montmartre ist dem modernen Montparnasse gewichen. Auf seinen ländlich grünen Hügeln werden bald Mietskasernen mitleidlos über die große Stadt blicken. Der letzte „Fiaker" erregt an der „Place de l'Opéra" heute mehr Aufsehen, als seinerzeit das erste Auto. Die „Métro" (Untergrundbahn) hat mit ihren annähernd 300 Stationen den Boden unterminiert, auf dem die architektonischen Zeugen dreier Jahrhunderte ein bedrohtes Dasein führten. Der Eiffelturm, dessen Lichtreklame nachts weit bis in die fernen Vorstädte leuchtet, ist wie ein drohendes Wahrzeichen des unaufhaltsamen Fortschritts geworden.

Dort, wo am „Boulevard des Italiens", dem Zentrum der großen Boulevards, einst unter „Louis Philippe" das Herz von Paris am stärksten schlug, sind tausend Erinnerungen der Hacke und dem Spaten gewichen, die einen ganzen Häuserkomplex niederrissen, um am 1. November des verflossenen Jahres den Verkehrsstrom des „Boulevard Haußmann" ungehindert in die „großen Boulevards" fließen zu lassen. Wie lange ist es her, seitdem in den nunmehr verschwundenen Bücherläden oder auf den Straßenterrassen der Cafés sich Dichter, Journalisten, Maler und jene ganze geistige Elite trafen, deren pulsierendes geistiges Leben dieser Straße den Charakter eines Zentrums der Welt aufprägte, aus dem die Kraft eines verfeinerten Esprits weit über die Grenzen Frankreichs hinaus drang! Der „Boulevardier", der französische Dandy des zweiten Kaiserreichs, der vor seinem Glase Absinth auf der Kaffeehausterrasse die Pariser große Welt vorbeidefilieren sah und mit seinem beißenden Spotte bewarf, hat dem „Businesman" Platz gemacht, der zwischen Börse und Bureau keine Zeit mehr hat, über die Schönheit und Vergänglichkeit alles Irdischen schwärmerische Phrasen zu sprechen. Für ihn, dessen Augen nur die Realität zu sehen gewöhnt sind, klettern an den Laternen, Litfaßsäulen, Kiosken, Häusern und Dächern mächtige, schreiende Plakate empor, deren Inhalte Nützlichkeit und Zweck verkünden. Der tobende Verkehr, die Jagd nach dem Gelde oder nur der harte Kampf um das tägliche Brot um ihn herum haben seine Gefühlsregungen ertötet. Um ihn pulsiert ein neues Leben, das in seiner Art zwar grandios ist, aber in sich den Todeskeim des „time is money" (Zeit ist Geld) trägt.

Wenn in der abendlichen Dämmerung das Lichtmeer der Boulevards sich entzündet und wie ein seenhaftes Feuerwerk im dunkelnden Himmel brennt, dann denkt man an jene Antwort von Maupassant auf die Frage eines Freundes, wie ihm die elegante Dame am Nebentische gefiele: „Nicht genug Ringe, um ihre Hände zu verbergen." Nicht genug Glanz strahlt uns hier entgegen, um die Armut dahinter zu verstecken. Paris, die „Stadt des Lichts", wie der Franzose sie nennt, verliert mehr und mehr ihren inneren Schein und jene starke Welle vergeistigten Lebens, die sich aus ihr einst über Europa breitete. Nur Phantomen einer Geschichte gewordenen Zeit begegnet man noch, einer Zeit, in der man die Muße zum Bummeln und zum Plaudern hatte, zu Frohsinn und Witz, einer Zeit, in der man Muße hatte — zu leben. Paris stirbt. Man weint ihm ein paar Tränen nach, wenngleich der Mensch von heute über diese Sentimentalität mitleidig lächelt.

Fedor Lovest.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29; wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Aufgabe Nr. 93

E. Baumgarten

Köln. Kockelkorngedenkturnier 1921

2. Preis

Matt in drei Zügen

8:9

Endspielstudie Nr. 43

Centurini

Eine sehr merkwürdige Stellung ist die folgende von Centurini, der sich um die Analyse des Endspiels Läufer gegen Läufer und Bauer die größten Verdienste erworben hat. Man würde glauben, daß Weiß durch den Bauernvorstoß leicht gewinnt, aber Schwarz verteidigt sich nach 1. e6—e7 mit La5—d8! und Weiß darf wegen Patt weder Dame noch Turm machen. Aber weder ein Läufer noch ein Springer genügt zum Gewinn bei dem Stande des Läufers auf h2. — Wäre der Läufer ursprünglich auf g3, könnte Weiß sowohl mit 2. e8L als auch mit 2. e8S gewinnen. **Stellung:** Weiß: Kc6, Lh2, Be6; Schwarz: Kc8, La5. Weiß am Zuge kann nicht gewinnen.

Der Versuch mit 1. Lc7 zu gewinnen, scheitert an Lb4! (nicht L×c7 wegen e7D); 2. Lb6 (droht Lc5!) Le7! 3. La5, La3; 4. Kd5, Kb7; 5. Ke5, Le7! 6. Kf5, Kc6; 7. Kg6, Kd5! 8. Kf7, Lc5 (er darf nicht auf die zweite Diagonale, zum Beispiel nach h4, wegen La5 — c3 — f6); 9. Ld8, Ke4 (Kc5? 10. Le7 und f6+); 10. Le7, Lf2; 11. Lb4, Lh4; 12. Lc3, Kf5 usw. Remisstellung bei dem Mittelbauer.

Ortsgruppen im Frankfurter Bezirk:

Offenbach, „Zum Hohenstein", Donnerstags.
Offenbach, Restauration Kosiner, Dienstags.
Hanau, Gewerkschaftshaus, Mittwochs und Samstags.
Fechenheim, „Anker", Freitags.
Bischofsheim, „Kaiser Friedrich", Mittwochs.
Hainhausen b. Fr., Greb, Mittwochs.
Darmstadt, Gewerkschaftshaus, Donnerstags.
Griesheim, „Zum kühlen Grund", Samstags.
Ried, „Rheingauer Hof", Donnerstags.
Höchst, „Zur Rosenau", Dienstags und Freitags.
Sossenheim, Volkshaus, Mittwochs.
Weisenau, bei Michael, Samstags.
Oberhöchstadt, „Adler", Mittwochs.
Oberursel, „Zur deutschen Eiche", Samstags.
Isenburg, „Harmonie" Montags.
Kreuznach, „Schillingshof", Montags und Freitags.
Mörfelden, „Rosengarten", Freitags.
Kelsterbach, „Bobbeschänkelche":
Klein-Krotzenburg, „Zum deutschen Haus" Mittwochs.
Mainz, „Parkusee", Samstags.
Raunheim, „Zum Taunus", Hintergasse, Montags.
Unterliederbach, „Alleehaus", Donnerstags; ferner in Wiesbaden, Frankfurt, Babenhausen und Bieber.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Ein Sonnenstrahl von Liebe, wenig sichtbar bis auf ein kleines Flämmchen, liegt in der Brust, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichtum entdeckt Jean Paul

Hildebrands Tod

Von **Martin Keleti**

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein

Nachdruck verboten.

1.

„Verschließ gut die Tür" — sagte der Meister — „dann leg dich nieder, brenn nicht lange das Gas, denn es ist teuer. Und stell auch die Gasuhr ab."

Draußen wartete er so lange, bis der Schlüssel im Schloß umgedreht wurde, er drückte auch die Klinke nieder, ging erst dann heim. Vor der Kirche nahm er den Hut ab, sprach ein kurzes, stilles Gebet, denn er war ein gottesfürchtiger, frommer Mann. Allmorgendlich sang er im Chor und lebte mit den hochwürdigen Herren in guter Freundschaft. Und Meister Sovek erfreute sich in der ganzen Nachbarschaft eines guten Rufes. Er lieferte genaue, gute Arbeit, sprach milde, demütig, schuldete niemanden Geld, und sein Schuhwerk war tadellos. Er nahm sich der Armen an, und wenn er einen Bettler sah, ging er an diesem nicht vorbei, ohne ihm ein Almosen zu geben.

Auch Hildebrand hatte er aus dem Waisenhaus geholt, um aus ihm einen wackeren Menschen zu machen.

Hildebrand war das Kind eines armen, gefallenen Dienstmädchens, er hatte niemanden, und Meister Sovek war davon überzeugt, daß er eine äußerst gute Tat vollbrachte, indem er den Knaben zu sich genommen.

2.

Hildebrand wollte essen. Sein Abendbrot war bereits kalt geworden. Es bestand aus einem bißchen von Mittag übriggebliebenen Gemüse und einer Scheibe Brot. Er kostete das Gemüse, aß es jedoch nicht. Es fiel ihm ein, daß er sich etwas aufgehoben habe. Er hatte am Vormittag zu der Frau Doktor ein Paar Stiefel getragen und dort von der mitleidigen Köchin ein Stück kaltes Fleisch bekommen. Dieses hatte er beiseite gelegt.

Er entkleidete sich, kroch auf seine Schlafstätte, verzehrte das Fleisch und das Brot, dann zog er die geflickte, dünne Decke über sich und zitterte vor Kälte. Es war bereits kalt. Der Meister gestattete nicht, daß das Feuer auch am Abend unterhalten werde, und zu so vorgeschrittener Stunde fror man tüchtig. Der Knabe schlief in der Werkstatt, denn die Meisterin wollte nicht, daß er in der Wohnung Unordnung mache. Er schlief, wo er arbeitete. Nach dem Feierabend schaffte er die Werkzeuge fort und bereitete sein Lager. Er legte einen alten Kotzen auf den Boden, auf den Kotzen aber ein buntes Kissen und eine fadenscheinige Decke. Hier schlief er. Wenn nur die Decke etwas dicker wäre, denn um diese Zeit, im Winter, friert er unter ihr. Im Sommer dagegen ist es in der engen Kammer unerträglich schwül. Wahrlich, der Meister hätte ihm eine wärmere Decke geben müssen, kam aber nicht auf den Gedanken. Hildebrand selbst jedoch war nicht imstande, etwas zu verlangen. Bedrückte etwas sein Herz, so blickte er zu Boden und schwieg. Am besten ist, still schweigen: da nagt sich das viele Unheil durch einen und dann findet man seine Ruhe. Er hätte auch ein Hemd, und auch ein besseres Gewand und auch Handschuhe gebraucht, denn es fror ihn gar sehr an den Händen. Ist er einmal Geselle, so wird er sich alles kaufen und sich allsonntäglich ins Café setzen, dort Zeitungen lesen. Das Waisenhaus fiel ihm ein . . . Dort hatte er es nicht schlecht gehabt. Die Burschen konnten miteinander im Garten spielen, sie lernten auch etwas, liefen herum, der Herr Direktor war ein guter Mensch, und auch der Lehrer war nicht schlecht, und Sonntags bekamen sie auch Fleisch. Ihm machte nur sein Name zu schaffen. Die Burschen fragten ihn, warum er Hildebrand heiße. Darüber mußte er auch selbst viel nachdenken. Die übrigen Burschen hatten schöne, ordentliche Namen wie: Peter, Georg, Johann, Martin usw. Weshalb mußte er Hildebrand heißen? Hildi, Hildi riefen die Burschen und umtanzten ihn. Doch zürnte er ihnen deshalb nicht. Ihn schmerzte nur, wenn zu den übrigen Kindern die Mutter kam, ihnen Obst, Kuchen brachte, oder sie Sonntag nachmittag mitnahm. Da blieben ihrer kaum einige in der Anstalt, und dies war so traurig. Stille breitete sich über die weißen Wände, jeder Schritt widerhallte, die daheim gebliebenen Kinder saßen an den langen Tischen und grübelten über die mannigfachsten Dinge.

Hildebrand dachte daran, daß einst auch seine Mutter Sonntag nachmittags zu ihm kam. Damals war er noch ein ganz kleiner Knabe und bei der alten, dicken Tante in Kost. Seine Mutter war eine magere, schwächliche Frau. Sie arbeitete in irgendeiner Schuhfabrik, brachte der dicken Tante jeden Sonntag für ihn das Kostgeld. Oft klagte sie weinend, daß sie krank sei, und sie sprach auch von einem Manne, der nach Amerika gefahren war und versprochen hatte, Geld zu schicken, aber nicht einmal eine Zeile schrieb. Dann blieb auch seine Mutter fort. Sie kam ins Spital; starb. Die alte Tante nahm auch ihn zum Begräbnis mit. Die Mutter wurde in aller Eile bestattet, ohne Priester, ohne Predigt, ohne alles. Nach dem Begräbnis sagte die alte Frau zu ihm:

„Na, du bist mir auf dem Hals geblieben."

Einige Wochen später kam er ins Waisenhaus, und von dort zu Meister Sovek. Er dachte oft an den Tod, stellte sich vor, daß er einmal auch ihn holen komme, ihn bei der Hand nehmen und mit sich führen würde, wie er es mit der Mutter getan.

Wie mag es wohl sein, wenn man stirbt? Er schloß die Augen, verharrte reglos, dachte, er sei gestorben. Langsam bemächtigte sich eine Art Ruhe seines ganzen Körpers, und er hatte das Gefühl, daß dies gut sei. Doch setzte er sich gleich wieder auf, tastete sich ab, ob er noch lebe?

Ein anderes Mal wieder hörte er, wie ihn die Mutter rief: „Komm mit mir, Hildebrand!" — Sie faßte ihn bei der Hand; ihre Hand war kalt, und sie führte ihn fort.

Ein Begräbnis ist eine schöne Sache. Er dachte an die prunkvollen, langen Züge, an die schwarzen Rosse, die vielen Kränze, an Priester und Kutscher . . . Der Tod aber ist seltsam, stumm und schwarz . . .

Und auch die Kälte ist nicht gut, und auch die zerschlissene Decke nicht, und auch das abgestandene Gemüse nicht.

Abend für Abend, wenn er in der engen Werkstatt allein blieb, jagten an ihm diese vielen Dinge vorbei. Oft dünkte ihn, als stünde die Mutter neben ihm, streichelte seinen Kopf, seufzte und spräche von jenem Manne, der nach Amerika gefahren und nicht mehr zurückgekehrt war.

Er griff unter das Kissen. Dort hatte er das kleine, bunte Heftchen versteckt, in dem er allabendlich las. Sherlock Holmes . . . Detektivroman . . Heft 5 . . . Er begann zu lesen. Vergaß die Kälte, den Hunger, verschlang die schwarzen Buchstaben. Der Detektivkönig findet auf der Straße eine blutige Manschette, hebt sie auf, folgt den Spuren, geht in die Spelunke, entdeckt dort den Mörder, belauscht sein Gespräch, wird erkannt. Man will ihn töten, er verteidigt sich, zertrümmert die Lampe, verschwindet, stürzt in den Keller, kriecht in ein Faß, wird gesucht, nicht gefunden, schlüpft dann hervor, erbricht die Eisentür des Kellers, gelangt auf den Hof, auf die Straße . . . wird bemerkt, verfolgt . . .

Herrlich!

So sah er es auch im Kino.

Er setzte sich auf.

Vernahm den Lärm der Verfolger. Mein Gott! . . . Sie werden ihn doch nicht erwischen! . . .

Er wurde schläfrig. Streckte die Hand aus, drehte den Hahn ab, kehrte sich der Wand zu und schlief ein. Er schreckte hin und wieder aus dem Schlaf.

„Tut mir nichts" — stöhnte er — „tut mir nichts . . . wehe . . ."

3.

Als Meister Sovek um halb acht morgens in die Werkstatt kam, fand er die Tür verschlossen. Er begann zu pochen, erhielt jedoch keine Antwort. Auf den Lärm kam auch der Friseur herbei und riet, einen Schlosser zu holen, denn vielleicht sei dem Knaben ein Unglück zugestoßen.

Der Meister erklärte, er habe jetzt keine Zeit, müsse in die Kirche eilen, weil der Chor auf ihn warte.

„Lassen Sie den Chor Chor sein" — sprach der Friseur.

„Zuerst kommt Gott, dann der Mensch" — sagte der Meister im Brustton tiefster Überzeugung und entfernte sich. Als er zurückkehrte, war die Tür noch immer verschlossen; sie mußte erbrochen werden. Aus dem engen Raum strömte Gasgeruch.

Meister Sovek rief wütend:

„Der verdammte Kerl hat die Gasuhr nicht abgestellt, jetzt haben wir die Bescherung."

Hildebrand lag auf dem Kotzen, blaß, mit bezogenem Gesicht. Er lebte noch ..

Der Friseur telephonierte der Rettungsgesellschaft, Hildebrand wurde fortgeschafft und drei Tage später begraben, ganz wie seine Mutter. Hinten, neben dem Zaun, ohne Priester, ohne Menschen, und auch die Totengräber hatten es sehr eilig.

Der Meister holte sich aus dem Waisenhaus einen anderen Knaben, und singt allmorgendlich mit frommem Gesicht im Chor, zum Lob des Herrn.

Eine wunderliche Geschichte

Von **Johannes Hillmann**

Vor langen Jahren saß ich in einem rheinischen Örtchen, nahe dem Siebengebirge, als Pfarramtskandidat, um den erkrankten Pfarrer zu vertreten, der in Davos Heilung suchen mußte.

Hier hatte ich eines Tages ein Erlebnis, das mir noch heute zu schaffen macht. Es war ein Februarvormittag. Trübes Schneeschlackerwetter, Matsch auf allen Wegen, Unlust draußen auf allen Gesichtern und Krankheit in vielen Häusern. Ich saß daheim, über meiner Lizentiatenarbeit grübelnd. Plötzlich schellt's. Ein Mann kommt mühsam und zögernd herein. Mein Gott, wie sah der aus! Durchnäßt, durchfröstelt, schlotternd, das Gesicht krankgelb, soweit man unter dem Schmutz das erkennen konnte. Er bot Ofenschwärze an, die er lose in beiden Hosentaschen trug. Die resolute Haushälterin führte ihn in die warme Küche, wo er sich erst mal ein wenig reinigen mußte, und dann wurde er mit warmer Suppe und anderem gelabt, wovon er ein erstaunliches Quantum bewältigte. Dann sah die Haushälterin nach, ob ich kein entbehrliches Kleidungsstück im Schranke hätte, und kam bald mit einer dicken Hose zurück. Währenddem brachte ich den Gast zum Sprechen: Er stammte vom Westerwald, trieb sich seit Monaten auf der Landstraße umher mit seiner Ofenschwärze in der Hosentasche, wurde immer müder und ausgehungerter; erholte sich nur, wenn er wegen Bettelei einmal ein paar Tage eingesperrt wurde.

Ob er Familie habe? Ja, seine Frau hätte — in der Not — gestohlen, säße jetzt im Gefängnis; zwei kleine Kinder seien in der Gemeinde untergebracht, es gehe ihnen recht kümmerlich. Von den älteren Kindern läge der eine in N. im Hospital, der andere sei in P. im Gefängnis ... Ja, wie sollte man hier durchgreifend helfen?

Da fiel mir ein, daß vor kurzem ein reicher Fabrikant, der in der Nähe ein Schlößchen bewohnte, mir gesagt hatte, wenn ich etwas ganz Besonderes nötig hätte, sollte ich mich an ihn wenden.

Unser Gast, er hieß Esselbronn, wollte zunächst in die Herberge; versprach aber, gegen Abend wiederzukommen.

Bald hernach wanderte ich zum Schlößchen hinauf, wurde freundlich empfangen, und trug dem Ehepaare mein Anliegen vor. Während ich sprach, schaute plötzlich der Herr zum breiten Fenster hin, wodurch man das geräumige, massive neue Haus des Gärtners und Pförtners sah. Er guckte fragend seine Frau an; die nickt. Dann sagte er: „Unser Gärtner ist kürzlich gestorben. Sein Haus ist leer. Da soll Ihr Esselbronn mit den Seinen wohnen. Ich will für die ganze Gesellschaft dauernd sorgen. Nur eine Bedingung: Sie fahren morgen mit dem Mann nach Bonn in die Klinik. Dort soll er untersucht und ärztlich beraten werden."

Ich war wie berauscht vor Freude; konnte gar nicht herzlich genug danken. Das war ja alles wie ein schönes Kindermärchen.

Abends saß ich mit Esselbronn zusammen, malte ihm aus, wie er nun geborgen sei; wie wir die Seinen aus dem Gefängnis, aus Spital und Gemeindepflege herausholen wollten. Schier verdonnert saß er da, schaute mich ungläubig an und drückte meine Hand. Wir verabredeten alles für den nächsten Morgen, und er ging.

Und am nächsten Morgen kam kein Esselbronn, und in der Herberge hieß es: „Der ist heute morgen schon ganz früh fortgezogen".

Einige Monate später kam ein Bettler an meine Tür. Seine Hose erkannte ich wieder, aber Esselbronn steckte nicht darin.

Wohl über ein Jahr war vergangen. An einem kostbaren Herbsttage hatte ich oben auf dem Petersberg gesessen und stieg in der Dämmerung den einsamen Weg herunter. Auf einmal sehe ich, wie vor mir ein Mann hastig vom Wege ins Gebüsch springt. „Hallo, will der mir auflauern?" Mit ein paar Sätzen bin ich bei ihm. Verlegen dreht er sich um und bietet mir Streichhölzer zum Kaufe an. „Esselbronn!" rufe ich überrascht. „Ja, sagte er, ich erkannte Sie; darum wollte ich mich verstecken." — „Weshalb sind Sie mir denn damals ausgerückt?" „Wissen Sie," antwortete er zögernd, „das war ja ganz schön von Ihnen gemeint und von dem reichen Herrn. Aber wenn ich immer an derselben Stelle leben soll und jede Stunde auf die Herrschaft hören, — satt werde ich dann wohl und hab's warm; aber das halte ich nicht aus." „Und Ihre Frau und Ihre Kinder?" fragte ich mahnend. „Herr, die halten's auch nicht aus." —

Wir haben noch lange geschwätzt, und endlich haben wir uns die Hand gegeben und sind uns nicht wieder begegnet.

Ich kann mir nicht helfen, aber bisweilen denke ich mit Neid und mit Beschämung an den nichtsnutzigen, aber freien Esselbronn. Freilich, er mußte seine Freiheit oft mit jämmerlicher Unzivilisiertheit bezahlen. Aber bezahlen wir unsere behagliche Zivilisiertheit nicht täglich viel teurer mit innerer und äußerer Unfreiheit?

Die Straße mit den tausend Zielen

„Tat twam asi" (Du bist Ich); so offenbart uns der indische Weise, der große Gütige, in jedem Menschensohn den Bruder. Darum gesellen sich*) zu dem geringsten, dem letzten Bruder von der Landstraße die herrlich Großen unserer Zeit, die Schöpfer, die Künstler, die ihre eigene Heimlosigkeit stets irgendwie, irgendwo in ihrem Werke gestaltet haben. (Wir sind ja alle „leise Heimatlose"; wir alle sind ja „tiefste Mittellose"). Große Heimlose sind die Dichter, die im Schritte unseres Jahrhunderts wandern; ihr Weg in die Heimlosigkeit geht durch Sprengung der sozialen Hemmungen des hochgesellschaftlichen modernen Lebens hin zu persönlichster Wiedergewinnung kosmischer Verbundenheit.

Aber der ganz Großen einer unter den ewig Rastlosen, den Seelisch-Heimlosen unseres Tages, unseres Volkes, denen ich begegnete, ist Armin T. Wegner. „Die Straße mit den tausend Zielen" (Titel einer Gedichtsammlung aus den Jahren 1909—20, im Sibyllen-Verlag zu Dresden 1924, jetzt Deutsche Verlagsanstalt Berlin und Stuttgart) ist der Weg einer zehnjährigen Jugendwanderschaft, deren wichtigste Stationen, oft weit voneinander getrennt, für den Dichter zwischen der Mitte des 2. und 3. Jahrzehnts seines Lebens, in Europa und Asien, liegen. Symbol seines Lebensweges wird die Straße mit den tausend Zielen, die der „Poeta Ahasverus", erfüllt von einer tiefen Begierde nach dem Geheimnis aller Dinge der Welt, wandern muß in räumliche und seelische Weiten und Tiefen.

Meine Schreibtafel ist die Erde.
Mit dem Griffel der Füße sang ich
mein Leben über die Welt.

Wie Individuation und Gemeinschaft sich gegenseitig bedingen, wie jeden Lebensalters ureigentliches Lebensgefühl erst aus seinem polaren zu tiefst erlebt wird (der Dichter sagt von sich: „Ich bin nie älter gewesen als mit 16 Jahren"), so ist nur in heimischer Sphäre echte Heimlosigkeit möglich, so wird dann Unstete, Heimlosigkeit gleichbedeutend mit innigstem Beheimatetsein im Kosmischen und Sozialen. Darum ist der Dichter der Heimlose, der in jedem Lande zur Welt kam, der immer auf der Erde gewesen ist.

Nur ich allein bin ruhend in der Welt:
Sturmwolke, Flamme, Wind und Vogelfall,
Vom Pol gedreht bis an des Südens Wende —
Daß ich mich grenzenlos der Welt verschwende,
Bläst Gott als Rauch mich brennend durch das All.

Was des gegenwärtigen Künstlers Gestaltungskraft in dieses wundervolle Bild zu fassen vermag, haben die Führer der Menschheit zu allen Zeiten im eigenen Dasein erfahren: immer führte ihre Bahn durch äußerste Heimlosigkeit zu kosmischer Verbundenheit, die der unversiegbare Born ihres sozialen Handelns wurde: Buddha, der in aller Herrlichkeit der Erde Beheimatete, verließ Weib und Kind, um zu wandern, heimlos, und zu sinnen, bis ihm offenbar wurde, wie die widerstreitenden Wünsche der Menschen sich in der köstlichen Hingabe der Persönlichkeit an das allumfassende Leben lösen. Hebräische Propheten wanderten, als Heimlose, und grübelten und sannen, bis ihnen ihr Stammesgott zum Gott der ganzen Welt wurde. Mohammed führte Karawanen, ein Heimloser, und ihm erwuchs aus dem Gemisch von Volksgöttern ein erhabener, schlichter Monotheismus. Nicht von ungefähr schreibt darum Armin T. Wegner seinem „Buch der Landschaften" das Wort eines dieser zu tiefst Religiösen, zu stärkst Sozialen, das Wort Mohammeds nämlich, voran:

Ein Schritt in der Morgendämmerung,
Ein Schritt vor der Sonne Niedergang
Sind mehr als alle Güter der Welt.

Indes, so wie der heimlose Dichter die ausgedehnteste Weite des Allgemein-Sozialen umspannt, so auch die intimste Enge des

*) In meinem Buche: „Die Heimlosigkeit. Ihre Einwirkung auf Verhalten und Gruppenbildung der Menschen." Jena 1925, Gust. Fischer. Preis broschiert 7.50 Mark.

Es geht ums Leben

Von **Christian Leden** *)

Das Eis ist nun drei Tage alt. Die Luft ist milder, der Himmel sieht nach einem Schneesturm aus.

Heute muß sich unser Geschick entscheiden. Warten wir noch einen Tag, so kann das Eis, statt stärker zu werden, wieder ganz verschwinden. Kommt ein Sturm, so bricht das Eis auf und schwimmt mit der Strömung in die Hudsonbucht hinaus. Dann können wir uns darauf vorbereiten, unsere Hunde zu schlachten und zu verzehren. Wenn uns das Unglück verfolgt, verhungern wir nachher trotzdem, ehe eine neue, tragfähige Eisdecke sich über den Fjord legt.

Versuchen wir aber heute schon über das unsichere Eis zu fahren, so laufen wir Gefahr, einzubrechen und zu ertrinken. Hier Scylla, dort Charybdis . . .

Der ältere Eskimo geht aufs Eis und bohrt das Messer hinein. Etwas mehr Kraftaufwand als gestern erfordert es immerhin. Die Eisdecke biegt sich auch weniger unter seiner Last, aber sie schwankt noch sehr, während er darüber hingeht. Wir schauen nach dem Wetter aus und halten Kriegsrat. Meine Reisegefährten machen ernste und bekümmerte Gesichter. Der ältere ist der Meinung, daß wir unbedingt noch heute versuchen müssen, über den Fjord zu kommen, und empfiehlt sofortigen Aufbruch; wenn Sturm kommt, so geht das schwache Neueis unweigerlich in die Brüche.

Wir essen unsere drei Stück Zucker, jeder eines, zünden die Pfeifen an und machen den Schlitten fertig. Die ethnographischen Sammlungen und den größten Teil meines sonstigen Gepäcks müssen wir in den Schneehütten zurücklassen. Mehr als die Schlafsäcke, meinen Kragkarabiner, die Primuslampe und meinen Überpelz wagen wir nicht auf den Schlitten zu laden. Die Kamera hänge ich über die Schulter und stecke das halb vollgeschriebene letzte Tagebuch in die Tasche der Attige (Unterpelz). Dann schnalle ich die Skier an. So hoffe ich schneller vorwärts zu kommen als auf Schusters Rappen. Ich bin sicher, daß meine Begleiter und die Hunde wie die Wiesel laufen werden, um so schnell als möglich über das Eis zu kommen. Außerdem ist unser gemeinsames Gewicht besser über das Eis verteilt, wenn ich für mich allein auf Skiern bin und nicht mit den andern neben dem Schlitten und den Hunden herlaufe. Das Eis trägt ja einen Skiläufer viel leichter als einen Fußgänger. Ein erwachsener Mensch auf Skiern belastet die Eisdecke nicht stärker als ein Hund von mittlerer Größe. So überlege ich, während ich die Skier anlege; aber bekanntlich kommt es immer anders, als man denkt.

Meine Eskimos haben natürlich keine Skier, aber sie binden sich eine feste Leine, wie man sie zum Harpunieren der Seehunde benutzt, um den Leib und befestigen das andere Ende um den Schlitten. So angeseilt, geht je einer in fünf bis sechs Meter Abstand zu beiden Seiten des Schlittens. Auf diese Art ist das Gewicht des Schlittens und der Männer über eine größere Eisfläche verteilt. Sollte wirklich einer einbrechen, so kann ihn der andere an der Harpunenleine herausziehen.

Das Eis schwankt unheilverkündend unter unsern Füßen. Wir sind alle zu Anfang dieser tollkühnen Fahrt ein wenig aufgeregt. Zuerst fahren wir am Strand ein Stück fjordeinwärts; sollte dann das Eis wirklich nach dem Meere zu abschwimmen, so kommen wir vielleicht dennoch auf die andere Seite, ehe wir durch die starke Strömung in die Hudsonbucht abgetrieben werden.

Und nun geht es los mit voller Geschwindigkeit! Die Hunde werden durch Zurufe und Peitschenknallen gelenkt; die Eskimos laufen so weit vom Schlitten entfernt, als die Harpunenleinen es gestatten. Anfangs geht alles vortrefflich, aber dann setzen Schneefall und Wind ein; die Skier fangen an zu kleben. Das junge Eis ist salzig und feucht; der Schnee ist matschig, obgleich wir mehrere Grad Kälte haben.

Der Schweiß läuft an mir herab vor Anstrengung, und dennoch kann ich auf der klebrigen Fahrbahn nicht mit den andern Schritt halten. Der Abstand zwischen mir und dem Schlitten wächst . . . wächst zusehends . . . Der Wind nimmt schnell zu und wird zum Schneesturm. Meine beiden Eskimos winken und rufen, ich solle mich sputen; dann sind sie meinen Blicken hinter einem Vorhang von treibendem Schneestaub entschwunden. Unter der dichten Decke des Neuschnees sind die vielen infolge der Strömung schwachen Stellen im Eis nicht mehr erkennbar. Daher wage ich nicht, die Skier abzulegen und zu Fuß zu laufen. Ich habe ja keine Hunde bei mir, die mich wieder herausziehen können, wenn ich einbrechen sollte.

Die Skier waren diesmal kein schlauer Gedanke! Ich hätte viel klüger getan, mich nach dem Beispiel der Eskimos mit einer Harpunenleine am Schlitten anzuseilen. Liefen sie neben dem Schlitten, so konnte ich ja hinterdreinlaufen. Man lernt zu, so lange man lebt. Für diesmal aber sieht es aus, als wär's mit dem Leben und mit dem Lernen bald zu Ende!

Noch höre ich die Eskimos rufen; aber weit, weit voraus. Es sei ihnen bange um mich; ich soll mich beeilen, so sehr ich kann — und noch ein bißchen mehr . . .

Da begreife ich, daß vorne bei ihnen irgend etwas nicht in Ordnung ist und daß mein Heil in den Beinen liegt. Herunter also

*) Durch das freundliche Entgegenkommen des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig, sind wir heute in der Lage, unseren Lesern eine Kostprobe aus dem neuen interessanten Reisewerk „Christian Leden, Über Kiwatins Eisfelder. Drei Jahre unter kanadischen Eskimos" (mit 70 Abbildungen auf Tafeln und im Text, zahlreichen Notenbeispielen und 1 Karte, Mk. 13.—, Leinen Mk. 16.—) zu bieten. Die an Abenteuern, harten Entbehrungen und Leiden reiche Expedition Ledens in die Eisfelder Kiwatins stand gleich im Anfang unter einem unglücklichen Stern. So kann der Forscher von einem Schiffbruch im hohen Norden, von Kannibalismus der Naturvölker, von gefahrvollen Jagden auf Eisbären und Walrosse, ja von einem „Wettlauf mit dem Tode" berichten. Bei dem Schiffbruch verlor Leden den größten Teil seiner Ausrüstung und seiner wissenschaftlichen Instrumente und mußte so drei Jahre wie die Eskimos vom Lande leben. Sein Ziel waren nicht geographische Entdeckungen, vielmehr versuchte er von der untergehenden Kultur des Eskimos für die Wissenschaft zu retten, was die immer weiter nach Norden vordringende Zivilisation davon noch übrig gelassen hat. Er ist wie Rasmussen und Stefansson der Ansicht, daß die Zivilisation den Eskimos nur bedingt Segen bringt, und er führt genug Beweise dafür an. Einen besonderen Reiz hat das Werk noch dadurch, daß Leden die Musik der Eskimos erforscht und im Phonogramm festgehalten hat. Das Buch bringt eine Reihe von Notenbeispielen, die besonders interessieren werden. Umrahmt wird der Bericht von einer Reihe vorzüglicher Bilder nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Zweimenschlichen. Beides zu vereinen, ist sein Geschick und seine Mission: den Weg durch das große blutige Abenteuer der Jahrtausende zu gehen und auch Einkehr zu halten am Wege und in der Insel der friedsamen Hütten. Untrennbar, nicht auflösbar — so sein ist ihre Mischung — schwingen sie in eins: die zwischenmenschliche Liebesbeziehung zur Gesamtheit wie die zu jedem einzelnen Menschenkinde, wenn der Dichter dem einen, der einen sagt:

Tritt ein zur Pforte meiner Augenbrauen,
Wenn Einsamkeit in deiner Seele weint.

Allem Menschlichen, allen Menschen ist sein Herz aufgetan in menschlicher Liebe, auch Venedigs Dirne, der er diese Worte schenkt:

Schwester und Braut — o lange verloren geglaubte:
Trinke, trinke die liebende Seele mir aus!

Denn eine leidenschaftliche Zuneigung zu allen Unterdrückten und Verbrechern erfüllt den, der Lebendiges und Totes einer geliebten Welt mit Liebeskraft in die Arme schließt:

Grab die Füße aus dem welken Grund,
Die in Nacht die bleichen Flügel schmiegen,
Daß sie noch im Tod, zwei Tauben, fliegen
Liebegirrend um den Erdenmund.

So schlägt dieses Dichterherz in gleicher Glut auch dem Außermenschlichen: es versteht die Pinie, die im Sande an versiegten Brüsten kniet und um Wasser betet.

Jedoch erheischt diese Weite der Seele immer wieder Loslösung von dem Abgegrenzten, Zugeschlossenen, Individuellen:

Aufbruch ist, der Winde Schlaf, mein Teil.
Ob im süßen Blau die Blicke weiden,
Grausam von dem Liebsten mich zu scheiden,
Fällt der Horizont sein Henkerbeil.

Der unbeengten Räumlichkeit, der Heimlosigkeit, erscheint als Entsprechendes die Zeitlosigkeit: Was man mit der Seele liebt, flieht man in ruheloser Wanderschaft. Nur er, dessen Herzensfasern im innersten Grunde mit allen und allen verwurzelt sind, kann grenzenlose Verlassenheit erfühlen:

Eine einsame Kerze, brennt
Mein Herz in sturmzerbrochener Laterne.

Aber nicht um das Negative der Erfüllung, um das nur Positive des Beginns, dem kein Ziel winkt, handelt es sich, wie Herm. Hesses Gedicht „Auf einer Reise" es ausspricht:

Mir ist besser zu suchen und nie zu finden,
Statt mich eng und warm an das Nahe zu binden,
Denn auch im Glücke kann ich auf Erden
Doch nur ein Gast und niemals ein Bürger werden.

Vielmehr widerspiegelt das Werk A. T. Wegners sein Suchen und Finden, sein ganzheiterfülltes Haben, das dem großen Heimlosen allerdings zugleich hungrigste Sehnsucht bedeutet. Und diese wiederum ist nicht, wie bei Wolf Whitman, Reaktion auf das „gleichmäßige, unerträgliche Land, die ermüdende Gleichheit der Straßen, der Bürgersteige und Häuser", sondern hier ist sie erster Ursprung, Quell der Gesundheit. Daher auch stellt sich dieses Heimlosen kosmische Beziehung im schlichten Gewande der natürlichen Beziehung dar:

Nun taucht zur Flut der Wald sein Witwenhaar,
Und wäscht im Mond das Herz der Tränen aus.
Von seinen Zweigen rauchen wunderbar
Die Düfte bis an mein verlornes Haus.

Wie im letzten Grunde nächste Berührung besteht zwischen Liebe und Tod — nirgend so erschütternd als in den Schlußzeilen des Kreises vom Tode und vom Leben, „Das Lazarett"; ein Buch, das A. T. Wegner im Oktober 1914 in Polen schrieb für Käthe Kollwitz —, so auch zwischen Heimlosigkeit und Liebe, und kein anderer hat diese tiefste Beziehung, die Beziehung der Erotik zur Heimlosigkeit, in gleicher Stärke zum Brennpunkte seines Schaffens gestaltet wie Armin T. Wegner.

Dr. Hanna Meuter (Köln).

mit den Skiern, obwohl ich Gefahr laufe, an irgendeiner Stelle, unter der die Strömung durchgeht, einzubrechen. Und nun renne ich wie besessen mit den geschulterten Skiern, renne, als wäre hinter mir die Hölle losgelassen.

Aus weiter Ferne höre ich die Eskimos nach mir rufen. Sie heulen und schreien; und ich laufe wie noch nie in meinem ganzen Leben. Das Schneegestöber umwirbelt mich, vom Sturm gepeitscht, so dicht, daß ich fast nichts mehr sehe. Ich halte die Richtung nach den Rufen meiner Gefährten.

Plötzlich bin ich mit dem einen Bein in einer Wake, aber unter dem andern trägt das Eis; ich komme wieder hoch . . . weiter! Jetzt höre ich die Stimmen der Eskimos deutlicher, und endlich sehe ich sie auch vor mir. Sie stehen hoch über mir auf der Eiskruste am Strand, rufen, winken und gebärden sich wie verrückt. Es sieht aus, als ob sie mitsamt dem Strandeis in rasender Geschwindigkeit fjordaufwärts glitten. Da begreife ich: in wilder Fahrt treibe ich mit dem jungen Eis den Fjord hinab und dem Meere zu. Dicht zu meiner Linken ist ein Zipfel offenen Wassers sichtbar. Er nähert sich, wächst und wächst . . . Einen Augenblick verliere ich die Fassung, dann aber ändere ich die Richtung und renne nun halb fjordaufwärts, halb dem Ufer und dem Strandeis zu. Die Eskimos laufen mir längs der Eiskruste entgegen, also in der Richtung, nach der ich mit dem Eis abgetrieben werde, und werfen mir von oben eine lange Harpunenleine zu. Gerade, daß ich im Vorübertreiben das Ende fassen kann. Schnell schlinge ich sie um das Handgelenk und halte sie fest wie im Schraubstock. Die Eskimos stemmen sich mit den Füßen gegen den Rand der Eiskruste und ziehen mich auf Ufereis im gleichen Augenblick, in dem das offene Wasser mir schon die Sohlen leckt. „Allianai!" (Was bin ich froh!) rufen sie, während ich über die viele Meter hohe Bruchstelle des Ufereises hinaufklettere. „Allianaikonni!" Einen noch stärkeren Ausdruck der Freude kennt die Eskimosprache nicht. „Wir hatten solche Angst, du würdest es nicht mehr schaffen!"

Mir selbst bleibt fürs erste die Sprache weg. Ich pruste und keuche wie eine alte Dampfmaschine. Die Schlagadern an den Schläfen hämmern, als wäre da drinnen eine ganze Kupferschmiede in Betrieb.

Als ich längst festen Boden unter mir habe, meine ich immer noch, der Satan sei mir auf den Fersen. Ich sehe hinter mich — offenes Wasser und jähe Strömung, wo ich soeben noch wie von einer Meute gehetzt übers Eis rannte.

Das war ein richtiger Wettlauf mit dem Tod. Noch ein paar Sekunden später, und ich wäre auf Nimmerwiedersehen hinaus ins Meer getrieben.

Pioniere der Funktechnik

Ernst Frederik Werner Alexanderson

Der Schwede Alexanderson ist heute einer der ersten Funktechniker Amerikas. Ganz abgesehen von seinen hervorragenden Leistungen, die er im Dienste der amerikanischen Industrie auf dem Gebiete des Funkwesens vollbrachte, drückt sich das auch äußerlich dadurch aus, daß er der erste Ingenieur der „Radio-Corporation of America" und Präsident des „Institute ob Radio-Engineers" ist.

Alexandersons Name wurde zuerst durch die Arbeiten, die er zusammen mit Fessenden zur Schaffung von Hochfrequenzmaschinen ausführte, außerhalb der engeren Fachkreise bekannt. Die Maschine von Fessenden lieferte bei 333 Umdrehungen in der Sekunde einen Wechselstrom von 100 000 Perioden. Alexanderson vervollkommnete die Maschine Fessendens wesentlich. Vor allem setzte er die Drehzahl des Ankers ganz erheblich herab, da er sich alsbald mit 25 000 Perioden begnügte. Man hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, daß man auch mit größeren Wellenlängen sehr gute Ergebnisse erzielen konnte. Alexandersons Maschine, die sonst grundsätzlich der von Fessenden gleicht, ist dadurch wesentlich betriebssicherer geworden. Die hohen Umlaufzahlen der Maschine werden allerdings auch jetzt noch, wie bei der von Fessenden, durch die Einschaltung von Zahnradgetrieben erreicht. Die Alexanderson-Maschine, die einen regelmäßigen, nach der Sinuskurve verlaufenden Wechselstrom liefert, wird heute in Amerika viel für größere Leistungen, meist 200 Kilowatt, verwendet. Ihr Hauptvorzug ist, daß sie ihre Schwingungen ohne Verlust direkt in die Antenne schickt. In Frankreich erzeugt die „Compagnie Générale Radioélectrique" eine ähnliche Maschine, die von dem französischen Ingenieur Latour durchkonstruiert wurde. Ihm gelang es, die als Übelstand empfundenen hohen Umlaufziffern dadurch noch weiter herabzusetzen, daß er am rotierenden Teil dreimal so viel Pole anbrachte wie am feststehenden Teil der Maschine.

Alexandersons Tätigkeit auf dem Gebiete der Funktechnik ist mit dem Bau von leistungsfähigen Hochfrequenzmaschinen keineswegs erschöpft. Eines seiner weiteren Verdienste ist, daß er auch Eisen zum Bau von Hochfrequenzgeräten verwandte, eine Tat, die niemand vor ihm gewagt hatte, da man die magnetischen Eigenschaften dieses Werkstoffes fürchtete. Als leitender Ingenieur der großen „General Electric Compagnie" konstruierte er u. a. Hochfrequenztransformatoren für Leistungen bis zu 200 Kilowatt. Er schuf die Erdungsanlage der amerikanischen Großfunkstelle New-Brunswick. Der Antennenwiderstand dieser Station betrug 3 Ohm. Alexanderson verminderte diesen Widerstand etwa um das Zwölffache, indem er in regelmäßigen Abständen eine große Zahl von Drähten in die Erde verlegte und so der Antenne ein Gegengewicht schuf, das äußerst wirksam wurde. Außer diesen Arbeiten beschäftigte er sich auch mit der Verbesserung der Empfangstechnik, mit der Mehrfachtelephonie und zahlreichen Einzelfragen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde.

Alexanderson wurde am 25. Januar 1878 in der altehrwürdigen schwedischen Universitätsstadt Upsala geboren. Er studierte an der südschwedischen Universität Lund, besuchte dann die Technische Hochschule in Stockholm und vollendete seine Studien in Berlin. Im Jahre 1901 finden wir ihn bei der S. & O. Electric-Compagnie" in den Vereinigten Staaten. Aber schon im nächsten Jahre trat er zur „General Electric" über, der er bis zum heutigen Tage als einer ihrer ersten Ingenieure angehört. Der Sohn Schwedens hatte in Amerika ein ausgedehntes Tätigkeitsfeld und damit eine neue Heimat gefunden. W. M.

Schach-Ecke

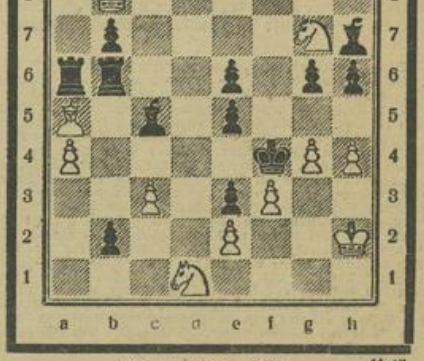
Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29; wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Aufgabe Nr. 94

G. Buchmann, Neukölln

Turnier des Berliner Arbeiter-Schachklubs

1. und 2. Preis geteilt



Matt in drei Zügen 11:12

Endspielstudie Nr. 44

A. Troitzky, Petersburg

Stellung: Weiß: Kg2, La2, Bb5, h2 (4); Schwarz: Kh5, Lc2, Bd5, h6 (4). Weiß zieht und gewinnt.

Lösung: 1. b5 — b6! Lc2 — e4+; 2. Kg2 — g3, d5 — d4; 3. h3 — h4, Kh5 — g6; 4. La2 — b1! und gew. 1. L × d5 scheitert an Ld3; 2. b6 La6; 3. a7 L × a7 und Weiß kann nicht gewinnen, da der Läufer das Feld h8 nicht beherrscht.

Ortsgruppen im Frankfurter Bezirk:

Offenbach, „Zum Hohenstein", Donnerstags.
Offenbach, Restauration Kostner, Dienstags.
Hanau, Gewerkschaftshaus, Mittwochs und Samstags.
Fechenheim, „Anker", Freitags.
Bischofsheim, „Kaiser Friedrich", Mittwochs.
Hainhausen b. Fr., Greb, Mittwochs.
Darmstadt, Gewerkschaftshaus, Donnerstags.
Griesheim, „Zum kühlen Grund", Samstags.
Ried, „Rheingauer Hof", Donnerstags.
Höchst, „Zur Rosenau", Dienstags und Freitags.
Sossenheim, Volkshaus, Mittwochs.
Weisenau, bei Michael, Samstags.
Oberhöchstadt, „Adler", Mittwochs.
Oberursel, „Zur deutschen Eiche", Samstags.
Isenburg „Harmonie" Montags.
Kreuznach, „Schillingshof", Montags und Freitags.
Mörfelden, „Rosengarten", Freitags.
Kelsterbach, „Bobbeschänkelche".
Klein-Krotzenburg, „Zum deutschen Haus" Mittwochs.
Mainz, „Parkuseck", Samstags.
Raunheim, „Zum Taunus", Hintergasse, Montags.
Unterliederbach, „Alleehaus", Donnerstags; ferner in Wiesbaden, Frankfurt, Babenhausen und Bieber.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Das macht den eigentlichen Unterschied der bürgerlichen und proletarischen Politik aus: die erstere spricht fortwährend von Allgemeininteressen, will aber den Staat nur ihrem Sonderinteresse dienstbar machen und kann auch gar nichts anderes. Es gehört zum Wesen der bürgerlichen Politik, die Worte von Volkswohl und Volksfreiheit zu bloßen Phrasen und Verhüllungen von partiellen Herrschaftsinteressen zu machen. Die proletarische Politik dagegen spricht prinzipiell nur von Klasseninteressen, sie will das Interesse der Besitzlosen und Ausgebeuteten zur Herrschaft bringen, aber nur damit Besitzlosigkeit und Ausbeutung überhaupt verschwinden. Während also die proletarische Politik nur für Sonderinteressen des Proletariats zu wirken scheint, vertritt sie in der Tat — und sie allein — Allgemeininteressen. Denn sie will den Staat nur erobern, um an seine Stelle eine solidarische Gesellschaft zu setzen, eine Gesellschaft, in der die Lasten der Gemeinschaft auf alle gleichmäßig verteilt werden, aber auch der Genuß der gesellschaftlichen Kultur allen gleichmäßig zuteil werden wird. Max Adler.

Unsere Aufgabe

Ein Wort zur Gaukonferenz der Jungsozialisten

kd. Nach den neuesten Beschlüssen des Reichsausschusses der Jungsozialisten und des Parteivorstandes in Berlin hören die Jungsozialisten endgültig auf, eine selbständige Organisation innerhalb der Gesamtpartei darzustellen. Wären wir bisher überhaupt eine selbständige Organisation gewesen, hätten wir nicht stillschweigend und ohne Diskussion diesen Beschluß entgegengenommen. Unser gleichgültiges Verhalten gegenüber der innerorganisatorischen Veränderung beweist nicht etwa unsere Müdigkeit, sondern nur die schon alte Tatsache, daß wir uns keineswegs als selbständige Organisation innerhalb einer Organisation fühlten. Diese irrtümliche Auffassung, die in die Partei durch einige der Jugend und den Jungsozialisten fernstehenden Genossen hineingetragen wurde, führte auch zu seltsamsten Vorstellungen über das Wesen und über die Ziele der Jungsozialisten.

Wenn wir eine Gaukonferenz der Jungsozialisten abhalten und über einige innerorganisatorischen Fragen sprechen wollen, dann darf von den älteren Parteigenossen eine derartige Konferenz nicht als überflüssig und gar schädlich bezeichnet werden, sondern unsere älteren Parteigenossen sollten einmal darüber nachdenken, warum die Jungen in der Partei sich enger zusammenschließen wollen, und warum sie für ihren Zusammenschluß gerade die Form der jungsozialistischen Gemeinschaften gewählt haben. Denn die Jungsozialistengruppen sind nicht aus einer organisatorischen Spielerei heraus entstanden, sondern aus dem Willen heraus, als Junge selbständig mitzugestalten an dem Werk des politischen und sozialen Aufbaus.

Lag es allein an den Jungen, daß sie diese Aufgabe nicht erfüllen konnten? Frage erzwingt Antwort: Haben alle verantwortlichen Kräfte an der gestaltenden Arbeit ihr Ziel erreicht und verwirklicht? Keine Schuldfrage soll aufgerollt werden, und kein Vorwurf der Jungen gegen die Alten erhoben werden, denn wird die Frage an uns gerichtet, was wir in den letzten Jahren Positives geleistet haben, dann verschweigen wir verschämt die Antwort.

Begeistert war unser Ansturm auf die neuen Aufgaben der jungen Generation, und wir fühlten uns innerlich beglückt durch die Selbstauferlegung einer Aufgabe, aber raschen Laufs erreicht man kein Ziel, wenn der Zielpunkt in weiter Ferne liegt. Wenn wir heute bei ehrlicher Betrachtung eine Bilanz ziehen und uns fragen, welche Wirkung wir als Jungsozialisten ausgestrahlt haben, dann sollen wir den Mut aufbringen zur ehrlichen Bekennung: gering war unser Erfolg.

Und hier kommen wir wieder zu unserer Ausgangsbetrachtung. Nicht als selbständige Organisation haben wir die Jahre hin versucht, nach außen oder nach innen zu wirken, Einfluß zu gewinnen, oder die Partei in ihren Entschlüssen zu beeinflussen, obwohl gerade hier eine sehr dankbare Aufgabe für eine politisch außerordentlich regsame junge Generation in der Partei wäre, sondern wir haben uns immer als bescheidene Gruppe zurückgehalten, und nur eine etwas weiterreichende Erziehungsaufgabe innerhalb der proletarischen Jugendbewegung geleistet.

Die Jungsozialistenbewegung hat sich jetzt selbst ihr Urteil gesprochen: der Reichsausschuß der Jungsozialisten ist ein Anhängsel des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit geworden. Nun haben wir die endgültige Charakterisierung der Jungsozialisten als ausgesprochene Bildungsgemeinschaft. Hatten wir vorher immer noch in dem Ludergeruch einer selbständigen und gar vielleicht Politik treibenden Jungsozialisten„organisation" gestanden, so sind wir jetzt durch die Übernahme vollkommen entmündigt worden. Sollen wir dieser Entmündigung eine Träne nachweinen?

Wenn wir eine aktive und wirkliche Politik treibende Jungsozialistenorganisation gewesen wären, wenn wir die Partei in ihren politischen Entschlüssen beeinflußt, und wenn wir eine derartige geistige Bedeutung innerhalb der Gesamtpartei gehabt hätten, dann wäre ein stürmischer Protest der Jungsozialisten gegen diese „Entmündigung" los gegangen, es wäre in der Partei zur inneren Revolutionierung gekommen. Aber tröstet euch, liebe älteren Parteigenossen, so gefährlich waren niemals die Jungsozialisten gewesen, ihnen fehlte nicht nur der Wille, sondern weit schlimmer, ihnen fehlte die klare geistige Haltung. Und nun, wo sich langsam eine solche geistige Entwicklung herausentwickeln will, ist es zu spät. Schon sind wir ein Glied des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit geworden, und unsere Aufgabe wird zukünftig darin bestehen, die Bildungsinstruktionen des Reichsausschusses zu empfangen und in unseren Gruppen durchzuführen. Ob man unsere scheinbar selbständigen Gruppen auch noch auflösen wird, das ist noch keine Frage der unmittelbaren Gegenwart, sondern eine Frage des geeignetsten Zeitpunktes. Also warten wir noch auf die Vollstreckung des Todesurteils! Eine Bewegung, die aus sich heraus keine Initiative besitzt, die mit keiner Idee und mit keinem Gedanken die Gesamtpartei beeinflussen und bestimmen kann, verdient auch keinen schöneren Tod!

Grotesk hören sich eigentlich diese Worte in einem Begrüßungsartikel an, da wir aber ehrlich sein und nicht immer die abgegriffenen Phrasen, sondern ganz nüchtern den geistigen Bestand unserer Jungsozialistenbewegung aufnehmen wollen, deshalb wollen wir auch mit einer sachlichen Betrachtung unsere Konferenz eröffnen, keine Selbstbeweihräucherung treiben, sondern sehen, was ist, und nun Aufgaben formulieren, die wir im Rahmen der Gesamtpartei leisten können, um unsere Existenzberechtigung zu beweisen.

Ohne Überschwang wollen wir einmal feststellen, welche Aufgabe uns eigentlich verblieben ist. Überheblich wäre es, zu sagen, daß wir andere Aufgaben hätten wie die Partei und die Gewerkschaften. Man soll uns nicht mit der Phrase kommen, daß wir allein die sittliche Erziehung zu leisten hätten, oder gar schon leisten, denn der vielgerühmte sozialistische Mensch ist noch nicht aus der jungsozialistischen Bewegung auferstanden, und er wird auch so bald seine Auferstehung nicht feiern. Was bleibt dann noch übrig, um überhaupt lebensberechtigt zu sein, und um eine Gaukonferenz abzuhalten? Eigentlich eine sehr banale Tatsache bleibt noch zu erwähnen übrig.

Tun wir uns deshalb aber nicht wichtig, und unterschätzen wir sie auch nicht. Jetzt kommt eine bittere Feststellung für unsere älteren Parteigenossen und ein kleines Lob für unsere Jungsozialisten. Wo findet man den ehrlichen Willen zur theoretischen Arbeit innerhalb der sozialistischen Arbeiterbewegung? Gewiß, auch in unserer Partei und in den Gewerkschaften und sonstigen Organisationen wird „theoretisiert",

vielleicht sogar noch besser wie bei den Jungsozialisten, aber daß in den Jungsozialisten der ehrlichste Wille zur geistigen Aneignung des wissenschaftlichen Sozialismus, daß auch hier noch die größte Hochachtung vor dem geistigen Werk unserer Altmeister vorhanden ist, kann nicht geleugnet werden, wenn auch sonst vieles faul im Staate Dänemark sein sollte. Es kommt nur auf die verhältnismäßige Feststellung an, denn daß in der Partei mehr geistig Interessierte sind, wie bei den Jungsozialisten, ist entsprechend der Größe der Partei einleuchtend, aber es gibt nicht in der Partei eine geschlossene Gruppe von Genossen, die sich freudig hingibt an die geistige Arbeit, diese Gruppe stellt aber die gar keine Organisation sein wollende Jungsozialistenbewegung dar. Das ist das Positive ihres Seins. Wäre die Bewegung größer, würde man diesen Einfluß mit den Jahren spüren, denn leider muß gesagt werden, daß die geistige Arbeit am wissenschaftlichen Sozialismus von vielen unserer älteren und tätigen Genossen mehr wie vernachlässigt wird, und daß sogar eine unberechtigte Nichtachtung der theoretischen Arbeit gegenüber der praktischen Arbeit vorhanden ist, so daß hier ein Entgegenarbeiten notwendig wird. Die Jungsozialisten wollen diese Arbeit leisten, ob sie dieselbe im Interesse der Gesamtbewegung leisten können, das soll sich später zeigen, wenn über diese Arbeit Jahre vergangen sind und Resultate vorliegen.

Es ist nur diese eine Seite unserer Aufgaben skizziert worden. Wenn die Jungsozialisten des Gaues Hessen am Samstag und Sonntag im Jugendheim zusammenkommen, dann werden zwei hochwichtige Referate davon Zeugnis ablegen, daß der Wille zur geistigen Belebung und Neuorientierung in den Jungsozialisten lebendig ist, und daß sie sich gerne als die Apostel des sozialistischen Geistes und der sozialistischen Idee fühlen, nicht mehr und nicht weniger sein wollen, als die lautesten Rufer im Streite um geistige Neuorientierung und für den Marxismus. Das soll unser Ziel sein und dahin soll unser Weg führen. Noch sind wir nicht diese Rufer, aber wir wollen und müssen die Rufer werden, darum unsere Gleichgültigkeit gegenüber untergeordneten organisatorischen Fragen, und unser lebhaftes Interesse an der geistigen Durchdringung der Bewegung. An diesen zu leistenden Aufgaben gibt sich die Jungsozialistenbewegung selbst ihre Existenzberechtigung, und scheitert sie an dieser Aufgabe, dann darf sie keine Stunde länger existieren.

Das Programm des Jungsozialismus

Von Fritz Lewy

Ist die Entstehung einer proletarischen Jugendbewegung Zeichen einer Krise des politischen Bewußtseins und der sozialistischen Bewegung? An sich ist jede Jugendbewegung ein Stück gesellschaftlichen Befreiungskampfes für die Selbständigkeit der Jugend. Zunehmende Gegensätze zwischen Jugend und Alter weisen aber auf die tatsächliche bestehende Krise hin. Man wird deren Vorhandensein bejahen müssen, ohne doch zugleich die bürgerliche und proletarische Krise vergleichen zu dürfen. In einer Zeit, die im ganzen Abendlande die Unmöglichkeit der kapitalistischen Ordnung so handgreiflich zeigt, daß selbst der englische Arbeiter, der bisher ein Monopol der hohen Lebenshaltung zu haben schien, die Geduld verliert, wo der Kapitalismus in Asien und Afrika seine letzten Reservearmeen — und in ihnen seine eigenen Totengräber — formiert, in einer solchen Zeit kann keine Rede von einer Krise des internationalen Sozialismus sein.

Anders jedoch, wenn wir die Verhältnisse in unserer engeren Heimat betrachten. Wohl wird auch hier — im Zusammenhang mit dem weltgeschichtlichen Aufstieg der Arbeiterklasse aller Länder — die sozialistische Bewegung ihren Fortgang nehmen. Wir finden aber das deutsche Proletariat in einer heftigen Krise. Die Enttäuschungen des Krieges und der Revolution sind nicht ohne Folgen vorübergegangen; sie haben hinterlassen: Mißtrauen, Zweifel und Erstarrung. Die Generation, die dereinst in gläubiger Jugendkraft die Fundamente gelegt hatte für einen Bau, der sie noch wohnlich aufnehmen sollte, sieht ihr Ziel, das Endziel, noch in weiter Ferne, ja scheinbar weiter denn je. An die Stelle des einstmals den Klassenkampf tragenden Endziels tritt die langsame Entwicklung, die die Machtpositionen der Arbeiterschaft in Staat und Wirtschaft so verstärken und ausbauen soll, bis der Kapitalismus von innen heraus ausgehöhlt und aufgezehrt worden ist. Der blobe Glaube an „die Entwicklung" ist darum so gefährlich, weil er den gesellschaftlichen Fortschritt trennt von dem Bewußtsein und Willen, von dem Klassenkampf einer revolutionären Klasse. Nur solange gibt es in der Geschichte Entwicklung und Fortschritt, als in ihr Menschen wirken, wirken mit der Begeisterungskraft des Glaubens und Tatkraft des Willens. Wer nicht mehr an eine bessere und schönere Gesellschaftsordnung glaubt und nicht zugleich auch die Fesseln der Knechtschaft und unmenschlichen Entehrung der kapitalistischen Ausbeutung selbst noch sprengen will, wer nicht mit allem Willen sich aus einem Knechte, der mit Abfällen vom Tische der Bourgeoisie zufrieden ist, zum Herrn machen will, der ist kein Revolutionär, kein Träger des gesellschaftlichen Fortschritts.

Alle Jugend ist unbedingt: Die menschliche Fähigkeit zum folgerichtigen Denken ist noch nicht bedrängt und abgelenkt durch die vielerlei Rücksichten und Interessen des Berufes und der Umgebung. Der Mut und die Kraft des jungen Menschen sind noch nicht verdorben und aufgerieben durch das ermüdende Gleichmaß der Organisation, der Blick noch nicht eingeengt durch die Interessen des Augenblicks. Das ist der Radikalismus der Jugend, der ewig neue Gegensatz von Vater und Sohn.

Jedoch kann der Gegensatz von Jugend und Alter nicht stärker sein als die Bindung beider in der Klassengemeinschaft und deren politischen Vertretung, der Partei. Daß auf der Seite der älteren Generation oft nicht dem Eigenleben und Eigenwert der Jugend Rechnung getragen wird, darf auf der Gegenseite nicht zu einer grundsätzlichen Kampfeinstellung führen. Vor allem aber werden die verantwortlichen Führer der Partei einsehen müssen, daß die Partei die Jugend nur an sich fesseln wird, wenn sie ihrer Einstellung und ihren Bedürfnissen Rechnung trägt. Wenn eine sozialistische Partei mehr als Wahlverein, wenn sie die Organisation der Klasse, ein Stück der Zukunftsgesellschaft in der Gegenwart schon sein soll, wenn sie aber auch die Schlagfertigkeit einer Armee haben soll, die zu anderen noch berufen ist als zum Gefechte der bedruckten Stimmzettel, dann kann sie auf die Jugend nicht verzichten, dann wird sie aber auch das Schwergewicht ihrer Agitation wieder von außen nach innen verlegen müssen; nicht nur die Wählerzahl, sondern vor allem die Mitgliederzahl ist Ausdruck der Stärke einer proletarischen Partei.

Dem jungen Sozialisten, der wissend in der Gegenwart steht, erwachsen aus dieser Sachlage Pflichten und Verantwortung. Er darf sich nicht in unzähligen Einzelaufgaben verzetteln: weder Stenographie noch Abstinenz führen zum Sozialismus. Er hat die Pflicht, die rote Fahne der Revolution hochzuhalten, den Anschluß zu gewinnen an die große Tradition der proletarischen Kampfbataillone. Die geschichtliche Überlieferung lebendig zu erhalten und zu bewahren, sich mit ihrem Geiste und Willen ganz zu erfüllen, den Glauben an die idealen Aufgaben der proletarischen Revolution in den Massen des arbeitenden Volkes zu entzünden, das Wissen der marxistischen Erkenntnis zu pflegen und schließlich die Verwirklichung des Ideals und des Wissens in der Praxis, in der Tat: das ist das Programm des Jungsozialismus. Dies Programm ist nicht neu und widerspricht nicht einem offiziellen Programm. Es ist nicht so sehr eine Ergänzung des Parteiprogramms, als seine Durchdringung mit dem Geiste der Leidenschaft der Jugend. Diese Leidenschaft zu wecken und wachzuhalten, ist die dringende Forderung, die sich aus der gegenwärtigen Situation ergibt. Wie unsere Sache die der ganzen Menschheit ist, so fordert auch die Menschheit den Einsatz unserer ganzen Persönlichkeit. „Sie sind in der glücklichen Lage", sagte Lassalle einmal den Arbeitern, „daß dasjenige, was Ihr wahres persönliches Interesse bildet, zusammenfällt mit dem zuckenden Pulsschlag der Geschichte, mit dem treibenden Lebensprinzip der sittlichen Entwicklung. Sie können daher sich der geschichtlichen Entwicklung mit persönlicher Leidenschaft hingeben und gewiß sein, daß Sie um so sittlicher dastehen, je glühender und verzehrender diese Leidenschaft ist."

Probleme der sozialistischen Kultur

Von Fritz Schmidt

Nicht nur von materiellen Dingen ist die Rede, wenn wir von Künftigem sprechen. Es geht um die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebensganzen, um die Kultur. Unter Kultur begreifen wir all das, was menschlicher Gestaltungswille, aus seinem ursprünglichen Naturzustand heraushebend, einer zwecksetzenden Veränderung unterwarf. Der umgegrabene Acker ist ein Stück „Kultur". Alle politischen und sozialen Gebilde, alle Schöpfungen menschlichen Geistes „sind Kultur".

Die verschiedenen Erscheinungsformen einer Kultur stehen untereinander in Beziehung. In ihnen wirkt sich jeweils das gleiche gesellschaftliche Lebensprinzip aus. Grundlegend sind jedoch die Produktionsverhältnisse. Verändern sie sich, so erfährt auch das Geistesleben eine entsprechende Korrektur. Der „gesellschaftliche Lebensstil" ändert sich dann.

Der innere Zusammenhang der verschiedenen Kultursphären sei kurz angedeutet: dem unbeweglichen Charakter der Naturalwirtschaft des Mittelalters entsprach der Kollektivismus, der Glaube, daß alles Bestehende gottgewollt und ewig sei, sowie die Autorität der Kirche.

Unsere Epoche wird durch die kapitalistische Konkurrenz, Individualismus, Rationalismus und Diesseitigkeit gekennzeichnet.

Ist der Sozialismus der Antipode der gegenwärtigen Gesellschaft, so muß dies auf allen gesellschaftlichen Lebensgebieten, nicht nur im Politischen und Sozialen, zum Ausdruck kommen. Das Lebensgefühl des Sozialisten muß im Widerspruch stehen zu dem des kapitalistischen Menschen.

Der gegenwärtige Kulturzustand wird weit über die Kreise der Sozialisten hinaus als ungesund empfunden. Welt- und lebensfremde Jugendbewegler möchten am liebsten der Großstadt mit ihren Riesenbauten und mächtigen Industriekasernen den Rücken kehren, um in lebensabgeschiedenen Siedlungen ihren Idealen nachzuleben, oder einem unfruchtbaren Mystizismus

nachzuhängen. Krisenmomente sind in allen Kultursphären anzutreffen. Einige seien hier aufgezählt:

Das leitende Prinzip der gesellschaftlichen Wirtschaft ist, betrachtet vom Standpunkt des einzelnen Kapitalisten, die Sucht nach Profit, also der Egoismus. Mit Brutalität und Rücksichtslosigkeit kommt man durch. Man braucht nur genügend Ellenbogenfreiheit. „Jeder für sich, Gott für uns alle", so ungefähr lautet die Devise des Kapitalisten. Was kümmert ihn die soziale Gemeinschaft. Er ist Individualist, trotzdem in der Praxis die Bewegungsfreiheit des Individualkapitalisten durch die kapitalistischen Monopolbildungen bedeutend eingeschränkt wurde.

Im Zusammenhang damit steht die innere Verlogenheit der kapitalistischen Gesellschaft. Die Bourgeoisie predigt das Christentum, handelt aber nicht danach. Vaterland, Nation, Staat sind, nach ihren offiziellen Klopffechtern zu urteilen, politische Wesenheiten, die dem sittlichen Ganzen dienen, während sie in der Praxis der Festigung ihrer Klassenherrschaft dienen.

Man könnte den gegenwärtigen Zustand unserer Kultur mit dem Begriff der „Ich-Kultur" umschreiben. Der Egoismus ist Trumpf. Man strebt danach ein Eigener, eine Persönlichkeit zu sein. Selbst der Stil der Häuser läßt erkennen, wie sehr es dem Besitzenden darauf ankommt, gewissermaßen im Andersein des eigenen Hauses, die eigene Individualität zu betonen. Die Gesellschaft ist atomisiert, die Bande der Gemeinschaft sind zerrissen. Werdende Kräfte müssen sie erneut knüpfen.

Die Technik ist zum Feind des arbeitenden Menschen geworden. Der Arbeiter, der in dumpfer Einförmigkeit den ganzen Tag über die gleichen Handgriffe macht, ist zum seelenlosen Anhängsel der Maschine geworden, statt zu ihrem frohen Beherrscher. Der Apparat triumphiert und der Mensch unterliegt, wie es Genosse Nölting einmal ausdrückte.

Der Sozialismus muß diesem Krankheitsherd unserer Kultur ein Ende machen, schon um dem Leben der unter diesen Zuständen Leidenden wieder einen Sinn zu geben. Und er kann es. Speist er doch alles gesellschaftliche Denken und Tun aus einem neuen gesellschaftlichen Lebensprinzip. Dem Egoismus des Einzelnen stellt er die Solidarität der Gesellschaft gegenüber, dem „Ich-Prinzip" das Prinzip der Gemeinschaft, der Anarchie der Wirtschaft deren planmäßige Regelung. Die Technik wird wieder zur Dienerin des Menschen.

Auf solcher Grundlage wird sich ein neues Menschentum erheben. Es läßt sich umschreiben mit dem Begriff des sozialistischen Menschen. Was besagt also jenes vielgebrauchte Wort vom sozialistischen Menschen. Wir begreifen als einen sozialistischen Menschen denjenigen, der den Kapitalismus auch geistig überwunden hat. Er wird der Gemeinschaft dienen in der Arbeit, sie preisen in der Dichtung und im Gesang, ihr Symbole schaffen in der Baukunst. Es ist klar, in Reinkultur ist dieser Menschentypus noch nicht möglich. Ihn zu gestalten, wird das Werk der Erziehung von Generationen sein. Beginnen wir bei uns selbst.

Sprechen wir es offen aus, die Zahl der Klassengenossen, in deren Privatleben oftmals die sozialistische Note fehlt, ist erschreckend. Man denke an die „private Lösung der Frauenfrage und des Antisemitismus", oder daran, daß für viele die soziale Frage aufhört zu existieren, sobald sie einen auskömmlichen Verdienst haben. Sie alle sind, nach einem Wort von Engelbert Graf, verhinderte Kapitalisten. Eine gewaltige Erziehungsarbeit ist da noch zu leisten.

Sozialismus muß gewollt werden. Freudige Hingabe, ernster Wille und die Zeit, die für uns schafft, werden ihn gestalten.

Ansätze, die auf die Herausbildung einer kommenden sozialen Gemeinschaft schließen lassen, sind bereits vorhanden. Wir bejahen die Masse; erleben in dem Rythmus unserer Feste die Gemeinschaft der im Sozialismus Verbundenen. Das ist vorerst Feiertags- und Minderheitskultur, kann nichts anderes sein. Bürgerliche Jugend, abseits vom Klassenkampf stehend, sucht Gemeinschaft. Die Technik, trotz ihrer Schattenseiten, erzieht im kollektivistischen Sinne. Sie vereinigt Riesenscharen von Arbeitern zum gemeinsamen Werk. Täglich werden Millionen von Menschen durch die Zeitungen in ähnliche oder gleiche Gedankenbahnen gelenkt. Der Rundfunk vereinigt sie im gleichen Erlebnis. Die Technik ist ein wichtiger Schrittmacher auf dem Wege zur Gemeinschaft in der Kultur. Überflüssig zu betonen, daß der Klassenkampf den e n t s c h e i d e n d s t e n Faktor in dem Prozeß dieser Umwälzung darstellt.

Beruf und Erziehung

Von **Paula Lohagen**

Über dieses Problem ist in der Schriftenreihe „Neue Menschen", von Dr. Max Adler (Wien) herausgegeben (E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin) ein außerordentlich wertvolles Buch von Dr. Anna Siemsen erschienen. In knapper Form sollen hier die Grundzüge des Buches wiedergegeben werden.

Beruf und Erziehung sind die Probleme der heutigen Gesellschaft, in denen all ihre Mängel und Schwächen, ihre Widersinnigkeit und Unmoralität ihren eigentlichen und offenkundigsten Ausdruck finden. Die Bourgeoisie und ihre Vertreter suchen das vergebens hinwegzutäuschen, suchen ebenso vergebens eine Lösung innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Bewußt und in ihrer letzten Bewurzelung klar erkannt, werden sie nur im Proletariat. Hier führen sie zur Opposition gegen die bestehenden Verhältnisse, hier entspringen die Quellen erzieherischer und beruflicher Neugestaltung. Ihr Weg führt weit hinaus über die Grenzen kapitalistischer Gesellschaftsordnung in die Zukunft sozialistischer Gemeinschaft.

Der Mensch ist ein Gesellschaftswesen. Alle Erziehung steht in Beziehung zur Gesellschaft. In der primitiven Gesellschaft mit ihrer einfachen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau ist auch die Erziehung einfach und geschieht unbewußt durch Gewöhnung und Vorbild. Sie wird im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung immer komplizierter. Das Kind wird in seiner Freiheit beschränkt, die Individualität wird eingezwängt in den Rahmen einer in Besitzende und Nicht-Besitzende geschichteten Gesellschaft. Die Herausbildung von Berufen bringt die Unterweisung des Kindes durch berufene Personen, durch Lehrer und Erzieher. Mit stärkerem Zwange ergeben sich stärkere Widerstände: die Prügelstrafe, die die primitive Horde oder Sippe nicht kennt, wird Erziehungsmittel. Der Sohn des Handwerkers wird zum Handwerker, der Sohn des Bauern zum Bauer, der Sohn des Ritters zum Ritter erzogen. Die Frau ist ohne Einfluß in der Gesellschaft; sie ist dem Manne unterworfen. Die Religion stempelt diese menschliche Rangordnung zu einer gottgewollten.

In der Revolution des 18. Jahrhunderts sprengte das aufkommende Bürgertum die starren Bindungen der ständischen Gesellschaft. Die Schranken der gesellschaftlichen Stellung, durch die Geburt bestimmt, fielen hinweg. Es beginnt der Aufstieg des Einzelnen nach dem Grundsatz: „Freie Bahn dem Tüchtigen". Die wirtschaftlichen Wandlungen brachten naturgemäß die Forderung nach einer gesellschaftlichen Erziehungsreform mit sich. John Locke in England mit dem Erziehungsideal der herrschenden, wirtschaftlich unabhängigen, halb feudalen, halb bürgerlichen englischen Gentry; Goethe (vgl. „Wilhelm Meister") mit dem Ideal der freien persönlichen Entwicklung, das seine Erfüllung darin sieht, es dem Adel gleich zu tun; Wilhelm von Humboldt, der extreme Individualist; Pestalozzi, der als Erster die Verflechtung aller Erziehung mit dem Sozialen erkennt und Fichte in Deutschland, der zugunsten der Gesellschaft die individualistische Freiheit gänzlich opfert und darin seinen Gegenpol in Humboldt findet, und Rousseau in Frankreich, der Revolutionär, der seinen „Emile" außerhalb der menschlichen Gesellschaft erzieht, waren ihre bedeutendsten Theoretiker.

Im 19. Jahrhundert waren die großen Erziehungsreformer mit ihren Erziehungsidealen, großmöglichste Entfaltung der kindlichen Kräfte, vergessen. In immer schärfer werdenden Gegensätzen standen sich Bürgertum und Proletariat gegenüber. Die Schulen aller europäischen Staaten gerieten unter die Kontrolle des Staates, der gegenüber den radikalen Forderungen des Bürgertums konservativ wird. Die Schulen standen abseits; es fehlte jede Verbindung mit dem sich in immer rascherem Tempo entwickelnden wirtschaftlichen Leben; die immer dringender werdenden Forderungen nach Berufserziehung konnte die Schule nicht erfüllen.

In der Arbeiterschaft wird das Berufsproblem der bürgerlichen Gesellschaft am deutlichsten. Der Aufstieg der Technik findet allergünstigsten Boden in der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Das Arbeitstempo wird immer mehr beschleunigt, die Kleinbetriebe werden weniger; das Schwergewicht konzentriert sich auf die Großbetriebe. Die Kennzeichen moderner Wirtschaft sind ihre Krisenhaftigkeit und ihre internationale Verflechtung; ihre Folgen: drohende Arbeitslosigkeit. Es fehlt die unmittelbare Beziehung zwischen Arbeitsleistung und wirtschaftlichem Erfolg. Typisierung, Normalisierung und Spezialisierung der Arbeit machen den Beruf des Arbeiters einseitig und mechanisch. Von diesem Prozeß werden in zunehmendem Maße auch Angestellte und Beamte betroffen. Die Geisteskräfte werden abgestumpft, Initiative, Verantwortung und Nachdenken des Einzelnen werden ausgeschaltet. Von der freien Entfaltung der Persönlichkeit, dem bürgerlichen Berufsideal, kann keine Rede sein. Es bleibt nur übrig der Lohn bzw. das Gehalt als Arbeitsantrieb. Der Beruf hat im Proletarier keine Lebenskraft, entweder er läßt die Persönlichkeit verkümmern, oder der Mensch rettet seine Persönlichkeit, indem er sich Wirkungsmöglichkeit auf anderen Lebensgebieten schafft. Die kapitalistische Wirtschaftsweise knüpft beim Arbeiter an niedere Triebe an. Es kommt ihm nicht darauf an, den Menschen mit seiner Arbeit wachsen und verwachsen zu lassen, es kommt ihm nicht auf die Güte des Erzeugnisses an, sondern darauf, daß es rentabel ist, d. h. beim geringsten Aufwand an Kraft und Zeit den möglichst größten Profit erzielt. Hier müßte die Aufgabe unserer technischen, handwerklichen und künstlerischen Fachschulen anknüpfen und die schöpferischen Triebe im Menschen entwickeln.

Die dringende Notlage der Berufswahl und Berufsauslese zeigt das Bestehen der Berufsämter an. Aber auch sie mögen den Krebsschaden der Gesellschaft nicht zu heilen. Einerseits sind sie noch sehr reformbedürftig in der Weise, daß sie aufs engste mit Schule und Wirtschaft zu verknüpfen wären. Das würde allerdings auch eine Umwandlung der Volksschulen in Arbeitsschulen zur Voraussetzung haben, die das Kind auf die es in der Gesellschaft erwartende Arbeit vorbereitet. Aber diese Bestrebungen würden das Berufsproblem nur erleichtern, doch keineswegs lösen. Die

Tatsache der kapitalistischen Wirtschaftsweise, die den lebenserfüllenden Sinn des Berufs ausgehöhlt, ihn vom übrigen Leben isoliert und auf eine zufällige, mit allen Unsicherheiten behaftete Erwerbsmöglichkeit herabgedrückt hat, bleibt bestehen.

Die Berufszersetzung in der Arbeiterschaft, die Erkenntnis der entgegengesetzten Interessen des Unternehmertums, die Schwäche des Einzelnen im täglichen Kampf dieser Gegensätze und die Gleichzeitigkeit der Interessen aller Lohnarbeiter führten zu einer neuen Entwicklung, zum Zusammenschluß der arbeitenden Klasse in politischen und wirtschaftlichen Organisationen. So wuchs der Arbeiter vom individuellen Beruf in die Berufs- und weiter in die Klassensolidarität. Die zur Lösung gestellten Aufgaben der Arbeitszeit, der Betriebssicherheit, der Kinder- und Frauenarbeit usw., führten bei der internationalen Verflechtung der Wirtschaft zu internationalem Zusammenhang der Arbeiterorganisationen. Neben den Gewerkschaften, die in die inneren Organisationen der Betriebe nicht hineinreichen, bildeten sich die Betriebsräte. Ihr Wirken wird umso erfolgreicher sein, je inniger sich ihre Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften gestaltet. Das Lebenszentrum des Arbeiters liegt heute in den Organisationen. Diese stehen vor einer neuen wichtigen und dringenden Aufgabe: der systematischen Klassen- und Berufsbildung. Ihre geschichtliche Sendung zu erfüllen, dafür sind die Massen der Arbeiterklasse zu erziehen.

Marxismus und Weltanschauung

Von Georg Heidingsfelder

Der belgische Sozialistenführer Henrik de Man hat vor kurzer Zeit unter dem Titel „Psychologie des Sozialismus" ein Buch erscheinen lassen, das den in der Überschrift gezeichneten Gedankenkomplex einer Analyse unterzieht und das insbesondere das Problem der sozialistischen Kultur aufrollt. Das Buch de Mans, das sehr umkämpft ist, gibt Veranlassung, auf verschiedene Irrtümer de Mans, in die viele, insbesondere junge Sozialisten verstrickt sind, hinzuweisen und die Grenzen der Gültigkeit der einzelnen begrifflichen Sphären aufzuzeigen.

Es werden insbesondere immer wieder die Sphären des Erkennens und des Wollens nicht scharf von einander getrennt. Man sucht mit Argumenten aus der einen die aus der anderen zu „widerlegen" ohne zu bedenken, daß das ein ebenso törichtes Beginnen ist wie der Fischfang mit Leimruten. So bekämpft de Man den „Marxismus", der als Wissenschaft der Erkenntnissphäre angehört, mit Argumenten aus der Gefühlspsychologie, wobei er überdies die Absicht der Einsicht ordnet.

Es ist festzustellen: Der Marxismus ist eine Wissenschaft. Mit dieser Feststellung sind zugleich die Grenzen seiner Gültigkeit gezogen und jeder Versuch, ihn zu etwas anderem (etwa zu einer Weltanschauung) zu machen, ist Versuch am untauglichen Objekt. Der Marxismus ist die Wissenschaft vom gesellschaftlichen Geschehen, das ist die finale, methodische Konstatierung der objektiven Gesetzlichkeit, die dieses Geschehen beherrscht, ermittelt durch Sezierung des empirischen (erfahrungsmäßigen) historischen Materials mit dem Messer, das der „Satz vom Grund" (welcher besagt, daß alles, was ist, einen Grund hat, warum es ist) an die Hand gibt.

Es stehen sich, schematisch betrachtet, gegenüber die Sphären:

I	II
Erkennen	Wollen
Anschauung	Handeln
Wissenschaft	Agitation
Dialektik	Ethik
(Frage: Was ist?)	(Frage: Was soll sein?)
Marxismus	„Manismus"

als deren typische Vertreter man benennen könnte:

Hegel, Marx, Cunow	einerseits,	Fichte, Lassalle, de Man	andererseits

wobei sich der Verfasser selbstverständlich der Unzulänglichkeit bewußt ist, die darin liegt, daß lebende (also auch wollende) Persönlichkeiten kurzerhand starren Begriffssystemen beigeordnet werden.

Politik im sozialistischen Sinne ist nach dem obigen Schema: bewußtes Handeln nach den Erkenntnissen aus I. Der Marxismus zeigt der sozialistischen Politik die Richtung, in der sie sich zu bewegen hat, will sie sozialistische Politik sein, wobei vorausgesetzt ist, daß die Gesetzlichkeit, die rückschauend ermittelt ist, auch für die Zukunft Gültigkeit hat. Die diesem Handeln imanente (innewohnende) Methodik ist eine von derjenigen der erforschenden Wissenschaft gänzlich verschiedene und kann es sein. Eine Transformierung (Umformung) der Methodik des Erkennens in die des Handelns, wie sie de Man als unmöglich aufzeigt, ist darum überflüssig.

In der marxistischen Wissenschaft ist der Mensch Objekt. Ebenso in der Politik (sofern er nicht aktiver Politiker ist). Im Sinne einer zu schaffenden sozialistischen Kultur ist der Mensch Subjekt. (Zeitschrift „Kulturwille"). Unbeschadet dieser Feststellung ist die Kultur selbst dennoch, wie Kant definiert, die „Summe der objektiven Werte".

Sozialistische Kultur ist nur in sozialistischer Gesellschaft möglich. (Folgerung aus den Marxismus!) Da diese nicht ist, oder noch nicht ist, kann vom Bestehen einer sozialistischen Kultur keine Rede sein, ja sie muß der Möglichkeit nach verneint werden. Wenn demnach von angeblich sozialistischen Kulturwerten, die heute schon bestehen sollen, gesprochen wird, so ist dieses utopische Konstruktion. Woraus sich im Verein mit einigen sehr wahren Worten de Mans (siehe unten) für Kulturbestrebungen innerhalb der sozialistischen Bewegung manche Schlußfolgerungen ergeben, die zu ziehen wir wegen mangelnden Raumes den einzelnen überlassen müssen.

Die Konfusion auf kulturellem Gebiet, die sich aus der Unklarheit über den Sachverhalt ergibt, wird noch übertroffen von der auf weltanschaulichem. (Es bedarf keiner besonderen Darlegungen, daß Wissenschaft nicht mit Weltanschauung identifiziert werden darf.) Man blicke um sich: Da ist der religiöse Sozialist, der von der ihm in früher Jugend inokulierten (eingepflanzten), fixen Idee des Gott-Jehova, der „Himmel und Erde gemacht" hat, nicht loskommen kann; da ist ein anderer zu den Freidenkern gegangen; dort befindet sich ein dritter im Gefolge der pantheistischen (die Natur ist Gott!) Monisten Haeckelscher Observanz, von der Sektiererei vieler kleiner Grüppchen ganz zu schweigen. Alle diese divergierenden Elemente sind zwar innerhalb der sozialistischen Bewegung vereinigt. Dennoch erscheint uns diese Trennung der Sozialisten in weltanschaulicher Hinsicht ein Unglück, das die größte Aufmerksamkeit aller Parteipolitik (im weitesten Sinn) auf weite Sicht Treibender verdient.

Der Ausspruch Jaurès: „Wenn die Sozialisten ihr Ziel erreicht haben, werden sie finden, daß ihre Seelen leer sind", sollte allzu nüchternen Realpolitikern Warnung davor sein, diesen wichtigen Komplex als unwesentliche „Privatsache" abzutun. Wozu wir uns die Anmerkung gestatten, daß die Erreichung des sozialistischen Zieles mit „leerer Seele" von vornherein ein Ding der Unmöglichkeit sein dürfte.

Aus der Bewegung

Jedes Mitglied der Arbeiterjugendbewegung weiß, hoffentlich, daß die Redaktion der „Volksstimme" es abgelehnt hat, eine Beilage für die Jugend zu „machen". So erscheint ja auch die von der Jugend geschriebene und mit ihrem Denken erfüllte Beilage schon eine geraume Zeit, ohne daß auch nur ein einziges Wort von der Redaktion hinzugefügt worden wäre. Da aber der Beilage trotz schönster Ansätze noch immer das eigentliche Leben fehlt, komme ich heute doch einmal auf der letzten Spalte (ohne daß dadurch irgendein Beitrag hätte zurückgestellt werden müssen) mit meiner alten Bitte an jedes einzelne Mädel, an jeden einzelnen Jugendgenossen: **Berichtet doch das eine Mal im Monat etwas aus eurer Bewegung!** Seht, da habt ihr doch ein kräftiges Mittel, eurer Beilage den Pulsschlag eurer Arbeit, eurer Spiele, eurer Sorgen und Erfolge einzuhauchen; da könnt ihr eine prächtige Verbindung schaffen zwischen den einzelnen Ortsgruppen; da könnt ihr der Partei und den Draußenstehendea beweisen, daß wirklich Leben in eurer Bewegung ist. Es brauchen doch wirklich keine journalistischen Großleistungen zu sein, die da schlicht erzählen von einer Wanderung, von einem Mitgliederzuwachs, von einem Heimabend mit einem besonders feinen Gemeinschaftserlebnis. Jede kleinste Notiz verbindet aber die Schreiberin oder den Schreiber fester mit der Jugendbeilage und mit dem Streben der anderen Einzelmenschen und Ortsgruppen. Wie wollen wir, liebe Jugendgenossinnen und -Genossen, den Sozialismus begreifen können, wenn wir nicht seine tiefste Sehnsucht nach Erfüllung wirklicher Gemeinschaft unter den Menschen an uns selbst auslebea? Hoffentlich erreicht diese schriftliche Bitte, was bisher meinen mündlichen Vorstellungen versagt blieb. Alle Ortsgruppen und Distrikte sollten doch jetzt zu meiner Bitte Stellung nehmen, dann werden sich schon frische Menschen finden, die nicht mehr vergessea, für jede Jugendbeilage ein paar Zeilen über den verflossenen Monat oder sonst ein Ereignis zu schreiben und durch die Organisationsleiter dem Karl Dörr in Frankfurt zu schicken. Das ist gewiß nicht zu viel verlangt und (ihr werdet sehen) wird euch Freude machen.

Alfred Dang.

Die Vertriebsstelle der Frankfurter Jugend

Nach langer Unterbrechung wurde die Vertriebsstelle für Bücher, Ausrüstung und Kleidung der Frankfurter Arbeiterjugend in neuem Gewande im Gewerkschaftshause (Stoltzestraße 13 II.) wieder eröffnet. Die Vertriebsstelle im Jugendheim bleibt selbstverständlich auch weiterhin an den bekannten Abenden für den Verkauf geöffnet. Das Hauptgeschäft im Gewerkschaftshaus ist den ganzen Tag über offen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Alfred Dang.

Volk-Kunst-Wissen

Ein Sonnenstrahl von Liebe, wenig sichtbar bis auf ein kleines Flämmchen, liegt in der Brust, bis ihn ... und ich ein Gotteswort hebt und der Mensch den alten Reichtum entdeckt — Jean Paul

Baruch Spinoza

Gestorben am 21. Februar 1677

Von **Hans Marckwald**

Zweihundertundfünfzig Jahre sind vergangen, seit im Haag, der holländischen Hauptstadt, ein philosophischer Denker starb, dessen für seine Zeit fast revolutionäres Denken das Sinnen vieler Geister auf Jahrhunderte hinaus befruchtet hat. Einer der bedeutendsten Kanzelredner der evangelischen Kirche aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhundert, Friedrich Schleiermacher, feiert Spinoza, den ersten Konfessionslosen Europas, mit den begeisterten Worten: „Opfert mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen, verstoßenen Spinoza!" Ein großer Teil der Goetheschen Dichtung wurzelt im Spinozismus, sodaß Heinrich Heine schreiben konnte: Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethesches Lied. Goethe selbst hat uns in „Wahrheit und Dichtung" geschildert, wie er zur Beschäftigung mit Spinoza und zur Bewunderung des Philosophen gelangte. Er hatte in einem Lexikon gelesen, die atheistischen Meinungen Spinozas seien höchst verwerflich. Da nun dabei stand, daß Spinoza ein ruhig nachdenkender und seinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mitteilender Mensch gewesen sei, so wurde Goethe gegen das abfällige Werturteil über Spinozas Philosophie mißtrauisch. Er meint, die frommen Christen, die sich über Spinoza so sehr entrüsten, hätten wohl das evangelische Wort vergessen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen".

Baruch Spinoza wurde am 24. November 1632 in Amsterdam geboren. Seine Eltern, ursprünglich portugiesische Juden, wollten ihn zum Rabbiner machen. Der Geist des Knaben ließ sich aber in die Dogmen der jüdischen Religion nicht zwängen. Schon im Alter von 14 Jahren setzte er seine Lehrer durch Einwände gegen ihre theologischen Behauptungen in Verlegenheit. Als Jüngling widerlegte er die religiösen Auffassungen der Christen und Juden so schroff, daß ein jüdischer Fanatiker ihn zu erdolchen suchte, und daß die jüdische Gemeinde ihn mit einem Jahresgehalt von tausend Gulden zu bestechen suchte, wenn er von Zeit zu Zeit die Synagoge besuchen würde. Als alles nicht half, wurde Baruch im Alter von 33 Jahren aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgeschlossen. Natürlich lag es ihm fern, jetzt etwa zum Christentum überzutreten. Ein echter Philosoph auch in seinem Privatleben, wollte er seiner Wissenschaft seinen Lebensunterhalt nicht verdanken. Im Denken wollte er völlig unabhängig sein. Ein Kurfürst von der Pfalz bot ihm eine Professur an der Universität Heidelberg in dem „Vertrauen" an, Spinoza werde seine Freiheit nicht gegen die öffentlich festgesetzte Religion anwenden. Diese Zumutung wies unser Denker zurück. Er ernährte sich durch Schleifen optischer Gläser für Brillen und für wissenschaftliche Zwecke. Das Einatmen des Glasstaubes hatte die Folge, daß der gelehrte Denker im Alter von 45 Jahren starb.

Spinoza war Kleinbürger. Aber der erwachende Kapitalismus der holländischen Bourgeoisie schuf das Milieu, aus dem sich seine Philosophie erklärt. In jedem Lande, in dem die Bourgeoisie erst im Werden war, leitete sie ihren Siegeszug durch eine klassische Philosophie ein. Für einen großen Philosophen hatte die Bourgeoisie besondere Anerkennung, solange Handel, Börse und Industrie ihr noch einen recht beschränkten Wirkungskreis boten. Spinoza war mit dem Staatsmann Jan de Witt sehr befreundet. Er war Republikaner, aber kein Demokrat — wenigstens nicht in unserem Sinne —, wenn er auch gelegentlich schrieb, wenn das Volk von öffentlichen Angelegenheiten nichts verstehe, so läge dies daran, daß es künstlich in Unwissenheit gehalten werde. Der Ausschluß des Proletariats vom Wahlrecht war für ihn selbstverständlich. Und in seinem späteren Lebensalter lehnte er auch die politische Gleichberechtigung mit der Bourgeoisie ab. Die Philosophie Spinozas beherrschte das Denken der Bourgeoisie, und das Denken der Bourgeoisie beherrschte die Philosophie Spinozas. Er kämpfte für die Freiheit der Meinungsäußerung, namentlich für Preßfreiheit und für Religionsfreiheit. Der niederländische Frühkapitalismus konnte das Kapital und die Arbeitskraft verfolgter Protestanten und Juden des Auslandes recht gut brauchen. Für den Buchhandel war die Freiheit des Geistes ein Geschäft. Die holländischen Händler hatten kein Interesse daran, sich vom Staat Beschränkungen ihrer Religionsfreiheit aufzwingen zu lassen. Die von der Bourgeoisie gewählte Volksvertretung erschien Spinoza als die wahre Repräsentantin der Gesamtheit.

Die Philosophen der Königreiche aus dem Zeitalter Spinozas hatten dem lieben Gott schon die Fähigkeit abgesprochen, die Naturgesetze durch Wunder zu durchbrechen. Wie der König Staatsgesetze gab, so gab Gott nach ihrer Ansicht Naturgesetze. Spinoza lebte in einem Lande, in dem kein König regierte. Hier gab sich, wie er meinte, die Gesamtheit selbst ihre Gesetze. Die Menschen schaffen sich fast immer ihre Weltanschauung nach dem Vorbilde der Gesellschaft, in der sie leben. In der Republik ohne König gab es auch keinen persönlichen Gott. Wie das Parlament die Staatsgesetze gab, so war die Welt, die den Naturgesetzen unterworfen ist, auch der Gott, der die Naturgesetze gibt. Spinozas Weltanschauung ist der Pantheismus, eben die Annahme, daß das Weltall oder die Natur Gott sei. Mit „Denken" und „Ausdehnung" bezeichnet er, was man gewöhnlich als Seele und Materie zu bezeichnen pflegt. Materie und Seele sind ihm aber nur noch Daseinsweisen einer Substanz. Das körperliche und seelische Geschehen sind ihm zwei Seiten der einen Substanz. Spinozas Auffassung ist also ganz modern. Die seelischen Erscheinungen der Menschen sind Nerven- und Gehirnbewegungen, wie umgekehrt Nerven- und Gehirnbewegung gleichzeitig Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Triebe, Willensregungen sind. Die eine Substanz ist nach Spinoza gleichzeitig Gott und Welt, Gesetzgeber und Untertan. Wenn Spinoza das Dasein Gottes nicht leugnete, sondern das Weltall als Gott bezeichnete, wenn er sogar von der Liebe zu Gott sprach, so erklärt sich dies noch aus dem Grunde, daß in seinem Unterbewußtsein die Furcht vor etwas Höherem lauerte. Die Bourgeoisie hatte damals bereits große naturwissenschaftliche, aber fast gar keine gesellschaftswissenschaftlichen Kenntnisse. Geschäftliche Spekulationen konnten gelingen und mißlingen und hinter dem Walten gesellschaftlicher Mächte, die Reichtum und Armut sehr verschieden verteilen, steckte das unerforschte Geheimnis. Die Mathematik war die Lieblingswissenschaft der Bourgeoisie. Kompliziertes Rechnen ließ sich für Handel und Industrie verwerten. So erklärt es sich, daß Spinoza zu der Überzeugung gelangte, daß die Gesetze sowohl des Seelenlebens, wie die mechanischen Gesetze über die Bewegung der Materie sich nach mathematischer Methode darstellen lassen. Sogar die Ethik, die Lehre von Gut und Böse, stellt er nach Art mathematischer Lehrsätze dar. In der Mathematik gibt es nur Flüchtigkeitsfehler. Eine richtig gelöste mathematische Aufgabe läßt keinen Zweifel übrig. So hatte Spinoza seiner Vorliebe für Mathematik zu verdanken, daß er klar erkannte, daß alles, was geschieht, durch seine Ursachen bewirkt ist, daß nichts anders geschehen könnte, als es geschieht, und daß es mithin auch keine Willensfreiheit geben kann.

Recht kapitalistisch-bürgerlich ist auch die Morallehre Spinozas. „Suche deinen Nutzen!" ist das Prinzip seiner Ethik. Eine solche Moralauffassung kann nur den Lebensbedingungen herrschender Klassen entspringen. Die Unterdrückten sehen, wie schwer sie zu leiden haben, wenn die Mächtigen nur ihren Vorteil suchen. Gewiß dachte Spinoza an den wahren Nutzen des Menschen. Er fand sein einzig und höchstes Glück im Denken, in der Erkenntnis, in der Erforschung der Wahrheit; nur was der Erweiterung des Wissens diente, hatte für ihn Wert. Die vielen landläufigen Tugenden, die er predigte, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Humanität, ändern nichts an bürgerlich-kapitalistischem Charakter seiner Philosophie. Die Kapitalisten sind meistens überzeugt, äußerst human zu sein und sehr gerechte Löhne zu zahlen. In einer besonderen Schrift, im „Theologisch-philosophischen Traktat", widerlegte Spinoza, entsprechend seinen freigeistigen Ansichten, die Unfehlbarkeit der Bibel. Jeder von uns kann aus der Philosophie

des großen Denkers des siebzehnten Jahrhunderts viel lernen, und auch für den sozialistischen Proletarier mögen die echt spinozistischen Verse Goethes gelten:

Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus denen sich das All geschmückt.

Wandlung des Frauentypus

Wir Sozialdemokraten wissen, daß die Menschen sich mit den Dingen ändern, und daß auch die Tradition sich wandelt. Wir wissen auch, daß diese Wandlung im engsten Zusammenhang mit der Wandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse steht. Gerade in Deutschland aber gibt es, und zwar bis weit in linksgerichtete Kreise hinein, sehr viele Menschen, die in gewissen Dingen nichts von der Wandlung der Tradition wissen wollen. Sie stellen besonders für die Frauen mit Vorliebe den „blauäugigen, blondbezopften, sittsamen und keuschen Mädchentypus" auf. Man braucht nur an die Tendenz der völkischen Kreise zu erinnern, die den Bubikopf verwerfen und mit aller Gewalt die Frau wieder ausschließlich auf das Haus beschränken möchten. Auch hier muß man sich mit der Tatsache abfinden, daß das Rad der Weltgeschichte sich nicht rückwärts drehen läßt. Modetorheiten hat es immer gegeben, und nicht nur bei dem weiblichen Geschlecht. Der tiefere Sinn der abgeschnittenen Haare und der kurzen Röcke liegt eben darin, daß die Frauen von heute weniger Zeit haben und sich schneller bewegen müssen. Sie können sich auch heute im allgemeinen nicht mehr auf die Tätigkeit im Hause konzentrieren. Auch das Heim früherer Zeiten hat sich gewandelt, wie sich die Ansichten über Hygiene gewandelt haben. Die Korsettlosigkeit, der freie Hals und der kurze Rock sind, rein äußerlich genommen, das Gegenstück zur Eingeschnürtheit der früheren Zeit. Es ist falsch, zu sagen, die Frau von heute sei besser oder schlechter als die vergangener Zeiten. Sie ist nur anders, weil auch die Zeiten anders geworden sind.

Mit dieser Wandlung des Frauentypus, die übrigens nicht typisch deutsch ist, sondern sich ähnlich in allen Ländern, selbst im Orient, in China, Japan usw., vollzieht, haben die Frauen zweifellos eine Reihe von Werten vergangener Zeiten verloren, aber sie haben dafür weitaus größere Gewinne zu verzeichnen, denn sie sind frei geworden, nicht nur frei von Korsett, Stehkragen und langen Röcken, sondern vor allem in ihrer Bewegungs- und Denkfreiheit. Das ist auch der Grund, warum sich die Frau so außerordentlich schnell der neuen Zeit angepaßt hat. Das weibliche Geschlecht wird so oft als das konservative Element bezeichnet. Das war einmal. Die heutige junge weibliche Generation ist nichts weniger als konservativ, selbst da, wo sie politisch bei den Rechtsparteien steht. Die „Haustochter" von einst ist bis auf wenige Ausnahmen, die bekanntlich immer die Regel bestätigen, verschwunden. Das junge Mädchen von heute will einen Beruf haben und wendet sich, auch wenn es aus sogenannter „guter Familie" stammt, häufig Berufen zu, die früher verpönt waren. Erinnert sei nur beispielsweise an die Tanzkunst der Schülerinnen von Laban, Mary Wigmann u. a. Der Beruf der Frau von heute ist nicht mehr ausschließlich ein „Muß". Mädchen aus guter Familie sahen es früher fast als Schande an, wenn sie berufstätig sein mußten, und ein anderer Beruf als der einer Lehrerin kam für sie kaum in Frage. Die Kameradschaft tritt heute an die Stelle der Scheu und Unwissenheit der Geschlechter von einander. Diese Kameradschaft bestand schon früher sehr häufig, wo Mann und Frau aus Proletarierkreisen mit- und nebeneinander im Betriebe standen.

Dennoch liegt in dieser Wandlung auch eine Tragik. Das hat zwei Gründe. Der Mann war früher Besitzer, auch der Frau, und zwar nicht nur ihres Körpers und ihres Vermögens, sondern auch ihres Geistes, ja, ihrer Seele. Er war Autorität. Seine Meinung war allein ausschlaggebend. Die Frau hatte für seine Bequemlichkeit zu sorgen, hatte da zu sein, wenn der Mann nach Hause kam, kurz, der Mann war Subjekt, die Frau Objekt. Auf Besitz verzichten müssen, ist aber immer unbequem. Die Frau von heute wird nicht nur mehr und mehr wirtschaftlich vom Mann unabhängig; sie wird es weit mehr noch geistig. Sie, die heute das Entscheidungsrecht mit hat in allen öffentlichen Angelegenheiten, beansprucht dieses Recht selbstverständlich auch im häuslichen Kreise. Der Mann wandelt sich, selbst wenn er modern zu sein glaubt, viel langsamer. Er hat unendlich viel aufzugeben und hat sich noch nicht davon überzeugt, daß die gewandelte Frau ihm viel zu geben hat, wenn auch anderes als nur häusliche Bequemlichkeit. Viele bildungs- und wissensdurstige Frauen, die tagsüber im Hause beschäftigt sind, müssen abends auf Vorträge und Kurse verzichten, weil der Mann sein Essen haben will und dabei die Anwesenheit der Frau wünscht. Dadurch kommt die Frau, die ihren Mann lieb hat, in eine Reihe von Konflikten. Sie wird nervös und unzufrieden, weil sie, die Gewandelte, den Mann als Hemmschuh empfindet und die Frage nicht lösen kann, ob ihre Pflichten gegen sich selbst, gegen die neue

---

Der Mann, der Hunger hatte

Humoreske von Alphonse Grozière

Berechtigte Uebertragung von Dr. Ernst Leon, Quarto del Mille (Genova). Italien.

Eines Morgens wachte Tuellerich mit einem Mordshunger auf.

Unglücklicherweise war an den Tagen, wo er mit einem Mordshunger aufwachte, der Betrag, über den er zum Mittagessen verfügen konnte, winzig klein.

Das war auch an jenem Morgen der Fall.

Welcher Ausweg blieb Tuellerich übrig? Sich von einem Freunde zum Essen einladen zu lassen? Ja, aber bei diesen schlechten Zeiten sind auch die Freunde, die einen zum Essen einladen, seltener geworden. Und dann hatte Tuellerich keine Bekanntschaften unter den reich gewordenen Schiebern; seine alten Bekannten waren arm wie er selber.

Ihm fiel jedoch der Name eines entfernten Vetters ein (Vogellaus hieß er), der eine Weinstube in der Gegend von Sainte-Eustache besaß, der hatte einmal zu ihm gesagt:

„Wenn Sie eines Tages so gegen Mittag in unserer Nähe sind, dann machen Sie uns einen Besuch; wir werden uns sehr freuen."

„Ich habe doch," beglückwünschte sich Tuellerich, „ein ganz hervorragendes Gedächtnis. Die Vogellaus' können schließlich nicht sagen, daß ich aufdringlich bin. Seit mehr als einem Jahre bin ich bei ihnen eingeladen und habe die gute Gelegenheit noch nie ausgenutzt. Auf nach Sainte-Eustache!"

Tuellerich bewohnte einen der höchsten Punkte des Montmartre, wo die frische Luft den Magen ganz besonders zusammenzieht; er war weder Kaufmann noch Rentier und gehörte überhaupt nicht zu den Bürgern, welche Einkommensteuern zahlen, brauchte sich also in keiner Weise zu beunruhigen, daß ihm eine Zustellung des Fiskus den Appetit verderben könnte.

Als er seine Wohnstätte verließ, schlug es elf Uhr. Er dachte: „Zu rennen brauche ich nicht. Die Hauptsache ist, daß ich dort in dem Augenblick ankomme, wo man sich zu Tisch setzt. Wenn ich zu spät komme, wären sie imstande, ihre Einladung zu vergessen Potzblitz, so ausgehungert wie heute, war ich noch nie!"

Langsam stieg er die Montmartrestraße hinab und bog dann in die Märtyrerstraße ein, wo er mit seinem ausgepumpten Magen so recht hineinpaßte. Dann ging er weiter durch die Vorstadt. Hier sah man schon eine Menge von Angestellten, die hastig die Bureaus verließen und sich in die gewohnten Restaurants begaben.

Wäre Tuellerich bei Kasse gewesen, dann hätte er darauf verzichtet, weiter zu gehen. Er wäre in das erste beste Restaurant getreten und hätte seinen Besuch beim Vetter Vogellaus auf später verschoben.

Am Anfang der Hörnchenstraße sagte er:

„Jetzt hab' ich's fast geschafft. Aber es ist auch höchste Zeit. Mein Magen hat schon so ein Loch, daß er den Weltbewerb mit meinen Schuhen getrost aufnehmen kann.

Er trippelte etwas rascher, wie ein Pferd, das den Stall riecht.

„Um so schlimmer für mich, wenn ich zu spät komme . . . Welch ein Hunger!"

Jetzt erblickt er schon das Schild der Weinstube, das unter den Strahlen der Mittagssonne funkelt. Endlich! Aber was sehen seine Augen? Leute in Sonntagskleidern, die auf dem Bürgersteig warten.

„Nanu, sollte man vielleicht vor dem Restaurant des angeheirateten Vetters anstehen?"

Er nähert sich noch mehr und erbleicht.

„Schwarze Vorhänge," röchelt er. „Also ein Trauerfall . . . Und ich soll' vor Hunger um. Glück muß der Mensch haben!"

Er tritt ein. Der Vetter Vogellaus mit einem uralten Zylinder auf dem Kopf kommt ihm entgegen und reicht ihm die Hand.

„Ich komme nicht gleich auf Ihren Namen."

„Tuellerich, Sie wissen doch, der Vetter Tuellerich . . . oh, ein entfernter angeheirateter Vetter . . ."

„Ach so, Tuellerich . . ."

„Sie erinnern sich . . . Sie hatten zu mir gesagt: Wenn Sie eines Tages gegen Mittag in unserer Nähe sind, dann essen Sie einen Happen mit uns; wir machen nicht viel Umstände."

„Ja, ja, ganz recht . . . Das ist aber nett von Ihnen, daß Sie zum Begräbnis gekommen sind. Die Arme, seit sechs Monaten mußte sie sich so quälen. Es war eine Erlösung. Sie kommen doch mit zum Friedhof? Sie dürfen mich nicht verlassen."

Tuellerich reißt die Augen erschreckt sperrweit auf.

„Das sind Sie ihr schließlich schuldig," fängt Vogellaus wieder an. „Sie als Vetter . . . Entschuldigen Sie mich, da sind Leute von meiner Familie; ich bin gleich wieder da."

*

Tuellerich hätte am liebsten geweint. Da hatte er sich auf ein anständiges Mittagessen gefreut und war jetzt dazu verdammt, an einem Trauerzuge teilzunehmen!

„So etwas kann auch nur mir passieren . . . Ich kann mich nicht drücken. Ich bin moralisch verpflichtet . . . Oh, dieser

Zeit, zurücktreten müssen hinter den Pflichten gegen den Mann, der noch auf dem Standpunkt seines alten, für ihn bequemeren Besitzrechtes steht.

Ein anderes tragisches Kapitel ist die Konkurrenzfrage. Auch im Berufe war seither der Mann der Besitzende, der Überlegene. Er hatte sich nicht nur eine Reihe von Berufen als Privileg gesichert; er hatte auch ganz andere Ausbildungsmöglichkeiten als die Frau. Der Kampf gegen Frauenarbeit ist noch längst nicht entschieden. Wir sind augenblicklich im Stadium des Wettlaufs, und die Frau hat den Mann überflügelt, nicht etwa in geistiger oder körperlicher oder beruflicher Erziehung, sondern einfach in bezug auf die Wandlung in der neuen Zeit, die sich bei ihr rascher durchsetzt, weil sie ihr Gewinn bringt, selbst wo sie sich dessen nicht bewußt ist. Auch der Männertypus wird sich ändern, und erst, wenn die Geschlechter in Kameradschaft Hand in Hand der neuen Zeit entgegengehen, wird das verschwinden, was uns heute noch als Disharmonie erscheint.

Anna Blos (Stuttgart).

Seelisches und gesellschaftliches Leben der Tiere

Die methodische Erforschung des Seelenlebens der Tiere geht von amerikanischen und englischen Psychologen aus, welche den Versuch machten, die Verhaltungsweisen von Lebewesen in natürlichen, nur vorsichtig variierten Situationen von außen her systematisch zu beobachten, um auf diese Weise Aufschluß über deren geistige und seelische Fähigkeiten zu erhalten. Deutsche Gelehrten übernahmen diese Methode, an exakte Beobachtung Deutung sinnvollen Verhaltens fügend. Eine der interessantesten Arbeiten aus diesem Problemkreis ist die von W. Köhler „Intelligenzprüfungen an Anthropoiden" (Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften). In der zu Teneriffa unterhaltenen Schimpansenversuchsstation wurde das Verhalten dieser Tiere bei gestellten Aufgaben, wie solche ihnen auch im Leben in der Freiheit vielfach erwachsen, genau beobachtet und registriert. Dabei handelt es sich um ein oft erstmaliges Finden von Lösungen, also um Verstandesleistungen, keineswegs nur um eingelernte Tätigkeiten (Dressur) oder durch häufige Wiederholung zustande gekommene. Die Aufgabe eine Banane oder sonst eine beliebte Frucht hereinzuholen, die das Tier vom Gitter aus sehen, zu der es aber nur auf dem Umweg durch eine hinter ihm gelegene Käfigtüre gelangen kann, wird leicht gelöst. Auch Hunde brachten dies fertig, während Hühner dazu nicht imstande waren. Schwieriger schon war es, sich ein Ziel zu verschaffen, das außerhalb des geschlossenen Käfigs lag und mit den Armen nicht erreichbar war. Stöcke, die im Käfig lagen, wurden bald zu Hilfe genommen, als „Werkzeug" benützt, wenn sie sich in derselben Richtung wie das Ziel befanden, also mit diesem zusammen gesehen werden konnten. Lagen sie in einer Ecke, so schien es schwerer auf ihre Verwendbarkeit zu kommen. War diese aber einmal entdeckt, so wurden sie herbeigeholt, wo immer sie sich befanden. In ähnlicher Weise wurden Decken, Lappen, Stäbe verwendet. Die Tiere rissen sogar Zweige von einem im Hintergrund des Käfigs stehenden Baum ab und benützten sie als Armverlängerung. Eine andere Situation lag vor, wenn ein Körbchen von der Decke herabhing, in dem sich eine Frucht befand. Waren Stöcke zur Hand, so wurde so lange auf das Körbchen geschlagen bis die Frucht herausfiel. Fehlten diese, standen aber Kisten im Raum, so wurden sie unter das Ziel geschoben und übereinander getürmt, der „Bau" vorsichtig erstiegen und das Ziel heruntergeholt. Auch wenn keine Kisten da waren, wußten die Schimpansen sich zu helfen. Der durch den Raum gehende Versuchsleiter oder Wärter wurde bei der Hand genommen, trotz seines Sträubens unter das Ziel gezerrt und als Leiter benützt. Ebenso versuchte Sultan, der intelligenteste der Affen, der immer als erster die Lösung der Aufgaben fand, einen Kollegen zu benützen, der aber seine Absichten nicht verstand oder sich nicht als Leiter gebrauchen lassen wollte. Der Deckel der Abflußgrube, der mit Eisenriegeln verschlossen war, wurde von den Tieren beseitigt; als der Verschluß fester gemacht worden war, wurde ein Stock zu Hilfe genommen: der „Hebel" war entdeckt. Getränke wurden mit Strohhalmen aus einer Trinkschale ausgelöffelt. Ein bei einzelnen Schimpansen, so der fleißigen Chita, beliebtes Spiel war der Kletterſprung: sie lief auf einem mit den Händen gehaltenen Stock in die Höhe und sprang schnell ab, bevor derselbe noch umfallen konnte. Das Spiel ging in Ernst über, sobald der Kletterſprung zum Herunterholen eines Zieles verwendet wurde.

Zu bestimmten Zeiten wurden besondere Spiele bevorzugt. Es entfaltete sich etwas wie Sport oder Mode. So war vorübergehend das Fischen sehr beliebt. Mit den aus dem Gitter hinausgehaltenen Halmen, die vorher abgeleckt worden waren, standen die Schimpansen und harrten der Ameisenzüge. Oder das Malen kam in Mode; mit Ton wurde dann alles angepinselt. Auch Kostümfeste wurden mit Hilfe bunter Lappen aufgeführt. — Die Tiere boten ein ganz anderes Bild, je nachdem sie nur spielten oder mit Lösung einer Aufgabe beschäftigt waren. Eine große Rolle spielte das optische Moment in ihren Leistungen.

Hunger! Niemals habe ich solchen Hunger gehabt ... Ich muß mich beherrschen, um nicht die Blumen und die Kränze zu verschlingen. Aber jetzt sitze ich in der Patsche und kann nicht mehr zurück. Hoffen wir wenigstens, daß sich der Vetter Vogellaus meines Magens erbarmt und mich beim Verlassen des Friedhofs zu einem anständigen Happen-Pappen einlädt, wie es in solchen Fällen üblich ist."

Eine Grabesstimme wird vernehmbar:

„Die Herren von der Familie."

Und Tuellerich fühlt, wie ihn der Witwer beim Arm packt.

„Bleiben Sie in meiner Nähe Sie sind der einzige, der mir sympathisch ist. Sie hätten sicher nicht die Siegel von Gerichtswegen anlegen lassen ... Aber denen werde ich schon noch einen Streich spielen, an den sie denken werden ... Oh, diese selbstsüchtigen Menschen! Sie wenigstens sind ganz selbstlos gekommen, nur um eine Pflicht zu erfüllen. Das werde ich Ihnen nie vergessen."

Und er drückte Tuellerichs Hand mit aller Kraft.

Tuellerich ist dazu verdammt, hinter dem Sarge herzugehen; an seiner Seite schreitet Vogellaus, der ihn unter den Arm gefaßt hat.

„Werde ich bis zum Ende durchhalten können?" meint der Unglückliche mit einer Leichenbittermiene, die so recht zu der traurigen Zeremonie paßt. „Wieviel Kilometer werde ich noch mit knurrendem Magen zurücklegen müssen?"

Diesmal überkommt Tuellerich die Wut. Die Tränen steigen ihm in die Augen.

„Sie sind bewegt, lieber Vetter," murmelt Vogellaus. „Das soll Ihnen unvergessen bleiben. Ich sehe, daß Ihre Familie nicht nur aus Lumpen besteht, daß auch ein Ehrenmann darunter ist... Daran werde ich denken ..."

Und während sie weitergehen:

„Ach, welch ein Verlust für mein Haus! Bedenken Sie nur, eine Köchin, die einzig dastand. Welch eine Künstlerin war sie in der Zubereitung eines Ragouts mit Paprika ... Ich sehe sie noch, wie sie ihre Hammelbrust auflaufen läßt und Zwiebel und Knoblauch dazu hackt ... Mit wieviel Lust und Liebe schichtete sie in der Terrine die Speckschwarten, das Hammelfleisch, die grünen Bohnen, die Wurst und das geriebene Brot, um dann alles zusammen rösten zu lassen. Welch ein Duft, mein Lieber, welch ein Duft! Und dann ihre Seezungen-Filets ... Man kam aus der Provinz eigens zu uns, um ihre berühmten Seezungen-Filets zu kosten. Wenn der Kunde sie mit Kartoffeln und in Butter gebratenen Artischocken umrändert auf der Schüssel erscheinen sah, dann konnte er nicht mehr an sich halten ... Und das geschmorte Rinderfilet, die Spezialität meines Hauses, und die wundervollen gefüllten Omeletts! Alle zehn Finger leckte man sich danach ..."

„Oh, hören Sie auf, hören Sie auf," murmelte Tuellerich beschwörend. „Mir bricht das Herz dabei."

„Armer Kerl, wie Sie darunter leiden ..."

Tuellerich denkt:

„Ich werde mich beim Leichenschmaus entschädigen, aber nicht zu knapp!"

*

Endlich, nachdem man zwei Stunden gelaufen ist, kommt man zum Friedhof. Die Zeremonie ist kurz. Tuellerich hört, wie jemand von der Familie gleichgültig sagt:

„Also, dann sind wir uns einig; wir treffen uns, wie verabredet, in dem kleinen Kaffee an der Ecke, im „Lebensglück" "

„Recht so, erwartet mich dort," meint der Witwer; „bestellt Wein, Sardinen und Aufschnitt. Ich gehe schnell zum Steinmetz und bin gleich wieder da"

Dann schiebt er seinen Arm unter den Tuellerichs, der wieder Vertrauen gefaßt hat.

„Kommen Sie mit mir, Sie guter Verwandter, der einzige selbstlose Verwandte ... Kümmern Sie sich nicht um all diese herzlosen Menschen, die nur an Essen und Trinken denken. Wie schlecht ist doch die Welt!"

Er schleppt Tuellerich mit sich über den Friedhof.

Nachdem sie ein gutes Stück hin- und hergelaufen sind, langen sie bei der Tür des Kaffees an. Vogellaus beginnt zu lachen:

„Die sollen warten, bis sie schwarz werden, die Lumpen! Sie lauern nur auf mich, um von der Erbschaft zu sprechen. Ekelhaft, Kommen Sie, Sie guter Kerl, Sie dauern mich, Sie sind ganz grün."

Er stößt Tuellerich, der einer Ohnmacht nahe ist, in ein Auto.

„Montmartre!" befiehlt er.

Der Wagen saust los.

„Jede gute Tat findet ihren Lohn, darum bringe ich Sie jetzt auch nach Hause. Wie leidend Sie aussehen, Tuellerich. Die Erregung, wie? Einen guten Rat: essen Sie heute abend nichts. Trinken Sie bloß etwas Kamillentee. Und morgen ein großes Glas Rizinus, damit Sie einmal ordentlich abführen ... Lassen Sie bald von sich hören."

Er setzt den Vetter vor seiner Tür ab.

„Und vor allem, wenn Sie so gegen Mittag mal wieder bei mir vorbeikommen, dann essen Sie einen Happen mit mir; lassen Sie sich nur lange nötigen. Ich mache nicht viel Umstände, denken Sie daran."

Schon früher wurde hervorgehoben, daß Stöcke, die mit dem Ziel nicht zusammengesehen werden konnten, nicht so leicht als Werkzeug benützt wurden. Steht nun ein Tisch fest in einer Ecke, so kommt der Schimpanse nicht darauf, ihn als Werkzeug zu verwenden, auch wenn er sonst keinen brauchbaren Gegenstand findet. Er wird dann nicht als „einzeln existierend" aufgefaßt. „Es gibt eine Art optischer Festigkeit," sagt Köhler, die das Abtrennen als Verstandesleistung ebenso erschwert, wie die stärksten Nägel das praktische Losreißen verhindern."

Das genaue Studium bestätigt auch die von Tierliebhabern oft gemachte Beobachtung von der Verschiedenheit der tierischen Individualitäten. Wer kennt nicht aus dem Umgang mit Hunden beispielsweise die großen Unterschiede ihrer Charaktere und ihrer Intelligenz? Im hochbegabten und leicht reizbaren Sultan, der Wutanfälle bekommt, wenn ihm nicht sofort alles gelingt, in dem tückischen, bösartigen Grande, der Hühner heranlockt, um sie zu quälen, der dummen gutmütigen Nana, die das Geflügel füttert und die kleine Koko betreut, dagegen alles versucht, ohne je zu einem Ziel zu kommen, der Sportdame Chika und der „rätselhaft" bleibenden Tercera haben wir ganz verschiedene, eigenartige Persönlichkeiten vor uns.

Geben Köhlers Untersuchungen ein Bild von den geistigen Fähigkeiten der Schimpansen, wie es sich im Werkzeuggebrauch Bauen usw. offenbart und von einigen Erscheinungen ihres sozialen Lebens — Spiel, Mode, Sport —, so gewinnen wir aus den Beobachtungen Schjelderupp-Ebbes Aufschluß über andere Bereiche des gesellschaftlichen Verhaltens der Tiere. So fand dieser Forscher, daß sich auf einem Hühnerhofe nach kurzer Zeit eine Rangordnung herausbildet, derzufolge ein Huhn nach einem zweiten hackt, während dieses zwar ein drittes hacken, nicht aber seine Angreiferin zurückhacken darf; das gehackte Huhn hackt jetzt das nächste, wieder nicht die Angreiferin. Schjelderupp-Ebbe nennt das eine Hackliste im Dreieck. Nur zuweilen findet Auflehnung eines untergeordneten Individuums statt, dann wird durch Kampf das für die Zukunft wieder bindende Verhältnis entschieden. Das gesellige Leben der Tiere in Herden, Schwärmen, Staaten, Rudeln, das frühere Forscher aus der Familie abzuleiten suchten, beruht nach neuerer Beobachtung auf einem eigenen sozialen Trieb. Alverdes*) unterscheidet in seiner Tiersoziologie solitäre (einsame) und gesellige Tiere, zu denen nur die höchst entwickelten Tierarten: Tintenfische, Insekten, Wirbeltiere, gehören. Das Bedürfnis nach gemeinsamem Leben mit ihren Artgenossen ist bei diesen Tieren so entwickelt, daß es sie gelegentlich sogar dazu treibt, günstigere Lebensumstände mit schlechteren zu vertauschen. Während es bei einsamen Tieren nur zu „Ansammlungen" kommt (Mücken, Schmetterlingen an einer Lichtquelle, Totengräber an Mäuseleichen, Blattläusen auf Blättern usw.), bilden sich bei sozialen Tieren, die durch Zufall zusammengeführt werden, bald die mannigfachsten Beziehungen: Führer- und Anhängertum, Schutzverhältnis (Krapotkins „gegenseitige Hilfe"), Spiel- und Kampfgemeinschaften heraus.

Die Staatenbildungen der Insekten haben seit langem die Forscher beschäftigt; ihre Ergebnisse sind in weite Kreise gedrungen. Bekannte Darstellungen in leicht faßlicher Form sind Maurice Maeterlincks „Leben der Bienen" und Bonsels „Biene Maja". Der Fortpflanzungs- und Brutpflegeinstinkt führt zu den verschiedensten Formen der Eheschließung und im Falle sich beide Elternteile oder einer derselben der Aufzucht der Jungen widmet, zu Elternfamilien, Vater- und Mutterfamilien. Vom regellosen Geschlechtsverkehr an, der selten ist, sich vorwiegend nur bei solitären Tieren findet, kommen alle möglichen Geschlechtsbeziehungen vor, ähnlich wie sie das Studium der primitiven Völker aufgedeckt hat. Einehe und Vielweiberei, Dauerehe und Zeitehe (sie überdauert nicht eine Fortpflanzungsperiode) usw. und zwar sowohl bei einsamem Leben wie auch innerhalb der Herde. So hat jeder Hahn seinen Harem, der Haremsbesitzstand der männlichen Tiere bleibt aber auch bei den in Herden lebenden Zebras, Känguruhs, Makaken (einer Affenart) bewahrt. Besonders bemerkenswert ist es, daß sich die Geschlechter mancher Tierarten, die in Saisonehe leben, nach der Fortpflanzung trennen und männliche und weibliche Verbände bilden. Bei Wildschwein, Edelhirsch und Damhirsch werden die in einem Verband lebenden Weibchen bis zum nächsten Frühling von den Jungen begleitet; so entstehen Mütterherden, während die jüngeren zeugungsfähigen Männchen sich zu Männerrudeln zusammenschließen und die älteren Männchen einsiedlerisch leben. Hier werden wir an Männer- und Frauenhäuser bei manchen Naturvölkern erinnert.

Die wissenschaftliche systematische Tierbeobachtung gewährt uns Einblick in die Welt von Lebewesen, in die wir bisher nur auf dem Wege von Phantasie und Spekulation gelangen konnten, ein Weg, der sich oft als irreführend erwies. Constanze Glaser.

*) „Tiersoziologie", Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie; herausgegeben von Thurnwald; Verlag Hirschfeld (Leipzig); B. I.

Das Geheimnis der Kokosperle

Uralte Überlieferung weiß zu berichten, daß im Hohlraum der Kokosnuß oftmals eine eigenartige, birn- oder kugelförmige Steinbildung auftritt. Diese Bildung ist außen vollkommen glatt, in ihrer Färbung milchweiß und ihre chemische Zusammensetzung stimmt ziemlich mit der der Austernperle überein. Schon der Botaniker Rumphius beschrieb diese „Kokosperle" in seinem berühmten Herbarium. Wissenschaftlich eingehender wurde sie aber erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts studiert, ohne daß man über das Geheimnis ihrer Entstehung bis in die letzte Zeit Aufklärung erlangt hätte. Nunmehr gelang es Dr. Hunger in Amsterdam, gelegentlich einer Studienreise durch Niederländisch-Indien, das Rätsel zu lösen.

Wertvolle Fingerzeige bei seinen Forschungen waren die Angaben von einheimischen Augenzeugen, welche die Kokosperlen immer an jener Stelle im Kokosfleisch festsitzend fanden, wo sich das Keimblatt bei der Keimung des Samens zu einem Saugorgan („Gaustorium") ausbildet. In der inneren, sehr harten Fruchtschale finden sich drei runde, vertiefte Stellen, die sogenannten „Keimlöcher". Eines davon ist gewöhnlich mit einer häutigen Wand bekleidet, während die anderen durch feste Wände abgeschlossen sind. Der junge Keimprozeß findet nun bei der Keimung durch das erste Keimloch seinen Weg nach außen. Es kann aber vorkommen, daß neben dem ersten Keimloch nur noch ein zweites vorhanden ist oder daß überhaupt die beiden anderen fehlen. Am seltensten ist aber der Fall, daß überhaupt gar keine Keimlöcher vorhanden sind. Solche Kokosnüsse ohne Keimlöcher werden von den Eingeborenen als „blinde Kokosnüsse" bezeichnet und gelten als besonderer Talisman. Hunger ging nun von der Annahme aus, daß gerade solche Nüsse für die interessante Perlenbildung in Betracht kommen und trachtete, solche Kokosnüsse als Untersuchungsmaterial in die Hand zu bekommen. Seinen Bemühungen gelang es, acht Stück dieser kostbaren Kokosnüsse zu erhalten und sie zu öffnen. Sieben Nüsse ergaben kein Resultat, aber die achte Kokosnuß barg eine wunderbar ausgebildete Perle, die knapp unter der Stelle eingebettet lag, wo normalerweise sonst die Keimlöcher ihren Platz haben. Die Frage nach der Entstehung der Kokosperle war nunmehr einfach zu beantworten. Sie stellt eigentlich nichts anderes als das versteinerte Saugorgan dar. Es blieb erhalten, als die Keimung dadurch zum Stillstand kam, daß die Keimlingspitze beim fortschreitenden Wachstum keine Möglichkeit fand, die innere Fruchtwand zu durchbrechen. Durch die vorhandene Kokosmilch überkrustete sich das Saugorgan mit Kalksalzen und wurde so zur vielbestaunten „Kokosperle". Ein Seitenstück zu dieser interessanten Steinbildung erblickt Hunger in der Versteinerung oder Mumifikation menschlicher und tierischer Embryonen.

Ewald Schild, Leiter des Mikrobiologischen Instituts in Wien, gibt diesen Bericht in der „Urania".

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29; wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind

Aufgabe Nr. 96

E. Opitz (Dresden)

Matt in drei Zügen

Endspielstudie Nr. 45

H. Rink

Stellung: Weiß Kd4, Td8, Ld7, Bf4 (4). Schwarz: Kg1, Bb2, b6, g6 (4). Weiß zieht und macht remis.

Lösung: Das Bb2 ist direkt nicht aufzuhalten, Weiß sucht ein Patt. Also: 1. Ld7 — f5, g6 × f5; 2. Kd4 — e3, b2 — b1D; 3. Td8 — d1 + D × T. Weiß ist Patt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Ein Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar bis auf ein kleines Flämmchen, liegt in der Brust, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichtum entdeckt Jean Paul

Victor Hugo

Zu seinem hundertfünfundzwanzigsten Geburtstag

Von **Hermann Wendel**

Es gibt nur eine Macht, das Gewissen im Dienst der Gerechtigkeit, und nur einen Ruhm, den Genius im Dienst der Wahrheit. Hugo.

Kein Poet ist schon zu Lebzeiten ähnlich vergöttert, ja vergötzt worden wie Victor Hugo. Der Ruhm, der sich an die Fersen des Jünglings heftete, blieb dem Manne und dem Greise treu. Mit dreiundzwanzig Jahren Ritter der Ehrenlegion, mit neununddreißig als Mitglied der Akademie „unsterblich", wurde er nicht nur als der französische Nationaldichter gekrönt, sondern von seinen Bewunderern auch über Shakespeare und Goethe gestellt. Nicht allein Seifen, Pfeifen und Schnäpse, auch das Jahrhundert trug für viele seinen Namen. Als er 1882 sein achtzigstes Wiegenfest beging, defilierten Hunderttausende an seinem Fenster vorbei, Hunderttausende geleiteten ihn drei Jahre später zu Grabe, und die Feier seines hundertsten Geburtstages füllte, statt sich auf den 26. Februar zu beschränken, eine ganze Woche aus. Aber es fehlte auch nicht an der Gegenstrophe. Wie man ihm die Eitelkeit vorhielt, mit der er allen Weihrauch gierig einsog, gleichsam auf einem Thron saß und statt Freunden nur Untertanen zählte, so schmähte man, daß seine Gedanken die des Gewürzkrämers an der nächsten Ecke nicht überflügelten, seine Dichtung hieß man einen Tanz von Bildern um ein Nichts, und da er nacheinander mit Überzeugung Legitimist, Bonapartist, Orleanist und Republikaner gewesen war, wies man ihm auch einen Platz in Prosny d'Eppes berühmtem „Wörterbuch der politischen Wetterfahnen" an.

Aber Vergötzung hin, Herabsetzung her, auch heute, einein-viertel Jahrhundert nach seiner Geburt, erscheint Hugo als Dichter von urwüchsig zyklopischer Kraft, als schöpferischer Bildner mit der Sprache, als großer Künstler des Worts. Nicht mit Unrecht hat man ihn „das Mensch gewordene Wort" genannt, denn er entwuchs einer Zeit, in der das Wort durch die Debatten des Konvents entkettet war und durch die Bulletins der Großen Armee Flügel bekommen hatte. Hugos Poesie zeigte darum gleich seiner Prosa den erhabenen epischen Faltenwurf, schritt auf den Gipfeln des Pathos einher und schwelgte in den Donnern der Rhetorik. Das Aufnahmeorgan für seine Verse ist das Ohr, nicht das Auge, damit sie meerhaft zu rauschen beginnen und ihr Wellengang uns hebt. Wenn freilich Anatole France beklagte, daß sich in Hugos gewaltigem Werk unter so vielen Monstren nicht eine menschliche Gestalt finde, so glichen in der Tat die Geschöpfe des Meisters nicht den Alltagswesen Flauberts, sondern, zu überirdischer Größe aufgereckt, trugen sie jedesmal das Schicksal einer ganzen Generation in ihrer Brust zusammengepreßt: Sinnbilder, nicht Abbilder! Wohl war dem Dichter, an dessen Erzählungen Dostojewski nicht umsonst Gefallen fand, tiefschürfende Psychologie, Einfühlung in verwickelte Charaktere, Wissen um die unerforschten Provinzen der Seele nicht fremd, doch sein eigentliches Wesen blieb das Monumentale. Er schrieb nicht, er baute. Er türmte Wort-Kathedralen auf.

Aber nicht daß Hugo ein großer, daß er ein politischer Dichter im umfassendsten Sinne des Ausdrucks war, riß ihn zur Höhe empor. Wenn Goethe, ihm ein „Dichter der Gleichgültigkeit", in aristokratischer Abschließung einmal meinte, seine Sachen seien nicht für die Massen geschrieben, sondern für Wenige, die Ähnliches wollten und suchten wie er, stand es mit dem demokratischen Franzosen gerade umgekehrt. Hugos Losung hieß: „Die Kunst um der Kunst willen kann schön sein, aber die Kunst um des Fortschritts willen ist noch viel schöner". Nie saß er im Elfenbeinturm, in der Bestarrung des eigenen Nabels Genüge zu finden, sondern lebte in und mit seinem Volke. Immer sprach er beschwingt das aus, was einer Mehrheit der Franzosen auf den Lippen lag, und stets klang sein Wort in gebundener und ungebundener Rede, als hallte es von einer öffentlichen Tribüne in die Weite. Schon als 1830 die junge französische Romantik, um sein Drama „Hernani" wie um eine Sturmfahne geschart, ihre Schlachten schlug, bedeutete das, da sie die klassische Form sprengte und das bisher verpönte Ich auf den Thron hob, einen Durchbruch des Bürgertums durch die ständische Ordnung, der sich auf der Bühne vierzig Jahre später als in der Wirklichkeit vollzog; in scharfer Erkenntnis dessen verglich Hugo die Romantik in der Literatur dem Liberalismus in der Politik.

Lehnte er sich schon damals im Namen des Geistes gegen die Gewalt auf, indem er in der Erzählung „Der letzte Tag eines Verurteilten" die Widerlichkeit der Todesstrafe enthüllte, so rief ihn doch erst das Jahr 1848 zu seiner wahren politischen Bestimmung auf. Da er auf der Linken der Nationalversammlung saß, gehörte er zu denen, die am 2. Dezember 1851 der Staatsstreich Louis Bonapartes ins Exil trieb. Auf einer englischen Insel nahe der französischen Küste schlug er seine Zelte auf und bekämpfte von dort, eine Großmacht, den Abenteurer in den Tuilerien. Neben dem „Achtzehnten Brumaire", der ganz geschichtliche Erklärung ist, ist seine Streitschrift „Napoleon der Kleine" ganz sittliche Entrüstung; wird bei Marx alles durchsichtig und sinnvoll, so schäumt und wallt bei Hugo alles. Aber der Dichter, der trotz aller Amnestien standhaft jede Rückkehr in das entehrte Vaterland weigerte, wirkte mit diesem Pamphlet und den Versen, die den Mann des 2. Dezember mit Ruten, mit Geißeln, mit Skorpionen strichen, mächtig auf seine Zeitgenossen; wenn die Jugend des Kaiserreichs heimlich die „Züchtigungen" las, glaubte sie sich fähig, im nächsten Augenblick die rote Fahne auf den Barrikaden zu entfalten. Nach Sedan im Triumph in die Heimat zurückgeführt, erlebte Hugo die Kommune mit zerrissenem Herzen. Auf der einen Seite, in Paris, sah er das Recht, auf der anderen, in Versailles, das Gesetz, aber zürnend kehrte er sich nach dem Sieg der „Ordnung" gegen die Rachegier eines Thiers und die Schlächtereien eines Galliset, und er warb auch in den folgenden Jahren ohne Unterlaß für die Begnadigung der exilierten und deportierten Kommunards. Auch in den Dichtwerken, die in der Verbannung und nachher entstanden, wurden die toten Buchstaben an den Gebäuden der dritten Republik: Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! flammender Geist; mit Fug rühmt Heinrich Mann seinen Revolutionsroman „1793" als „das Buch entfesselter Menschheit".

Schon 1830 nannte sich Hugo einen Sozialisten, 1869 feierte er auf dem Lausanner Kongreß der „Liga für Frieden und Freiheit" die Umarmung der Republik und des Sozialismus, und sozialistische Empfindungen spielten noch auf der Stirn des hochbetagten Greises. Aber es war ein unbestimmter, rein gefühlsmäßiger Sozialismus, der weit mehr mit Saint-Simon und Lamennais als mit Marx und Engels zu tun hatte. Von Klassen und Klassenkampf wußte Hugo nichts und wollte er nichts wissen, aber erschütternd predigte er Erbarmen und Mitleid mit dem Hungernden, der Dirne, dem Verbrecher, dem Galeerensträfling, mit allen Ausgestoßenen der Gesellschaft. Darüber hinaus machte er die Gesellschaft selbst verantwortlich; er zog sie vor die Schranken, weil sie, seit zweitausend Jahren herrschend, sich unser Gut und unser Recht aneigne, sogar denen alles nehme, die nichts haben, das Volk den Schmarotzern überantworte und Krieg und Schafott als Ergebnis kenne; unbarmherzig riß er die Maske von ihrem durch Zorn verzerrten Gesicht, „das Gerechtigkeit heißt". Den Roman „Der lachende Mann" warf er als wuchtige Anklage gegen eine Welt hin, die aus der Hölle des Armen das Paradies des Reichen macht, und sein mächtiger Roman „Die Elenden" gilt nicht fälschlich als „eine Art Marseillaise des Elends".

Der Dichter, dessen Stimme in Europa so weit drang wie später nur noch die Tolstois, kannte auch in der auswärtigen Politik nur eine Stellung: für die Unterdrückten gegen die Unterdrücker. So schallte sein Wort für die Griechen gegen die Türkei,

für die Iren gegen England, für die Italiener gegen den Papst, für die Ungarn gegen Habsburg, für die Polen gegen den Zarismus. Allezeit blieb er ein feuriger, ein überschwenglicher Patriot, der Frankreich als das Herz des Erdballs ansah, gleichwohl war der Begriff Menschheit in seinem Kalender rot unterstrichen. Namentlich liebte er Deutschland, wenn es ihm auch weniger in dem wirklichen Licht des neunzehnten Jahrhunderts als im seltsam romantischen Glanz einer mittelalterlichen Rheinballade erschien. Als 1870 losbrach, neigte er sich dem Gegner: Kein Volk ist größer als du! und hatte, als Moltkes Heere gegen Paris vorstießen, die sich erst 1918 erfüllende großartige Vision von Deutschen, die in Frankreich die Luft der Freiheit einatmeten „und den heißen Drang, uns nachzuahmen, alle gleich und frei zu sein, das Gerümpel der Throne wegzufegen und den Nationen die Hand hinzustrecken". Gegen den Frankfurter Frieden lehnte er, in dessen Adern lothringisches Blut floß, sich zwar mit aller Schärfe auf, aber, zugleich die Fahne der Vereinigten Staaten von Europa entfaltend, rief er den Deutschen zu: „Wir sind dasselbe Volk wie ihr. Ihr habt Arminius gehabt, wie wir Vercingetorix hatten. Derselbe Strahl der Brüderlichkeit fährt durch das französische Herz und die deutsche Seele". Hugos Standbild gehört in die Vorhalle des Völkerbunds.

Aber auch sonst ist er heute noch so lebendig, daß im vergangenen Jahre eine große deutsche Ausgabe seiner Prosaschriften zu erscheinen begann und die sozialdemokratische Presse mit Vorliebe seine sozialen Erzählungen abdruckt. Wie sein Werk eben viele Fragen aufwirft, um deren Antwort wir uns noch mühen, ist es auch ein goldener Schlüssel zum Verständnis der französischen Seele. Denn wie kein anderer hat Victor Hugo zur Formung des Geistes beigetragen, der bei seinen Landsleuten uns noch in der Schale des trübsten Spießbürgers verrät, daß das moderne Frankreich im Feuer dreier wirklicher Revolutionen geschmiedet ward.

Alte und neue Fastnachtsspiele

Von Gustav Lindt

Wenn der Winter seinem Ende nahte, feierten die alten Gallier ein großes Fest. „Das Fest des Mistelpflückens" nannten sie es, weil die heilige Mistel, die von den Priestern unter feierlichen Zeremonien gepflückt und dem Volke gezeigt wurde, eine wichtige Rolle dabei spielte. War aber die ernste Handlung vorüber, so begann der lustige Teil des Festes: man maskierte sich, zog Frauenkleider an oder hüllte sich in die Felle wilder Tiere und fand sich zu einem Umzug zusammen, den zwar der heilige Bel-Stier anführte, der aber, weit entfernt, feierlich zu sein, schließlich im tollsten Unfug gipfelte. Auch bei anderen alten Völkern gehörten zu den Feierlichkeiten anläßlich der Jahreszeitenfeste auch die Maskenumzüge mit ihrem wilden Treiben, die den Göttern zu Ehren stattfanden, in Wirklichkeit aber immer mehr den Zusammenhang mit dem religiösen Kult verloren.

Durch die Einführung des Christentums wurde die Lust am Maskentreiben nur wenig beschränkt, um so mehr, als die Kirche gar nicht daran dachte, dem Volk das gewohnte Vergnügen zu rauben, vielmehr den Karneval gewissermaßen unter ihren Schutz stellte. Jetzt erhielt er auch eine andere Bedeutung. Er sollte den Menschen ein gründliches Austoben gestatten, bevor die lange Fastenzeit begann. So wurde auch der letzte „fette" Tag, der Dienstag, zum Höhepunkt des Festes. Da gab es nun alle möglichen Späße: Narrenumzüge und Fuchsprozessionen, Fischumzüge, bei denen jeder einen Fisch in der Hand schwang, dann vom 14. bis zum 16. Jahrhundert in den Weingegenden die beliebten Weinprozessionen, deren Teilnehmer, als Winzer verkleidet, auf großen Wagen herumfuhren und Spottlieder auf alles sangen, was sich im Laufe des Jahres im Ort zugetragen hatte. Im 14. Jahrhundert liebte man besonders eine Art lustiger Gegenspiele. Verheiratete und ledige Männer stellten sich gegeneinander auf, und jeder besang und pries in derben Worten die Vorteile seines Standes, bis jeder den Gegner scheinbar überzeugt hatte, so daß die Verheirateten die Rolle der Ledigen übernahmen und die Junggesellen die zärtlichen Ehemänner spielten. Als Fastnachtsspaß galt es ferner, wenn es gelang, einander in den Schmutz zu werfen. Je öfter einer in die Schmutzflut oder in den Schnee fiel, desto größer war der Jubel, besonders dann, wenn der Angegriffene als Begleiter einer Frau durch die Straßen ging. Allerdings blieben alle besseren Frauen dem Maskentreiben fern; auch die älteren Leute hüteten sich, mit dem übermütigen Volk in Berührung zu kommen, denn wer sich zeigte, hatte bald irgendeine komische Tierfigur aus Papier am Mantel kleben.

In der Nacht, die auf den Dienstag folgte, mischte sich oft schon etwas furchtsamer Aberglaube in die freudige Hochstimmung. Nun zog man mit brennenden Fackeln durch die Felder — so z. B. in Süddeutschland — und stellte Holzkreuze auf, um die Frucht zu segnen. In Bayern gab es im 16. Jahrhundert noch einen ganz besonderen Dienstags-Spaß. Schon in Erwartung des nahenden Aschermittwochs zogen Masken durch die Straßen, die aschengefüllte Säcke trugen und jeden, der ihnen begegnete, mit Asche überstäubten. Den italienischen Karneval, namentlich den römischen, belebten zur Zeit der Renaissance Wettläufe verschiedener Art, an denen Alt und Jung teilnehmen konnte; es gab Wettläufe für Kinder unter und junge Leute über 15 Jahre, für Männer unter 20, zwischen 20 und 30 und über 50 Jahre, Wettläufe für Pferde und Büffel und endlich auch für Esel und Maultiere. Daneben brachte der römische Karneval auch buntes und prächtiges Maskentreiben und Umzüge, bei denen sich der Übermut bis zur Ekstase der Tollheit steigerte.

„Schon frühzeitig zogen alle die Freiheiten des Karnevals auch die „Augen des Gesetzes" auf sich, denn den Freuden, die die „fetten Tage" geboten hatten, folgte gewöhnlich ein sehr dickes Ende nach. Karl der Große versuchte, die allzu laute und derbe Art der Faschingsfeiern zunächst einmal dadurch zu bekämpfen, daß er kurzweg jeden Mummenschanz verbot. Aber in diesem Fall versagte seine Macht ganz und gar, weil ja der Karneval durch die Kirche gestützt wurde. Was die Kirche erlaubt

Farbstoffe zur Desinfektion bei Operationen

Einige Fälle von Wundvergiftung haben die amerikanischen Ärzte Tinker und Sutton veranlaßt, in einigen der bestorganisierten amerikanischen Spitäler eine sorgfältige Untersuchung der Desinfektionsmittel durchzuführen. Es stellte sich dabei heraus, daß das am meisten verbreitete Antiseptikum, das Jod, ziemlich unwirksam ist. Eine Untersuchung von mehr als 1500 Bakterienkulturen ergab, daß Lösungen von Jod, Pikrinsäure, Sublimat oder Kaliumquecksilberjodid die meisten der widerstandsfähigen Bakterien nicht töten und einige der weniger widerstandsfähigen Krankheitserreger gar erst bei vollständiger Berührung. Die Wirkung ist noch geringer, wenn ein Durchdringung nötig wird. Es zeigte sich aber auch, daß einige Anilinfarben bei Versuchen zur Herstellung einer vollkommen keimfreien Haut alle Bakterien töten. Die beiden amerikanischen Ärzte empfehlen daher weitgehenden Verbrauch von Anilinfarben infolge deren starken keimtötenden Kraft, deren geringer Giftigkeit und deren Unschädlichkeit für Instrumente. Es ist also in Zukunft möglich, daß bei Operationen die zu desinfizierenden Stellen nicht mehr die allgemein vertraute braune Jodfarbe zeigen, sondern rosa, purpurrot oder in anderen Farben schimmern werden.

Die Farbenkinematographie

Wie die steigende Verwendung farbiger Einlagen in die Kinofilme zeigt, gehört die Zukunft der Kinematographie dem Farbenfilm. Zur Herstellung von Farbenkinematographien gibt es zweierlei Verfahren. Bei der einen Art läßt man die Grundfarben sich überlagern, bei der anderen setzt man sie in so kleinen Elementen nebeneinander, daß das Auge nicht die einzelnen Elemente zu trennen vermag. Zur allgemeinen Verwendung der Farbenfilme ist es notwendig, daß man die Streifen ohne Veränderungen der gewöhnlichen Vorführungsapparate durchlaufen lassen kann und daß der Mietspreis nicht zu stark sich erhöht.

Beim Überlagern der Grundfarben hat sich die Verwendung von drei Grundfarben, nämlich rot, violett und grün, vorläufig für die Praxis als zu schwierig erwiesen. Man verwendet daher einen zweifarbigen Film mit rot und grün. Man klebt dabei die Bilder Rücken gegen Rücken auf denselben Streifen, wobei die eine Seite in rot, die andere in grün gefärbt ist. Mit dieser Filmart beschäftigen sich hauptsächlich zwei amerikanische Firmen „Kodachrom" und „Technicolor". Von diesen bringt Kodachrom das rote und das grüne Bild Rücken gegen Rücken durch ein besonderes Verfahren auf dem Filmstreifen an, während Technicolor zwei getrennte Filme aufnimmt, deren Dicke die Hälfte von der der gewöhnlichen Dicke beträgt, und die man nachher zusammenleimt.

Von den Verfahren, einen Zweifarbenfilm herzustellen, daß immer ein Bildchen blau, das andere rot ist, tritt nach einem Artikel in Heft 7 der „Umschau" der Wolff-Haide-Farbenfilm neuerdings in den Vordergrund. Nach den dortigen Ausführungen erscheinen die Darbietungen bei einer Wiedergabe von 24 Bildern in der Sekunde in schönen, natürlichen Farben und es treten auch keine störenden Farbränder auf. Die Herstellung dieses Farbenfilms stellt sich auch nicht übermäßig teuer.

Die fünfzigjährige Bogenlampe

Wie jung unsere moderne Technik ist, erkennt man mit großer Schärfe an ihren Gedenktagen. Noch vor fünfzig Jahren war die Anwendung elektrischer Lichtquellen für die öffentliche Beleuchtung so gut wie unbekannt. Als der amerikanische Chemiker Silliman im Jahre 1855 die erste Petroleumlampe erschaffen hatte, wurde das als ein ungeheurer Fortschritt gewertet. Die Gasbeleuchtung brachte in ihrer anfänglichen Form zahlreiche Unzuträglichkeiten mit sich. Erst die Einführung der Dynamomaschine durch Werner von Siemens (1866/67) ermöglichte den Übergang zur elektrischen Beleuchtung. Zunächst gab es auch da noch viele,

oder wenigstens nicht verboten hatte, ließ man sich auch durch des Kaisers Willen nicht nehmen. Maskenverbote tauchten freilich immer wieder auf, so im Jahre 1399, dann wieder — diesmal in Paris — im Jahre 1569, wo nicht nur die Träger der Masken, sondern auch die, die Masken angefertigt und verkauft hatten, bestraft und die Maskenanzüge selbst öffentlich verbrannt wurden. Doch das half ebensowenig als einst Kaiser Karls Verbot. Die paar lustigen Tage vor den langen Fastenwochen ließ man sich nun einmal nicht verbieten, und dabei ist es bis heute geblieben.

In jedem Land trieb der Fasching seine eigenen bunten Blüten. In Belgien hatte man seinen Spaß daran, Riesenfiguren, Riesenschiffe und -tiere in den Umzügen mitzuführen, ein Brauch, dem man auch jetzt noch, ebenso wie in Frankreich, treu geblieben ist. In Madrid wieder gab es die „reina cuaresma" zu sehen. Eine Puppe in Gestalt eines alten Weibes mit einem Kranz von Sauerampfer und Spinat auf dem Kopf und sieben langen mageren Beinen, die unter dem Gesang von Trauerliedern — die Trauer galt dem Ende des Faschings — durch die Straßen gezogen wurde. Damit war der Spaß aber noch lange nicht zu Ende, denn die sieben langen Beine der alten Dame versinnbildlichten die sieben Fastenwochen, und so hatte man den Brauch eingeführt, die Puppe nach beendetem Karneval irgendwo öffentlich aufzustellen und ihr jede Woche eines ihrer Beine abzuschneiden. Am Karsamstag wurde ihr dann das letzte Bein genommen und der übrige Rest unter dem Jubel des Volkes in tausend Stücke zerrissen.

Im Mittelalter, als das Karnevalstreiben seine Hochblüte erlebte, schuf die Freude am groben Schabernack allmählich einen neuen Brauch: das Fastnachtsspiel. Es begann damit, daß junge Leute, zur Unkenntlichkeit vermummt, zu ihren Freunden oder in Wirtshäuser gingen und dort kurze Szenen aufführten, wofür sie kleine Geschenke erhielten. Die Szenen waren freilich von einer Derbheit, die kaum zu überbieten war, aber die Späße gefielen so, daß man nach und nach zu Aufführungen überging, die bereits in dramatischer Form irgendeine komische Begebenheit darstellten. Am beliebtesten waren hierbei Szenen aus dem Bauernleben, bei denen möglichst viel gestritten und gerauft wurde. Natürlich bemächtigte sich bald auch das fahrende Volk der Aufführung dieser Fastnachtsszenen, aber die Künste der Gaukler und Possenreißer waren ebenso einfach wie roh und unanständig, doch begannen sie wenigstens schon, sich zu den Spielen in die Personen zu verkleiden, die sie darzustellen hatten. Die Bürger in den Städten hatten schließlich aber doch das Bedürfnis, in diesen Spielen etwas anderes und besseres zu sehen und zu hören, als die Gaukler es bieten konnten. So entstanden jene Fastnachtsspiele, die, von Meistersingern verfaßt, den alten Scherzspielen allmählich eine andere Wendung gaben. Zuerst waren zwar auch diese noch derb genug; was uns von dem ersten dieser Meistersinger des 15. Jahrhunderts, Hans Rosenplüt, bekannt ist, stellt noch eine recht dürftige Mischung von Zoten und schlechten Witzen aller Art dar. Allein dann tauchte Hans Sachs auf, der den Fastnachtsspielen endlich wirklichen Humor und einen originellen Inhalt verlieh. Aus diesen Fastnachtsspielen des Hans Sachs ist dann nach und nach das Lustspiel entstanden, das mit der Fastnacht nichts mehr zu tun hatte, und ohne das sich heute kein Theater mehr denken läßt.

Leben und Treiben in einem Dorfe der Steinzeit

Von **Dr. G. Schwantes***)

Es wird vielfach angenommen, der Mensch der vorgeschichtlichen Zeit habe sich mit Vorliebe im Urwalde aufgehalten und verborgen. Das ist ein Irrtum; denn der Urwald ist ungastlich und gewährt nicht einmal unstet schweifenden Jägerhorden den notdürftigsten Unterhalt. Sowohl der afrikanische als auch der asiatische Urwald ist leer von Menschen. „Der Stille entspricht die Öde der Wälder", sagt Brehm. „Wer sich der Hoffnung hingeben wollte, in ihnen ein frischfröhliches Jägerleben führen zu können, würde schmerzlich enttäuscht werden. Meilenweite Strecken erscheinen oder sind, mindestens zeitweilig, so tierleer, daß der Forscher wie der Jäger verzweifeln möchte." Mitunter spurlos leer, oder besser gesagt: zum Verhungern leer findet Middendorf die Urwälder Sibiriens. Wäre Deutschland ganz von Urwäldern bedeckt gewesen, wie gemeinhin angenommen wird, so wäre die dichte Besiedlung in der Steinzeit und die verhältnismäßig hohe Kultur dieser Periode undenkbar. Gerade der bunte Wechsel von Wald, Steppe, Heide und Moor hat die steinzeitlichen und späteren Ansiedler in unser Vaterland gelockt. Den offenen Landstrichen folgend, drangen sie bis ins Innere vor; auf dem waldlosen einstigen Steppen- und Tundraboden lagen ihre Ansiedlungen. Mit der trefflichen Steinaxt fällte man die Bäume am Rande des von geheimnisvollem, Grauen erregenden Dunkel erfüllten Urwaldes, der Heimat böser Geister.

Die zugerichteten Stämme senkte man als Pfosten in die Erde. Ein Rutengeflecht, das mit Lehm beworfen ward, bildete die Wand. Noch heute deutet dieser Name auf jene Bauart, die noch immer hier und da auf dem Lande angewandt wird; denn „Wand" hängt zusammen mit „winden". Der Innenraum der Hütte war vielfach vertieft; nicht selten findet man nur diese Vertiefung, eine sogenannte Wohngrube. Oft liegen diese meist runden oder unregelmäßigen Gruben, deren Größe, Tiefe und Gestalt sehr wechselt, in Menge beieinander und bezeichnen die Stätten ehemaliger Dörfer. Aschen- und Kohlenreste, geschwärzte Erde, Unmassen von Topfscherben, Steingeräte, Tierknochen und andere Reste der Mahlzeiten bilden die Füllung der Gruben. Oft liegen

*) Diese anschauliche und lebendige Schilderung entnehmen wir dem weitverbreiteten, jetzt schon in 4. Auflage vorliegenden Werk „Aus Deutschlands Urgeschichte". Auf Grund genauester Kenntnisse gibt der Verfasser hier eine allgemeinverständliche, frisch geschriebene Darstellung der deutschen Urgeschichte. In Leinenband 3 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

---

heute kaum faßliche Schwierigkeiten zu überwinden. Es war in der Entwicklung begründet, daß man zunächst versuchte, den elektrischen Lichtbogen, den der große englische Physiker Humphrey Davy 1813 entdeckt hatte, für diesen Zweck auszunutzen. Vor allem verursachte das ungleichmäßige Abbrennen der Kohlekerzen und das Abreißen des Lichtbogens großen Verdruß. Dazu kam, daß man anfangs nicht mehrere Lampen im gleichen Stromkreis brennen lassen konnte.

Der erste, der diese Schwierigkeiten praktisch überwand, war der in Paris lebende russische Ingenieur-Offizier Jablochkoff. Schon vor ihm hatten andere Männer versucht, durch ähnliche Vorrichtungen, wie sie die heutigen Bogenlampen aufweisen, die abbrennenden Kerzen in immer gleichen Abstand voneinander zu halten. Es gelang Jablochkoff, seinen Kerzen eine Form zu geben, durch die er ohne solche Regulierungen auskommen konnte, und so ein überaus einfaches Leuchtgerät zu schaffen, das sich durch seine Anlehnung an frühere Beleuchtungskörper auszeichnete und gerade dadurch neben seinen übrigen Vorzügen der Bogenlampe zur allgemeinen Einführung verhalf. Die beiden Kerzen hatte er nicht, wie es heute üblich ist, übereinander, sondern parallel nebeneinander angeordnet. Beide waren durch eine isolierende Kaolinschicht getrennt, die beim Abbrennen der Kohlen langsam herunterschmolz und dabei Dämpfe entwickelte, die die Beleuchtung ganz besonders eindrucksvoll erscheinen ließen. Einer der Hauptfehler dieser Lampe war, daß man sie nach dem Erlöschen erst wieder entzünden konnte, wenn man neue Kohlenkerzen eingelegt hatte, und daß sie im Gleichstromkreis nur sehr unregelmäßig betrieben werden konnte. Deshalb schuf man Beleuchtungskörper, in denen eine Anzahl solcher Kerzen nebeneinander angeordnet war. Erlosch die erste, so schaltete ein Wärter den Strom zur zweiten um und so fort. Trotz dieser Nachteile wurde diese Lampe im Jahre 1877 zur Beleuchtung mehrerer Straßen verwandt, und auch der Pariser „Magasin du Louvre", ein großes Warenhaus, und das Hotel Continental wurden durch sie beleuchtet. Im September des gleichen Jahres wurde die Jablochkoff-Kerze zum erstenmal auch in Berlin bei einer Illumination verwendet.

Die Nachteile der Jablochkoff-Kerze wurden bei späteren Konstruktionen, die wieder andere Wege gingen, überwunden. Die modernen Bogenlampen erfordern nur eine geringe Wartung. Sie arbeiten selbsttätig und mit großer Sicherheit und überfluten Straßen und Plätze mit Tageshelle. Der Weg vom Kienspan zum sonnenhellen Bogenlicht erscheint fast wie ein Symbol der Menschheit, die seit Jahrtausenden aus dem Dunkel zum Licht aufwärts strebt.

„Trude", der neue Modetanz

Amerika will die Alte Welt wieder einmal mit einem neuen Produkt seiner Tanzkunst beglücken. Der neue Tanz, von dem behauptet wird, daß er sowohl den Charleston als auch den Black Bottom verdrängen soll, heißt „Trude". Er soll nicht so „wahnsinnig" sein wie die beiden ersten Tänze, er ist zu Ehren der Meisterschwimmerin Gertrud Ederle komponiert. „Trude" soll eine Art ästhetischer Paraphrase des Schwimmens darstellen. Alle Bewegungen und Figuren des neuen Tanzes sollen die schneidige Grazie der „amerikanischen Undine", wie Gertrud Ederle jenseits des Ozeans genannt wird, nachahmen. Die Arme werden geschwungen wie im Kampfe mit den Wellen, die Füße harmonisch bewegt. Der Trude-Tanz verdankt seine Entstehung den Filmaufnahmen, die von dem Flugzeug, das Gertrud Ederle begleitete, hergestellt worden sind. Er soll eine Verherrlichung der sporttreibenden Frau des 20. Jahrhunderts darstellen und neue Schönheiten der weiblichen Bewegungen enthüllen. Kein Geringerer als Irvin Berlin, der gefeierte amerikanische Tanzkomponist, soll in der Musik des neuen Tanzes einen neuen künstlerischen Ausdruck für die Darstellung der schwimmenden Frauenschönheit gefunden haben. Es ist das bewährte Rezept schmachtender amerikanischer Tanzmusik: melancholische Sehnsucht nach Floridas Strand, Mondschein, schöner Garten auf einer Insel. Der Charleston ist tot, es lebe die „Trude"!

auch Lehmstücke vom Wandbewurf der Hütte darin, vom Herdfeuer hartgebrannt, mit deutlichen Abdrücken des Rutenflechtwerkes der Wände. In sehr vielen Fällen ist von den Wänden des Hauses nichts erhalten als dieser Lehmverputz, so daß man die Form des Hauses nicht erschließen kann.

Die Dörfer der Steinzeit lagen oft auf unfruchtbarem Gelände, da dieses nicht bewaldet war. Waldfrei waren aber auch vielfach die fruchtbaren Lößlandschaften Süd- und Mitteldeutschlands, und hier lagen die Ortschaften in erstaunlicher Menge beisammen. Ein Dorf von geradezu gewaltiger Ausdehnung entdeckte man bei Großgartach im Neckartale. Hier fand man sogar Reste von Bemalung auf dem Lehmverputz der geflochtenen Wände.

Die Menschen, die damals überall in Deutschland ihre Dörfer errichteten, beschäftigten sich wie die Dorfbewohner unserer Zeit mit Viehzucht und Ackerbau. Das waren nicht mehr schweifende Jägerhorden der Eiszeit oder auf wüsten Abfallhaufen hockende Fischer wie noch im älteren Abschnitt der jüngeren Steinzeit, auch nicht unstete Hirten-Nomaden. Der Mensch war hier vom Sammler und Jäger unmittelbar zum seßhaften Bauern geworden. Die Ansicht, daß der Mensch überall vom Jägertum zunächst zum Nomadentum überging, ist nicht richtig. Nur im Falle der Not verließ man Haus und Hof und die mit so viel Mühe hergerichteten Acker. Dann packte man wohl die Habe, Weib und Kind auf den mit Ochsen bespannten Karren, trieb die Herden zusammen und fort ging's, einer besseren Heimat entgegen. Dem Kundigen verraten die Funde recht oft, daß viele, viele Geschlechter nacheinander auf demselben Platze wohnten, gerade so wie heute.

Die Bewohner der Muschelhaufen kannten nur ein einziges Haustier, den Hund. In der jüngsten Steinzeit dagegen trifft man alle wichtigeren Haustiere unserer Zeit, Rind, Pferd, Schwein, Schaf und Ziege. Die Zucht dieser Tiere hat man von fremden Völkern der östlichen Mittelmeerländer kennengelernt. Hier, im uralten Kulturlande der Ströme Euphrat und Tigris, scheint man zuerst das Rind gezähmt zu haben. Vielleicht verwandte man es im Anfange nur im Gottesdienste und später erst als nahrungsspendendes Tier im Haushalte. Auch Schaf und Ziege kamen von fernher aus dem Süden, während gewisse Rassen des Hausschweines und Rindes hier in Nordeuropa nach fremdem Vorbilde gezähmt sein können, da sie von heimischen wilden Tieren abstammen. Sicher ist das Pferd in Europa gezähmt worden. Es war dem Morgenlande anfänglich unbekannt, und erst vom Norden heranrückende fremde Eroberer brachten dieses edle Tier dorthin.

Der Ackerbau wurde noch auf sehr einfache Art betrieben. Wahrscheinlich lag er ganz in der Hand der Frau, wie noch heute bei vielen Naturvölkern, z. B. den Negern. Der Boden wurde lediglich mit der Hacke bearbeitet. Steinerne Hacken werden besonders im Gebiete der Donauvölker, die ihre Tongefäße mit Bandverzierungen schmückten, häufig gefunden. Hackbau nennt man diese Art der Bodenwirtschaft vor der Einführung des Pfluges. Überall baute man Hirse, Gerste und Weizen in verschiedenen Arten. Massenhaft liegen verkohlte Getreidekörner unter den steinzeitlichen Pfahlbauten. Anderswo findet man sie eingebacken im Wandlehm der Hütten oder in der Wandung der Tongefäße. Seitdem der Däne Kristensen das erste Getreidekorn in einer vorgeschichtlichen Scherbe fand, hat man auch in Gegenden, wo früher von Getreideresten nichts vorlag, den Feldfruchtbau in der Steinzeit nachweisen können.

Sicherlich haben schon die „Jäger und Sammler" älterer Zeiten die nahrhaften Früchte von mancherlei wildwachsenden Gräsern als Nahrungsmittel geschätzt und zur Zeit der Reife eingeheimst. So sammeln die Neger Afrikas vielfach noch heute wildes Getreide, und selbst in Norddeutschland hat man bis vor kurzem den Samen eines wildwachsenden Grases, des Schwaden oder Himmelstau, gesammelt und Grütze daraus gewonnen. Beim Ausbringen des Getreides aus den Ähren oder Rispen und seiner weiteren Verwendung im Haushalte ging natürlich manches Korn verloren und wurde so in der Nähe der Wohnung ausgesät. Im folgenden Jahre hat man dann diese unbeabsichtigten Aussaaten mit abgeerntet und dabei die Entdeckung gemacht, daß der vielfach umgewühlte und durch Unrat und Abfälle gedüngte Boden um die Hütte weit stattlichere Pflanzen mit reicherem Ertrage zeitigte als der ungestörte Boden der Wildnis. Diese Beobachtung mag den Menschen bewogen haben, von der alleinigen Verwendung wilden Grassamens zum Anbau des Getreides überzugehen. Zuerst hat man wohl nur kleine Flächen damit bestellt, und lange Zeit hindurch mögen die Früchte, Blätter und Wurzeln wilder Gewächse ein bedeutendere Rolle gespielt haben als die noch geringeren Erträge des Ackers.

Auf Reibsteinen zerrieb man das Getreide zu Mehl. Auf der meist etwas ausgehöhlten Grundplatte liegt der kleinere „Läufer", der häufiger rund als platt ist. Das Brot wurde auf heißen Steinen in Form flacher Laibe oder Fladen gebacken. Die Steinzeitleute, die an dem Bodensee und an vielen anderen Seen des Alpengebietes ganze Dörfer auf Pfählen, die sogenannten Pfahlbauten errichteten, haben dreierlei Brot gebacken: zweierlei Weizenbrot mit fein geriebenen oder groben Körnern und Hirsebrot mit Weizenkörnern und Leinsamen. Die Gerste wurde wohl geröstet oder als Brei gegessen.

Amerikanische Gewaltschwimmerei

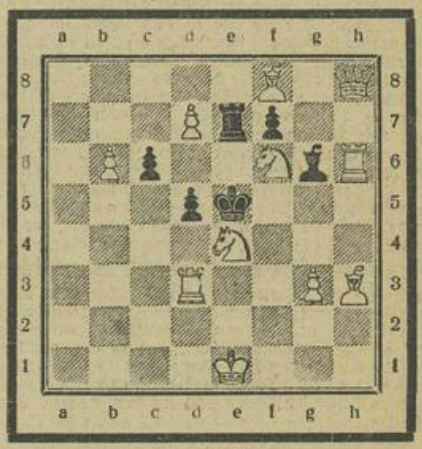
Myrtel Huddleston, eine Frau von dreißig Jahren, die erst im vorigen Jahre Schwimmen gelernt hatte, um schlanker zu werden, hat kürzlich bei dem dritten Versuch den Catalina-Kanal durchschwommen. Sie ist die erste Frau, die bei diesem Wettbewerb einen Sieg erzielte. Als sie an Land stieg, brach sie ohnmächtig zusammen; der Arzt stellte fest, daß die linke Körperseite völlig gelähmt war. Sie durchschwamm die Strecke des Kanals, der eine Meile breiter ist als der Ärmelkanal an seiner engsten Stelle, in zwanzig Stunden und zweiundvierzig Minuten, d. h. sie brauchte fünf Stunden mehr als der siebzehnjährige Kanadier, der kürzlich bei dem Wettbewerb, an dem hundert Schwimmer beiderlei Geschlechts teilnahmen, den ersten Preis von 5000 Pfund Sterling gewann. Seine Konkurrentin, Frau Huddleston, nahm während des Schwimmens keinerlei Nahrung zu sich. Vor Erregung fiebernd, stieß sie unter hysterischem Schluchzen die letzte qualvolle Viertelmeile mechanisch vorwärts, während ihr elfjähriger Sohn, der sie in einem Ruderboot begleitete, unaufhörlich rief: „Vorwärts, Mama! Gib nicht auf!" Als die Schwimmerin wenige Meter vom Festlande entfernt ohnmächtig zu werden drohte, ermöglichte man ihr durch Darreichung eines Narkotikums eine letzte Kraftanstrengung. Ein Mann sprang aus den Begleitbooten in die See und schwamm längsseite der schluchzenden Frau, um durch Zuruf ihren Mut zu beleben. Dann wurde sie von einer Welle hochgehoben und vorwärts getragen, während ihre Arme nur noch träge Schwimmbewegungen machten und die Beine sich überhaupt nicht mehr bewegten. Nur mit Mühe stieg sie an Land; sie hätte keine Viertelstunde länger im Wasser bleiben dürfen.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29; wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Aufgabe Nr. 97

J. M. Neukomm



Matt in 2 Zügen

Endspielstudie Nr. 46

J. Morabec

Stellung: Weiß: Kh8, Ta2. Schwarz: Kg1, Bg7, h5.

Weiß gewinnt.

Lösung: Weiß gewinnt nicht mit Kg7, sondern mit Kh7. Darin liegt die Pointe des Endspiels. 1. Kh7! h4. 2. Kg6 h3. 3. Kg5 h2. 4. Kg4 h1 D. 5. Kg3. Weiß gewinnt, da die Dame das drohende Matt nicht decken kann. Hätte weiß den Bg7 geschlagen, würde jetzt Dh8 für Schwarz gewinnen. Falls auf 4. Kg4 g5. 5. Kg3 h1 S +. 6. Kf3 g4 +. 7. K×g4 Sf2 +. 8. Kf3 Sd3. 9. Ke3 Se5. 10. Ta + und gewinnt den Springer.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Sachsenhausen: Dienstags, bei Adrian, Affentorplatz.
Innenstadt: Montag, „Zur Pfalz", Holzgraben 7.
Niederrad: Montags „Schwarze Katze", Kelsterbacher Str. 28.
Nordend, Dienstags bei Walter, Weberstraße 84.
Bornheim: Mittwoch, Pauly, Germaniastraße 49.
Niederwald: Mittwoch, Blank.
Bockenheim: Mittwoch, Moltkeeck, Ecke Varrentrappstraße.
Rödelheim: Mittwoch, Schwabeneck, Eschborner Landstraße 36.
Bahnhofsviertel: Donnerstag, Zum Regenbogen, Gutleutstr. 151.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Ein Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar bis auf ein kleines Flämmchen, liegt in der Brust, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichtum entdeckt Jean Paul

Ein Bahnbrecher der Elektrizität

Am 5. März 1827 erlag Alessandro Volta, der große Physiker, einem Herzschlage, der den Zweiundachtzigjährigen bei einem Aufenthalt in seinem Geburtsort Como überrascht hatte. An seiner Bahre trauerte die ganze wissenschaftliche Welt des Abendlandes.

Voltas Name steht am Anfang der modernen Elektrizitätslehre. Seit Jahrtausenden war das Elektron, der Bernstein der Griechen, bekannt, und ebenso lange wußte man, daß der geheimnisvolle Stein durch Reiben magnetische Eigenschaften bekam. Aber dies wurde nicht viel mehr denn als eine Spielerei gewertet. Otto von Guericke, der große Magdeburger Bürgermeister, hatte zum erstenmal den elektrischen Funken beobachtet, den er mit Hilfe seiner von ihm selbst gebauten Elektrisiermaschine erzeugt hatte. 1780 hatte Galvanis Frau das Zucken von Froschschenkeln entdeckt, wenn sie vom Messer ihres Gatten, der Arzt war, berührt wurden. Galvani wurde durch diese Entdeckung berühmt, als er sie elf Jahre später in Bologna veröffentlichte. Er stellte dabei die Theorie auf, daß in den Muskeln der Frösche positive und negative Elektrizität vorhanden sei, die über einen Kupferdraht zur Entladung komme. Voltas großes Verdienst war es, daß er diese falsche Theorie bekämpfte und durch eine richtige Erklärung ersetzte. Er hatte erkannt, daß lediglich die Berührung der verschiedenen Metalle die von Galvani beschriebene elektrische Erscheinung hervorgerufen hatte. 1793 beschreibt Volta dann zum erstenmal die nach ihm benannte Batterie. Er schildert sowohl seine Säule, die aus einer Anzahl von Kupferplatten bestand, die durch Filz voneinander getrennt waren, als auch seine „Tassenkrone", die etwa unseren heutigen nassen Elementen zu vergleichen ist. Interessant ist die Tatsache, daß er die chemischen Vorgänge bei seinen Batterien, das Wirken der Säuren, völlig übersah und sogar jeden Einfluß der Säuren sehr energisch bestritt. Dem deutschen Forscher Johann Wilhelm Ritter, der auch der Schöpfer des ersten Akkumulators ist, blieb es vorbehalten, für das Wirken der Volta-Säule eine einwandfreie Erklärung zu finden. Umgekehrt aber konnte Volta wieder die falsche Theorie Ritters über den Akkumulator richtigstellen.

Durch das Bekanntwerden der Volta-Säule wurden zahlreiche Physiker veranlaßt, sich eingehender mit der Elektrizität zu beschäftigen. Man kann in der Tat seit jener Veröffentlichung Voltas ein schnelles Anwachsen der Arbeiten über Fragen der Elektrizitätslehre feststellen. Neben dieser Arbeit, die Volta berühmt machte, sind noch eine ganze Reihe von wertvollen Entdeckungen dieses großen Physikers zu verzeichnen. 1776 fand er das Elektrophor, ein Jahr später einen elektrischen Gasanzünder, den er als „elektrische Pistole" bezeichnete. 1782 schuf er den Kondensator und das Elektroskop. Damit hatte er Geräte, durch die er das Vorhandensein selbst kleinster Elektrizitätsmengen nachweisen konnte. Auch mit der Untersuchung von Gasen hat sich Volta viel beschäftigt. 1777 brachte er eine Wasserstofflampe und das Eudiometer für die Untersuchung von Gasen heraus, und 1788 berichtete er über die Elektrizität des Wasserdampfes.

Volta war Kosmopolit in des Wortes bester Bedeutung. Mit zahlreichen Gelehrten des Auslandes stand er in engster Verbindung und hat sich selbst den Strapazen großer Reisen unterworfen, die ihn fast durch ganz Europa führten. Überall fand er große Ehrungen. Die anerkannten Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitglied. Bereits mit 29 Jahren war der am 18. Februar 1745 in Como geborene Volta Professor der Physik in seiner Vaterstadt geworden. Fünf Jahre später gab ihm die altehrwürdige Universität Padua einen Lehrstuhl für Physik. Hier vollendete er auch die Entdeckungen, die seinem Namen Weltruf geben sollten. 1814 wurde er zum Direktor der physikalischen und mathematischen Wissenschaften an der Universität Padua ernannt, nachdem er 1810 wegen seiner großen wissenschaftlichen Verdienste auf Napoleons Wunsch in den Adelsstand erhoben worden war. Während aber alle diese Ehrungen heute so gut wie vergessen sind, hat seine wissenschaftliche Leistung auch praktisch nichts von ihrer Bedeutung verloren. Noch heute werden Elemente benutzt, die im Prinzip den seinen gleichen. Sein Name aber lebt für immer im „Volt" fort, dem Maß der elektrischen Spannung. Auf ungezählten elektrischen Geräten ist es zu finden und man darf behaupten, daß wohl kein anderes elektrisches Maß sich größerer Volkstümlichkeit erfreut als dieses. Damit aber wurde dem großen Forscher ein Denkmal gesetzt, das wertvoller und unvergänglicher ist, als jede der Ehrungen, mit denen man ihn zu seinen Lebzeiten überhäufte.

Der Schöpfer der Himmelsmechanik

Zur 100. Wiederkehr des Todestages von Laplace am 5. März

Von Dr. **Siegfried Kurth**

„Was wir wissen, ist wenig; aber was wir nicht wissen, ist ungeheuer viel". Mit diesen Worten schied in der Nacht zum 5. März 1827 Pierre Simon Laplace aus seinem reichen Wirken, der größte Astronom, den Frankreich hervorgebracht hat. Schon frühzeitig zeigte dieser Sprößling armer normannischer Bauern — er wurde am 28. März 1749 in Beaumont-en-Auge geboren — eine auffällige mathematische Begabung. Als Zwanzigjähriger machte er sich erfolgreich an die Lösung schwieriger Probleme der höheren Analysis; dem scharfsinnigen Mathematiker gab man trotz seiner Jugend eine Stelle als Lehrer der Mathematik an der Militärschule seiner Vaterstadt. Bald berief man ihn nach Paris, wo er schon mit 24 Jahren in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Als sein Lebensziel sah er es an, die Bewegung in unserem Sonnensystem mit den Hilfsmitteln der höheren Mathematik völlig zu erfassen; der Mensch sollte gewissermaßen zum Gesetzgeber dieser Bewegung werden. Wie voll ziehen die Erde, die verschiedenen anderen Planeten und ihre Monde ihre Bahn? Erweist sich bei diesen kosmischen Massen das Gesetz, daß der große Engländer Isaac Newton aufgestellt hat, das sogenannte Gravitationsgesetz, als völlig zutreffend? Bildet es nicht vielleicht nur eine bloße Annäherung an die seit Jahrhunderten gemachten Beobachtungen? Ziehen sich wirklich auch die himmlischen Körper entsprechend dem Verhältnis ihrer Massen und dem umgekehrten quadratischen Verhältnis ihrer Entfernungen an? Wenn man Newtons Gesetze und die Keplerschen Bewegungsgesetze, die sich daraus ableiten lassen, zugrunde legte, dann zeigten sich manche Abweichungen. So verläuft die Mondbahn nicht in einer Ellipse. Aber Laplace zeigte, daß Newtons Geist auch hier gesiegt hatte. Denn bei der Bewegung des Mondes um die Erde muß man auch den Einfluß der Sonne berücksichtigen. Zur Zeit des Neumonds ist unser Trabant der Sonne am nächsten. Sie übt dann eine weit größere Anziehungskraft auf ihn aus, als zur Zeit des Vollmondes, wenn er sich am weitesten von ihr entfernt hat. Die außerordentlich schwierigen mathematischen Verhältnisse, die in diesem sogenannten Dreikörperproblem herrschen, sind bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz gelöst worden. Aber Laplace, der sich ebenso eifrig auch mit den Bewegungen der Monde des Jupiter befaßte, hat das Problem der Lösung um ein beträchtliches Stück nähergebracht.

Die Gravitationstheorie ermöglichte zugleich dem französischen Forscher, der in den Logarithmen ein Mittel sah, „das Leben des Astronomen zu verlängern", Untersuchungen über die Stabilität unseres Sonnensystems durchzuführen; sie lieferten das wichtige Ergebnis, daß auf absehbare Zeit, die jedenfalls nach vielen Millionen Jahren zu rechnen ist, die Bahnverhältnisse der großen Planeten unseres Sonnensystems nur um eine gewisse mittlere Lage herumpendeln, ohne daß etwa einer oder der andere von ihnen durch Störungen soweit aus seiner Bahn herausgebracht wird, wie wir das etwa bei der Kometenbewegung kennen lernten.

Eine weit ausgedehntere und bereicherte Ausgabe von Newtons „Mathematischen Grundlagen der Naturphilosophie" wurde Laplaces großes Werk „Die Himmelsmechanik". Aber

während der englische Naturkünder noch zu übernatürlichen Eingriffen seine Zuflucht nehmen mußte, um unseren Kosmos in seinem Getriebe aufrecht zu erhalten, konnte Laplace seinem Bewunderer Napoleon auf die Frage, warum er in seiner „Mechanik des Himmels" nicht einmal das Wort „Gott" gebraucht, mit Stolz erwidern: „Sire, ich bedurfte dieser Hypothese nicht". Aber gerade sein Werk verkündete der Welt die überirdische Weisheit, die die Ordnung in der ganzen sichtbaren Welt offenbart. War sein großes Hauptwerk, das im Jahre 1842 auf Staatskosten nochmals veröffentlicht wurde, mehr für den rechnenden Astronomen bestimmt, so wandte sich seine „Darstellung des Weltsystems" an den Gebildeten überhaupt. Hier befaßte Laplace sich auch mit der Frage, wie man sich die Entstehung unseres Sonnensystems zu erklären habe. Er kommt gleich Kant in seiner „Naturgeschichte des Himmels" zu dem Ergebnis, daß dieselbe Anziehungskraft aller wägbaren Materie, die jetzt den Lauf der Planeten unterhält, auch einst imstande gewesen sein müsse, gewissermaßen Hebammendienste bei ihrer Loslösung vom Sonnenball zu leisten. Im Gegensatz zu Kant, dessen Gedanken er eigentlich nicht weiterbildet, sondern nur umformt, geht er von einem rotierenden Nebelball aus. Helmholtz hat diese Kant-Laplacesche Theorie weiter ausgesponnen. Und wenn auch die Astronomie dank ihrer verfeinerten Beobachtungs- und Rechnungsmethoden heute die Anschauungen über das Weltall außerordentlich erweitert hat, der Kern der Lehren, die sich an die Namen Kant, Laplace und Helmholtz knüpfen, bleibt im wesentlichen bestehen.

Doch nicht nur dem Himmlischen war Laplace zugewandt. Er, den Napoleon durch den Grafentitel auszeichnet und dem er eine Zeitlang das Ministerium des Innern anvertraut hatte, ging an die Umgestaltung der Ecole Polytechnique, die zu einer der hervorragendsten Pflanzstätten französischer Wissenschaft wurde. Er suchte aus den Beobachtungen über Ebbe und Flut das Gesetz der Gezeiten abzuleiten, das für die Schiffahrt von so ausgezeichneter Wichtigkeit ist, und er stand an der Spitze der Kommission, die die Grundlagen zu einer Regelung der Maße und Gewichte schaffen sollte. Auf dem Meter, der ursprünglich als der hundertmillionste Teil des Erdquadranten gedacht war, bauen sich alle die Maße und Gewichte auf, die heute fast auf dem ganzen Erdenrund nicht nur im wissenschaftlichen Leben, sondern auch im wirtschaftlichen Verkehr maßgebend sind. Ein eigenartiger Zufall wollte es, daß Laplace gerade hundert Jahre nach dem Tode Newtons die Augen schloß, aus dessen Weltanschauung er die letzten Folgerungen gezogen hat.

Künstliche Färbung lebender Pflanzen

Das Bestreben, die Farben von Blumen durch äußere Einwirkungen zu verändern, veranlaßte schon vor 300 Jahren die holländischen Tulpenzüchter zu den verschiedensten Versuchen. Sowohl durch Lichteinwirkung und Lichtentziehung, als auch durch Farbstoffeinwirkung auf die Tulpenpflanzen oder Zwiebel suchte man neuartig gefärbte Pflanzen zu erhalten. Doch erscheint der Erfolg der angewandten Mühe nicht entsprochen zu haben. Kann doch selbst heute das künstliche Umfärben lebender Pflanzengewebe noch nicht als praktisch verwendbares Verfahren im eigentlichen Sinn des Wortes betrachtet werden. Immerhin lassen sich, wie die Mitteilungen von Micksch in den „Fortschritten der Technik" darlegen, mit Hilfe der äußeren Einwirkung verschiedener Chemikalien zahlreiche eigenartige und auch reizvolle Umfärbungen an Blumen erzielen.

Schon vor mehreren Jahren hat man Versuche gemacht, Bäumen im lebenden Zustand Farbstoffe zuzuführen, um dadurch das Holz umzufärben. Hierbei konnte man z. B. mit Anilinfarben das Holz der Birke grünlich oder bläulich färben oder auch rot ädern; nach Anwendung von salzsaurem Anilin verfärbten sich Birken sogar schon innerhalb einer einzigen Nacht derart, daß ihr Laub dem der Blutbuche glich. Auch andere Holzfärbungsversuche am lebenden Stamm — so die von Rienhold — hatten insofern gute Erfolge, als die im lebenden Zustand gefärbten Hölzer sattere und lichtbeständigere Farben zeigten als die erst nachträglich gebeizten und sich auch zum Polieren besser eigneten. Das Verfahren läßt sich aber nur an ganz bestimmten Holzarten anwenden, da die Farbstoffe von manchen Hölzern nicht gleichmäßig aufgenommen werden, so daß bei diesen auch keine gleichmäßige Färbung zustande kommen kann.

Nun kann man Färbungen aber auch an Blumen vornehmen und auf diese Weise manche originelle Modeblume schaffen; einesteils einfach auf dem Weg äußerer Einwirkung chemischer Substanzen, andererseits aber auch dadurch, daß die Pflanzen — ähnlich wie die Hölzer — die Farbstoffe in ihre Zellen aufnehmen. Ein Versuch der ersten Art besteht beispielsweise darin, daß man blaue oder violette Blumen dem Rauche einer brennenden Zigarre aussetzt, worauf oft schon nach wenigen Minuten grüne Färbung eintritt. Läßt man auf blaue, violette oder karmesinrote Blumen Ammoniakgase wirken, so werden sie ebenfalls grün, weiße Blüten dagegen gelb und dunkelrote Rosen weiß; unter der gleichen Einwirkung färbt sich der weiße Kelch einer Fuchsie in gelb um, und ihre rosa Blumenkrone in grün und blau. Dämpfe von Salzsäure erzeugen an blauen, roten und rosa Astern dunkelrote Farbentöne, die so farbecht sind, daß sie selbst an der vertrockneten Pflanze nicht bleichen. Früher war es ein von den Tulpenzüchtern eifrig erstrebtes Ziel, grüne Blüten zu erzeugen. Dieses Kunststück kann der moderne Gärtner — wenn auch nur durch äußere Einwirkung — auch an Rosen, Heliotrop und Vergißmeinnicht zustande bringen, indem er sie in eine Lösung aus 10 Teilen Schwefeläther und 1 Teil Ammoniak eintaucht; mit dem gleichen Verfahren kann man auch weiße Blüten gelb färben, wogegen sich naturgelbe Blütenfarben fast gar nicht beeinflussen lassen. Besprengt man frische Blüten mit der genannten Mischung, so erzielt man eine eigenartige Fleckung. Sehr abwechslungsreiche Farbwirkungen kommen ferner zustande, wenn man Blumen in stark verdünnte Salpeter- oder Salzsäure eintaucht.

Mit ganz frischen Blumen kann man hübsche Färbungsversuche machen, indem man sie in ein Gefäß mit einer Teerfarbstofflösung setzt. Hierbei werden die Farben nämlich von den Pflanzenzellen aufgenommen und nach oben geleitet, so daß den Blumen die Farbstoffe demnach durch ihre eigenen Säfte zugeführt werden. Die Dauer der Farbenaufnahme hängt natürlich in diesem Fall immer mit dem Innenbau der Pflanzen zusammen; bei Maiglöckchen, die man blau oder rot färben kann, dauert die Durchführung z. B. bis zur 6 Stunden. Gute Färbungen erzielt man weiterhin mit Pikrinsäure, die weiße Blüten in leuchtend gelbe verwandelt. Im Verlauf dieser Versuche kann man deutlich erkennen, wie sehr sich die einzelnen Gewächse in der Art der

---

Junger Frühling

Nun ist es schwer allein zu sein
und nachzuhängen dunklen Worten,
wenn frohe Kinder allerorten
wie Knospen sich im ersten Schein

der Helle, die der Frühling webt,
entfalten, um darin zu spielen
und jung zu sein und von den vielen
sind alle Plätze in der Stadt belebt.

Und selbst der Abend ist ein Kind;
er läßt sich tragen von der Helle
und bringt den Tag nicht von der Stelle,
den weiche Dämmerung umspinnt

bis er versinkt in einer Nacht,
die nichts mehr weiß von unserm Trauern,
und so erfüllt ist von den Schauern
der Liebe und der hellen Pracht

der Sterne, die am Himmel glüh'n,
daß wir den dunklen Tag nicht ahnen,
an dem unter den schwarzen Fahnen
der Arbeit wir uns qualvoll müh'n.

Erich Grisar.

Gogol

Zu seinem 75. Todestag, 4. März

Der Gedanke, auf den sich der Roman „Tote Seelen" aufbaut, ist ebenso verrückt wie genial: in Rußland wurden einmal in jedem Jahrzehnt die sogenannten „Bauernlisten" geprüft. Durch sie ist der Gutsherr verpflichtet, sein ganzes Gesinde einzutragen und für die jeweils Gestorbenen — die toten Seelen — eine Art Steuer, ein Kopfgeld zu bezahlen Diese toten Seelen jedoch sind dem Unternehmer eine unnötige Belastung. „Wenn sich nun ein Gauner fand, der ihm diese toten Seelen abnahm, für sie die Kopfabgabe zahlte, so wäre dem Herrn geholfen. Der Gauner wieder könnte die toten Seelen, die er natürlich als lebende auf irgendeine Wüstenei in der Krim überführte, im Vormundschaftsamt verpfänden, bis 100 Rubel pro Seele, und mit diesem Erlös verduften." Gogols Held, Tschitschikow, bereist nun das „Heilige" Rußland, um tote Seelen zu kaufen und wieder zu verschachern Und hier beginnt das Soziologische des Romans: alle Volksklassen und Typen passieren Revue; Adel, Beamtentum, Bauerntum werden in ihrem Milieu, in ihrer trostlosen Stumpfsinnigkeit gezeigt, die nur für Stunden abgelöst wird von einer pfiffigen Gewinngier.

„Die toten Seelen", Gogols Hauptwerk, ist die größte Satire, die je auf russische Zustände und den russischen Menschen geschrieben wurde. Ein hoffnungsloser Pessimismus durchwebt diesen Roman, und das Gelächter über die komischen Situationen vermag nicht die Verzweiflung zu verscheuchen. Es ist wie ein Fatum — bedingt in der russischen Seele — daß Gogol diesen Roman nur in seinem ersten Teil vollendete, und der zweite begonnene und der dritte versprochene Teil (die die „Erlösung"

Farbstoffaufnahme von einander unterscheiden. So gelangt bei einer Ziermalve (abutilon) die Pikrinsäure nur bis zum Kelch, während die Blumenblätter davon unberührt bleiben. Bei anderen Blüten wieder zeigt sich die Farbenaufnahme nur in einer netzartigen Anderung, wie beim Schneeglöckchen, an dessen Blütenblättern nach vierstündiger Säurebehandlung rote Äderchen auftraten; dagegen lassen sich Tulpen, Hyazinthen, Flieder und Primeln, wie auch Kamelien und Levkojen, gut färben. An weißen Blumen kann man durch Eosin und grünem Teerfarbstoff sogar auch Buntfärbung — gleichzeitig grün und rot — und endlich auch in ähnlichem Verfahren zwei verschiedene Färbungen hervorrufen, indem man zweimal hintereinander färbt. Man sieht also, daß der modernen Blumengärtnerei alle möglichen Mittel zur Verfügung stehen, um auch auf anderem Wege als dem der Neuzüchtung sonderbare neue Blüten zu schaffen.

Es versteht sich von selbst, daß man Umfärbungsversuche bereits auch an Topfpflanzen vorgenommen hat, nur muß man bei allen solchen Versuchen immer wieder in Betracht ziehen, daß die Pflanze den Farbstoff nur durch die Wurzeln aufnehmen kann. Soll also der Farbstoff von der Pflanze aufgenommen werden, so müssen vor allem viele der Wurzelfasern durch vorheriges Abschneiden ihrer äußeren Ausläufer freigelegt und damit zum Aufsaugen befähigt werden. Man kann auf solche Art die Farben von Petunien, Hyazinthen und Georginen verdunkeln, wenn man der Erde nur etwas Holzkohle zusetzt; es ist ferner möglich, die Blüten auch durch Beimischung von feingepulverter Soda rot zu färben. Zu den Versuchen an Topfpflanzen erwiesen sich namentlich die Zwiebelgewächse — besonders Krokus und Hyazinthen — als hervorragend geeignet. Jedenfalls dürften sich mit diesen Versuchen, bei denen die Umfärbung gewissermaßen auf natürlichem Wege vor sich geht, noch manche bedeutsame Ergebnisse erzielen lassen.

Zwei Sträflinge

Erbarmungslos brannte die mittägliche Sonne den Straßen, Häusern, Dächern und Menschen des kleinen Städtchens das glühende Merkmal eines drückenden Sommertages auf. Nur hier und da glitten einige leichte Wolken unter dem Glutball hin, warfen schnelle, zerfließende Schattenbilder über die Landschaft und verschwebten wieder in der Ferne. Alles Leben schien erstorben. Nur selten sah man Leute gehen. Es war ein Tag, der zum Ruhen zwang und nur das Notwendigste geschehen ließ. Doch wenn auch viele Menschen ruhen, so gibt es doch für andere wiederum keinen Feiertag ... Und sei die Ernte noch so kläglich ...

An diesem Tage hatte das Gras zwischen den Pflastersteinen der Gefängnisstraße draußen vor dem Städtchen eine gewisse Höhe erreicht. Was lag da näher, als dieses bißchen Grün zu morden? — Zwei Strafgefangene mühten sich auf hartem Stein, den Fugen die dünnen Gräser zu entreißen. Unbarmherzig brannte es mit Feuergarben vom Zenith. Ein Wärter drückte sich besorgt in den Schatten einer nahen Ulme.

Das alles sah ein Fremder, der des Weges kam als einziger im weiten Felde. Er wunderte sich über die seltsame Gruppe. Ein kleines Weilchen hielt er inne — und schon trafen ihn die Blicke des einen Gefangenen. Aber was für ein Gesicht war das! Sind das die Züge eines Verbrechers, fragte der Betrachter sich bestürzt. Was brachte diesen Menschen hinter Kerkermauern, daß er in dieser Glut sein Dasein büßen muß? Wie flehend und beschämt zugleich schaute er mich eben an! Er dünkt sich gewiß ein Geächteter der Menschheit. Was mag sich jetzt in seinem Innern abspielen? — Schon wollte der Fremde auf den Wärter zuschreiten, als ihn die zweite Gestalt fast durchbohrend ansah. Ein höhnisch grinsendes Gesicht war seinen Augen zugewandt. Tückisch blinzelte ihn der Sträfling an. Das sind die Spuren eines echten Verbrechers — durchfuhr es den Fremden —, hinter dessen finsterer Stirn hinterhältige Gedanken lauern. Der weiß sich schon zu rächen für diesen und andere schwere Tage, wenn er einmal wieder freigeworden ist! „Ja, sieh mich nur an", sagte sein höhnisches Lächeln, „vielleicht wirst du auch noch einmal ein Opfer meiner Kunst. Sieh dich vor! Um diesen Weichling da brauchst du dich nicht zu kümmern. Der wird doch nächstens an dem Sklavenleben verrecken! Der taugt nicht für unsere Zunft!" Dann kehrte sich der unheimliche Geselle wieder seiner Arbeit zu, krümmte den Rücken und ertrug weiter mit hartnäckiger Ausdauer die Last der Hitze. Der Fremde wandte sich und ging weiter. Das Bild von dem ungleichen Gespann bei der merkwürdigen Arbeit begleitete ihn.

Einige Tage später läutete das Totenglöcklein für den Sträfling mit dem braven Gesicht. Er hatte sich in seiner Zelle erhängt und nur einen Brief zurückgelassen, der die Worte enthielt: „Was ich getan habe, geschah in der Not. Ich konnte meine Verfehlung noch gutmachen. Aber was man mir getan hat, das konnte ich nicht länger mehr ertragen."

Wilhelm Neureuther.

Bemerkenswerte amerikanische Romane

Von Frank Dewett

Diese Darstellung läßt die bekannten, hier schon oft besprochenen Dichter Upton Sinclair und Jack London absichtlich unerwähnt.

Wir Europäer haben von Amerika ein genau festgelegtes Bild, eine Standardvorstellung gewissermaßen. Darüber hinaus und nebenher gibt es nichts. Amerika, das ist Volumen oder geistiges Zentrum, ist Rekord in allem, ist überirdische Architektur-vision, Lärmtatsun, Lichtschreireklame, Arbeit zuweisendes und aufzwingendes Laufband, Tillergirls, Filmmonstra, süßliches Schablonengesicht, Geschäft, Börse, Bank. Die geistvortäuschende Füllung all dieser Dinge ist Antigeist, ihr religiöser Unterbau Puritanismus, ihr Gemüt Sentimentalität eigenster Prägung, und die oft sanguinische Entladung von Hochstimmungen falsche Romantik. Alles dies läßt sich auf einen Punkt bringen, aus dem heraus, zu dem hin sich alles entwickelt; dieser Punkt heißt Dollar.

So sehen wir Europäer gemeinhin Amerika. Wir sehen es so nicht falsch, aber wir sehen es so auch nicht richtig. Zufolge dieser, durch die kolossal-voluminösen und marktschreierischen Auswirkungen amerikanischer Lebensbetätigung benommenen Objektivität der Betrachtung werden beim Lesen des obigen Titels manche Zweifel wach werden! Zweifel wie etwa dieser: Bemerkenswerte amerikanische Romane? Gibt es solche? Nun ja, es wird Romane geben, aus amerikanischer Mentalität geboren, an amerikanische Mentalität sich wendend, und darum „bemerkenswert" für Amerikaner vielleicht. Aber für uns Europäer, für uns Verwalter und Mehrer eines großen literarischen Erbgutes, für uns Irrationalen und Metaphysischen, für uns Gemüts-tiefen und wahrhaft Ästhetischen?

Diese zweifelnde Frage läßt sich zum Verstummen bringen:

---

bringen sollten) nie zu Ende geformt wurden. Wir glauben nicht, daß nur in Gogols einseitiger Begabung — ausschließlich die negativen Seiten des Daseins zu sehen — die Ursache für die Unvollendetheit des Romans zu suchen ist; ebensowenig in der religiösen Krise, die sich unter dem Einfluß eines Pfaffen und einer Betschwester bis zum Wahnsinn steigerte. — Die letzten zehn Jahre seines Lebens hat Gogol der Vollendung der „Toten Seelen" gewidmet und schließlich Teile des Manuskriptes verbrannt: nicht, weil er den Ausweg, die Erlösung, das Paradies künstlerisch nicht gestalten konnte, sondern weil er in einen „düsteren Moralismus" versunken war über die hoffnungslose Primitivität russischer Menschen.

„Schimpfet nicht auf den Spiegel, wenn das Maul schief ist." Dieses Motto vor Gogols Lustspiel „Der Revisor" ist wie eine Vorwegnahme aller Angriffe, die der Dichter auf diese lachenden Enthüllungen russischer Korruption erwartete. In einer Kleinstadt wird die Beamtenkaste durch die Nachricht erschreckt, daß ein Revisor (der als solcher nicht erkannt werden will) angekommen sei. Und nun treibt der sympathische Schwindler Klestakow — ein vorweg genommener Domela — sein Wesen: berichtet vom Hof in Petersburg, bekommt Geld, Frau und Tochter des Gouverneures verlieben sich in ihn; und auf der anderen Seite: die sehr devoten Ehrenmänner, der Kommandant, Richter, Postvorsteher, Hospitalverwalter — Trunkenbolde, Betrüger, Tagediebe. Bei der Abreise des „Revisors" kommt der wirkliche Revisor und die Geprellten erfahren schließlich durch einen Brief, den sie sich gegenseitig vorlesen, was für Narren und Schurken sie sind.

Nikolaus I., der der Aufführung des „Revisors" beiwohnte (und durch dessen Vermittlung die Zensur das Lustspiel nicht verbieten durfte) äußerte: „Alle haben ihr Teil abbekommen und ich am meisten". Der Zar lachte und wußte, was er tat, indem er ein Verbot des „Revisors" verhinderte: er wollte die kleinen Betrüger, die bestechlichen Beamten, schrecken und im übrigen in Ruhe lassen, denn er war auf sie angewiesen; um diesen Preis nur war es ihm möglich, die großen Gauner abzuhalftern. — Was dem „Revisor" überzeitliches Interesse gibt solange Beamtenkasten existieren, ist seine treffsichere Satire, mit der hier dieser aufgeblähte, sterile Menschenschlag enthüllt wird.

Die kleineren Arbeiten Gogols — wie „Ein Abend auf dem Vorwerk", „Der Mantel", „Die Nase" und die romantische Geschichte des Räubers „Taras Bulba" — sind Frühwerke. Sie machen Gogols Name bekannt und bringen ihm die Freundschaft Puschkins. In allen Werken Gogols ist ein lebenskräftiger Realismus, der durch ihn zum ersten Male in der russischen Literatur angewandt wird: eine beobachtende und analysierende Kunst, die das Wesentliche des Volkes und Landes in die Dichtung einbezieht. Wo etwa Puschkin und Lermontow noch Romantiker waren, ist Gogol schon nüchterner Psychologe. Der satanische Humor dieser Satiren ist nur die Wirkung des Pessimismus, der hoffnungslos dumpf war wie die Seele des Russen.

Nikolaj Gogol wurde 1809 in einem kleinen Ort des Gouvernements Poltawa geboren; bekleidete kurze Zeit einige Ämter (Subalternbeamter im Apanagendepartement, Oberlehrer der russischen Literatur, Professor für Geschichte); von 1836 an verbringt er zehn Jahre im Ausland; zuerst in Italien, wo er den ersten Teil der „Toten Seelen" schreibt; 1848 zieht er, schon Opfer religiöser Verdüsterung nach Jerusalem; kehrt nach Moskau zurück, wo er, bereits fieberkrank — durch fanatischen Priestereinfluß dem Wahnsinn nahe, den zweiten Teil der „Toten Seelen" verbrennt — am 4. März 1852 stirbt.

Rastignac.

Amerika hat einen der größten Gefühlsmeisterer hervorgebracht, einen Mann, der das seltene Stigma wirklicher lyrischer Berufung in sich trug und es in Wort und Schrift projizierte! Dazu war dieser Mann Vollblutamerikaner, ein sogenannter Hundertprozentiger und hieß Walt Whitman.

Sollte man hierauf entgegnen, daß dieser Mann ja schon 60 Jahre lang tot wäre, also zu einer Zeit gelebt habe, in der Amerika noch nicht Amerika gewesen sei, so wäre zu sagen, daß auch damals schon alle potentiellen Merkmale des Amerikanismus, dessen Entfaltung wir heute bewundern, vorhanden gewesen sind. Außerdem aber muß es aufmerken lassen, wenn man gewahrt, daß Walt Whitman in Amerika selbst erst heute erkannt wird und zwar in seiner ganzen Größe, lange nachdem er in das europäische Bewußtsein gedrungen war. Es zeigt sich also, daß gerade in dieser Hochblütezeit des geschäftlichen Heloten tums sich der Boden ebnet für die zarten Lyrismen der „Grashalme" (Gedichte von Walt Whitman), daß die Herzhülle springt und den Weg nach innen freigibt.

Wodurch nun wurde diese Wandlung, diese Richtungsänderung der amerikanischen Seele erzeugt?

Ich versuche die Antwort und stelle an die Spitze den Satz: Es fehlte bislang den Amerikanern die Zeit, sich selbst ins Gesicht und in die Seele zu sehen. Diese Zeit gehörte dem großen Run, dem Hasten nach immer neuen und fruchtbareren Ländereien, nach Goldfeldern, Aktien und Bankguthaben. Und die Zeit war karg bemessen. Denn immer neuer Zustrom aus allen Erdteilen flutete ins Land, moderne Konquistadoren- und Usurpatorentypen, und hielten den rasenden Rhythmus in Schwung. So entstand ein Volk von Sklaven des Ehrgeizes und des materiellen Erfolges. Es gab kein Ausruhen, konnte keines geben, denn es könnten sonst Leute mit stärkeren Ellenbogen und schnelleren Beinen kommen. Außer vielen, die ohne irgend ein seelisches Mangelgefühl dieses Leben ertrugen und ertragen, gab und gibt es viele, die in kurzen Augenblicken der Ruhe verzweifelnd fühlten, daß sie den anderen, innen verankerten Pol des Lebens nicht hatten. Aber es war nicht Zeit zu erkunden, wo er sei. Er lag von zu vielem überschüttet tief irgendwo. So schufen sie schnell einen ärmlichen Ersatzstoff und zimmerten sich für besondere Gelegenheiten Absteigequartiere der Seele. Es fehlte den Amerikanern die Zeit!

Dann aber kamen einige, denen die Verzweiflung über die innere Leere die Bresche zur Zeit schlug.

Der große Aufrüttler und Kritiker Mencken kam und schlug mit seinen Keulen auf die Schädel der Yankee-Philister; es kam der scharfe Sezierer Hergesheimer, und es kamen die Dichter Edgar Lee Masters, Sherwood Anderson, Theodore Dreiser und Sinclair Lewis.

Vor allem kamen Theodore Dreiser und Sinclair Lewis. Sie sind es, die jene „bemerkenswerten" amerikanischen Romane schrieben.

Theodore Dreiser, jetzt Sechzigjähriger, hat über 30 Jahre lang mit dem amerikanischen Volk um Anerkennung gerungen. Anerkennung heißt hier: Vollzug des Zwanges auf ein 100-Millionen-Volk, es zur Spiegelschau zu veranlassen. Endlich, endlich gelang es ihm. Das Buch, das die Passage freilegte, heißt „American Tragedy" und ist die Geschichte eines jungen Durchschnitts-Amerikaners, der das Opfer all der amerikanischen religiösen, sozialen, moralischen und gesellschaftlichen Afterzustände ist und nach einer erschütternd endenden Liebe zu einem Fabrikmädchen von einer reichen Erbin angelockt wird und zuletzt, vollständig zusammengebrochen, auf dem elektrischen Stuhl endigt. Dieses Buch setzt sich aus tiefen Grübeleien und moralisierenden Kommentaren zusammen zu einer Komposition von großer künstlerischer Wirkung.

Ehe dieses Buch geschrieben wurde, entstanden „Sister Carrie", die traurig-pessimistische Geschichte eines Straßenmädchens; der leidenschaftgeschwängerte Roman „Jennie Gebhardt"; außerdem „Der Finanzmann", „Der Titan" und „Genius". All diese Bücher hat man totzuschweigen versucht, denn man fand sie allzu unbequem in ihrer moralisierenden und offenherzigen Monstrosität. In ihnen war ja der Amerikaner grausam klar gezeigt, so mancher Ur- und Universaltypus des amerikanischen Wesens war ja haarscharf erfaßt, also: Scheuklappen her! Der Mann wird totgeschwiegen!!

Dann aber kam der Krieg und mit ihm die gewaltsame Annäherung an Europa. Die Alte Welt gab noch mehr ab, als sie schon gegeben hatte: sie gab von ihrer Seele ab; und die amerikanischen Heimkehrer waren bereit zum Blick in den Spiegel. Als dann im rechten Augenblick Theodore Dreisers „American Tragedy" erschien, erkannte man, was man vorher in den Sumpf getreten hatte.

Außer dem Krieg hatte Dreiser aber auch noch einen anderen Wegbereiter. Es war der 35jährige Sinclair Lewis, der „Entdecker" des amerikanischen Naturalismus.

Im Jahre 1920 erschien ein Roman des bis dahin unbekannt gebliebenen Autors auf dem amerikanischen Büchermarkt, der ihn über Nacht berühmt machte und in 5 Jahren die respektable Auflageziffer von 600 000 erreichte. Dieses Buch heißt „Die Hauptstraße" (Main street) und ist die Geschichte eines amerikanischen Mädchens, der Carol Kennicott. Diese Carol ist die Seele des Protestes gegen die „Hauptstraße", die als Symbol für die durchschnittliche kleinstädtische amerikanische Zivilisation und Kultur zu gelten hat. Das Leben dieser Frau in ihrer Ehe mit einem Landarzt ist wundervoll realistisch und in subtilster Kleinmalerei gezeichnet. Dennoch aber umfaßt dieses Buch mehr als nur die Lebenserfahrung der Carol Kennicott. Es enthält die Frage nach dem Sinn und Wert des amerikanischen Lebens von heute und einen großen Teil der Antwort hierauf.

Der andere, ebenfalls weit verbreitete Roman Sinclair Lewis heißt „Babbitt". In diesem Roman steht in glänzend gezeichneter Umwelt die ebenso glänzend gezeichnete Figur F. Babbitts, eines ordnungsliebenden, betriebsamen Geschäftsmannes in einer etwa 300 000 Einwohner zählenden Stadt. Dieser Mann, sonst durchaus amerikanischer Normaltyp, fühlt sich eines Tages aus seiner Zufriedenheit und seinem Lebenstrott aufgerüttelt. Die Erfolgsphilosophie befriedigt ihn nicht mehr, sondern die große Frage nach dem Wozu des Lebens wird in ihm wach. Wie er sie zu beantworten versucht, ist einleuchtend dargestellt. Aber auch hier wieder ist, über seine persönliche Lebenserfahrung hinausgehend, die Maske vom Gesicht des Amerikanismus gerissen.

Es mag uns als ein Phänomen erscheinen, daß die Amerikaner darauf hören. Da sie es tun, zeigt es uns den Fehler, der eingangs erwähnten Oberflächlichkeit in der Betrachtung Amerikas.

Und Bücher, die den Umbruch des seelischen Kraftraumes eines Volkes zur Folge haben, wird man füglich beachtenswerte nennen dürfen.

Wer Amerika kennen lernen will, wie es ist, und wie es nach dem Glauben Berufener sein wird, lese diese Bücher.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Aufgabe Nr. 98

A. Klinke. 1. und 2. Preis geteilt. Essener Arbeiter-Zeitung 1926

Matt in drei Zügen

Endspielstudie Nr. 47

K. A. L. Rubbel

Stellung: Weiß: Kh1, Th3, Sg8, Bf6 (4). Schwarz: Ke8, Tf8, Be7, f5, h2. (5).

Lösung: 1. Th3—h7! e7×f6. 2. Th7—e7+, Ke8—d8. 3. Te7—a7! Kd8—e8. 4. Sg8—h6! Ke8—d8. 5. Sh6—f7+, Kd8—e8. 6. Sf7—h8, Ke8—d8. 7. Ta7—a8+, Kd8—e7. 8. Sh8—g6+ und gewinnt.

Auf 4. . . . . f5—f4. 5. Sh6—f5! f4—f3. 6. Sf5—g7+. schwieriges Stück mit einigen schönen stillen Zügen.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Sachsenhausen: Dienstags, bei Adrian, Affentorplatz.
Innenstadt: Montag, „Zur Pfalz", Holzgraben 7.
Niederrad: Montags „Schwarze Katze", Kelsterbacher Str. 28.
Nordend, Dienstags bei Walter, Weberstraße 84.
Bornheim: Mittwoch, Pauly, Germaniastraße 49.
Niederwald: Mittwoch, Blank.
Bockenheim: Mittwoch, Moltkeeck, Ecke Varrentrappstraße.
Rödelheim: Mittwoch, Schwabeneck, Eschborner Landstraße 36.
Bahnhofsviertel: Donnerstag, Zum Regenbogen, Gutleutstr. 151.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald und unerwartet ist es ausgeglichen. In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh und schnelle Leiden unsre Freuden auf Goethe

Spanische Straße

Der mitternächtige Hahn — Haremskäfige — Der ekstatische Tanz

Von **Armin T. Wegner**

Sevilla, im März.

Straßensymphonie.

Um fünf Uhr morgens unter einem flammend gelben Himmel weckt mich das Geschrei einer keifenden Frau. Es ist die Stimme eines Papageien, der böse und zänkisch in die erwachende Gasse schimpft. (Natürlich spricht er spanisch.) Jetzt beginnt eine Katze zu miauen, ein Esel schreit melancholisch, als beweinte er den Untergang der Welt. So hebt bis tief in die Nacht mit tausendfachen Geräuschen der Mund der Gasse zu singen an, dessen Lied in allen Städten Andalusiens das gleiche ist. Ein Scherenschleifer verkündet mit hellem Pfeifentriller sein Nahen, zwei bettelnde Musikanten zupfen die Mandoline. „Cananas y bocas! Agua! Agua fresca! Que buenos melones como almibar!" (Seemuscheln! Wasser! Frisches Wasser! Gute Melonen, süß wie Honig!) ertönen die Rufe der Straßenverkäufer. Unter der Tür meines Hauses küßt eine Mutter ihr Kind nach andalusischer Art so lange und heftig, daß es wie das Zwitschern von Vögeln klingt. Eine männliche Stimme beginnt sich laut und ausgiebig zu räuspern; dieser Ton in dem Konzert der andalusischen Straßensymphonie darf nicht fehlen. Es gibt andere Südländer, die spucken; aber sie tun es nicht mit der gleichen Abscheulichkeit, elefantenhaft laut und wie vor dem Ausbruch einer Seekrankheit. Um sieben Uhr abends ist die Stunde der mechanischen Klaviere gekommen. Um zehn Uhr kräht zum ersten Male der Hahn, was er bis Mitternacht ununterbrochen fortsetzt. Offenbar hat er die Gewohnheiten seiner andalusischen Landsleute angenommen, die erst um diese Zeit ihren Tageslauf beginnen.

Der Schleier Arabiens.

„Drei kostbare Vermächtnisse haben uns die Araber hinterlassen," sagt ein spanischer Dichter, „die schwarzäugigen Schönen, die Palmen und die klassische Mantilla, den andalusischen Schleier." Einst dazu bestimmt, als Frauenmantel das Gesicht nach den Geboten des Islam bis an die Augen zu verhüllen, ist er im Wandel der Zeiten zu einem reinen Schmuckstück geworden. Aber nicht nur in der Mantilla zeigt sich das starke Nachwirken arabischer Einflüsse im Lande. Das ganze Leben der Frau, die fast nie mit dem Manne gemeinsam ausgeht, mit ihrem geringen Bildungsgrade ausschließlich auf die Häuslichkeit beschränkt, erinnert noch heute an das Gefangenenleben des Harems. Die Fenster der Häuser sind wie in den maurischen Städten mit Gittern versehen, die großen eisernen, nach innen offenen Käfigen gleichen. Die Räume liegen um einen großen sonnengeschützten Hof, so daß sich das ganze Leben des Hauses nach innen richtet. In die Höfe (Patios) kann man von der Straße aus durch das Eingangsgitter hineinsehen. Der Fußboden der Vornehmen ist mit Marmor getäfelt, die Wände sind mit Kacheln belegt. Zwischen Palmen und der bunten Stickerei der Blumen steht die weiße Säule eines Springbrunnens wie ein schmaler silberner Faden. An Arabien erinnern auch die engen Gassen dieser Städte, die flachen Dächer der Häuser, arabisch sind die Bewässerungskanäle des Landes, seine Lieder, Tänze, Sitten und Gebräuche, die Mosaikarbeit seiner Schmuckstücke, seine Schimpfworte und Gebärden, sowie die Zubereitung seiner Speisen in vielen kleinen Gerichten. Selbst die Pflanzenwelt Andalusiens ist arabisch-afrikanisch. Berberfeigen, Reis, Maulbeerbäume führten die Mauren ein und in Elche besitzt diese Provinz einen Palmenwald, wie man sie in gleicher Ausdehnung nur an den Ufern des Tigris findet. Am stärksten spricht die Bedeutung der arabischen Kultur naturgemäß aus den Baudenkmälern jener Zeit, dem vielhundertstämmigen Säulenwalde der Kathedrale von Cordoba, oder aus der Giralda, dem einstigen Gebetturme Sivillas. Über allen Menschen und Dingen des Landes liegt jene geheimnisvolle Mantilla ausgebreitet, der Schleier Arabiens, durch den das christlich-europäische Spanien seltsam verwandelt und mit verführerischem Lächeln hindurchblickt.

Müßiggänger, Bettler, Zigeuner.

Womit beschäftigt sich der Andalusier? Reisende behaupten boshaft, daß es nur zwei Berufsstände in Andalusien gibt: Leute, die Schuhe putzen und solche, die sie sich putzen lassen. Aber zum mindesten die Tätigkeit des Losverkäufers, des Fremdenführers, der Bettler und Zigeuner erfreuen sich nicht geringerer Beliebtheit. Gibt es etwas Angenehmeres, als zwischen den Tischen der Kaffeehäuser hinschlendernd Lotterielose zu verkaufen, die überall guten Absatz finden, weil jedermann in Andalusien es für unter seiner Würde hält, auf andere Art Geld zu verdienen als ohne Arbeit? Fragt man ein junges Mädchen nach seiner Tätigkeit, so erhält man in der Regel die Antwort: „Ich gehe spazieren." Besonders auf den Bahnhöfen der kleinen Städte versammeln sich zu einer täglichen Promenade weibliche und männliche Jugend, Verkäufer und Nichtstuer belagern neugierig eine Viertelstunde den durchfahrenden Zug, bis nach dem umständlichen Läuten der Glocke der kleine Bahnhof inmitten der weiten Ebene wieder in Schweigen versinkt.

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Die Auffassung der Arbeit als einer Folge dieses biblischen Fluches führt zu einer ständigen Überfüllung der Bettlerberufe. Gesellt sich ein körperliches Gebrechen hinzu, so ist es ein besonders einträgliches Gewerbe. Krüppel strecken den Vorübergehenden schamlos und in Ekel erregender Weise die nackten verstümmelten Glieder entgegen, die geschmolzenen Eisen gleichen. Nicht wenige gibt es, die nach der Verletzung absichtlich zu spät zum Arzt gehen, um durch ihr Gebrechen eine mühelose Einnahmequelle zu gewinnen. Denn die Mildtätigkeit ist nach den Lehren der katholischen Religion in Spanien ein verdienstliches Werk. Mit einem schmeichelnden „Signorito simpathico!" (Geliebtes Herrchen!) verfolgt schon der fünfjährige Knabe hartnäckig wie eine Wespe den Fremden. Nur der Einheimische weiß, wie er sich durch ein „perdone harmano!" (Verzeihe mein Bruder!) loskaufen kann, das nichts ist als eine Verbeugung vor der Würde des Bettlers.

Hartnäckiger noch betreiben ihre Verfolgungen die „Gitanos", die Zigeuner. Im Wahrsagen, Betteln, Stehlen sind sie vollendete Meister. Ihre Zahl in Spanien wird auf über 40 000 geschätzt; in manchen Städten wie in Granada habe sie ihre eigenen Stadtviertel. Gleich Kaninchenlöchern ziehen sich ihre Höhlenwohnungen, die in den weichen Felsen gegraben sind, die Hänge des „Monte Sacro" hinauf. Von Kaktushecken überwuchert, gleicht der Berg von weitem eher einem verwilderten Hügel als einer bewohnten Stadt. Die Wände im Innern der Höhlen sind sauber und weiß getüncht und der Neuzeit entsprechend — elektrisch beleuchtet. Blankgeputzte kupferne Pfannen hängen an der Wölbung, unter der eine angenehme Kühle herrscht. Jetzt tritt aus dem grellen Sonnenlicht, die Kastagneten schlagend, eine junge Zigeunerin herein. Langsam beginnt sie mit erhobenen Armen die Sevillana zu tanzen, die geschmeidigen Glieder dehnend wie eine Katze. Ihre Blicke fallen wie gezückte Dolche über uns her. Das rote Büschel Mohnblumen in ihrem Haar tanzt über ihrem Haupte wie eine kleine züngelnde Flamme.

Die Liebe Gottes

Hörst du die Seele des mechanischen Klaviers donnern? Hörst du das Tamburin, die Gitarren? Es ist zehn Uhr nachts, die Stunde des höchsten Lebens in Sevilla. In der Verlängerung der „Sierpes", der belebtesten Promenade, die, wie die Gassen Venedigs, für Wagenverkehr verboten ist, durchschneidet die „Calle Amor de Dios" die Stadt, „Straße der Liebe Gottes". Aber es ist eine weltliche Liebe, denn an ihr liegen die meisten Singspiel-Kaffees (café cantante), Tanzbühnen und öffentliche Ballsäle, weltlich, wie Gott nur in Spanien sein kann, wo bei aller geistigen Unduldsamkeit der Kirche Maskenscherze und Stierkämpfe die religiösen Feiertage erfüllen, Priester im Ornat auf den Redaktionsstühlen der Zeitungen sitzen und in Männergesellschaft beim Wein heitere Gassenlieder singen. „O Jüngling," sagt ein Spruch, „was bist du für ein Tänzer, tanzend gehst du zur Hölle." In bunten Pfützen glänzt das rote Licht auf dem Pflaster. Für

den Preis eines Glases Kaffee kannst du drei Stunden lang den Fandango oder die Sevillana genießen. Weder bei den meisterhaft geschulten Tänzerinnen in den Theatern Madrids noch bei den Zigeunern von Granada habe ich das gleiche Feuer, die gleiche Ursprünglichkeit gefunden wie hier. Mit seinen aufregenden Verdrehungen, die alle Elemente des arabischen Bauchtanzes enthalten, verrät der Tanz aus jeder Bewegung seinen orientalischen Ursprung. Es gibt keinen Tanz der Erde, der ihm an erotischem Reiz gleichkommt. „Anda hija! Viva la gracia! Viva tu mare!" ertönen die Schreie. Die Bühne ist von Zigarettendampf umwogt. Hände klatschen ineinander. Stöcke rammen sich in den Boden im Takt des Zigeunerrhythmus. Eine junge Tänzerin im Faltenrock tritt nach vorn. Die Hände, die sich über ihr wie erschrockene Schlangen bewegen, scheinen irgend etwas aus der Luft zu greifen. Zitternd hebt und senkt sie sich, wie der Wasserfall einer Fontäne; man fühlt, sie würde zu Boden stürzen, schwiege plötzlich die Musik. Eine kleine dämonische Gestalt folgt ihr, gleich einer Pantherkatze aus dem Winkel schnellend. Einen Augenblick kauert sie zwerghaft auf der Erde, nur mit den Schultern zuckend, springt von neuem in die Höhe, die Haare fallen ihr in die Stirn, die Blumen vom Kopfe, mit wildem Schrei stürzt sie auf die Erde, sich mit der Hand bald an die Stirn, bald auf den Boden schlagend, daß der Staub wirbelt. Ihre Schultern entblößen sich, ihre Hände zucken, von Fieber geschüttelt, als wollte sie sich wie rasend den Kopf, alle Kleider vom Leibe reißen, in dem Ausbruch eines plötzlichen und vollkommenen Wahnsinns und bricht erschöpft unter dem Schweigen der Musik zusammen. Junge Männer trommeln auf ihre Strohhüte wie mit Kastagnetten den Takt weiter. Zurufe, Schreie, Mützenwerfen. Keuchend erhebt sich die Tänzerin und mit blitzenden Augen, den Hut eines ihrer Verehrer schief auf dem Kopf, beginnt sie den Tanz ihrer zügellosen Ekstase von neuem.

Beethoven, ein Republikaner

Von Werner Maass

Ist es vermessen, ihn, den genialsten Tonkünstler aller Zeiten, Republikaner zu nennen? Wäre es nicht eine Herabwürdigung des Beethovenschen Genius, wollte man ihn in die Fessel einer politischen Weltanschauung binden? Darf man es wagen, ihn, den gewaltigen Titanen, den Übermenschen, der in der Einsamkeit, fern von allen weltlichen Dingen, nur seinem musikalischen Schaffen lebte, politisch zu werten.

Der beethovengläubige Musikenthusiast wird nur den Meister der Töne anerkennen wollen. Er wird sich entrüsten, einen so außergewöhnlichen Menschen in die Sphären eines engstirnigen Parteidogmas hinabgezogen zu sehen.

Wie schlecht müssen jene die Werke Beethovens mitempfinden, wollen sie nicht seine grandiosen Schöpfungen, wie die Egmont-Ouverture, die Eroica und andere Hymnen der Freiheit als das Glaubensbekenntnis eines glühenden Freiheitskämpfers anerkennen.

Gewiß, Parteimensch in dem heute üblichen Sinne war Beethoven niemals, konnte er niemals sein — und wäre er niemals geworden. Aber seine zielbewußte, freiheitstrunkene Gesinnung steht historisch außer Zweifel. Sie fand natürlich nicht ihren lebendigen Ausdruck in revolutionären Taten, so daß diese edle Gesinnung der gesamten Welt offenbart wurde, sondern sie ergoß sich in seine musikalischen Werke, die jene Empfindungen in herrlicher Klarheit und Reinheit widerspiegeln.

Als über Frankreich der Sturm der Revolution hinwegbrauste und das Feudalsystem einer morschen und brüchigen Zeit in elende Trümmer zerbrach, da jauchzte auch Beethoven den neuen Menschheitsidealen freudig zu. Sein politisches Glaubensbekenntnis war frei von aller erbärmlicher Gehässigkeit und niedriger Denkungsart. Es entsprang einem idealen Freiheitsbedürfnis, das durch das eigne trübe Erlebnis seiner schweren Jugendjahre verstärkt wurde. Auch Schiller und Goethe bekannten sich zu den neuen Menschheitsidealen, aber ihre republikanische Begeisterung war nur das plötzliche Aufflackern eines Impulses, während Beethoven unerschütterlich seinen Glaubensgrundsätzen treu geblieben ist.

Nichts kennzeichnet seine Glaubenstreue erhabener, als seine berühmte Eroica-Symphonie. Beethoven wurde damals in Wien, wie die Musikgeschichte erzählt, mit dem Gesandten der französischen Republik bekannt. In den Unterhaltungen pries der Gesandte die Heldentaten des Generals Bonaparte, der den Wirren der Revolution ein Ende bereitet hätte und sich jetzt bemühe, die neuen Ideale zu wirklichem praktischen Leben zu erwecken. Beethoven war über die Schilderung des Gesandten aufrichtig begeistert. Der Komponist sah in Bonaparte einen neuen Befreier und Beglücker der Menschheit. So reifte in Beethoven der Plan diesem gewaltigen Freiheitshelden zu Ehren eine große Heldensymphonie zu komponieren.

Als das Werk geschaffen war, schmückte Beethoven das Titelblatt der Partitur mit dem Namen Bonaparte. Wie Beethoven nun erfährt, daß Bonaparte sich zum Kaiser der Franzosen hatte krönen lassen, versetzt ihn die Nachricht in helle Wut und Empörung.

„Ist der auch nichts anderes als ein gewöhnlicher Mensch!" rief er zornig aus. „Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, seinem Ehrgeiz frönen; er wird sich nun höher wie alle anderen stellen, ein Tyrann werden." Ergriff das Titelblatt der Partitur, riß es durch und warf es zu Boden. (Später nannte er die Symphonie Eroica.)

Seine ganze freiheitliche Gesinnung, sein reines Fühlen und Denken bäumte sich auf gegen diesen schmählichen Verrat Bonapartes. Es war ihm unerträglich seinen Namen unter dem des Verräters zu sehen.

Aber das ist nicht nur der einzige Fall, wo Beethoven sich rückhaltlos als Republikaner bekennt. Jeder weiß, wie schwer Beethoven unter dem Mäcenentum des Wiener Hochadels zu dulden hatte. Gewiß war er jenen Gönnern nicht so völlig als Sklave ausgeliefert, wie etwa sein großer Zeitgenosse Joseph Haydn, der fast während seines ganzen Lebens in der Gefangenschaft der gräflichen Familie der Esterhazys schmachtete. Aber auch der selbstbewußte Beethoven war an drückende Verpflichtungen gebunden, bin ihn häufig bis zur Unerträglichkeit peinigten. Wenn es ihm dann zu viel wurde, dann brauste er los, ungehemmt wie ein plötzlich losbrechendes Gewitter und sein Zorn kannte keine Rücksicht und keine Grenzen und die höchsten Herrschaften mußten oft recht bittere Wahrheiten einstecken.

Einst weilte Beethoven auf dem Schloß seines Gönners, des sehr reichen Fürsten Lichnowsky. Lichnowsky bat Beethoven, seinem fremden Gast, einem französischen General des Kaisers Napoleon,

---

Grauwacke

Von Max Dortu

Hans Jakob Höhl ist heute 55 Jahre alt. Hans Jakob ist Bruchmeister im Grauwackebruch, der liegt hoch in den Bergen. Sibirien! nennt der Volksmund den Grauwackebruch, und zu Recht: denn wenn winters der Ostwind um die Bruchwände her pfeift und stürmt und tanzt — dann ist es wahrlich so kalt wie in Sibirien.

Jetzt aber weht Märzluft. Der Lenz ist da. Der junge Lenz, noch ein Knäblein, das kaum kriechen kann, aber da ist er doch: Der Lenz! Und er wird wachsen.

Der Grauwackebruch. Scheint helle Sonne auf das Gestein, dann funkelt es wie braunes reifes Gold. O, der schöne Stein; hart wie Eisenstein, gehärtet von vulkanischen Dämpfen der Urzeit Ein herrlicher Baustein, ein prächtiger Schotterstein.

Im Grauwackebruch schaffen an die hundert Mann; zum Teil Altarbeiter, zum Teil Erwerbslose: als Notstandsarbeiter. Wie gesagt, Bruchmeister ist Hans Jakob Höhl, der heute 55 Jahre alt wird. Niemand im Bruche weiß, daß heute vor Hans Jakob Geburtstag hat — aber eine Lerche wußte es doch. Die schwebt hoch über dem Bruche, und sie singt dem alten Steinarbeiter ein fröhliches Geburtstagslied.

Es ist früh am Morgen. Silbern steht die Sonne in ganz sanft-blauem Gewölke, das ist rundballig. Der Wind schläft hinterm Weidenbuschen. Der Weidenbuschen steht voller silberner Kätzchen. Und nahe dabei blüht der Haselstrauch, gelbgoldgelb.

Hans Jakob Höhl, wie war dein Leben? Gott, sehr einfach. Oder besser: sehr reich! denn es war gute Arbeit. Seit dreißig Jahren schafft Hans Jakob Höhl im Bruche; seit er verheiratet ist; die Frau heißt Kathrin; Kinder hatten die Eheleute keine. Hans Jakob war nie in der Fremde; was braucht er reisen, wenn sein Herz reich genug war, die ganze Welt in sich zu erleben. So schauet ihr doch einmal ins Auge des Hans Jakob Höhl — was seht ihr. Die Himmelswölbung, blank und blau; Sterne funkeln drin: Sterne der Güte, der Liebe und der Gemeinschaft. Gemeinschaft? Sicherlich! Hans Jakob ist Sozialist! Und roter Gewerkschafter ist der Hans Jakob Höhl; er verwaltet die Zahlstelle des Steinarbeiterverbandes.

Da kamen die Erwerbslosen in den Bruch arbeiten. Hans Jakob frug — seid ihr organisiert? Nur wenige waren es. Wer nicht in einem roten Verbande organisiert war, der mußte in den Steinarbeiterverband, anders tat es der Bruchmeister nicht. „Jeder Arbeiter, der auf Ehre hält, gehört in die freie Gewerkschaft!"

Der Grauwackebruch. Die Sonne kam höher. Wie eine silberne Fontäne versprudelt die Sonne ihr helles Licht am blauen Himmelsmarmor. Die Wolken fuhren davon wie wandernde Schiffe. Horch! Ein Rotkehlchen singt! Und die Brechstangen der Steinarbeiter, auch die singen, kling-klang und ping-pang. Und am Bremsberg singt die Stahltrosse, die scharf gespannt ist wie eine Violinsaite, auf und ab flitzen die Wagen, zu Tale, zu Berge: zur Talfahrt beladen mit dem braunen Golde, mit dem kostbaren Baustein, mit der schönen Braunwacke. Auch Grauwacke geheißen!

Hans Jakob Höhl denkt. Er überschaut sein Leben. War das Leben wert, gelebt zu sein? Sicherlich, sicherlich. Der Berg hier oben hat eine riesige Wunde, da heraus brach eine Menschengeneration eine halbe Stadt. Viele tausend Häuser wurden aus dem Gestein dieses Grauwackebruches erbaut, und viele Chausseen wurden von diesem Steinbruch her bepflastert und beschottert. Grauwacke! Grauwacke! Hans Jakob hat ein Stück seines Menschen-

etwas vorzuspielen. Es gab eine peinliche Szene. Beethoven lehnte das ungeheuerliche Ansinnen vor einem Untertan des Verräters Napoleon zu spielen empört ab und floh heimlich mit Extrapost nach Wien. Der entsetzte Fürst fand aber folgenden Brief: „Fürst! Was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es noch Tausende geben, Beethoven gibt's nur einen."

Manche werden dem heißblütigen, ungezügelten Temperament Beethovens, seinem starken Selbstbewußtsein, seiner eigenwilligen Persönlichkeit die Schuld zu solchen Handlungen beimessen, die die Grundlage zu derartigen Gefühlsäußerungen gegeben haben. Sie werden sie mit dem persönlichen Mißgeschick, insbesondere seinem quälenden Ohrenleiden, das dem kämpfenden Künstler so manche schmerzensreiche Stunde bereitet hat, zu deuten versuchen.

Sie werden leugnen, daß Beethoven jemals auch nur im entferntesten republikanisch gefühlt und gedacht hat.

Ja, man wird sagen, dieser einzigartige Subjektivist hat niemals die Sphäre seines eignen Leids überwunden, um das Leid der Menschheit mitempfinden zu können.

Das Heiligenstädter Testament, das erschütternde Bekenntnis eines großen Menschen, das Bekenntnis des verzweifelten Beethoven' beweist das Gegenteil.

„Ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht tut ihr mir; ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch scheinet. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens; selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt." An einer anderen Stelle: „Gottheit! Du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohltun drin hausen."

Wie sehr muß den leidenden Beethoven das Gefühl des Unverstandenseins niedergedrückt haben, daß er sich hier im Heiligenstädter Testament mit Worten des tiefsten Schmerzes vor seiner Mitwelt rechtfertigt, die ihn immer nur als „feindselig, störrisch oder misanthropisch" verspottete.

Entzückend ist die Teplitzer Bade-Anekdote, die man sich von Beethoven und Goethe erzählt. In dem Badeort Teplitz traf der große Olympier Goethe mit Beethoven zusammen. Eines Tages begegneten die beiden im Kurpark unvermutet der auch zur Kur in Teplitz weilenden österreichischen Kaiserin, die von einer auserlesenen Hofgesellschaft begleitet wurde. Goethe, als galanter Hofmann, drückte sich bescheiden zur Seite zum Wegrand, zog seinen Hut und grüßte untertänigst, während Beethoven unbekümmert, den Hut auf dem Kopf, den Überzieher zugeknöpft, mit untergeschlagenen Armen, mitten durch den dichten Haufen von Erzherzögen, Fürsten und Schranzen hindurch ging, ohne auch die Kaiserin nur eines Blickes zu würdigen.

Man könnte die Beispiele beliebig vermehren und immer wieder zeigen, wie Beethoven seinem „Dogma" unwandelbar treu blieb.

Wenn jetzt zum 100. Todestag Beethovens die musikalische Welt den gewaltigsten Meister deutscher Tonkunst durch zahlreiche Gedächtnisfeiern, durch glänzende Aufführungen seiner herrlichsten Tonschöpfungen ehrt, so soll durch diese kleine Betrachtung auch des freiheitlich gesinnten Beethovens gedacht werden, der nicht nur ein genialer Komponist, sondern auch im reinsten und edelsten Sinne ein glühender Freiheitskämpfer gewesen ist.

Durch Schuld der Mutter

Knapp fünfzehnjährig war Josefa aus dem an Geschwistern überreichen Elternhaus in die Großstadt in Stellung gegangen. Die Mutter hatte ihr außer einem schmalen Papplarton mit der notwendigsten Wäsche nichts mit auf den Lebensweg geben können als eine fromme, christkatholische Erziehung zur Ehrfurcht und Demut vor Gott und der allerseligsten Jungfrau. Josefas Unschuld war so vollkommen, daß sie von geschlechtlichen Dingen nicht einmal die allerleiseste Ahnung hatte.

In der Stadt fand sie Stellung bei einem gesetzten älteren Ehepaar, in dessen Wohnung gleichfalls die Luft der Moral und Strenggläubigkeit wehte. Ihre Kolleginnen aus dem Hause, leichtblütige Mädel vom Rhein, hatten natürlich schnell Josefas kindliche Unwissenheit herausgespürt, aber das Mädchen verstand nicht einmal die gelegentlichen anzüglichen Neckereien und das helle Gekicher über das Treppengeländer hinweg. Das Vergnügen der Mädchen steigerte sich zur Ausgelassenheit, als sie merkten, daß der forsche junge Kommis im Kolonialwarenladen an der Ecke begann, dem hübschen, wenn auch etwas dürftigen Ding auf robuste Art den Hof zu machen. Josefa war es so neu, daß jemand sie beachtete, ja, sogar sich um sie bemühte, daß sie wie überwältigt vor Seligkeit umherging. In ihrem rührend herausgeputzten Fähnchen und mit hochklopfendem Herzen erwartete sie an freien Abenden ihren Freund an der Straßenecke, der ihr mit dem Besuch billiger Vorstadtkinos und garstiger kleiner Cafés eine Märchenwelt erschloß. Zärtlichen Annäherungen aber wich sie stets mit dem Gefühl instinktiver Ablehnung aus.

An einem warmen Sommerabend erging sich das Pärchen nach einem erregenden Liebesdrama im Kino auf den von milden, würzigen Düften überhauchten Wegen des städtischen Parks. In freundliche Gespräche vertieft, merkte die ahnungslose Josefa nicht, daß ihr Begleiter sie allmählich aus dem Lichte der Bogenlampen fort in immer tiefere Schatten und dunklere Einsamkeiten hineinzog. Der junge Mann, der von Josefas absoluter Unwissenheit natürlich keine Vorstellung hatte, konnte ihre Willigkeit nicht anders deuten denn als schweigendes Einverständnis. In einem finsteren Seitengange riß er sie gierig zu Boden, und Josefa, die in starrem Schreck an Raub und Mord dachte, verlor die Besinnung. Als sie erwachte, fand sie sich mit zerwühlten Kleidern am Boden liegend und allein. Mit bebenden Knien und völlig verstört machte sie sich auf den Heimweg.

Obgleich keine Ahnung ihr sagte, welches Verbrechen an ihr begangen worden war, mied sie in Zukunft jedes Zusammentreffen mit ihrem einstigen Freunde. Ihr Vertrauen war grausam enttäuscht, und lieber führte sie unter gleichgültigen Fremden ein freudloses Leben der Geltungslosigkeit, als daß sie sich noch einmal so schrecklichen Erschütterungen aussetzte. Eine Erlösung war es ihr, daß ihre Dienstherrschaft bald darauf den Wohnort wechselte und sie mitnahm. Bei den Strapazen des Umzugs meldeten sich die ersten Anzeichen werdender Mutterschaft bei Josefa, aber das Mädchen wußte sie nicht zu deuten und hielt sie für Folgen der Überanstrengung. Gleichmäßig und einsam führte sie ihr Leben in der fremden Stadt, bis eines Tages aus der sich ändernden Form ihres Leibes die Dienstherrschaft Verdacht schöpfte. Mit strenger, drohender Miene ein Kruzifix in der Hand, trat die Frau vor das erschrockene Mädchen. „Haben Sie gesündigt, so gestehen Sie; wenn nicht, so beschwören Sie Ihre Unschuld bei den Leiden des Herrn!"

---

tums mit in die Häuser und in die Straßen einbauen lassen. Wieso? Er arbeitete mit Liebe. Sein Werk war ihm nicht nur bezahlte Arbeit — nein! mehr! — das Werk war dem Hans Jakob Dienst am Volke, Dienst an der Gemeinschaft.

So höret, wieder singt die Lerche, schwebend, droben im silbernen Blau. Und erste kleine Bienen summen ganz fein um den blühenden Haselbuschen, die schönen gelbgoldgelben Kätzchen!

Hans Jakob Höhl denkt. Er schaut auf seine Werkskameraden. Da sind manche, mit denen er seit Jahrzehnten Schulter an Schulter den guten Kampf gegen unfertiges Werk kämpfte, auf daß fertiges Werk als Bruch- und Baustein zu Tale zöge.

Dann sind da die nothergewehten Erwerbslosen, die Notstandsarbeiter im Bruche. Junge und Alte. Welche mit gramzerbissenen Antlitzen, andere mit kühnen, revolutionären Augen, welche, denen eine Krankheit das Antlitz zeichnete.

Da ist der Musiker. Der mit den sanften Mädchenaugen, ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren. Er verladet Steine. Seine Hände sind klein. Ab und zu schaut er auf zur Sonne. Was sucht er da? Hans Jakob weiß — Schönheit!

Dann ist da der Schreiber, der ist alt, er wird bald sechzig sein, er hat sich im Leben schief geschrieben — und jetzt bricht er Steine, Steine zu neuen Häusern. Eine menschliche Ruine gibt jungen Baustein.

Der Kaufmann. Ein trotziges Antlitz. Wem hat er getrotzt? Ward er wegen diesem seinem revolutionären Trotze aus seiner Arbeitsstellung von seinem Prinzipale entfernt? Hans Jakob sieht, wie der Kaufmann den Schlegel führt: das sind wuchtige Hiebe, Steinköpfe zerspringen!

Dann der Buchdrucker, jetzt Notstandsarbeiter im Grauwackebruch. Ein feines wissendes Antlitz, wie ein Buch ist dieses Antlitz, seine Geistigkeit leuchtet wie die Grauwacke bei hellem Sonnenschein, wie reines Gold!

Der Gärtner. Ein Antlitz ganz voll Liebe. Die Augen wie Veilchenblüte. Der Gärtner singt: „Warum weinst du, schöne Gärtnersfrau? Ich weine um der Veilchen tiefes Blau."

Dann ist da noch der alte Kunde bei den Notstandsarbeitern, der schafft nicht gerne, sinnend lehnt er an der Bruchwand. Woran denkt er? Er denkt nach über die Unsinnigkeit der kapitalistischen „Wirtschaftsordnung". Der alte Kunde hat alle Welt bereist, er hat viel vom Leben gesehen, und er hat gut gesehen, drum weiß er: der Arme ist das Lasttier der Reichen! Er selbst aber will dieses Lasttier nicht sein, drum schafft er nicht gerne. Hans Jakob tut, als ob er nicht sähe, er läßt den sinnenden Kunden sinnen, er versteht! Wenn er auch selber anders ist. Für Hans Jakob ist jegliche Arbeit bereits heute schon ein Stück Sozialismus, Dienst an der Gemeinschaft. Auch, wenn der schwarze kapitalistische Kater die Sahne von der Arbeitsschüssel herabfrißt.

Frühstückspause! Kollegen, werft das Werkzeug hin — und stärkt euch.

Die Frühstücksbude. Im Ofen brennt ein rotes Feuer. Der März ist noch frisch.

Die Kaffekannen sind gut gewärmt. Das Butterbrot schmeckt. Und lustige Gespräche fliegen hin und her. Als letzter kommt in die Frühstücksbude herein Hans Jakob Höhl. Der war sehr erstaunt: an seinem Tischplatze lag eine rote Nelke! Von wem? Warum? Ach so, Hans Jakob ist heute 55 Jahre alt. Irgendjemand muß das doch gewußt haben. Die rote Nelke soll heißen: „Kollege, wir gratulieren!" Und als alle Mann wieder an die Arbeit gingen, da steckte sich Hans Jakob die rote Nelke übers rote Herz, und draußen über dem Bruche sang wieder die hohe lustige Lerche: „Hans Jakob, wir alle gratulieren!"

Josefa, die sich keiner Schuld bewußt war, schwor verwundert, was die Frau verlangte.

In schrecklichen Qualen schleppte sie ihren müden Leib weiter zur Arbeit. Aus Angst, ihre Stellung zu verlieren und sich unbekannten Schicksalen ausgeliefert zu sehen, wagte sie nicht, darüber zu klagen, wie krank und elend sie sich fühlte. Die Stunde der Niederkunft überraschte sie eines frühen Morgens, als sie zum Milchholen über die Straße ging. Auf kaltes Pflaster stürzte sie nieder und wand sich in namenlosen Schmerzen. Von einer auf der menschenlosen Straße daherkommenden Krankenschwester wurde sie aufgelesen und ins Haus geschleppt. Josefas Herrin tobte in sittlicher Empörung. „Schwester, schaffen Sie doch, bitte, diese Person sofort aus dem Hause! Diese Sünderin, diese gottverdammte Meineidige!" In ratlosem Entsetzen flehten die Augen der Gebärenden die beiden strengen Frauen an, flüsterte der totenblasse Mund: „Was ist denn mit mir?" „Wollen Sie auch jetzt noch leugnen?" fragte die Schwester scharf „jetzt, wo Ihre Sünde klar zutage liegt?" Die Frauen, die die Seltsamkeit des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis hinnahmen, wollten an die Seltsamkeit einer Empfängnis ohne Wissen nicht glauben.

Ein Krankenwagen lieferte die Gebärende noch gerade rechtzeitig in die Anstalt ein. Das Kind starb wenige Tage nach der Geburt. Josefa fand nach ihrer Genesung bald in der fremden Stadt eine neue Stellung, in der niemand von ihrem Schicksal wußte. Aber ihre Lebenskraft war gebrochen. In ihrem Heiligsten, in Weibtum und Mutterschaft mißbraucht und geschändet, war die harmlose Kindlichkeit ihres Gemüts einer erdrückenden, unendlichen Schwermut gewichen und das frische Mädchengesicht zu einem blassen, leidvollen Frauenantlitz gewandelt. Bitterkeit umdüsterte sie, und sie klagte an, aber nicht zuerst den rohen Verführer, sondern die Mutter, die heiligste Mutterpflichten an ihr versäumt und aus falscher „Sittlichkeit" ihre unwissende Jugend einem erbarmungslosen Schicksal preisgegeben hatte. H. S.

Amerikanische Groteskschauspieler

Hin und wieder findet man in literarischen Zeitschriften und in Zeitungen, die Wert auf eine gepflegte Geistigkeit legen, Aufsätze und Kritiken über amerikanische Groteskschauspieler, vor allem über Charlie Chaplin, die diesen größten amerikanischen Darsteller geradezu als ein metaphysisches Wunder hinstellen und durchaus einen tiefen Philosophen aus ihm machen wollen Aber diese Artikel geben keineswegs den allgemeinen Eindruck wieder, den Chaplin oder Buster Keaton, Harold Lloyd oder Fix und Fax bei der großen Masse der deutschen Kinobesucher hervorrufen. Man lacht über sie, aber man lacht mehr und herzlicher über die Backfischstreiche einer Ossi Oswalda oder über Liedtkes schelmische Augen; man fragt sich bei den Amerikanern: was soll dieser tolle Unsinn? und denkt stillschweigend: das Ganze ist doch Quatsch. Allerdings wagt das Premierenpublikum nicht, solche Gedanken laut werden zu lassen, weil man sich als Bewohner westlicher Gegenden nicht der Gefahr aussetzen will, als ungebildet zu gelten. Am nächsten kommt dem deutschen Verständnis noch die Komik Harold Lloyds, weil er von einer durchaus realistischen Handlung ausgeht. Er sieht auch sonst wie ein gut zu registrierender Erdenbürger aus, bewegt sich bescheiden und liebenswürdig durch schwierige Situationen, und die große Hornbrille verleiht ihm dazu einen Anstrich solider Geistigkeit. Zuerst glaubt man ein harmloses Filmlustspiel mit den bekannten Liebesverwicklungen zu sehen, bis es dann grundlegend anders wird. Wenn Lloyd plötzlich auf die Idee kommt, an der Fassade eines Wolkenkratzers emporzuklettern, endet bereits das Verständnis, aber man verzeiht ihm diesen Unfug auf Rechnung der bürgerlichen Talente, die er vorher entwickelt hat. Wie soll man sich aber zu Chaplin stellen, dessen Filme von Anfang an eine Welt geben, in der die Gesetze des Alltags aufgehoben scheinen? Sieht so ein anständiger Mensch aus? Wo gibt es solche Schuhe? Es ist nicht üblich, in einem Restaurant mit Schlagsahne um sich zu werfen.

Amerika und England sind die eigentlichen Länder grotesken Humors, sowohl in Literatur und Graphik, wie in Film und Theater. Es handelt sich hier nicht um eine Loslösung von den Gesetzen der Logik, sondern im Gegenteil um ein konsequentes Zuendedenken. Warum soll Harold Lloyd nicht an einem Wolkenkratzer hochklettern; warum soll Buster Keaton nicht eine Kuh am Maule zu melken versuchen? Der einmal aufgetauchte Gedanke wird radikal verwirklicht. Vielleicht ist diese Groteske eine Reaktion auf das solide, bürgerliche, geordnete und von der Vernunft diktierte Leben des Amerikaners. Sie ist ein Narrentanz der Vernunft und hat nichts mit Gemüt zu tun. Gerade das Fehlen des Gemüthaften hindert aber den Durchschnittsdeutschen, bei diesen Dingen warm zu werden. Er will auch im Lustspiel seine Welt sehen. Es fehlt ihm die jonglierende gedankliche Leichtigkeit, diesen Filmen zu folgen, andererseits aber auch die Freude an witzigen Einfällen, wenn sie aus dem Rahmen des Gewohnten herausfallen. Chaplin ist schwer einzuordnen; warum soll man sich diese Mühe machen?

Und doch ist mit diesen Grotesken eine Kunstart geschaffen, die das Filmische am reinsten bringt, reiner noch als Wegeners phantastische Sujets oder als Fairbanks spielerische Abenteuer. Diese Filme sind vollständig auf Bewegung eingestellt. Man kennt keine toten Stellen, und innerhalb dieses feststehenden Rahmens zeigt jeder der großen Groteskschauspieler sein eigenes Gepräge, seine starke Persönlichkeit. Abgesehen von Harold Lloyd, der sich meistens in vornehmeren Gegenden gesellschaftlicher Geltung aufhält, spielen die anderen vergessene Stiefkinder des Glücks, Leute, die ohne festes Einkommen jede Gelegenheit ergreifen, um ein paar Cents zu verdienen. Fix und Fax treten in Cutaway und Zylinder auf und sind schauspielerisch von allen am unbedeutendsten. Stärker im Mimischen ist Buster Keaton, aber auch er ist im Grunde auf einen einzigen Ausdruck festgelegt, ein unbewegliches Gesicht mit fragenden Augen, die nie etwas fassen können. Ein merkwürdiges Strohhütchen trägt er zu allen Anzügen; es verläßt ihn nicht, auch wenn er als Matrose oder Cowboy auftritt. Dies Hütchen gibt ihm von vornherein ein groteskes Aussehen, das sich bei Chaplin vollends ins Phantastische steigert. Das ist eine Erscheinung, die den Boden der Wirklichkeit verlassen hat. Alles ist grotesk an ihr, und doch zeigt sich dahinter immer wieder das Bild des kleinen, gedrückten Osteuropäers, der ein schlaueres Köpfchen hat als die anderen, die Weisheit und Reichtum gepachtet haben. Er will kein Philosoph sein — sagte er selber von sich —, sondern nur ein exakter Beobachter des Lebens, der Züge der Wirklichkeit übersteigert und damit die Lächerlichkeit des Lebensernstes enthüllt. Das bleibt das Entscheidende an der amerikanischen Groteske: sie ist frei von jeder Sentimentalität; sie zeigt einen souveränen Geist, der leicht und witzig mit den „heiligsten Gütern des Lebens" spielt.

Felix Scherret.

Kinderbeseitigung

Während bei uns im Parlament für und gegen die Erhaltung der Leibesfrucht gekämpft wird, haben die primitiven Völker dieses Problem ganz radikal gelöst. Sie mögen dabei im Grunde vom gleichen Standpunkt wie wir ausgehen, denn auch bei ihnen ist die medizinische, eugenetische, soziale Seite der Frage ausschlaggebend. Im Prinzip schätzen die primitiven Völker die Geburt eines Kindes sehr, aber es gibt manche Gründe, die sie veranlassen, die neugeborenen Kinder zu töten. Bei den Armeniern und Syriern z. B. spielen religiöse Gründe eine Rolle. Man spricht dann von einer Opferung der Kinder. Ein anderer Grund für die Kinderbeseitigung ist der bei vielen primitiven Völkern herrschende Aberglaube, daß man aus dem Körper eines neugeborenen Kindes Heilmittel von besonders wundertätiger Wirkung gewinnen könne. Bei einigen Negerstämmen, die sonst der Kindertötung nicht huldigen, werden Zwillinge oder Drillinge getötet, weil sie ihrer Meinung nach etwas Entehrendes bedeuten. Bei solchen Völkerstämmen aber, die unter ewigem Nahrungsmangel leiden, werden nur so viele Kinder am Leben gelassen, als tatsächlich ernährt werden können. So konnte man beobachten, daß nach einer Mißernte die Zahl der getöteten Kinder erheblich stieg. Ein weniger wichtiger Grund ist die Sorge um die Reinrassigkeit, doch gibt es auch einzelne Stämme, die alle Kinder töten, die aus der Verbindung eines Fremden mit einer Eingeborenen hervorgegangen sind. Schließlich gibt es auch manche wilden Völker, bei denen sich die Eltern ihrer Kinder einfach aus Bequemlichkeitsgründen entledigen.

Die Forschungen auf diesem Gebiete haben ergeben, daß es hauptsächlich Mädchen sind, die beseitigt werden, während die Knaben am Leben gelassen werden. So kommt es, daß es bei manchen wilden Völkern fünfmal so viel Knaben wie Mädchen gibt. Bei einem indischen Volksstamm gab es sogar im Jahre 1840 fünfzehnmal mehr Knaben als Mädchen. Die Art der Kinderbeseitigung ist bei den einzelnen Stämmen verschieden. Fischervölker ersäufen die Kinder meist gleich nach der Geburt. Sehr verbreitet ist die Sitte, die Kinder abzulegen. Sie stammt schon von den Spartanern, die körperlich oder geistig schwache Kinder im Berge Taygetos aussetzen. Manche indische Stämme graben die Kinder, zuweilen sogar lebend, unter ihren Hütten ein. Die Chinesen hatten turmartige Gebäude, in denen sie die unerwünschten Kinder, meist Mädchen, oft lebend, ablegten. Diese Türme sind sogar heute noch hier und da in China im Gebrauch.

Je grausamer uns vom menschlichen Standpunkte aus die Beseitigung eines schon geborenen Kindes erscheint, um so mehr muß uns die überaus große Sorge und Zärtlichkeit verwundern, mit denen diese wilden Völkerstämme wiederum die am Leben gebliebenen Kinder behandeln. Alle die Sorge und Liebe, die sie sonst auf ein Dutzend Kinder verteilt hätten, konzentrieren sie auf die wenigen übriggebliebenen, die Auserlesene des Stammes und Träger eines starken Geschlechts werden sollen. Dr. K. H.

Für die Redaktion verantwortlich: Oscar Quint, Frankfurt a. M.

Volk-Kunst-Wissen

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald und unerwartet ist es ausgeglichen. In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh und schnelle Leiden unsre Freuden auf — Goethe

Konverter

Von **Nikolaus Welter**

Sacht wie eine Burgunderflasche
Neigt sich die Konvertertasche
In den Zapfen. Plötzlich wühlt ein Saus
Durch ihr Eingeweid: wie Sterngefieder
Sprüht's aus ihrem Halse; flankennieder
Rieseln Ströme Blutes. Dann mit Brüll und Braus

Hebt sich schweren Schwungs die Riesenbirne
Hoch, schlägt am Gebälke fast die Stirne
Schartig, faucht unbändig in den Raum,
Daß die Nacht im Drunterunddrüber auseinander
Flattert und von Bergeshöh der späte Wand'rer
Fiebernd starrt den Feuergarbentraum.

Speit ein Geistr jäh im Bogen
Seine nie erschöpften Flammenwogen,
Daß die Stadt ertrinkt in einem Schwefelsee?
Sind es Teufelsbuben, die mit breiten Trauseln
Aus dem Glutenpfuhl der Hölle schaufeln
Und sich spielend balgen mit Raketenschnee?

Hoch die Sterne senken ihre goldnen Brauen,
Zwinkern, blinzeln, schauen sich im stillen Grauen
An und lispeln: „Seht die Erde! Welch ein Schein!
Will der grämliche Planet sich gottvergessen
Mit dem ew'gen Lichterheer des Himmels messen?
Will er künftig selber seine Sonne sein?"

Und die Sternlein, bleich, im kindlichen Gewimmel
Tauchen unter. Blut'ger Aufruhr stürmt den Himmel,
Will die Milchstraß segen. Doch mit einemmal
Bricht der Aufsturz. Friedlich ebbt's im Kraterschlunde.
Sacht neigt sich die Flasche, und aus ihrem Munde
Quillt, wie Milch so weich, der reine Stahl.

Aus Welters Gedichtsammlung. Verlag Georg Westermann in Braunschweig und Hamburg.

Der Abendmahlswein

Von **Alfred Bock**

Der Herr Pfarrer war aus der Kreisstadt in ein weltfernes Dorf des hohen Vogelsbergs versetzt worden.

„Ich kenne die Bauern dort droben aus eigenster Erfahrung," hatte ihm ein Amtsbruder und Freund gesagt," zwar essen sie nichts ungesalzen, allein von attischem Salz in den Predigten wollen sie nichts wissen. Sie brauchen massiven Stoff. Wenn sie sich die Stiefel schmutzig machen und in die Kirche kommen, wollen sie etwas dafür haben. Darum geb ich dir den wohlgemeinten Rat: predige nicht zu kurz. Im Vogelsberg ist auch gut Brot essen, aber du mußt den Verhältnissen Rechnung tragen, mußt Kordel nachlassen, sonst kann dir's geschehen, daß du wie Jeremia deine Harfe an die Weiden hängst und klagst."

Heute hatte der Herr Pfarrer im Dorf seine erste Predigt gehalten. Auf seine Rednergabe durfte er sich etwas einbilden. Und doch hatte er ein wenig zaghaft gesprochen. Da er geendet, beschlich ihn der Zweifel, ob seine wohlbedachte Rede die Herzen der Hörer getroffen.

Er trat vor den Altar, verlas die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls und forderte die Kommunikanten auf, zum Tisch des Herrn zu kommen.

Wohl dreihundert Männer und Frauen waren es, denen er den Becher bot. Währenddessen sang die Gemeinde:

Schmücke dich, o liebe Seele,
Laß die dunkle Sündenhöhle,
Komm ans helle Licht gegangen,
Fange herrlich an zu prangen,
Denn der Herr voll Heil und Gnaden
Will dich jetzt zu Gaste laden.

Die heilige Handlung war vollbracht. Der Pfarrer segnete die Gemeinde. Die Orgel setzte ein. Der Lehrer, der sie spielte, konnte sich nicht genug tun in seiner Kunst. Klänge, innigster glaubensfester Frömmigkeit entsprungen, durchbrausten das alte Gotteshaus.

Der geistliche Herr begab sich in die Sakristei, wo die Weinflaschen standen, die, mehr oder minder gefüllt, vom Abendmahl verblieben waren. Der Kirchenvorstand folgte ihm.

„Das ist wohl so Sitte hier," dachte der Pfarrer, und wandte sich an die Männer, die sich in ihrer schwarzen Gewandung mit ernsten Mienen um ihn gruppierten: „Ja, meine Freunde, der Herr gibt uns im Abendmahl gar viel. Er gibt uns sein Gottvertrauen, seinen Pflichteifer und seine Menschenliebe. Die Feier wird erst recht segensreich, wenn sie Versöhnung und Frieden stiftet, wenn sie Zwietracht und Haß aus unserer Gemeinde verbannt und eine herzliche Liebe entzündet. Wahrlich, dem allgemeinen Hang zu sinnlichem Vergnügen entgegen eröffnet sie eine Quelle edlerer, reinerer Freuden!"

Die Bauern hörten mit stumpfen Gesichtern zu. Sie wankten und wichen nicht.

„Was mögen sie nur wollen?" dachte der Pfarrer und sagte: „'s ist bitter kalt hier. Wenn Sie noch etwas mit mir zu besprechen haben, mein ich, wir sollten in Pfarrhaus gehen."

Die Bauern nickten.

Den Herrn Pfarrer an der Spitze, bewegte sich der Kirchenvorstand dem Pfarrhaus zu.

In seiner Amtsstube hieß der Geistliche die Männer sich setzen. Das taten sie, nur der Bembel aus der Untergasse blieb stehen und sprach: „Herr Pfarrer, solang die Kirch im Ort steht, is es bei uns Mode gewest, daß der Abendmahlswein, der übrig ist, vom Kirchenvorstand getrunken wird. Das war eso und dadevon gehn wir net ab. Der Herr Pfarrer hat eine Kapitalpredigt gehalten, das is wahr, aber 's muß doch auch sonst alles seine Ordnung haben."

Dem Pfarrer stieg eine Blutwelle zu Kopf.

„Ich habe nicht anders angenommen, daß der Wein, der übriggeblieben ist, den Ortskranken zugute kommt."

„Das mag wo anderster eingeführt sein," entgegnete der Bembel, „hier trinkt ihn der Kirchenvorstand. Wann's dem Herr Pfarrer net paßt, legen wir unser Amt nieder."

In diesem Augenblick trat der Kirchendiener in die Stube. Er war mit Weinflaschen beladen und setzte sie auf den Boden.

Der Pfarrer schritt ein paarmal in der Stube auf und ab.

„Unerhört!" sprach er bei sich. „Am liebsten sagte ich die Kerle, daß die Lappen flögen. Stät, stät! Wie hatte sein Kollege gesprochen? Du mußt den Verhältnissen Rechnung tragen, mußt Kordel nachlassen, sonst kann dir's geschehen, daß du wie Jeremia deine Harfe an die Weiden hängst und klagst."

Er rief seiner Frau.

„Bring Gläser!"

„Halt!" rief der Bembel, „eins schickt, das ist bei uns immer so Mode gewest."

Die Pfarrerin brachte ein Glas. Das ging von Mund zu Mund. Bald griff eine behaglich fröhliche Stimmung unter den Herren vom Kirchenvorstand Platz.

„Vorm Jahr," erzählte der Hannam (Johann Adam) vom Ochsenweg, „hatten wir einen Nachenputzer. Heilig Donnerwetter, krag ich am andern Tag ein' dicken Kopf!"

„Das hier is ein fein Weinche," schmunzelte der Eulerspeter, das schmeckt nach mehr!"

Erst als der letzte Tropfen getrunken war, entfernten sich die Männer, langsam und würdevoll.

„Das sind ja nette Zustände hier, sagte der Pfarrer zu seiner Frau und neigte den Kopf von einer Schulter zur anderen. „Ich glaube, diese Bauernhäute sind Futterale für große Schelme. Oder ist's wirklich bloß ihre Art, die so zäh am Hergebrachten hält? Gleichviel, ich drücke ein Auge zu. Besser Friede mit ihnen, als Krieg."

Ein Heiland der Armen

Von **Armin T. Wegner**

Wer kennt heute Charles Louis Philippe? Gewiß schätzt und liebt ihn seit langem jeder Eingeweihte der Literatur. Aber was weiß die große Masse der Leser von ihm? Weiß sie, daß er auf der bedeutenden Linie des französischen Romans, die von Balzac bis zu Anatole France reicht, etwas vollkommen Neues ist?

Charles Louis Philippe wurde in einer kleinen Stadt der Landschaft Bourbonnais in Frankreich als Sohn eines Holzschuhmachers geboren. So war er von Jugend auf hineingestellt in die Armut, die er liebte wie niemals ein Reicher den Reichtum geliebt hat. Mit 12 Jahren verließ er die kleine Stadt, um mit einem Stipendium das Gymnasium in Montlucon zu besuchen, und dort erlebte er die ganze Schwermut eines verlassenen Schulknaben, die große Vereinsamung der Kindheit, die schwerer ist als die eines Mannes. Dann später kam Philippe nach Paris, wo er zuletzt eine Anstellung als Stadtschreiber an der Pariser Stadtverwaltung erhielt. So war sein äußeres Leben arm an dramatischen Ereignissen. Aber während der kurzen Spanne seines Daseins (Philippe wurde nur 35 Jahre alt) ging er ständig umher in dieser Welt kleiner Beamter und Handwerker, Bettler und Vagabunden, nahm sie ganz in sich auf und durchglühte sie mit seiner Seele. Dieses Leben der Entsagung, in das er gestellt war, wurde ihm Bedürfnis und Bestimmung und erfüllte ihn mit seiner Mission. Er liebte das Leid wie Dostojewski, dessen Bücher ihn in seinen letzten Jahren begleiteten, um seiner selbst willen, als den größten Schöpfer und unerhörten Baumeister der Seele, der auch die Herzen der Kleinen ausgräbt zu Tränentiefe und hinausführt über sich selbst.

Charles Louis Philippe hat sechs Romane und einige Novellen geschrieben, von denen der Inselverlag in Leipzig das wesentlichste auch in einer deutschen Ausgabe vereinigt hat, die Wilhelm Südol mit einem Vorwort herausgab. Nur ein paar schmale Bände sind es, und doch enthalten sie ein ganzes Leben von Menschen mit allen Kämpfen und Erniedrigungen, das Leben einer ganzen Stadt. Eine solche Zusammendrängung konnte nur möglich sein, weil Philippe von vornherein auf jedes breit ausgemalte äußere Geschehen verzichtete und nichts gab als die nackte Seele, die durch alles hindurchzittert. Die Seele von Menschen, von Häusern, von tausend kleinen alltäglichen und verachteten Dingen. Darum ist es auch so schwer, den Inhalt seiner Romane wiederzugeben, so leicht es auf der anderen Seite wäre, ihr tatsächliches Geschehen auf eine kurze Formel zu bringen. Da ist „Mutter und Kind", der Roman seiner Kinderjahre, ein Buch tiefster Dankbarkeit gegen den Schoß, der ihn in dieses elende Leben hineingeboren hat und voll von der ganzen Schwermut, die seine traurige Jugend umschloß. Da ist „Marie Donadieu", ein kleines Bauernmädchen aus der Gegend von Lyon, das der Spur seiner Sinne folgt, die sie nach Paris und weiter in das Verderben treiben, und das selbst eine große und edle Liebe wie die Jean Boussets nicht mehr retten kann. Dieser Roman ist künstlerisch vielleicht Philippes vollendetstes Werk. Da ist „Croquignole", „Der alte Perdrix" und alle die anderen Gestalten eines engen und elenden Daseins mit ihrer dürftigen Zufriedenheit und ihrer großen Sehnsucht. Aber was nützt es mir am Ende, die kurze Linie ihres Lebens aufzuzeichnen, die meist mit dem Tode endet und die schließlich bedeutungslos ist. Was kann im Grunde der Erfolg anderes sein, als wenn man aus einem bunt schimmernden Seestern das Wasser oder aus einer lichtspielenden Seifenblase Luft und Sonne nimmt, um allein den konkreten Stoff zurückzubehalten, der nicht viel mehr ist als ein wesenloses Nichts, da es mir doch nicht gelingen kann, in diesen Zeilen den Schmelz seiner Sprache und den Hauch seiner Worte einzufangen!

Nur von „Bübü de Montparnasse", möchte ich noch sprechen, der neben „Mutter und Kind" und „Marie Donadieu" zu Philippes vollkommensten Schöpfungen gehört. Es ist die Geschichte der Berthe Méténier und ihres Zuhälters, aber so weit von all dem entfernt, was je über diese Dinge geschrieben wurde, wie der Himmel von der Hölle entfernt ist. Man vergleiche nur Zolas „Nana", in der immer noch etwas von der versteckten Lüsternheit des Bürgers enthalten ist, und man wird den Unterschied erkennen. Es ist eine kleine Bibel dieses elenden und verworfenen Lebens, und ich weiß nicht, ob es einem Menschen unserer Tage beim Lesen des Testamentes noch so heilig werden kann wie beim Lesen dieser Geschichte. Drei Gestalten hat der Dichter durch das Buch geführt, Berthe Méténier, die Dirne, ein anspruchsloses und leichtsinniges Ding, hin- und hergerissen zwischen Schwachheit und ohnmächtigem sich Aufraffenwollen, nichts anderes als ein bemitleidenswerter Ball, den das große Paris hinabspült in die Gosse. Daneben die Gestalt Bübüs, ihres Liebhabers, von Hause brutal und mit einer gewissen Energie begabt, aber doch zu schwach, um den Verlockungen eines müßigen und von sinnlichen Freuden erfüllten Lebens zu widerstehen. Zwischen beiden steht Pierre Hardy, der ein wenig Charles Louis Philippe selbst ist, ein zwanzigjähriger Mann aus der Provinz, der die ganze Glut seines unbefriedigten Verlangens und das volle Empfinden seiner zartfühlenden Seele zu Berthe getragen hat. Er ist das Seil, an das Berthe sich gläubig klammert, um zu geregeltem Leben zurückzukehren. Als aber Bübü eines Tages aus dem Gefängnis zurückkehrt, fällt sie in ihr altes Leben zurück. Er nimmt sie wie etwas Selbstverständliches und mit dem harten Willen des Eigentümers, wie eine Sache, die ihm gehört. Sie alle drei werden verfolgt von der Syphilis, die wie eine ewige Pest die schmutzigen Zimmer der Absteigequartiere durchstreicht. Und niemals auch nur von Ferne steht die Frage auf nach Schuld und Gerechtigkeit. Alles ist Verstehen, Liebe, Erbarmen. Auch in den Seelen Berthes und Bübüs lebt neben ihrem entsetzlichen Handwerk etwas von jener echten und tiefen Hingabe, die noch die Niedrigen über sich selber erhebt und sie für Augenblicke das Ewige im Menschen ahnen läßt.

Brauche ich nun zum Schluß noch von der künstlerischen Art Philippes zu reden? Der Farbigkeit seines Stils und seiner Art, die Dinge zu sehen und zu gestalten, der unerhörten Suggestion, mit der er das Stadtbild von Paris zeichnet. Brauche ich noch zu sagen, daß er alles andere geben wollte als Literatur? Er kam vom Leben, war selbst Pierre Hardy gewesen, hatte selbst die Dirne Berthe Méténier geliebt und um sie gelitten. „Es ist so furchtbar", sagt er einmal, „zu denken, daß man nicht aus dem Grunde seines Herzens schreibt, und daß da irgendwo diese greuliche Sache, die man Talent nennt, beteiligt sein könnte, die Gefühle zu verschönen und Empfindungen hinzuzusetzen". So gelang

Weltreise mit einer Kollwitz-Ausstellung

Von **Louise Diel**

Der Kabinensteward I. Klasse vom stolzen „Albert Ballin" wollte absolut nicht begreifen, warum und wieso das riesenquadratige Bilderpaket unterm Bett treu geborgen werden müsse. Wie er dann eines lachenden Tages noch den Inhalt sichtete — der, o Schreck, in dieser Raumesenge für die Ausstellung oben im Damensalon sondiert wurde —, da verschlug es ihm die Rede. Fortan spiegelten seine Blicke überlegenes Bedauern.

Anders der Chef der Bordruckerei. Er meinte ganz beiläufig „gute Sachen, hab' mich früher auch mit dergleichen beschäftigt". Das Programm überreichte er laut Randbemerkung „dergleichen druckt man so".

Und „so" stieg die Sache. Förmlich angestanden haben sie. Und in allen Sprachen rief's und diskutierte es durcheinander. Gleichgültigkeit, Neugier, Abneigung, Interesse, Mitgefühl — es fehlte an nichts. Stumme Überheblichkeit ventilierte etwa: „Wir reichen Yankees, was soll uns das; wir haben es doch gar nicht nötig, sowas zu sehen!" Sie spülten es mit einem Whisky Soda schnell herunter.

Die junge Welt staunte. Das atmete ihren Geist, Pazifismus, Liberalismus . . . und ob sie sich dafür begeisterten! Die Altreichen belächelten den Spleen der Jugend.

Umziehen zum Diner — Smoking und Decolletée, Sekt und Tanz . . . alles ist vergessen. Plötzlich sagt die brillantenbesäte Mrs. Beautiful zu Mr. Uptodate: „Ach, das Leben ist doch sehr schwer — da sieht man es wieder!"

*

Was nur Beine hat schleppt die Bagage eilig schweren Schrittes vom Schiff zum Pier. Die Herrn Zollbeamten mit mehr wie objektiven Mienen schnüffeln, fragen, beäugen. Ich und mein Riesenpaket — schon hat mich das Auge des Gesetzes erfaßt. „Was ist da drin?" „Radierungen usw., alles Originale." (Gut gebrüllt, Löwe!) Öffnen! Heidenarbeit. (In Gedanken höre ich Käthe Kollwitz ihr ahnendes: was werden Sie damit alles erleben!)

Nun zerblättert er den ganzen Inhalt, wird noch wortkarger, guckt mich dann kritisch-neugierig von der Seite an: „Selbst gemacht?" Mein Verneinen legt ein menschliches Lächeln auf seine korrekten Züge. Dann holt er aber doch Verstärkung. (Er hat ja keine Ahnung.) Dummerweise oder gottlob liegen die stärksten Blätter obenauf, „Frau mit totem Kind" usw. Sowas wirkt gut, taxiere ich bei mir selbst. (Das ist ein moralisch-ernstes Sujet für tugendbehütende Yankees.) Ich halte das Blatt Nummer 2 als Abwehrschild entgegen. Inzwischen hatte ich auch begriffen, daß ein Händedruck mit gemurmelten Dankesworten am Platze ist. Er sagte dann einfach „kommen Sie mal mit" — und an einem entfernten Schalter bekam mein Paket das Visaster aufgeklebt und die Sache war erledigt. Mühsam wurde alles wieder vernudelt. Die Ouverture war beendet.

*

Well, wenn die N. Y. Times so anerkennende Worte findet, muß man sich diese german art mal ansehen.

Wer dann die Stiege zum Ausstellungssaal im Civic Club hinter sich hatte, verschnaufte einen Augenblick. Der genügte für den ersten Orientierungsrundblick . . . Die Mienen wurden gedehnter — schier sprachlos starrte man in die Gegend .

Das Weitere wechselte von Fall zu Fall. Die Einen mühten sich redlich Herz und Hirn als Resonanzboden einzustellen, andere mißäußerten sich in der Tonart „Kunst soll business abreagieren und einen vernünftig erheitern — aber diese Bilder —" sie fanden keine Worte!

es ihm wie nur wenigen zuvor, den Eindruck der Unmittelbarkeit in seinen Werken hervorzurufen. Dabei ist er ein unübertrefflicher Psychologe, der die tausend kleinen Vorgänge der Seele in jedem Augenblick aufdeckt und festhält, daß wir halb erschrocken die warme Nähe des Lebens fühlen. Man hat Philippe deshalb einen Dichter des Anfangs genannt, und er selbst hat gesagt: „Die Zeit der Sanftmut und des Dilettierens ist vorüber, die Zeit der Leidenschaft beginnt. Ich weiß nicht, ob einer oder der andere von uns ein großer Schriftsteller sein wird, aber das weiß ich wohl, daß wir zur kommenden Rasse gehören, daß wir zum mindesten einer der kleinen sehr zahlreichen Propheten sein werden, die kurz vor seinem Kommen den Christ verkündeten und schon nach seiner Lehre predigten."

Charles Louis Philippe ist jung gestorben. Aber das Werk, das er hinterließ, hat erst zu wirken begonnen. Seit seinem Tode sind viele Stimmen in Frankreich und Deutschland für ihn laut geworden, und sein Ruhm ist schon jetzt so groß, wie vorher seine Armut niedrig war. Durch seine magische Fähigkeit, alles Tote und Lebendige zu durchseelen, berührt er sich mit jener großen Bewegung der Neuzeit, die in Kunst und Leben schon vor dem Kriege wie in einer großen vulkanischen Aufwallung des Gefühls die ungeheure Mechanisierung und Intellektualisierung unseres gegenwärtigen Lebens zu durchbrechen im Begriff war, und die bei ihm durch die Kraft seiner Unmittelbarkeit so stark auf uns wirkt und ihn zu einem so großen Dichter gemacht hat, dessen Bedeutung weit über seine eigene Ahnung hinausgeht.

Die Jagd in der urgeschichtlichen Epoche der Menschheit

Von Professor Dr. **H. Friedenthal** *)

Wenn es uns bei der heutigen Scheu und Flüchtigkeit des Wildes unfaßbar erscheint, wie der Vormensch mit Hilfe eines so einfachen Werkzeuges, wie es ein unbehauener Feldstein darstellt, andere Säugetiere überwältigen und als Nahrung benutzen konnte, müssen wir für die ersten Zeiten des Vormenschtums auf das Verhalten der höheren Tiere in Gegenden zurückgreifen, welche den Menschen bisher noch nicht kennen gelernt haben.

Wir sehen an Orten, wo der Mensch den Ausrottungskrieg gegen die Tierwelt noch nicht eröffnet hat, ein paradiesisches Verhalten gegen den unbekannten Zeitgenossen Mensch. Polarvögel drängen sich um die Matrosen auf neuentdeckten Südmeereilanden und lassen sich ohne jede Schwierigkeit mit Händen greifen und ihrer Eier berauben. Das höhere Wild zeigt heute noch in Gegenden, wo es nicht gejagt und verfolgt wird, eine derartige Neugier und Harmlosigkeit, daß man in Afrika bei vegetarisch lebenden Negerstämmen, die zu ihrer Nahrung als Beikost nur die Produkte der Viehzucht, Milch und Butter hinzufügen, ohne die Herdentiere zu schlachten oder Jagd auszuüben, sieht wie Buschböcke, Antilopen, Zebras und andere Steppentiere in der Nähe der Ortschaften friedlich zwischen dem Vieh ihrer Äsung nachgehen.

In Indien gilt es als ein Beweis für Heiligkeit von Asketen, die sich in den Wald zurückgezogen haben, um mit den Brüdern, Tier, Pflanze und Erde den Rest ihres Lebens in Frieden zu verbringen, wenn der Betreffende durch die Ruhe und Harmonie seiner Bewegungen respektive durch seine häufige Bewegungslosigkeit der Tierwelt solches Zutrauen einzuflößen beginnt, daß sie von seiner Anwesenheit keine Notiz mehr nimmt und ungestört ihrem gewohnten Treiben nachgeht.

Nach diesen sicheren Erkenntnissen aus der Neuzeit können wir annehmen, daß der Übergang von der früheren Pflanzen- und Insektennahrung zur hauptsächlichen Fleischnahrung durch Erlegen von Tieren den steinbewehrten Urmenschen in einen Überfluß von Nahrung versetzte, der seinerseits die Leistungsfähigkeit aller seiner Organe zu steigern imstande war. Wie sehr auch heute noch Nahrungsüberfluß und gute Pflege die körperlichen Eigenschaften anfänglich zu steigern pflegt, wenn die Vernunft schädigenden Überfluß und Maßlosigkeit fern hält, das zeigt uns hundertfältig der überraschende körperliche Aufstieg an Leistungsfähigkeit und Schönheit bei reich gewordenen Familien der Neuzeit. In wenigen Generationen bringen günstige Umweltsverhältnisse Gestalten hervor, welche an Schönheit, Kraft und Leistungsfähigkeit mit den Abkömmlingen der alten Adelsgeschlechter wetteifern können, deren gut gepflegte Kinder den Leistungsdurchschnitt unter den Menschen weit zu übertreffen pflegen. Wie bei den Adligen, bereitet freilich rasch einsetzende Degeneration, durch Übermut und Lasterhaftigkeit verschuldet, dem körperlichen und geistigen Aufstieg ein rasches Ende, während bei den Adelsgeschlechtern, soweit sie sich betätigen, ein Teil der Individuen der zyklisch eintretenden Degeneration des Adels zu entgehen pflegt.

Wir können nach dem Gesagten vermuten, daß der Übergang zur Fleischnahrung beim Urmenschen mit einer Steigerung von körperlicher Leistungsfähigkeit, Schönheit und Intelligenz verbunden war.

Wenn wir annehmen, daß das Wild der Vorzeit dem Urmenschen ebenso harmlos gegenübertrat, wie heute noch das Wild neuentdeckter Erdgegenden, so werden wir nach dem raschen Scheuwerden des gejagten Wildes schließen können, daß auch in der Urzeit sehr bald die übrigen Säugetiere den Menschen als gefährlichen Verfolger fürchten lernten und, wo er sich blicken ließ, durch schleunige Flucht sich seiner Verfolgung zu entziehen versuchten. Der Urmensch brauchte alsdann, wie Hauser hervorhebt, seinen Wohnsitz nur wenige Kilometer weiter zu verlegen, um wieder mit neuer, Menschen ungewohnter Tierwelt in Berührung zu kommen und Jagdbeute zu gewinnen. Ohne einen mystischen Wandertrieb des Menschen zu Hilfe nehmen zu müssen, können wir uns eine sehr rasche Ausbreitung des Menschen über die ganze ihm zugängliche Erdrinde, als durch das Verhalten der Umwelt bedingt erklären, und dieser Umstand erklärt umgekehrt rückwärts, warum wir bisher so wenig Reste dieser Periode in der Erdrinde auffinden können.

Wir schilderten in den obigen Zeilen eine Ausbreitung des Menschen in der Urzeit, bei welcher der zur Fleischnahrung übergegangene Mensch seinen Jagdtieren, den anderen Säugetieren folgend, die ganze Erdoberfläche, soweit er konnte, besiedelte.

*) Diese höchst unterhaltende Studie entnehmen wir dem bemerkenswerten Buche „Menschheitskunde", das uns in die Entwicklung der Menschheit von der Entstehung der Erde bis zur Gegenwart einführt. Ein höchst willkommener Führer durch ein neuartiges Forschungsgebiet, das alle Menschheitsprobleme umfaßt. Gebunden Mark 1.80. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Mr. Smith mit der Hornbrille, Hände in den Hosentaschen, Zigarette im Mundwinkel, nöselte „very interestina" und verkrümelte sich nebenan, wo im tearoom american spirit floß.

Eine vorlaute Lady hatte tausend Fragen — auf die sie aber keine Antwort verlangte. Dann bedankte sie sich und nannte alle Deutsche höfliche Menschen.

Der Reklamechef des größten Warenhauses lobte die Ware. „My compliment" sagte sein Händedruck. Ob er das erworbene „Selbstbildnis" seiner office 25. Etage einverleibte?

Was es doch für Typen gibt! Das behäbig-saturierte Amerika, das jüdisch geistig regsame — als Stockamerikaner wie als Deutschamerikaner — das elastisch-idealprogressive, das altbieder-deutsche, das jung-importiert-kämpfende, das sportlich übergeistig untertrainierte . . . eine Leporelloliste ohne Ende.

*

Ein richtiger Schneefall verstopft ganz Neuyork den Verkehr. Stundenlang dauert die Fahrt von Brooklyn nach Manhattan — dann bleibt das Auto stecken, dann hüpft es wieder über Schneeberg und Grotten. Die neue Bildermappe — made in America — tanzte, als ob sie Ballettbildern ihre wohlige Fülle verdanke. Dabei gings ins Hotel Majestic zu Vortrag und Ausstellung. Alles kloppte sonst — nur die Ausstellung tanzte zeitserne ihres Weges. Knapp vor Eröffnung landete sie. Fiebernde Arbeit. Eile ohne Weile. Gästeandrang. Rundgang . . . keiner ahnt, daß noch vor paar Stunden . . . alles ist perfectly all right. Vortrag steigt, Führung folgt, Musik endet . . . vorbei des Zaubers Spur . . . die Zeitungen melden einen vollkommen gelungenen Abend.

*

Europa heimwärts. Die Mappe wird in eine Holzkiste gesteckt mit Aufschrift: Direkt nach Berlin. Kein Zoll-Händedruck, kein Garnichts.

*

„Herr Postinspektor, die Bilderpakete müssen heute fort, nächste Woche will das Zürcher Kunsthaus seine Ausstellung eröffnen." Bitte sehr: 1. Schein, 2. Bestätigung, 3. Liste, 4. Zollzettel, 5. Freipaß für Zollgrenze — ha, es geht über meine Grenze! — all das muß erst noch beschafft und ausgefüllt werden. Und dann kommt hinterher die Nachricht, daß dorten noch eine Litanei verlangt wurde und die Bilder nach beendeter Wanderausstellung durch die Schweiz dieselbe Grenzstelle zu passieren hätten, sonst — nun, sonst geht es in alle Ewigkeit so weiter mit 1. Schein, 2. Bestätigung . . .

Doch dann läuft die Sache am akuraten Schweizer Schnürchen. Man verständigt sich wundervoll in deutscher Muttersprache. — Keiner versteht zwar was der andere schwätze duet — aber immerhin! „Am Radio müssens Ihr Hochdütsch hier bsonders langsam rede" . . . Ich rechnete zehn Minuten Aufschlag und kroch wie eine Schnecke. Zürich war befriedigt; Stadt und Land strömte herbei in Völkerscharen und die Presse klatschte Beifall.

*

Wir sind die Hauptstadt. Wir haben auch eine neue Kunsthalle, und sind überhaupt obenauf. Bei uns sitzt die Regierung und steht auf und erscheint wenn sowas los ist. Bern ruft — und alle kommen gemächlich. Schaut unser Plakat — so ehren wir deutsche Kunst. Und unser Kurschänzli-Radio hat Basel als Partner. Was der Beutel dünn, ist das Herz um so voller. Nichts für unout! Und ein Rütlischwur en miniature bekräftigt die Freundschaft.

*

Der Wagen rollt. Über Meere und Alpen, durch streets und Gässi, von Etappe zu Etappe. Ja, Freunde, nun fangen wir erst richtig wieder an!

Eine zweite noch folgenschwerere Ursache für eine weitere Ausbreitung der stärksten und durch Fleischgenuß am meisten emporgestiegenen Urmenschen bot die Menschenfresserei, welche Veranlassung dazu gab, daß der Mensch seinem nunmehrigen Lieblingswildbret, dem Mitmenschen, dessen Harmlosigkeit und mangelnde Kriegskunst ausnutzend, ebenso nachzog, wie früher seiner tierischen Mitwelt. Der Übergang eines jeden Säugetieres, welches in der Hauptsache Fleischnahrung genießt, zum Auffressen von schwächeren Individuen der eigenen Art, ist ein derart leichter, daß wir nicht beim Menschen glauben zu brauchen, daß ganz besondere Umstände, die für die übrigen Tiere wegfallen, wie Aberglauben und mystische Vorstellungen bei ihm Veranlassung dazu gaben, das Fleisch seiner eigenen Gattung dem Fleische aller übrigen Tiere vorzuziehen.

Die Jagd auf höhere Tiere und vorwiegender Fleischgenuß vermag nur derartig wenige Menschen auf der Erdoberfläche zu ernähren, daß dem anfänglichen Überfluß an Jagdbeute in der Periode der Harmlosigkeit der übrigen Säugetiere, sehr bald zum mindesten an einzelnen Stellen, bitterer Mangel gefolgt sein muß. Diesen Mangel können wir verantwortlich machen für den Übergang des fleischverzehrenden Urmenschen zur Menschenfresserei, deren Spuren wir in allen Erdteilen begegnen. Noch im 16. Jahrhundert sollen europäische Matrosen bei Schiffbruch und Proviantmangel ihre eigenen Kameraden, die durch Los ausgewählt und bestimmt wurden, verzehrt haben, gewiß ein vollgültiger Beweis, wie dünn auch noch beim Europäer die Kulturinstinkte über der menschenfresserischen Unterschicht im Bewußtsein gelagert sind.

Wenn heute noch bei Verbrechern Menschenfresserei in ihrer schlimmsten Form, nämlich der versteckten Form, durch die Gerichte aufgedeckt wird, so weist uns dieser Umstand darauf hin, in wie vielen Fällen der Verbrecher für den wissenschaftlichen Bearbeiter nichts weiter darstellt, als einen Menschen der Jetztzeit mit den Instinkten und Neigungen seiner Vorfahren bei Fehlen der umweltbedingten Oberschicht im Gehirn, welche den Kulturmenschen grundlegend von seinen eigenen Vorfahren unterscheidet und erst zum Kulturmenschen macht.

Der leere Sarg der Hetepheres

Die Hoffnung, daß man in dem Sarkophag in der vor acht Monaten von der Boston-Harward-Expedition entdeckten Grabkammer auf dem Grunde des ungefähr dreiunddreißig Meter tiefen Schachts hinter der großen gepflasterten Steinstraße, die zu der Cheopspyramide führt, eine Mumie finden würde, ist enttäuscht worden. Der kostbare, mit herrlicher Einlegearbeit verzierte Alabastersarg, den man in monatelanger, mühevoller Arbeit freigelegt hatte, war, als man ihn öffnete, leer. Dieser Fehlschlag hat die Archäologen jedoch nicht im geringsten entmutigt. Sie erwarten vielmehr noch immer, das zu finden, was ja den Schlüssel für das ganze bildet. Es wäre auch sonst unerfindlich, warum dieses Grab mit aller Kunst in einem verborgenen Winkel angelegt sein sollte, um den Sarkophag aufzunehmen, dessen reiche und kostbare Ausschmückung zur Genüge beweist, daß er für eine königliche Mumie bestimmt war. Man weiß, daß Cheops, der Erbauer der Pyramide, die ursprüngliche Grabstätte später verlegt hatte, weil diese bereits von Dieben heimgesucht und geschändet worden war. Er setzte deshalb alles daran, das Grab gegen weitere Nachstellungen zu sichern, und um diese Sicherheitsmaßregeln so vollkommen wie möglich zu machen, ist es nicht ausgeschlossen, daß er sich schließlich entschloß, die Leiche überhaupt nicht in den für sie bestimmten Sarkophag zu betten, sondern sie an einer geheimen Stelle zu verstecken, die gegen diebische Nachstellungen gesichert war. An der Westmauer der Grabkammer befindet sich in der Tat eine tiefe Einbuchtung, die man beim Öffnen des Grabes wohl bemerkt hat, der man indessen weiter keine Aufmerksamkeit schenkte, weil man zunächst annahm, daß diese Ausbuchtung dem Zwecke dienen sollte, die Grabkammer zu erweitern. Später hat man dann, so nehmen die Sachverständigen an, diesen Plan aufgegeben und mit Mörtel ausgefüllt. Der Gang erscheint aber groß genug, um eine Leiche aufzunehmen, und die Archäologen neigen auch der Ansicht zu, daß die Mumie hinter dieser aufgeworfenen Nische verborgen wurde. Die Hypothese geht weiter dahin, daß man diesem Winkel die besondere Form gegeben habe in der Absicht, nachspürende Räuber irrezuführen, ein Wunsch, der ja auch den heutigen Forschern gegenüber vollständig in Erfüllung gegangen ist. Man hat jetzt beschlossen, in diesem Gang eingehende Ausgrabungen vorzunehmen. Daß die Grabkammern übrigens als letzte Ruhestätte für die Königin Hetepheres, die Gemahlin des Pharaos Seneferu und die Mutter des Cheops, bestimmt war, darf als sicher gelten. Die verschiedenen Gegenstände, die man in der Kammer gefunden hat, deuten darauf hin, daß es sich hier um die Grabstätte einer Frau handelt, und die Inschriften in goldener Hieroglyphenschrift, die sich auf den verschiedenen Gegenständen befinden, bezeugen klar, daß Pharao Seneferu alle diese Gegenstände seinem Weibe bei Lebzeiten geschenkt und ihr ins Grab mitgegeben hat.

Die Garibaldi-Schlucht

Vielleicht der größte Abgrund der Erde ist eine Schlucht mit 490 Meter Tiefe, die am 12. September 1926 von einer Triestiner Gesellschaft besucht wurde. Sie liegt bei Montenero im äußersten Norden der Kalksteine des Karstes. Der Abstieg begann am 12. September, 2 Uhr 30 vormittags, und ging durch eine lange Folge von vertikalen Öffnungen von 12 bis zu 80 Meter Tiefe, die untereinander durch mehr oder weniger enge geneigte Gänge verbunden sind. Einer dieser Gänge hat nur 40 Zentimeter Breite. Störend wirkte der starke Luftzug. Nach etwa 6 Stunden ständigen Absteigens wurde in 490 Meter Tiefe ein kleiner See von 20 auf 15 Meter erreicht, der eine Tiefe von 30 Meter aufwies, so daß die Gesamttiefe des Abgrundes 520 Meter betrugt. Der Abgrund wurde Garibaldi-Schlucht getauft, nach dem Namen des Obersten, der mit dem Abstecken der jugoslawischen und italienischen Grenzen betraut war.

Schach-Ecke

Aufgabe Nr. 99

Rudolf Buchner, Erdmannsdorf i. Sa.

Schwarz

Weiß

Weiß zieht an und setzt im zweiten Zuge matt

Partie Nr. 24

Indisch

Weiß: O. Dankert. Schwarz: E. Windfuhr.

1. d2—d4, Sg8—f6. 2. c2—c4. Am schärfsten. Eine solide Antwort ist Sf3. 2. ..., g7—g6. 3. Sb1—c3, d7—d5. Ein regelwidriger Zug. In der Indischen hält man den Bauernvorstoß d5 lange zurück, um den Zug c4 als Luftstoß zu kennzeichnen. 4. Lc1—f4! c7—c6. 5. e2—e3, Lg8—g7. 6. Lf1—d3, Sb8—d7. 7. c4×d5! Weiß öffnet sich die c-Linie, um die Schwäche von Feld c7 aufzudecken. 7. ..., Sf6×d5. 8. Sc3×d5, c6×d5. 9. Sg1—f3. Der Bauernvorstoß e5 wird verhindert. 9. ..., Dd8—b6. Schwarz sollte zunächst seine Entwicklung beenden, denn jetzt ist die Dame zu früh ins Feld und kommt in Gefahr. Auf 9. ..., Da5† folgt 10. Dd2, D×D. 11. K×D und der weiße König steht günstig für das Endspiel. 10. Dd1—c2, Sd7—f6. 11. 0—0. Droht gelegentlich der vernichtende Zug Lc7. 11. ..., Lc8—d7. 12. Ta1—c1! Auf sofort Lc7 folgt Dc6. 12. ..., Ta8—c8. Die weiße Dame steht vor dem Turm, was meistens nicht gut ist. Deshalb glaubt Schwarz die c-Linie annektieren zu können, aber diese ist schon ein Opfer wert. 13. Dc2×c8†! Ld7×c8. 14. Tc1×c8†, Ke8—d7. 15. Tc8—c5. Der schwarze König befindet sich jetzt in Mattgefahr, und die schwarze Dame steht schlecht. 15. ..., h7—h6. Ein Verteidigungszug von zweifelhaftem Wert. Aber alles ist ungenügend. 16. Ld3—b5†, Kd7—d8. 17. Tf1—c1! Droht Damenverlust und Matt. 17. ..., Db6—e6. 18. Tc5—c7, a7—a6. 19. Tc7×b7. Schwarz gibt auf.

Vorstehende Partie ist dem Arbeiter-Schachkalender 1927 entnommen.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Sachsenhausen: Dienstags bei Adrian, Affentorplatz.
Innenstadt: Montags „Zur Pfalz", Holzgraben 7.
Niederrad: Samstags Sportplatz der Freien Turner, Hahnstraße.
Nordend: Dienstags bei Walter, Weberstraße 84.
Bornheim: Mittwochs bei Pauly, Germaniastraße 49.
Niederwald: Mittwochs bei Blank.
Bockenheim: Mittwochs „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Rödelheim: Mittwochs im „Schwabeneck", Eschborner Landstr. 36.
Bahnhofsviertel: Donnerstags „Zum Regenbogen", Gutleutstr. 151.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie Beethoven

Beethovens Geburtsstätte

Von **Felix Linke**, z. Zt. in Bonn

Wer die Straßen und Gassen der Bonner Altstadt durchwandert, die das typische Gepräge der rheinischen Mittel- und Kleinstadt zeigen, wird an keiner Stelle durch irgendetwas Auffälliges daran erinnert, daß hier die Wiege des größten Tonmeisters stand, den die Menschheit hervorgebracht hat. Mitten in dem Häusergewirr, in der Bonngasse 20, erblickte Ludwig van Beethoven am 17. Dezember 1770 das Licht der Welt. Das Haus hatte im Wandel der Zeiten öfter seinen Besitzer gewechselt und den verschiedensten Betrieben bürgerlichen Erwerbes Raum geboten; später wohnten mehrere ärmere Familien in den engen Räumen. Seit dem Jahre 1871 ist es als das Geburtshaus Beethovens bezeichnet. Aber wie zum Spott ertönten gerade in diesen Tagen die Klänge einer Singhalle bedenklichster Art in den Räumen jenes Hauses. Im Erdgeschosse hatte sich eine Kneipe niedersten Ranges festgesetzt. Das Gute aber hatte dieser Zustand, daß er den Anstoß dazu gab, die schlichte Stätte Beethovens Geburt allzu profaner Bestimmung zu entziehen und nur der Erinnerung an den Meister zu widmen. Das Haus war zwar schmutzig und verwohnt, war aber durch die Armut der Bewohner vor durchgreifenden Umänderungen bewahrt geblieben. Namentlich das Hinterhaus mit der sehr bescheidenen Wohnung des „kurfürstlichen Hoftenoristen" Johann van Beethoven und der ergreifend ärmlichen Dachkammer, worin sein großer Sohn geboren wurde, war noch in ursprünglichem Zustande. Im Jahre 1888 traten in Bonn zwölf kunstsinnige Bürger zusammen, um die durch die Geburt eines Größten der Menschheit geweihten Mauern dieser für immer zu erhalten. Am 26. Februar 1889 ging das Haus für den damals enormen Preis von 57 100 Mark in den Besitz eines der zwölf Verehrer Beethovens über, nachdem eine Untersuchung von Sachverständigen die Möglichkeit einer zeitgemäßen Wiederherstellung des Baues ergeben hatte. Zugleich wurde der Verein „Beethovenhaus" gegründet, dessen Mitgliederzahl bald anstieg und der als juristische Person das Haus erwarb.

Beethovens Geburtshaus in Bonn

In dem Hause sollten die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, die Literatur, die über ihn handelt, Handschriften, Briefe und Reliquien, die stumm-beredt von ihm erzählen, die bildlichen Darstellungen seiner äußeren Erscheinung sowie alles, was die sinnliche und seelische Berührung mit ihm vermittelt, gesammelt werden. Zu diesem Zwecke sollte das Haus in seinen ursprünglichen Zustand versetzt werden. Die neuzeitlichen Einbauten und Veränderungen des Vorderhauses wurden entfernt, die alten Treppengeländer, Türen, Fensterläden usw., die ein glücklicher Zufall erhalten hatte, aus dem Keller hervorgeholt und wieder an die alte Stelle gebracht. Die unter einer dicken Schicht von Tünche und Kalkbewurf verborgenen Balkendecken mit ihren für die damalige rheinische Bauart eigentümlichen Stuckverzierungen wurden durch Abkratzen in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit wieder bloßgelegt, fehlende Teile streng nach Maßgabe des vorhandenen ergänzt. Diese Arbeiten konnten nur mit Hilfe tüchtiger, mit dem alten Baustile vertrauter Handwerker ausgeführt werden, die mit ebensoviel Eifer wie Geschick die ihnen gestellten Aufgaben erfüllten, teilweise sogar — ein ehrendes Zeichen für die Tiefe des Verständnisses — ihrer Hände Arbeit als Beitrag für den idealen Zweck kostenlos zur Verfügung stellten.

Um die Aufgaben und die Möglichkeiten des Erwerbs Beethovenscher Erinnerungen, Manuskripte usw. zu übersehen, veranstaltete der Verein anläßlich des ersten auch von ihm ausgehenden Kammermusikfestes im Mai 1890 eine Beethoven-Ausstellung, auf der durch das Entgegenkommen der öffentlichen Sammlungen und zahlreichen Privatbesitzer das Idealbild eines Beethoven-Museums zustande gebracht werden konnte. Allen voran beeilte sich die preußische Staatsbibliothek in Berlin, die die wertvollsten und zahlreichsten Beethovenschen Handschriften besitzt, ferner Ernst Mendelssohn-Bartholdy in Berlin mit seinen kostbaren Sammlungen und Carl Meinert in Dessau sowie viele andre Sammlungen und Private, ihre Schätze an Handschriften und Briefen, Skizzenbüchern, Konversationsheften, Tagebüchern, Urkunden und sonstigen Erinnerungen an das Erdenwallen des unsterblichen Meisters zur Verfügung zu stellen. Fast alle Originalbildnisse Beethovens konnte man dort sehen und vergleichen.

Die Hoffnung, die Sammlung des Beethovenhauses auf eine würdige Höhe zu bringen, schien zuerst natürlich gering, weil sich das Wertvollste im Besitze öffentlicher Sammlungen, also in festen Händen, befand. Dennoch darf der Verein mit Befriedigung auf das Erreichte zurückblicken. Die zahlreichen wertvollen Schenkungen und Erwerbungen haben eine ansehnliche Sammlung zustande gebracht, obwohl Beethovenmanuskripte seit langem auf den Kunstauktionen fast unerschwingliche Preise erzielen.

Aus der großen Zahl der Beethoven-Bildnisse besitzt das

Beethovenhaus das Gemälde Schimons, das aus Beethovens Nachlaß in Schindlers Besitz und späterhin mit dem übrigen auf Beethoven bezüglichen Nachlaß Schindlers in den Besitz der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin kam. Auch die Gesichtsmaske, die der Wiener Bildhauer Klein vom Gesicht des Lebenden in dessen 42. Jahr abnahm, befindet sich als besonders wertvolles Stück im Besitze des Beethovenhauses. Viele andere Originalbildnisse und -Büsten, die sich im Besitze Privater befinden, sind in Abbildungen und Abgüssen für das Beethovenhaus gefertigt, ohne im Kunsthandel käuflich zu sein.

Persönliche Erinnerungsstücke aus dem Haushalt des Meisters sind dank seltener Glücksumstände und hochherziger Spenden in großer Anzahl im Geburtshaus vereint. Unter andern finden wir dort den von dem Instrumentenmacher Graf in Wien gebauten Flügel. Dieser war eigens für den Meister mit Rücksicht auf seine Gehörsschwäche vierchörig, d. h. vierseitig für jeden Ton, hergestellt. Ferner ist das wunderbare Streichquartett, das Beethoven 1806 vom Fürsten Karl Lichnowski verehrt wurde, ganz erhalten. Dasselbe besteht aus alten Amatis und Guarnerius.

Die rührendsten Erinnerungsstücke an den großen Meister sind seine vier Hörinstrumente, von dem bekannten Mechaniker und Freund Beethovens Maelzel gefertigt, demselben, von dem das noch heute fast ausschließlich benutzte Metronom (Taktmesser) stammt. Eine ganze Reihe kleiner Gegenstände, meist vom Schreibtisch Beethovens, vervollständigen die Sammlung. Ein Erinnerungsstück, das dem Meister bis zu seinem Tode besonders teuer war, ist das Porträt der Gräfin Therese Brunswick, der „unsterblichen Geliebten", wahrscheinlich 1806 von J. B. Ritter von Lampi d. Ält., seinerzeit einem der hervorragendsten Porträtmaler Österreichs, gemalt. Ihre eigenhändige Widmung, die den Meister charakterisiert, befindet sich noch auf der Rückseite des Rahmens:

Dem seltenen Genie
Dem großen Künstler
Dem guten Menschen
von T. B.

Das Bild verwahrte Beethoven, ebenso wie seine berühmten in der Staatsbibliothek zu Berlin befindlichen Briefe an „die unsterbliche Geliebte" wie einen Schatz bis zu seinem Lebensende.

Vom Haupt des Meisters besitzt die Sammlung mehrere Büschel Haare, das eine 1827 von der Leiche abgeschnitten, zwei andere von befreundeten Personen überkommen.

Weitere Schätze besitzt das Beethovenhaus in den Handschriften, Skizzen-Büchern, Konversationsheften, Skizzen, revidierten Abschriften, Widmungsexemplaren, Briefen und Billetts, die teilweise wegen ihres derben Humors und ihrer genialischen Grobheit amüsant sind. Hierzu kommen noch viele Musikalien, Bücher, gebundene Ausschnitte, Bilder usw.

So wertvolle Schätze auch das Beethovenhaus enthält, besitzt es dennoch nur einen kleinen Teil der Erinnerungsstücke an Beethoven. Darin hat es einen Mangel mit allen ähnlichen Instituten gemein. Der größte Teil befindet sich in der Welt zerstreut, so daß der Besucher niemals einen Gesamteinblick in die vorhandenen Stücke erhält. Zu wünschen wäre natürlich eine größtmögliche Abrundung derartiger Sammlungen. Dazu wäre allerdings Bedingung, daß alle die großen Besitzer, in unserem Falle in erster Linie die Preußische Staatsbibliothek in Berlin, ihren Besitz nach Bonn abführten. Daß gerade die Geburtsstätte für solche Sammlungen geeignet ist, ist ja das natürlichste. Soll der Übergang kultureller Schätze in Privatbesitz vermieden werden, so verstaatliche man solche Stätten — vielleicht entschließt man sich anläßlich der jetzigen Feiern zu dieser Maßnahme. Das wäre eine würdige Ehrung des Geburtslandes für seinen großen Sohn.

E. T. A. Hoffmann und Beethoven

Von Dr. **Wilhelm Bolze**

E. T. A. Hoffmann, der phantastischste Erzähler der deutschen Romantik, hat zur Musik nicht nur die Stellung eines Bewunderers und Verehrers eingenommen, sondern ist auch selbst ein ausübender Musiker von nicht geringen Fähigkeiten gewesen und hat lange geschwankt, ob ihn seine Neigung und Begabung stärker zur musikalischen oder zur dichterischen Laufbahn drängte. Von seinen kompositorischen Talenten zeugen heute noch eine Reihe in den Bibliotheken vorhandener Originalpartituren von Opern- und Instrumentalkompositionen, und mehrmals ist er auch eine Zeitlang als Dirigent, ja, selbst als Sänger tätig gewesen. Wenn er auch immerhin in dieser Seite seines Künstlertums keine Ewigkeitswerte zu schaffen vermochte, so befähigte sie ihn doch in seinen Novellen und musikästhetischen Schriften zu einer ungemein verständnisvollen Beurteilung der zeitgenössischen Tonkunst, die als überraschend modern gelten kann.

Von besonderem Interesse dürfte gerade in diesen Tagen die Stellung sein, die Hoffmann Beethoven gegenüber eingenommen hat. Nächst dem im Beginn des 19. Jahrhunderts zu allgemeiner Anerkennung gelangten Mozart gilt ihm Beethoven, dessen neuartige Kunst damals noch vielfach umstritten war, als größter deutscher Tonkünstler. Bereits im Winter 1806/07 hat er in Warschau als Dirigent der „Musikalischen Gesellschaft" eine Symphonie von Beethoven zur Aufführung gebracht. Wie tief er in die Eigenart und Größe der Beethovenschen Tonkunst eingedrungen ist, das ersehen wir am deutlichsten aus seinen für die „Allgemeine Musik-Zeitung" geschriebenen Besprechungen der C-Moll-Sinfonie, der „Coriolan"-Ouvertüre, der beiden Trios (op. 70), der Musik zum „Egmont" und der C-Dur-Messe, aus denen er dann auch einen Extrakt unter dem Titel „Beethovens Instrumental-Musik" in die „Kreisleriana" aufgenommen hat.

„Die Musik," sagt Hoffmann, „schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle durch Begriffe bestimmbaren Gefühle zurückläßt, um sich dem Unaussprechlichen hinzugeben." Aus dieser Erkenntnis heraus verwirft er jede Programmusik, deren Kompositionen er — das geht auch manche Neutöner unserer Zeit an — „als lächerliche Verirrungen" bezeichnet, und rühmt bei Beethoven den tiefen Ausdruck menschlicher Leidenschaften mit den gerade der Musik eigentümlichen Mitteln und mit einer trotz allen formensprengenden Phantasiereichtums hohen künstlerischen Zucht. Über diese allgemeinen Andeutungen hinaus gibt Hoffmann aber auch, unter Anführung zahlreicher Notenbeispiele, sehr eingehende und treffende Charakteristiken der von ihm besprochenen Beethovenschen Werke. Wie hier etwa die Thematik und die instrumentale und harmonische Ausschöpfung des inneren Erlebensgehaltes in der V. Sinfonie durch ihren ganzen Verlauf hin erläutert wird, wie die Erregung der tragischen Grundstimmung in den ersten Takten der

---

Beethoven

Du bist der Morgenstern im Reich des Schönen,
Rein wie ein Demant strahlt dein Genius!
Die höchste Offenbarung klingt aus deinen Tönen,
Die sanft wie Zephir flüstern, wie Gewitter dröhnen,
Daß unsre Seele schwelgt im himmlischen Genuß.

Du schlägst das Feuer selbst aus kalten Steinen,
Aus dir singt tausendstimmig die Natur.
Ergriffen weinen wir, wenn deine Nächte weinen,
Begeistert jubeln wir, wenn deine Sonnen scheinen,
Und folgen wie die Kinder deiner Blumenspur.

Die Engel schweben aus den Sphären nieder,
Wenn deine Harfe weint und jauchzt und klingt,
Die Rose duftet schwül, der Falter schwirrt im Flieder,
Die Nachtigallen schluchzen heiße Liebeslieder,
Und alles rauscht und brandet, leidet, hofft und singt!

Victor Kalinowski.

Beethoven in Berlin

In seinen jungen Jahren teilte Beethoven das Schicksal so vieler großer Männer, sich unter mannigfachen schweren Entbehrungen emporkämpfen zu müssen. Als er 1792 von seiner Geburtsstadt Bonn nach Wien übersiedelte, besserten sich zwar seine äußeren Verhältnisse ein wenig, aber die Sorge um den Lebensunterhalt stand doch noch oft genug drohend vor ihm. Um sich und seine Kunst weiteren Kreisen bekannt zu machen, unternahm er von Wien aus eine Konzertreise durch die Städte Deutschlands, die damals im Mittelpunkt des musikalischen Lebens standen. Zu ihnen gehörte auch Berlin. Obwohl hier nach den schlesischen Feldzügen Friedrichs II. das künstlerische Leben völlig erloschen war und alle Kräfte jahrzehntelang zur Heilung der durch den siebenjährigen Krieg geschlagenen Wunden eingesetzt werden mußten, weckte doch der Thronwechsel des Jahres 1786 die alten Bestrebungen, und am Ausgange des 18. Jahrhunderts gehörte auch Berlin wieder zu den Städten, mit denen der Musiker rechnen mußte. Der preußische Königshof entfaltete unter Friedrich Wilhelm II. ein großes Prachtleben und pflegte die Musik als schönste Begleiterin seines ausschweifenden Treibens. In der Einwohnerschaft Berlins aber warben zahlreiche musikalische Kreise in Privatzirkeln und durch öffentliche Konzerte mit größtem Erfolge für gute, ernste Musik.

Als Beethoven im Juni 1796 nach Berlin kam, waren seine Kompositionen erst wenigen Freunden bekannt, aber der fünfundzwanzigjährige Künstler galt bereits als der beste deutsche Klavierspieler. Der König zog ihn sofort an seinen Hof und ließ ihn ihn mehrfach vor seiner Umgebung konzertieren. Beethovens Spiel ergriff die Zuhörer im tiefsten Innern und rührte sie fast zu Tränen. Freilich war dieser Erfolg nicht nach seinem Geschmack. Er fühlte, daß das seichte Dasein dieser Menschen, denen obendrein die Tränen so locker saßen, nicht den aufwühlenden Stürmen seine Schaffens gewachsen sein konnten. Deshalb lehnte er eine Einladung des Königs an den Hof ab, und es blieb beim Austausch von Geschenken. Beethoven widmete Friedrich Wilhelm II. zwei Cellosonaten und erhielt eine goldene Dose mit 100

„Coriolan"-Ouvertüre charakterisiert ist, wie die thematische Verschlingung und die Verwertung der Besonderheit der einzelnen Instrumente bei den Kammermusik-Kompositionen deutlich vor uns ersteht, wie er auch nicht vor durchaus diskutablen kritischen Einwänden gegen die Orchesterbegleitung der von Klärchen im „Egmont" gesungenen Lieder zurückschreckt, dann aber auch wieder die lebendige melodramatische Gestaltung der Schlußszene von Goethes Trauerspiel rühmt, und wie er schließlich Beethoven an einer Reihe von Momenten aus der C-Dur-Messe als Schöpfer geistlicher Musik charakterisiert, das behält auch heute noch neben den feinsinnigsten musikästhetischen Untersuchungen unserer Zeit Geltung. Wir werden deshalb gern dem Musikgelehrten Spitta zustimmen, der in einem Aufsatz der „Deutschen Rundschau" über Hoffmanns „Kreisleriana" und besonders die Abhandlung „Beethovens Instrumentalmusik" mit ihrer Charakterisierung Haydns, Mozarts und Beethovens urteilt: „In den ‚Kreisleriana' steckt ein Gärstoff von erstaunlicher Kraft, der die ganze Musikschriftstellerei unseres Jahrhunderts durchdrungen hat . . . Die Bilder der drei großen österreichischen Instrumentalkomponisten, welche Hoffmann . . . zeichnet und einander gegenüberstellt, sind mit solch tiefschauender musikalischer Intention erfaßt und zugleich mit so siegreicher dichterischer Kraft herausgestellt, daß sie heute noch ihre volle Wirkung tun."

Persönlich haben sich Hoffmann und Beethoven niemals kennen gelernt. Aber wir können uns denken, welche Freude Hoffmann empfunden haben wird, als ihm im Frühjahr 1820 ein Freund Beethovens einen vom 23. März datierten Brief überbrachte, in dem ihm Beethoven seinen Dank für seine Teilnahme an seinem Schaffen aussprach.

Bis 60 Grad Kälte auf der sibirischen Tundra

Von Dr. **Kai Donner**

Der finnische Forscher veröffentlichte soeben im Verlage von Strecker und Schröder in Stuttgart ein reichillustriertes Werk: „Bei den Samojeden in Sibirien" (M. 8.—), worin er über seine dreijährigen Reisen und Erlebnisse in diesen ungeheuren Einöden berichtet. Die Gefahren einer Winterreise auf der sibirischen Tundra werden uns durch die nachstehende Schilderung überaus anschaulich vor Augen geführt.

Am 28. Januar verließen wir die Hütte des Schamanen und fuhren auf dem linken Tasufer nach Süden zu über die Tundren. Die Karawane war ziemlich groß, wir hatten acht Narten und eine Menge Renntiere. Als wir den ganzen Tag gefahren waren, wurde es gegen Abend bedeckt und dunkel; wir verloren die Richtung und verirrten uns gänzlich. Es wurde Nacht, und wir mußten uns einen Lagerplatz suchen. Schließlich fanden wir einen niedrigen Hügel mit einigen Kiefern und Birken. Wir hielten, ließen die Renntiere los und zündeten Feuer an. Kälte und Wind nahmen zu. Zum Schutz gegen die Kälte und den eisigen Wind hatten wir nur ein mäßiges Feuer und eine niedrige Wand aus Zweigen und Schnee. Als wir etwas getrockneten Fisch gegessen hatten, breiteten wir Renntierhäute auf den Schnee und legten uns dicht nebeneinander, um es wärmer zu haben. Es war — 60 Grad C. und ich konnte vor Kälte lange nicht einschlafen. Morgens erwachte ich aus meinem leichten Schlaf und wollte aufstehen. Aber ich hatte ein merkwürdiges Gefühl in den Beinen und fiel um. Meine Füße waren erfroren. Kein Feuer, kein Reiben, kein Hüpfen konnte den Zustand bessern. Meine Beine, die bis zu den Knien weiß und gefühllos waren, blieben kalt und ich konnte nicht gehen. Die Renntiere wurden eingefangen, und wir machten uns wieder auf den Weg, um womöglich ein Zelt zu finden, in dem wir uns wärmen könnten. Es war etwas wärmer geworden, — 50 Grad Celsius, und man konnte auf günstigeres Wetter hoffen, aber dessenungeachtet konnte ich es nicht unterlassen, wenig angenehme Betrachtungen über meinen Zustand anzustellen. Fanden wir keine Hütte, dann war es aus mit meinen Pedalen und ich konnte meine Reise unmöglich fortsetzen. Zum Glück stießen wir bald auf Schneeschuhspuren und nach einer Weile auf eine Jurte, wo sofort die achtungswertesten Versuche gemacht wurden, wieder Leben in meine Beine zu bringen. Ich besinne mich besonders einer alten Samojedin, die nicht müde wurde, meine Beine mit Schnee zu reiben. Auch später nahm sie sich meiner an und pflegte, solange wir zusammenreisten, mir ein ausgezeichnetes Fußheu zu machen. Später gab sie mir die Erlaubnis, sie Mama zu nennen. Nach einigen Stunden fleißiger Arbeit kehrte das Gefühl in meine Beine zurück, und ich konnte sie als gerettet ansehen. Aber sie waren so geschwollen und empfindlich, daß ich gezwungen war, über vierundzwanzig Stunden in der Hütte zu verweilen. Eine ausgezeichnete Wirkung hatte der Fischtran, mit dem sie fortwährend eingeschmiert wurden.

*

Am 2. Februar verließen wir die Hütte und setzten unseren Weg fort. Das Thermometer zeigte immer unter — 50 Grad Celsius, und unsere Renntiere waren von der beschwerlichen Fahrt und der anhaltenden Kälte ziemlich arg mitgenommen. Wir kamen an diesem Tage nicht weit, aber als wir lagerten, fanden wir einen ziemlich großen Wald, wo es für die Renntiere viel Moos und für uns viel Brennholz gab. Aber obwohl wir ein ansehnliches Feuer angezündet hatten, gelang es uns in der zunehmenden Kälte doch nicht, warm zu bleiben. Nachts konnten wir nicht schlafen, sondern mußten auf unsere Hände und Füße achtgeben, die an verschiedenen Stellen zu erfrieren drohten. Am Morgen verschlangen wir in aller Eile ein paar Bissen rohes Fleisch und machten uns daran, die Renntiere einzufangen, die sich nach allen Seiten zerstreut hatten. Müde und erfroren, wie wir waren, dauerte diese Jagd einige Stunden, denn mit unseren steifen Fingern konnten wir mit dem Lasso nicht oft treffen. Den ganzen Tag fuhren wir über eine Tundra, die sich nach Westen erstreckt, so weit das Auge reicht. Abends kamen wir an tiefgelegene Sümpfe, wo wir Feuer machten und ruhten. Die Frauen blieben mit dem Gepäck über Nacht hier, aber wir Männer fuhren weiter, um die Hütte zu erreichen. Es wurde immer kälter und unerträglicher; es fing an windig zu werden, und unsere Gesichter, Hände und Füße froren zu gefühllosen Eisklumpen. Endlich entdeckten wir einen Weg, der von Leuten gebahnt wurde, die man uns entgegengeschickt hatte. Auf diesem Weg, der eigentlich nur eine tiefe Furche war, arbeiteten wir uns langsam, aber sicher weiter. Doch wir froren und froren immer schlimmer, bald riß ein Riemen, bald ein Zügel; schließlich fingen die Renntiere an hinzufallen, und wir hatten die größte Mühe, sie wieder hochzukriegen. Spät erreichten wir endlich die Hütte, und halb bewußtlos taumelte ich hinein. Noch ein paar Stunden, und ich hätte mir wahrscheinlich unheilbar Arme und Beine erfroren. In meinem Tagebuche finde ich unter diesem

---

Dukaten. Nur zum Prinzen Louis Ferdinand trat Beethoven in engere Beziehungen. Der Prinz spielte selbst vorzüglich Klavier. Als Beethoven ein kurzes Konzert von ihm gehört hatte, meinte er, daß Louis Ferdinand gar nicht königlich oder prinzlich gespielt hätte, sondern wie ein echter, richtiger Klavierspieler. Diese hohe Anerkennung enthielt zugleich das vernichtendste Urteil, das je über fürstliche Kunstbetätigung gesprochen worden ist. Beethoven besaß eben den für damalige Verhältnisse ganz unerhörten Mut, jeden einfachen Menschen, der sein Handwerk von Grund auf erlernt hatte, hoch über fürstliche Dilettanten zu stellen.

Wenige Jahre vor Beethovens Ankunft war in Berlin die Singakademie gegründet worden. Sie war der Mittelpunkt des musikalischen Berliner Bürgertums und hatte es sich zum Ziele gesetzt, eine Pflegestätte guter Musik zu sein. Hier fand Beethoven natürlich das tiefste Verständnis. Zweimal besuchte er den jungen Verein in seinem Übungslokal in der Akademie der Künste Unter den Linden. Nachdem er sich einige Gesangsvorträge angehört hatte, spielte er selbst — spielte, was der Augenblick ihm gerade eingab. Es war seine Stärke, sich ans Klavier zu setzen und ohne Noten, ohne die Absicht, ein bestimmtes Stück wiederzugeben, zu phantasieren, den klingenden Stimmen seines Innern nachzugehen. Solche Improvisationen rissen alle Zuhörer hin, und auch die Mitglieder der Singakademie wurden so tief ergriffen, daß sie keines lauten Beifalls fähig waren und sich am Ende erschüttert um den Spieler drängten und ihm stumm die Hände schüttelten. Über solches Verhalten, auf das wohl jeder andere Künstler stolz sein würde, konnte nun freilich Beethoven höchst ungehalten werden. Ergriffenes Schweigen und Rührung war ihm etwas für Frauen; Männer jedoch sollten leidenschaftlich und begeistert sein. Noch nach Jahren äußerte er sich mißmutig über die Wirkung seines Spiels auf die Mitglieder der Singakademie: „Das ist es nicht, was wir Künstler brauchen; wir verlangen Applaus".

Mit den Größen des Berliner Musiklebens kam Beethoven nicht auf guten Fuß. Ob nun sein kantiges Wesen und seine demokratische Gesinnung daran schuld waren, oder ob die Berliner Musiker das junge Genie nicht erkannten, kurz, Beethoven blieb ihnen fremd. Der Leiter der Singakademie, Fasch, nahm in seinem Tagebuch nur ganz kurz Notiz von der Anwesenheit des „Herrn Ludwig van Beethoven, Klavierspieler aus Wien." Über den Eindruck, den das Spiel des Künstlers auf ihn und die Zuhörer gemacht hatte, wußte er nichts zu sagen. Zelter, der Freund Goethes und Nachfolger Faschs an der Singakademie, fand sich erst sehr spät zu einem gerechten Verständnis Beethovenscher Kunst hindurch, und mit dem Kapellmeister des Königs, Himmel, kam es zu so schweren Auseinandersetzungen, daß wenig später der endgültige Bruch zwischen den beiden Künstlern erfolgte. Die Fachwelt verhielt sich also nicht sehr freundlich gegen den Wiener Meister. Desto hellhöriger war das Laientum. Zweifellos hat hier Beethoven durch seinen Besuch den Grundstein für die Verehrung gelegt, die ihm später in Berlin zuteil wurde. Zu großer Begeisterung des Publikums konnte die Berliner Oper es im Jahre 1815 wagen, den von Mißgeschicken arg verfolgten „Fidelio" endgültig aus der Taufe zu heben. Beethovens Dank dafür war grenzenlos. Er wollte eine neue Oper ganz allein für die Berliner schreiben. Der Plan zerschlug sich, weil sich kein geeignetes Textbuch fand, aber Zeit seines Lebens hat Beethoven diese Tat den Berlinern nie vergessen.

R. M.

Datum eine lange Jeremiade über diese Beschwerlichkeiten. Ich war in großen Zweifeln, wie die Reise wohl enden und ob das Wetter weiter, wie seit über einem Monat, gleich ungünstig bleiben würde. Am schlimmsten empfand ich es aber, keine Ahnung zu haben, wie sich der Weg zum Ob gestalten würde. Die Karten sind an diesen Stellen weiß, und kein Samojede konnte bessere Auskunft geben.

Stein der Straße

Das ist der Titel eines kleinen Bandes Gedichte, die Franz Rothenfelder gedichtet hat. Der Gedichtband ist im Kommissionsverlag der Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (Berlin S. 14, Inselstraße 16) erschienen. Verse sind darin, die die zarte feine Farbe und den Duft einer Blume haben.

Ich bin nicht mehr, ich werde sein.
Ich ward ein Reis in einem Garten
Und um mich schmiegt sich sanftes Warten
Im wunden Wintersonnenschein.

Und hart daneben Verse, die Aufschrei sind und Anklage, Trauer und Resignation. Und immer wieder neuer Aufschrei.

Das schnitt mit vielen scharfen Winden:
Weh dem, der keine Arbeit fand!
Und magst du eine Stelle finden,
Wo schlafend Frost und Hunger schwinden,
Dann nenn' es Menschenwunderland.

Aus dem Gesamtwerk aber fühlt man, daß dieser heute vierzigjährige Dichter einen seltsamen, harten Weg gegangen ist. Man versteht es, daß der junge Student in der Beschaulichkeit des Mönchtums Erfüllung seines mit Mensch und Tier, Baum und Pflanze mitleidenden Lebensgefühls zu finden hoffte. Grade an den Gründer des Ordens, in den er eintrat, den heiligen Franz von Assisi, dessen „Blümelein" sicher auch vielen Proletariern nicht unbekannt sind, knüpfen sich ja viele schöne Legenden menschlichen Mitleidens. Wir kennen seine Predigt an seine Schwestern, die Vögel, und seine Brüder, die Fische. Aber wie in seinen Gedichten steht im Leben dieses Menschen Rothenfelder hart neben dem lyrischen Versunkensein die klare Erkenntnis der Ungerechtigkeit der heutigen Gesellschaft.

Die Not ist's, die in Kerkern friert und darbt.
Dem Elend eurer Schuld nehmt ihr das Licht.
Die Wunde, die ihr schlagt, heilt und vernarbt,
Doch der geschlagene Sinn vergißt sie nicht.

Diese Erkenntnis aus Mitleid treibt Rothenfelder, bevor er eine Weihe erhalten und bevor er ein Gelübde abgelegt hat, aus dem Kloster mitten unter das Proletariat. Die Ablegung des Doktorexamens hätte ihm eine gesicherte Existenz geboten. Aber es reißt ihn auf die Straße der Welt: arbeitend und hungernd zieht er durch Deutschland, Belgien, Frankreich und Italien. Früh wird er klassenbewußter Sozialist. Der Krieg treibt ihn in die vorderste Reihe derer, die für ihre Klasse kämpfen. Die bürgerliche Gesellschaft rächt sich an ihm: sie wirft ihn im Frühling 1919 für Jahre auf die Festung und läßt ihn alle Härten grausam fühlen. Schwerkrank verläßt er die Festung. Sein Weg führt mitten hinein in das Elend der großen Stadt.

Der Regen stach und fiel,
Die schwarzen Straßen froren.
Und Bahnhof ward Asyl.
Strandgut und Strom verloren,
Lag fern von Glück und Ziel.

Der späte Morgen kam,
Wie roter Zorn zu sehen.
Wir wankten steif und lahm,
Wir schliefen fort im Gehen
Und schwerer kroch die Scham.

Untergetaucht in das Meer der Not verliert der Dichter nie sein glühendes Herz, nie seinen Glauben an die Menschen, nie seine religiös-sozialistische Inbrunst.

Du bist der Mantel nicht,
Den Könige und Priester
Um Schultern ihrer Launen werfen.
Die Fliege aber
Und der Wurm,
Den Menschenfrevel tritt,
Bist du —
Und darum bist du groß
Und darum Gott

Aus diesem Gefühl, aus diesem religiösen Sozialismus heraus wird der Dichter Rothenfelder der Sprecher all der Namenlosen, der Elenden. Er weiß, daß er nur ein Stein der Straße zur Zukunft ist, daß der Weg noch weit und mit vielen Steinen der Not und des Elends gepflastert ist.

Viel Weg und Weh der Menschen strich
Wohl über dich, wohl über mich,
Und tief veratmend strömt die Nacht,
Noch immer Weg, noch immer Wacht.

Gerth Schreiner.

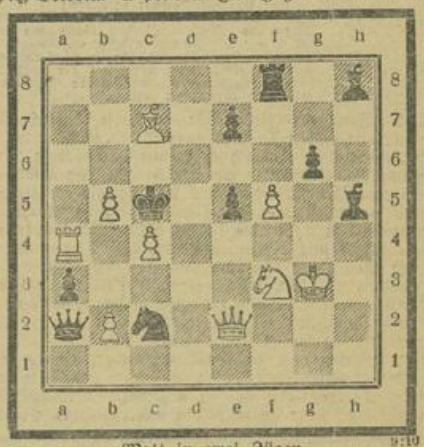
Woher stammt die Bezeichnung Konservatorium?

Übersetzt man das aus dem Italienischen (conservatorio) stammende Wort, so heißt das: „Bewahranstalt", was uns zu seiner heutigen Bedeutung nicht recht geeignet erscheinen will. Dieser Ausdruck rührt jedoch davon her, daß in früheren Jahrhunderten in Italien der Musikunterricht der Kinder in „Bewahranstalten", in Findelhäusern, in Waisenhäusern, auch in Hospitälern abgehalten wurde. Später wurden dann auch eigene, aber bloß durch Wohltätigkeit unterhaltene Musiklehranstalten gegründet, in denen die Schüler und Schülerinnen Wohnung, Kost und Kleidung erhielten, gleichzeitig auch erzogen, also vollständig „bewahrt" wurden. Manche dieser Musik-Wohltätigkeitsanstalten wurden sogar, wie es z. B. in Venedig geschah, „ospedale" (Hospital) genannt. Die ursprüngliche Bezeichnung „conservatorio" behielt man bei, auch als sich diese einfachen Musikschulen im Laufe der Jahrhunderte schon längst zu den berühmtesten hohen Schulen in Italien entwickelt hatten. Von dort wurde diese Bezeichnung dann auch auf andere europäische Musiklehranstalten angewandt, wenn sie einer Hochschule gleichkamen, wie auf das Leipziger, das Wiener, das Prager Konservatorium und das Pariser „conservatoire", die sämtlich Weltruhm genossen. Aber schon vor dreißig Jahren begann man, vor allem in Berlin, fast jede bessere Musikschule so zu betiteln, und heute ist das altberühmte „Wiener Konservatorium" in eine „Hochschule der Musik" umgetauft worden, wodurch es sich nun von den anderen, mittlerweile auch dort aufgetauchten „Konservatorien" unterscheidet.

Schach-Ecke

Aufgabe Nr. 100

E. Opitz, Dresden. 4. Preis im Zwei-Züge-Turnier Berlin 1922



Matt in zwei Zügen

Endspielstudie Nr. 48

A. Troitzky (Petrograd)

Stellung: Weiß: Kg2, La2, Bb5, h2. (4). Schwarz: Kh5, Lc2, Bd5, h6. (4).

Lösung: 1. b5—b6! Lc2—e4+ 2. Kg2—g3 d5—d4 3. h2—h4 Kh5—g6 erzwungen 4. La2—b1! Le4×b1, 5. b6—b7 und gewinnt.

Voranzeige: In der übernächsten Nummer beginne ich mit einer Abhandlung über das Damengambit und Damenbauernspiel nebst seinen Abzweigungen. Das Thema ist sehr interessant und bietet unseren Schachfreunden Gelegenheit, sich in dieser wichtigen Eröffnung weiter auszubilden. J. B.

Aus anderen Kreisen: Eine Überraschung gab es in den Vereins-Kreis-Meisterschaften des 5. Kreises. Nürnberg verlor in Ingolstadt gegen München 7 : 1. Zwei Partien hängen noch. Vermutliches Resultat 7½ : 2½ für München. Dieses wird wahrscheinlich Kreismeister.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Sachsenhausen: Dienstags bei Adrian, Affentorplatz.
Innenstadt: Montags „Zur Pfalz", Holzgraben 7.
Niederrad: Samstags Sportplatz der Freien Turner, Hahnstraße.
Nordend: Dienstags bei Walter, Weberstraße 84.
Bornheim: Mittwochs bei Pauly, Germaniastraße 49.
Niederwald: Mittwochs bei Blank.
Bockenheim: Mittwochs „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Rödelheim: Mittwochs im „Schwabeneck", Eschborner Landstr. 36.
Bahnhofsviertel: Donnerstags „Zum Regenbogen", Gutleutstr. 151.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Johannes Brahms

Noch sind unsere Herzen entflammt von jenem unfaßbaren menschlichen und künstlerischen Vermächtnis, das im Zeichen hundertjähriger Erbschaft uns Beethoven als einen der größten Musikschöpfer feiern ließ, und schon wird der auf den 3. April fallende Todestag eines anderen deutschen Meisters — Johannes Brahms — Verpflichtung, seiner und seines Werkes zu gedenken. Nicht allein die runde Zahl verflossener Jahre, vielmehr die gewonnene Distanz zwischen seinen und unseren Tagen, die zwei Zeitabschnitte mit anderer Gesinnung und Geistigkeit scheidet, gibt über die äußere Veranlassung hinaus die tieferen Gründe unserer Betrachtung und die Möglichkeit der objektiven Wertung. Da die Erscheinung Beethovens in uns allen lebendig ist, wird sich an ihr Brahms um so deutlicher erklären. Viel haben beide gemeinsam: beide entstammen dem Volke, aus Musikerfamilien, deren unerbittlicher Existenzkampf schon die Jungen zwingt, mitzuverdienen; beide begannen ihren Weg als Klavierspieler; beide blieben einsam, ohne Schicksalskameradin, ohne Kinder und starben ohne Freund; beide waren sentimentalische Naturen, die die Formen der Musik mit persönlichem Erlebnisinhalt ausfüllten, also Ausdrucksmusiker waren; beide lebten ohne hervorragendes äußeres Amt ganz ihrem Schaffen (die kurze Zeit, die Brahms als Dirigent in Detmold, Hamburg und Wien erlebte, bleibt jeweils nur Episode im äußeren Schicksalswege); beide hatten die ethische Haltung in Leben und Schaffen wie auch die Volksverbundenheit gemein. Was sie vor allem scheidet, ist die rein schöpferische Kraft im Erfinden und Gestalten, in der Tiefe und Weite des Schauens, in den Horizonten des Willens und Denkens. Was bei Beethoven unvergleichbar, ist bei Brahms hoher Anerkennung wert. Beethoven ist ein Genie, Brahms eine ungewöhnliche Begabung, die mit ihren Kräften vorbildlich wucherte.

In ihrer Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Musik unterscheiden sich diese beiden Künstler so: Beethoven, wurzelfest und mit beiden Füßen auf traditionellem Boden, saugt die Geistigkeit seiner Zeit mit ihren Freiheitsideen unbewußt in sich, w rd sich ihrer kraft seines Geistes bewußt, macht sie sich in kämpferischer, persönlicher Selbstentscheidung zu eigen und beseelt — als Revolutionär des Geistigen — das Vorhandene, Übernommene mit neuem Ausdrucksgehalt. Meisterlich und unerhört zuchtvoll gestaltend steigert er die übernommene Form (Sonate, Sinfonie) auf technisch unüberwindbare Höhe. Er erfüllt das Gestern und eröffnet das Morgen; sein Werk aber ist in seiner Kraft, Tiefe und gebundenen Freiheit ewig wie ein Heute. Anders Brahms. Sechs Jahre nach Beethovens Tode (am 7. Mai 1833) in Hamburg als Sohn eines Kontrabassisten geboren, wächst er heran in einer Zeit, wo die reine, von Beethoven erweckte Blüte der Romantik sich schon der sengenden Mittagshöhe nähert. Weber und Schubert sind tot; allein Schumann (in seinen Liedern und Klavierwerken noch nicht der drohenden romantischen Zersetzung verfallen) wahrt ursprünglichen Sinn. Mendelssohn begegnete dem Barockriesen Bach und erfror an dieser Größe zur konservativen Formstrenge. Fortschrittsgeist lebte und wirkte allein im Weimarer Kreise um Liszt, dem Wagner, der Vollender, entwuchs. Hier erlebte die Romantik ihre Hochblüte und Übersteigung, die zum Verfall führte, die den Subjektivismus Beethovens nicht mehr einer Gemeinschaftsidee unterordnete, in Selbstbetrachtung krank und volksfremd wurde und Kunst aus sich und für sich selbst pflegte.

Brahms, zuerst im Banne Schumanns, von dem er wie von Bach und Beethoven nachhaltig beeinflußt wurde, schloß sich niemandem an. In Gefühl und Weltanschauung ist er Romantiker, in Formbewußtsein und mit dem Verstande „Klassiker". Bei ihm ist das für die Romantik typische Zurückschauen und Zurückgreifen auf das Mittelalter mehr als nur literarisches Programm: Übernahme von technischen Dingen infolge von Übereinstimmung mit seiner Weltanschauung, wie ihn sein Wesen, seine Triebkräfte und sein Schaffensvermögen vor allem zum Hüten, Bewahren, Sammeln bestimmten. Mendelssohn hat Bach wiederentdeckt; Brahms aber gibt in seinem Werke die Brücke von Bach zur neuen Zeit. Niemand wahrte Beethovens Erbe so wie er, nicht im Wort, in Aufführungen, sondern in seiner Musik selbst, wo das Beispiel Beethovens fortlebt, seine Technik, sein Wesen sich aufs innigste mit Brahms' persönlicher Note verbindet. Nannte Hans von Bülow einmal die erste Sinfonie von Brahms die „Zehnte" (von Beethoven), so war damit natürlich kein Werturteil gegeben, da ja jeder Vergleich hier unmöglich ist, sondern es war darin einsichtig gesagt, daß hier eine Erbschaft durch eine ähnlich bestimmende Art angetreten war.

Brahms ist die gewaltige und harmonische Zusammenfassung dessen, was das Schicksal der Musik von der Hochblüte der vorklassischen mehrstimmigen Vokal- und Instrumentalkunst bis zur Hochblüte der Romantik (ihre Auflösung noch nicht einbeziehend) bestimmte. (Das gilt für die absolute Musik, denn Brahms schrieb keine Oper.) Darüber hinaus liegt sein schöpferisch Originelles, Eigenwertiges nicht in einer neuen Form oder neuen Gesinnung, sondern in seinem individuellen, persönlich reizvollen, überzeugenden Klange, der das Dunkle, die „Wonne der Schwermut", eine verhaltene Leidenschaft rein und klar und tief ehrlich — und gekonnt ausspricht. Herbstlich wie seine ganze Erscheinung ist seine Musik, oft dunkel verbrämt, herb und keusch wie sein Menschliches, wie ein reifes Alter, das nur selten und dann auch nur müde, kaum merklich, lächelt. Nicht jene hymnische Begeisterung, mit der ihn Schumann der Welt vorstellte, doch auch noch weniger jenes Nietzsche-Wort von der „Melancholie des Unvermögens" haben heute noch für ihn Bedeutung und Sinn. Mit uns verbunden ist er durch den Vater der Moderne, Max Reger, dem er den Boden bereitete und die Brücke von Bach und Beethoven über den Abgrund Wagner baute. Er ist uns verbunden durch die innerlich bewegende und in ihrer herbstlichen Schönheit beglückende Musik, als getreuer Verwalter und Heger unseres echten alten Volksliedes. In seinen vier Sinfonien, seinem „Deutschen Requiem", seiner Kammermusik und vor allem in seinen Liedern wurde er uns zum „Klassiker", dessen klar erkannte, große, wenn auch nicht größte Bedeutung auch dieser neuen Zeit selbstverständlich ist.

Walter Berten.

*

Mit dem Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist ist das Verlagsprivilegium der Brahmsschen Werke erloschen, was naturgemäß dazu beitragen wird, die Popularität des großen Nachklassikers noch zu steigern. Besonders wird die durch die Herstellung des freien Wettbewerbs bedingte Verbilligung des Notenmaterials der Verbreitung der Lieder und Kammermusikwerke des Meisters zugute kommen. So gewinnt der Brahms-Gedenktag heute, wo die Frage einer etwaigen Verlängerung der Schutzfrist auf 50 Jahre nach dem Tode des Autors heftig umstritten wird, die Bedeutung eines beredten Plaidoyers gegen eine solche Verlängerung, die auf Kosten der Allgemeinheit nur einer verschwindend kleinen Zahl persönlich Interessierter einen überdies noch nicht einmal sicheren geschäftlichen Vorteil in Aussicht stellt. Gehören doch Brahms Klavier- und Kammermusikwerke, ebenso wie seine Lieder, mit den Schöpfungen der Klassiker zusammen zum festen Bestand der deutschen Hausmusik, und ungezählte Musikfreunde haben deshalb mit Sehnsucht den Tag erwartet, an dem sein Werk endlich Gemeingut des deutschen Volkes wird.

Beethoven und Grillparzer

Der große österreichische Dichter Grillparzer hat bekanntlich die Rede verfaßt, die der Schauspieler Anschütz 1827 in Wien bei der Beerdigung Beethovens gehalten hat.

In seinen „Erinnerungen" schreibt Grillparzer über Beethoven u. a.:

Das erstemal, daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 1805 gewesen sein — und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Josef Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst oder Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abbé Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen anfing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abbé Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war im dumpfen Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblick an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abé Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte . . .

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemietet. Beide Abteilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Türe hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Tür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblick an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle anderen Gelegenheiten abgeschnitten waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Türe nach dem Gang verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausgangs durch den Garten bedienen würden. Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauffolgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung inne hatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Liederlichkeit berüchtigten Bauers, Flehberger hieß er. Dieser Flehberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Liese. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse herauftam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flehberger Hoftor stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernburschen gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignorieren, in Zorn brachte; dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächste Mal wieder am Hoftor stehen zu bleiben. Ja, sein Anteil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängnis gesetzt wurde (Kotter genannt), Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die gestrengen Ratsherrn so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen . .

*

Grillparzer hat für Beethoven auch einen Operntext gedichtet, an dem Beethoven eifrig mitarbeitete. Einmal sagte er zu Grillparzer: „Ihre Oper ist fertig!" Ob fertig im Kopfe oder auf seinen unzähligen Notizzetteln, ist nicht bekannt geworden. Denn Beethoven ist mittlerweile gestorben . . .

*

Zum Schluß seiner Erinnerungen an Beethoven setzt Grillparzer „noch ein paar Reimzeilen, die ich vor kurzem niedergeschrieben, und für die ich keine bessere Stelle weiß":

Es geht ein Mann mit raschem Schritt, —
Nun freilich geht sein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all sein Streben ist nach vorn;
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß jedem bangt.
Ein Sprung — und sieh da, unverletzt. —
Hat er den Abgrund übersetzt. —
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gedahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

Martha

Von Ada Negri

Der Schmerzes herbe Stöße trug sie stumm,
Am Webstuhl aufrecht sitzend, weiß wie Wand,
Nach Arbeitsschluß im Nordwind ist sie heimgerannt,
Und auf des Hauses Schwelle sank sie um.

Sie stöhnte rastlos, — als sein bleich' Gesicht
Der Morgen hob, stieß die uniel'ge Frau,
Wie wundes Tier aufheulend wild und rauh,
Den toten Engel vorwärts an das Licht.

Man nahm den kleinen Leichnam — grub ihn ein,
Den Mutteraugen fern — und alle schwiegen.
Sie blieb drei Tage auf dem Kissen liegen,
Das Antlitz unbewegt, gefügt von Stein.

Am vierten Tag — noch sang sein wildes Stück
Der Wind von Nord — erhob die Bleiche sich,
Der alles Blut aus ihrem Leibe wich —
. . . So kehrte an den Webstuhl sie zurück.

(Deutsch von Henni Lehmann.)

Ein Heiratsbureau 1950

Von Alfred Auerbach

Im Zentralrundfunkdienst, der die Zeitungen längst überflüssig gemacht hatte, wurde tagtäglich angekündigt:

„Moderne Heiratsvermittlung, nach neuzeitlich wissenschaftlichen Methoden. Fehlehen ausgeschlossen. Man bittet um Besuch des Ateliers. Luftautolinie 13, Quadrat B. 43. Stockwerk."

Ich wünschte diese Methode kennen zu lernen. Sie schien mir Humbug.

Vor meinem Fenster hielt die gelbe Linie 13.

Ich stieg ein und fand kaum Platz. Die Leute standen im Luftauto eng aneinandergepreßt. Sie musterten sich neugierig und auch mich streiften Blicke.

Eine ältere Dame schien besonderes Interesse für mich zu haben. Sie lorgnettierte mich mit Y-Gläsern (System Professor Strahlinsky), die bekanntlich den Menschen durchleuchten.

Die Dame schien bei mir keine von den Eigenschaften zu entdecken, die sie suchte, sie wandte sich ab.

In diesem Augenblick hielt das Auto vor dem Atelier.

Sämtliche Passagiere stiegen aus und betraten den Haltestellebalkon.

Man schritt durch eine Tür, die sich automatisch öffnete in einen Raum, der mit den wunderlichsten Apparaten angefüllt war.

Objektive rissen ihre Klappen auf und photographierten automatisch jeden Ankömmling, natürlich filmisch.

Andere Instrumente, seltsam verdeckt, nahmen die leisesten Gespräche auf. In der Tür zum Audienzzimmer war ein Durchleuchtungsrahmen.

Die Leute standen in dem Warteraum geduldig in langen Reihen.

Berichte aus den sagenhaften europäischen Kriegsjahren und Nachkriegszeiten schilderz wartende Polonaisen, die um Brot anstanden. Jetzt konnte ich mir ein Bild machen, wie das in den unfaßbaren Zeiten ausgesehen haben mag.

Ich blickte auf die Uhr. Zwei Stunden mochte ich brav gewartet haben, als ich endlich den Türrahmen passieren konnte.

Wachsen im Frühling

Von **M. A. von Lützendorff**

Die schöpferische Gestaltungskraft der Natur, die aus dem Atom die lebenstätige Zelle und aus Zellenmillionen allmählich die Form schafft, tritt zu keiner Jahreszeit gewaltiger hervor, als in den ersten Frühlingswochen, wenn die Knospe am Baum schwellt und dem Ackerboden der zartgrüne Halm entsprießt. Wodurch diese Naturkraft befähigt und veranlaßt wird, den Naturwesen Gestalt und Lebenstüchtigkeit zu verleihen, weiß man nicht, aber das Wachstum selbst in seinen verschiedenen, gesetzmäßig aufeinanderfolgenden Erscheinungsformen hat die Forschung zum großen Teil klargelegt.

Großen Einfluß auf den Beginn und den Verlauf des Pflanzenwachstums hat die Temperatur, denn für jede Pflanze besteht ein bestimmtes Wärmegesetz, und dieses wiederum umschließt drei Hauptpunkte: das Temperaturminimum, bei dem die Pflanze ihr Wachstum beginnt, die Temperatur, unter der sie am schnellsten wächst, und endlich ein Maximum, unter dessen Einfluß das Wachstum zum Stillstand kommt. Diese einfache Tatsache birgt nun eine Fülle der verschiedenartigsten Wachstumserscheinungen. Der Weizen z. B. beginnt schon bei fünf Grad Wärme zu wachsen, erreicht darin bei 29 Grad den Höhepunkt der Schnelligkeit und gelangt bei 42 Grad zum Stillstand. Mais und Bohnen brauchen zum Wachstumsbeginn eine Wärme von 9,4 Grad Celsius, der Kürbis sogar 14 Grad; bei 34 Grad wachsen sie dann am schnellsten, und bei 46,2 Grad ist das Maximum erreicht. Dieser gesetzmäßige Wachstumsverlauf beginnt sogar schon in der einzelnen Zelle, die zuerst langsam wächst, dann ihr Wachstum mehr und mehr beschleunigt, bis auch sie auf einen Höhepunkt— das Maximum — gelangt, das nicht mehr überschritten wird. Gelegentlich kann man freilich auch Ausnahmen beobachten, insofern, als bei manchen Pflanzen das Wachstum direkt stoßweise erfolgt; sie sind aber sehr selten und in ihren Ursachen auch noch nicht erforscht.

Daß Wärme vor allem auf die Schnelligkeit des Wachstums der Pflanzen fördernd wirkt, beweist am deutlichsten das ungemein rasche Wachsen gewisser Tropengewächse, so z. B. einer auf Ceylon wachsenden Bambusart (Dendrocalamus), an der man innerhalb 24 Stunden einen Höhenzuwachs von 57 Zentimeter festgestellt hat. Mahagonibäume können in zwei Jahren eine Höhe von fünf Meter erreichen; ja, selbst in unserem Klima gibt uns der Hopfen, der in einem Sommer bis zu zwölf Meter lang wird, ein charakteristisches Beispiel einer unter günstigen Wärmeverhältnissen schnell wachsenden Pflanze. Allerdings setzt ein solches Rekordwachstum auch eine genügende Wasserzufuhr voraus. In regenarmen Ländern, in denen, wie etwa in Kapland, jahrelang kein Regen fällt, oder gar wie im südafrikanischen Betschuanaland, wo es, wie die jüngsten Feststellungen ergeben haben, nur alle zwölf Jahre einmal regnet, ist trotz Sonnenwärme und Licht die Flora von einer Dürftigkeit, von der wir uns überhaupt keine Vorstellung machen können. Wie Filzpolster liegen die Pflanzen dem Boden auf, wobei sie ihre Blätter ganz eng an einanderpressen, um sie vor Verdunstung zu schützen. Durch eine solche Schutzvorrichtung gegen Wasserverdunstung kommt bei einer Trockenpflanze Neuseelands eine ganz seltsame Form zustande: sie bedeckt nämlich den Boden in einer Gestalt, die ganz und gar einem auf der Erde liegenden Schaf gleicht. Man hat das eigenartige Gewächs (Raoulia Mammillaria Hook) denn auch „Schafspflanze" genannt, weil auch das schmutzige Weiß der filzigen Polster an die Farbe des Schaffells erinnert.

Wärme kann somit auf das Wachstum der Pflanze in erster Linie belebend und die Schnelligkeit fördernd einwirken, wogegen der Lichteinfluß auf das Pflanzenwachstum vermutlich bisher in mancher Hinsicht überschätzt worden ist. In den Tropen wachsen z. B. viele Pflanzen hauptsächlich während der Nacht, weil das grelle Tageslicht wahrscheinlich hemmend auf den normalen Wachstumsverlauf wirkt, wie denn auch die Lichtmessungen Professor Wiesners an unseren einheimischen Pflanzen festgestellt haben, daß zerstreutes Licht das Wachstum mehr fördert, als das direkte Licht prall auffallender Sonnenstrahlen, gegen die sich zahlreiche Gewächse sogar durch die verschiedensten Vorkehrungen — verdickte Gewebe, Haardecken und dergleichen, oder entsprechende, der Sonne abgewendete Stellungen — zu schützen suchen. Also weder Wärme noch Lichtstärke wären allein imstande, daß Pflanzenwachstum dahin zu bringen, daß die Natur im Verlaufe weniger Wochen völlig ergrünt. Es muß vielmehr noch der Hauptfaktor den Ausschlag geben, damit die Knospen gesprengt werden; und diese wachstumauslösende mächtige Triebkraft ist das Wasser. Denn das Wasser hat nicht nur im Pflanzenkörper selbst die Aufgabe, die Nährstoffe von Zelle zu Zelle, von Organ zu Organ zu befördern, sondern es muß auch auf den Boden in der Weise einwirken, daß seine nährenden Bestandteile der Pflanzenwurzel zugeführt werden können.

Was manche Pflanzen während ihres Wachstums an Wasser brauchen, ist wirklich ganz erstaunlich. An einer Versuchskultur von Puff- oder Saubohnen (Vicia Faba) beobachtete man, daß der Wasserbedarf der einzelnen Bohnenpflanze bis zur Blüte etwa 6 Liter betrug, von der Blüte bis zur Samenbildung 24 bis 38 Liter und endlich bis zur Reife noch 5 bis 8 Liter erforderte. Soll ein Stück Ackerboden 1 Kilogramm Getreide hervorbringen, müssen ihm 500 Kilo Wasser zugeführt werden — ein Verhältnis, das sich auch bei vielen anderen unserer Kulturpflanzen findet —, sodaß also eine Anbaufläche von 10 000 Quadratmeter nicht weniger als 5 Millionen Liter Wasser nötig hat, um eine befriedigende Ernte zu liefern. Und ein Baum von 30 Meter Höhe braucht im Tage nahezu 60 Liter Wasser, das die tiefgehenden Wurzeln zum größten Teil dem Boden entnehmen müssen, um jedes seiner Organe bis zum kleinsten Blättchen hin mit Nährflüssigkeit zu versorgen. Man hat beispielsweise erst kürzlich im Verlauf von Untersuchungen den Wasserbedarf des Torfmooses (Sphagnum) mit dem des Menschen verglichen und ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß ein etwa 150 Pfund schwerer Mensch, wollte er soviel Wasser trinken, wie, im Verhältnis zu seiner Größe, das Torfmoos zu sich nehmen kann, er jede Sekunde 4 Liter Wasser trinken müßte!

Zu den fesselndsten Beobachtungen, die uns das Pflanzenwachstum vermittelt, gehört noch die Feststellung des Zeitmaßes, in dem die einzelnen Pflanzen und pflanzlichen Organe wachsen. Nach den jüngsten Untersuchungen hat sich das schnellste Wachstum an einem Pilz (Dictiophora) wahrnehmen lassen, der in der Minute um 5 Millimeter zunahm. Staubfäden von Gräsern wuchsen in einer Minute um 1,8 Millimeter, während der Kürbisstengel um 0,1 Millimeter in der Minute länger wurde. In Prozenten ausgedrückt ließ sich das Minutenwachstum bei-

---

Ich hatte ein seltsam prickelndes Gefühl, als ich ihn durchschritt. Es war, als griffe ein Operateur in meine Herzgegend und drehte mein Innerstes um und um.

Endlich stand ich vor dem gewaltigen Direktor.

Er war 1.54 Meter groß, hatte eine Glatze, kleine stechende Äuglein und katzenhafte Bewegungen.

Er drückte mich in einen Sessel und betastete mein Gehirn, ehe ich etwas sagen konnte.

Er begann dann:

„Sie sind keine angenehme Partie, Sie sind spöttisch, eigensinnig, schwer nehmbar, gutmütig gegen Gleichgesinnte, kritisch gegen Andersdenkende. Sie sind weder groß, noch schön, immerhin noch gut erhalten, agil, tätig und haben eine Zukunft."

„Ihre filmischen Aufnahmen, sowie ihre Stimmplatten, Ihre Herzdurchleuchtung, sowie Ihre Kopfabtastung geben dieselben Auskünfte."

Ich wollte etwas erwidern, aber der Mann drückte mich schon wieder in einen anderen Sessel.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Hier ist das filmische Bild, die Stimmplatte, das Durchleuchtungspositiv der Dame, die einzig zu Ihnen paßt.

Es ist meine Spezialität, durch absolut zuverlässige, dem Jahre 1950 und seinen Fortschritten entsprechende Methoden falsche Eheverbindungen auszuschließen.

Sie werden bemerken können, daß Ehescheidungen, sowie Selbstmorde zu den Seltenheiten geworden sind, seitdem die Liebe technischen Errungenschaften und Messungen gewichen ist. Romantische Dummheiten sind gewesen! Sie haben viel Unheil geschaffen und hätten die Erde bald ruiniert."

Ich wollte das Wort ergreifen. Er drückte mich in den Sessel zurück.

„Sie wollen sagen, daß Ihnen die Dame gefällt. Sie haben recht. Ihre Ehe wird eine glückliche sein. Honorar 2000 Goldspezies, sofort zahlbar."

Endlich konnte ich etwas sagen:

„Herr Direktor, ich wollte Sie ja nur besuchen, um Ihre Methode kennen zu lernen. Ich kam aus theoretischen, nicht aus praktischen Gründen, Herr Direktor. Ich finde Ihre Methode glänzend, aber ich habe keinesfalls die Absicht zu heiraten. Guten Morgen!"

Herr Direktor sah mich an, als ob er willens wäre, mich mit wissenschaftlichen Methoden zu erledigen.

„Herr!" schrie er, „Sie rauben mir meine kostbare Zeit! Die Menschheit wallfahrtet zu mir, Sekunden sind Schicksalsgnade, und Sie wagen es, mich um die Zeit zu betrügen. Hinaus, Herr "

Ich war sehr erfreut, entlassen zu sein, aber der Direktor hielt mich an

„Halt! Erst das Honorar! Sie haben 8000 Goldspezies bei sich. Ihre Brieftasche ist genau von mir durchleuchtet worden. — Heraus damit."

„Herr, das ist Diebstahl."

„Nehmen Sie sich in Acht! Sehen Sie die Menge, die draußen ungeduldig wartet, ein Wink von mir und ein Wort, und Sie werden gelyncht"

Ich griff nach meiner Brieftasche. Er nahm das Geld. Dann sagte er freundlich lächelnd, während er den Scheck in seine Tasche schob:

„Außerdem, mein Herr, machen Sie noch ein glänzendes Geschäft: denn die einzige Dame, zu der Sie noch meinen Feststellungen passen, hätte Sie das Zehnfache gekostet.

Weiter, der Nächste!"

spielsweise bei den Pollenschläuchen der Gartenbalsamine mit 100, den Pollenschläuchen einer anderen Balsaminengattung (Impatiens Hawkeri) sogar mit 200 bewerten. Hierzu muß freilich bemerkt werden, daß ein solches Rekordwachstum von der Pflanze fast in allen Fällen nur kurze Zeit hindurch, so bei den Staubfäden der Gräser überhaupt nur einige Minuten lang, eingehalten werden kann. Unter den Bäumen sind als besonders schnellwachsende Formen an erster Stelle einige Eukalyptusarten zu nennen. Ein Eukalyptus, der im Jahre 1874 in Batavia eingepflanzt worden war, hatte nach drei Jahren schon die stattliche Höhe von 15 Meter erreicht; weitere drei Jahre später war er über 20 Meter hoch. Auch die Molukken-Albizzia, ein in seiner Heimat sehr geschätzter Schattenbaum, kann nach einem Jahre schon eine Höhe von 5, ja manchmal selbst von 6 Meter erreichen.

Eine wohlfeile Ausgabe von Tolstois Romanen und Erzählungen

Um die Jahrhundertwende hat man sich über den Ethiker und Volksbeglücker Tolstoi in Büchern und Aufsätzen gewaltig ereifert. Die einen verwarfen ihn, die andern sahen in ihm den Mann der Zukunft, den einzig wahren Propheten.

Heute sieht man klarer. Ohne den Ernst und den Wahrheitsmut des Reformators zu verkennen, ist man über ihn hinweggegangen und hat sich anderen Lehren zugewandt. Man darf sagen, daß die Bedeutung des ehemals vielgeschmähten Nietzsche in demselben Maße gewachsen ist, wie die Bedeutung Tolstois des Bekenners verblaßte.

Und nun erst offenbart sich, was der große Russe eigentlich war: nämlich ein überragender Künstler. Als solcher hat er seinen Siegeszug soeben erst angetreten.

Es ist daher dankbar anzuerkennen, daß der Verlag Hesse & Becker in Leipzig die Romane und Erzählungen Tolstois in vortrefflichen Übersetzungen zu niedrigem Preise jedermann zugänglich gemacht hat. Die Ausgabe, die die erzählenden Werke des Russen nahezu vollständig bringt, umfaßt zwölf schöne Ganzleinenbände (50 Mk.). Sie kann aber auch in zwei Reihen zu je sechs Bänden bezogen werden. Auch ist jedes Werk einzeln zu haben. Die Übersetzungen müssen durchweg als sehr gut bezeichnet werden. Sie stammen von W. Czumikow, Marianne Kegel, Erwin Walter, Marie Stellsig, Mila Stucken u. a.

In dem Gesamtwerk des hochbedeutenden Erzählers nehmen die beiden Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" die erste Stelle ein. „Krieg und Frieden", die umfangreichste Schöpfung Tolstois, ist ein gewaltiges Zeit- und Familiengemälde aus der Epoche Napoleons, „Anna Karenina" einer der erschütterndsten Eheromane der gesamten Weltliteratur. „Auferstehung", das letzte Werk des rastlos schaffenden Künstlers, läßt kaum ein Erlahmen der dichterischen Kraft verspüren, wenn es auch als Thesenroman keinen ungetrübten Eindruck macht. Köstlich sind die Gaben aus der Frühzeit des Dichters, namentlich seine „Jugenderinnerungen" und die Erzählung „Die Kosaken" (mit unübertrefflichen Naturschilderungen). Der Roman „Hadschi-Murad", ein Kunstwerk aus einem Guße, darf endlich ebensowenig vergessen werden wie die Volkserzählungen, Legenden und Märchen. Unter den Volkserzählungen befinden sich Stücke, die wegen ihrer ergreifenden Schlichtheit die allerweiteste Verbreitung verdienen, so „Wo Liebe ist, da ist auch Gott", „Die beiden Alten" (ein Kronjuwel der Erzählungskunst), „Herr und Knecht" u. a.

... Tolstoi der Künstler ist eine europäische Größe. Und seine Werke bedeuten, wie die Dramen des Norwegers Ibsen, einen Gewinn für den deutschen Geist. Er ist, neben Turgenjew, der Russe, der uns am wenigsten fremd erscheint. Wer sich in seine wunderbare Welt versenkt, wird seelisch reicher werden; er wird Stunden erleben, an die er immer wieder gern zurückdenken wird. Deshalb ist diese neue Ausgabe, nochmals gesagt, ein verdienstliches Unternehmen.

Karl Quenzel.

Die Sorge

Von K. Michailowa

Petja ging langsam Schritt für Schritt die Landstraße entlang. Er hatte zuviel braschka getrunken und stolperte bisweilen. Eigentlich dachte er an garnichts. Er war fröhlich wie immer, wenn er von einem Feste kam, das sein reicher Bruder gegeben hatte. Nicht einmal Neid fühlte er. Die Not hatte ihn gleichmütig gemacht.

Aufatmend blieb er stehen. Erklangen nicht Schritte hinter ihm? Petja wandte sich um, konnte aber niemanden erkennen, obwohl schon die Morgendämmerung die Nacht zu verdrängen suchte. „Ist da jemand?" Schwer lösten sich die Worte aus seiner Kehle. Er war nicht furchtsam, aber das Schweigen machte ihn beklommen.

„Ich bin da, Brüderchen, ich war mit dir auf dem Feste. Du gefällst mir so gut, und ich will nie mehr von dir lassen. Ich bin's, die Sorge." Petja schwieg. „Du bist so geduldig, so still. Ach, was haben die bösen Menschen schon alles mit mir gemacht. Jetzt will ich immer bei dir bleiben!"

Aber Petja stampfte schweigend die Landstraße entlang. Aus seinen Schritten klang Entschlossenheit. Er stand vor der Tür seiner armseligen Hütte, löste den Riegel und sah sich mit stumpfem Lächeln um. Dann setzte er sich auf den einzigen Holzstuhl, der neben dem rohen Tische stand. „Mir bleibt nichts, gar nichts mehr. Ich will mir einen Sarg zimmern und — mich hineinlegen." Und Petja ging an sein Werk, froher, als man hätte glauben sollen. „Du wolltest mich nie verlassen; also leg dich zuerst hinein!" Einen Augenblick zögerte die Sorge. Dann bettete sie sich und — Petja verschloß den Sarg mit zitternden Händen, trug Sarg und Sorge auf den Friedhof und begrub beide.

Petja wurde reich. Zuerst wunderten sich die Leute. Als er ihnen aber reiche Feste gab, vergaßen sie, daß sie ihn einst mürrisch und einen Säufer genannt hatten. „Bruder, wie hast du das gemacht?" Wladimir sah Petja listig an. „So schnell bist du reich geworden und noch vor einem Jahre — —?" „Ich will es dir sagen; du bist ja mein Bruder." Petja erzählte von dem Begräbnis und nach jedem Satze tat er einen tiefen Zug.

Der Bruder brach auf. Er ging aber nicht den geraden Weg durch das Dorf, sondern ging über den Friedhof. Emsig schaufelte er, bis er Holz unter seinem Spaten fühlte. Dann glitt er hinunter und öffnete den Sarg. Die Sorge sprang heraus und dehnte und streckte sich nach der langen Gefangenschaft. „Du hast mich befreit," sagte sie hohnvoll. „Geh wieder zu meinem Bruder, dem Petja! Er hat Sehnsucht nach dir, ihm geht es gut, viel zu gut." „Nein," frohlockte die Sorge, „ich bleibe bei dir. Du sollst mich nicht undankbar schelten. Immer bleibe ich jetzt bei dir. Sieh mal, wenn ich zu Petja ginge, dann würde mich dieser gewalttätige Mensch vielleicht einmal ganz umbringen."

Messung des hypnotischen Schlafs

Wir stark Menschen durch die Hypnose beeinflußt werden, prüfte der amerikanische Professor C. L. Hull von der Universität von Wisconsin nach folgenden Methoden: Es wurde hypnotisierten Leuten gesagt, daß sie zweimal so schnell atmen würden als gewöhnlich, wenn sie auf den gradzahligen Seiten eines Buches läsen, aber nur halb so schnell als gewöhnlich, beim Lesen auf den ungeraden.

Dann wurde nicht mehr hypnotisiert, sondern die einzelnen nur von Zeit zu Zeit aufgefordert, in dem Buch zu lesen. Es war dann gut zu erkennen, wie die Stärke der Suggestion mit der Zeit abnahm. Bei einer anderen Prüfung wurde den Versuchspersonen in der Hypnose aufgegeben, sie würden beim Erwachen gleichzeitig zwei geistige Aufgaben lösen, die eine bewußt und die andere unbewußt. Die erwachten Leute lasen in einem Buch und arbeiteten zu gleicher Zeit komplizierte geistige Probleme aus, die ihnen aufgegeben waren. Es zeigte sich, daß die beiden Prozesse in ihrem Gehirn abwechselten, miteinander interferierten und daß schließlich jeder Prozeß weniger als halb so schnell verlief, als wenn die Leute angewiesen worden wären, jedes Ding für sich zu tun. Die betreffenden Personen merkten wohl die Störungen beim Lesen, konnten sich aber über deren Natur keine Rechenschaft geben, da sie von dem gleichzeitig im Unterbewußtsein bearbeiteten Problem ja keine Kenntnis hatten. Es ergaben sich keinerlei Anzeichen dafür daß die geprüften Leute einen unterbewußten Denkprozeß genau gleichzeitig mit einem bewußten durchführen konnten.

Die Reservearmee der Schönheit

Ein Überangebot an schönen Frauen herrscht, wie wir einem Artikel der Wiener „Arbeiter-Zeitung" entnehmen, in der Stadt Hollywood bei Los Angeles in Kalifornien. Tausende schöner und schönster Frauen strömen alljährlich dorthin, in der sicheren Hoffnung, beim Film unterzukommen. Viele fühlen sich berufen, aber nur wenige werden auserwählt. Von den zurückgewiesenen aber suchen sich die Filmgesellschaften die schönsten aus, um ihnen irgend eine Anstellung in Hotels, Speisehäusern usw. zu geben. Werden dann in einem Film Massenszenen verlangt, so hat man sofort das nötige, klassisch-schöne Material in größter Zahl zur Verfügung.

Die schönsten Frauen von Hollywood sind die industrielle Reservearmee des Filmkapitals, und sie bringen diesem Moloch in eitlem Harren auf etwas, was nie kommt, ihre Jugend und Schönheit zum Opfer. Blieben sie in Chikago oder in San-Franzisko oder woher sonst sie kommen — ihre Schönheit böte ihnen zum mindesten die Gewähr, für den Mann ihrer Wahl und ihres Herzens eine Diva zu werden. In Hollywood ist ihre Schönheit eine alltägliche Angelegenheit, die niemanden auffällt, niemandes Herz entzündet, von niemanden als ein Vorzug empfunden wird.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Aufsang

Von **Hermann Claudius**

Ihr Jungen voll unerhörtem
Sehnen zu jenem Neuen,
Das keine Bücher noch lehrten,
Das euer Blick schon wittert,
Das aus jeder Gebärde euch zittert,
Ihr Leuen
An Kraft gegen uns Wächter der Ruh' —
Euch gesell ich mich zu.

Trägheit lastet umher, ein Meer von Blei,
Bosheit tastet mit hämischem Lächeln herbei.
Unbeweglich, ein Klotz, starrt Unverstand.

Auf in das neue Land,
Das wir selber sind!
Wir, von Menschenmüttern geboren,
Länger nicht zwischen Leib und Seele verloren.
Laßt mich die weißen Segeln euch brassen helfen im Wind!

Sonnenselig hebt sich die Küste.
Traumgewaltig breitet sie ihre Brüste
Gegen den Strand.

Auf in das Land!

Aus „Lieder der Unruh" Arbeiterjugendverlag (Berlin).

Vierundzwanzig Stunden

Von **Coweek**

Vierundzwanzig Stunden. Vierundzwanzigmal 60 Minuten. Wissen Sie, was eine Minute ist. Ein Augenblick — oder sechzig endlos lange Sekunden, sechzig Herzschläge — Millionen Gedanken, die diesen kleinen Zeitabschnitt von einer Sekunde umkrallen — —

Im Zeitalter des Automobils, des Motorrads, des fehlenden Tachometers und des — immer doch nur so ein ganz klein wenig offen gebliebenen Gashebels — sind sie keine Seltenheit, diese großen Bogen gestempelten und bedruckten Papiers, vom Gericht, — Strafbefehle, mit der Aufforderung 3 oder 5 Mark Strafe zu zahlen — — „oder vierundzwanzig Stunden Haft!"

Es ist keineswegs nötig, die Geldstrafe zu zahlen. Das Gericht entwickelt eine engelhafte Geduld. Es mahnt, es verschreibt eine Unmenge Papier, es setzt eine Frist und notiert fleißig Kosten, — und endlich kommt die Aufforderung zum Strafantritt.

Der entscheidende Moment! Noch hat man Zeit, sich zu entscheiden, ob man lieber die Moneten aus der Tasche ziehe, oder ob man mit Heldenmut „brummen" geht. Noch wartet man. Und je mehr oder weniger Geld man hat, oder je mehr oder weniger „bürgerliche Hemmungen" zu überwinden sind, — entschließt man sich zur Strafe oder zur Haft. Zögert man zu lange, so erscheint eines Tages: „Das Auge des Gesetzes" und präsentiert einen roten Haftbefehl. Dann hat einem das Gericht die Zweifel des Entschlusses bereits entledigt.

„Viele, die meisten zahlen!" sagte mir der Gefangenwachtmeister eines größeren Bezirksgefängnisses in der Nähe Frankfurts, „ich kenne sogar Arbeitslose, die sich das Geld zusammenleihen müssen, aber sie zahlen lieber, als daß sie sich die paar Stunden in den Kasten setzen. Trotzdem die Haftstrafe für ein derartiges Ordnungsvergehen garnicht als Strafe im Register geführt wird und nicht als Vorstrafe gilt".

Und wie sehen solche vierundzwanzig Stunden Haft aus?

Ich habe es selbst durchkosten können — mehr aus Interesse vielleicht als aus Notwendigkeit, und denen möchte ich es erzählen, die selbst zu Hause so einen lieblichen Druckbogen liegen haben und mit den Händen hinter die Ohren fahren, wenn sie seiner ansichtig werden.

Mit einigem Leichtsinn und Übermut betritt man die „geheiligten Hallen" und wartet, bis der Aufseher erscheint. Die Gitter und Eisenstäbe, die die Gänge abschließen, betrachtet man mit Ironie, als Kuriosum, — man lächelt im Innern, denn eigentlich — nicht wahr — es ist ja mehr freiwillig — mehr Interesse, Neugierde — — und man ist entrüstet, verwundert, wenn der Aufseher keine Ausnahme macht; Zigaretten und Streichhölzer, in der hintersten Hosentasche verborgen, — er findet sie bestimmt. Uhr und Paß und Taschenmesser, Geld und Schmuck — das Gesicht wird lange, wenn alles wohl geordnet und verzeichnet auf dem Schreibtisch des Wärters liegt.

Und dann ist es doch ein verd . . . . eigentümliches Gefühl, wenn hinter einem die niedrige Eichentüre ins Schloß fällt, der Riegel höchst vernehmlich klirrt, die Schritte des Aufsehers verhallen — und einem nichts mehr umgibt, als die dicken, kahlen Mauern und die wenigen Einrichtungsgegenstände der Zelle.

Denn jetzt erst beginnen die vierundzwanzig Stunden.

Die ersten Minuten genügen, um dem Auge die eigenartige Umgebung vertraut zu machen. Ein Spucknapf, die hohe Kanne, die man selbst mit Wasser gefüllt, das hochgeschlagene und an die Wand angeschlossene Bett aus Eisenstäben mit einem Strohsack, das knappe Tischchen und die noch knappere Sitzgelegenheit, die beide in die Wand eingelassen und unverrückbar sind, ein kleines Regal für Waschgeschirr und Seife noch, und endlich . . . . . — mit einem Deckel zugedeckt! Alles in einem halb grau, halb weiß getünchten, nicht gerade überhohen Raum, der knapp fünf Schritte in der Länge und 3½ Schritte in der Breite mißt, und erhellt wird durch ein breites Fenster, das ebenfalls zur Hälfte aus gewöhnlichem Glas besteht, während die untere Hälfte Milchglas aufweist und ein Durchsehen unmöglich macht. Davor ein paar dicke, vierkantige Eisenstäbe.

Zunächst ist die Geschichte ja fast romantisch. Verfügt man über einige Phantasie, so kann man sich ausmalen, welche Gäste dieser Raum zuvor beherbergt haben mochte; Lumpen, Bettler, Strolche, — einen Mörder vielleicht, und viele Verzweifelte in der Zeit ihrer Haft, in dieser Zeit, die keinen Gradmesser hat und doch unaufhaltsam verrinnt, die vergebens versuchen, die Verzweiflung zu betäuben, der inneren Haltlosigkeit einen Halt zu geben.

Aber die Zeit schleicht. Schon lange müßte es dunkel, müßte es Abend sein. Aber immer noch ist es hell. Manchmal schallen Schritte durch die Gänge, — an der Zelle vorbei — manchmal piept vielleicht auch ein kleiner verirrter Vogel vor den vergitterten Fenstern — sonst ist nichts. Und schon schmerzt der Rücken, den die schmale, kaum zwanzig Zentimeter von der Wand abstehende Sitzgelegenheit strapaziert und sektiert, — bald rennt man auf und ab — fünf Schritte hin, drei Schritte her — einen Bogen um das Bett — und pfeift dazu. — Aber die Zeit schleicht.

Um sechs Uhr kommt endlich der Wärter wieder mit dem Essen. Ein riesiger Emaillenapf in dem der Löffel steckt und ein klobiges Stück Brot, fünf Zentimeter dick, massiv wie alles hier. Ach, man hat Hunger. Das Kauen wird eine Abwechslung sein. Man stellt das Essen auf den Tisch — der Rücken krümmt sich zu Spiralen — es geht nicht. Dann nimmt man den Emaillenapf zwischen die Knie, den Löffel in die Hand, und — riecht. Und schmeckt vorsichtig — und riecht wieder. Es sind Erbsen, Erbsbrei — und plötzlich stellt man mit bitterem Entschluß das Essen auf den Tisch — und pfeift. Und sieht nicht mehr hin — und denkt an — nein man denkt nicht.

Gewiß ist es Autosuggestion, Einbildung. Gewiß ist das Essen menschenwürdig und gut zubereitet. Aber — der Löffel, das Geschirr — es geht nicht. Und schließlich ist man in paar — nein, erst in vielen Stunden wieder zu Hause, hat Messer und Gabel, ein Tischtuch, Teller — und einen Stuhl — einen Stuhl mit Lehne . . .

Und die Nacht beginnt. Die Nacht des Gefängnisses, die um sieben Uhr abends anfängt. Der Wärter bringt Wäsche zum Überziehen. Die Strohfüllung knistert, wenn das Bett heruntergeklappt wird — alles ist hart — auch hier schafft die Einbildung einen

wüsten, ekelhaften Geruch — man rechnet noch ein wenig, zählt Stunden, Minuten — belügt sich selbst — und endlich, endlich schläft man ein.

Und wenn der Aufseher am Morgen zum Wecken erscheint, ist man stumpfer geworden, verbitterter. Man möchte über die eigene Stimmung lachen, aber man kann es nicht mehr. Die Geringfügigkeit des Vergehens steht in der Erinnerung, — die schleichende, grauenhafte Zeit, die so unendlich langsam verrinnt, macht ungerecht, quält.

Und wenn der Wärter abermals kommt, und lächelnd sagt, daß die vierundzwanzig Stunden vergangen sind, dann ist das alles kein Scherz mehr, dann ist es Ernst. Und je stärker man diese ganzen Empfindungen durchgemacht hat, um so heftiger die Depression. Mit zusammengebissenen Zähnen folgt man der Aufforderung. Wäscht die Zelle auf, putzt das, vor Ekel nicht benutzte Waschgeschirr, — leert das andere aus und reinigt es mit einer Bürste, — weil man muß. Weil man Gefangener ist wie die andern, die wegen Bettelns und Vagabundierens in der nächsten Zelle sitzen. Nur, daß es nicht als Vorstrafe gilt. Und selbst der Gedanke an die erste Zigarette wieder, ist nicht mehr so berauschend, wie man es sich vierundzwanzig Stunden lang vorgestellt hat. Und ein unerklärliches Ekelgefühl liegt auf Händen und Gesicht, die nicht gewaschen sind, — wenn man dann wieder frei ist, vor Menschen steht, — und nicht so jubelt, wie man es sich ausgemalt.

Und auch der Gedanke: so — oder so viel, fünf oder drei Mark gespart zu haben, wiegt nicht alles auf. Nicht alles!

Vom „blauen" Blute

Von Dr. **Ernst Homberger** (Frankfurt a. M.)

Woher stammt die Bezeichnung: „blaues" Blut?

Während meiner Anwesenheit als Schiffarzt in Südamerika (Columbien und Venezuela) fiel mir auf, daß in den Familien ein großer Wert auf reine Abstammung gelegt wurde. Nur der, dem reines spanisches Blut in den Adern floß, galt als vollwertig. War in irgend einer Generation eine Mischung mit Einheimischen vorgekommen, so war die Familie etwas minderwertig. Nun ist die Bevölkerung jener südamerikanischen Staaten wesentlich spanisch. Der Ursprung, daß der Adel „blaues Blut" besitze, daß adlig gleichwertig mit „blaublütig" sei, führt also nach Spanien. Wie kommt der spanische Adel dazu, sich „blaues" Blut zuzuschreiben, wie kommt er zu dem Vorrecht, ein besonderes Blut zu besitzen?

Die ältesten und stolzesten Familien Kastiliens leiten ihre Abstammung von den Westgoten her. Diesen wurde das „blaue" Blut, das „sangre azul", zugesprochen. Die blonden Goten hatten eine helle Gesichtsfarbe im Vergleich zu den Eingeborenen, welche die dunkle Haut des südlichen Klimas besaßen. Durch die weiße, durchsichtige Haut der ersteren schimmerten die blauen Adern durch; bei der dunklen Haut der Eingeborenen war davon nichts zu sehen, ebensowenig bei den dortigen Juden und eingewanderten Mauren. Wer von den Abkömmlingen der Westgoten sich nicht mit Mauren, Juden oder eingesessener Bevölkerung vermischte, besaß „blaues" Blut. Das Blut wird dabei als typischer Teil des Körpers behandelt, der von den Eltern sich auf die Kinder vererbt.

Nun wird vom Blut der adligen Vorfahren, von Eltern und Kindern, als von etwas gesprochen, das sie von anderen Familien und Rassen unterschied. Die alten Geschlechter Spaniens erhoben den Anspruch, ganz reinen Blutes zu sein. Der moderne Spanier ist noch heute stolz darauf, beweisen zu können, daß in seinen Adern nur das „sangre azul" fließt, unvermischt durch das Blut anderer.

Dieser Titel „blaublütig" bleibt aber nicht dem Spanier allein, sondern wurde später allgemein auf den Adel übertragen. Daher die Sitte, adlig gleich „blaublütig" zu setzen. Der Weg, den die Verbreitung der Bezeichnung genommen, scheint über England zu führen. In der englischen Literatur kommt die Bezeichnung, soweit mir bekannt, früher als in anderen Ländern vor. So sagt schon im Jahre 1606 Shakespeare in „Antonius und Kleopatra": „there is gold and here my bluest vaines to kiss a hand that kings have lipped" (nimm Gold und hier zum Kuß die blaueste Ader; eine Hand, die zitternd der Könige Lippen geküßt).

Es ist kein Zweifel, daß durch Heirat in dem gleichen Familienstamm hochwertige Eigenschaften sowohl körperlicher, wie geistiger Art vererbt werden. Durch Inzucht können im Laufe von Generationen die höchstentwickelten Menschen gezüchtet werden. Das Geschwisterpaar Siegmund und Sieglinde erzeugt in Richard Wagners Musikdrama den vollkommensten Helden. Allerdings muß reine Inzucht durch zu viele Generationen verworfen werden; die Stämme bedürfen zuweilen einer Auffrischung durch fremdes Blut. Aber trotz der Heiraten im Familienstamm ist bei den Nachkommen des spanischen Adels eine Änderung im Aussehen eingetreten. Es wäre ein Trugschluß, anzunehmen, daß bei Inzucht charakteristische Eigenschaften sich nicht ändern könnten, daß auch heute noch der kastillanische Adel blond sein müßte. Auch bei Inzucht ändern sich die Familieneigenschaften allmählich durch Umgebung und Gewohnheiten. So hat Boas nachgewiesen, daß bei den Kindern der in Amerika Eingewanderten sich schon in der nächsten Generation die Gesichtsformen ändern; schmale Gesichter werden breiter, breite werden schmäler.

Wir legen heute weniger Wert auf Adel und reine Abstammung, auf reines „sangre azul", als auf körperliche und geistige Tüchtigkeit. Da ist es nun eine bemerkenswerte Tatsache, daß wir auch heute noch sagen oder sagen dürfen, daß körperlich und geistig hervorragende Menschen „blaues" Blut besitzen, aber nicht nur rein anatomisch, sondern zugleich funktionell. Heute werden wir vorziehen, von Vollblut zu sprechen; die Deutung ist die gleiche. Bei Pferden sprechen wir schon immer von Vollblut. Was ist das Charakteristische des Vollbluts?

Daß dicke Blutadern auf der Haut liegen, gefüllt mit blauem Blut, weil das Blut durch die Kohlensäure, die sich durch Verbrennung von Sauerstoff im Körper bildet, dunkel gefärbt ist; je stärker die Blutader, je blauer das Blut. Bei guter Funktion aller Organe fließt Blut in dieselben; je mehr, desto besser für die Ausbildung der Organe. Die Ausbildung und Vergrößerung eines Organes hängt direkt von Blutzufuhr und Funktion ab. Dabei ist das, was für die physische Funktion gilt, auch für die geistige maßgebend. Es liegt also ein guter Kern in der Anschauung vom „blauen" Blut, soweit man nicht nur die verstärkte Funktion in den äußeren Körperteilen, sondern auch die der Zentralorgane meint. Wenn wir sagen: „mens sana in sano corpore" (im ge-

---

Goethe und Bremerhaven

Zur Hundertjahrfeier des größten deutschen Übersee-Passagierhafens

Von Dr. **Friedrich Huckenberg**

Am 30. April feiert die Tochterstadt der Hansestadt Bremen die vor hundert Jahren durch den bremischen Staatsmann Smidt erfolgte Hafengründung.

Keine Burg dräut herüber aus Ritterfehde und Waffenspiel, kein Dom wuchtet herauf zu dem weiten Himmel mit den wundervollen Wolkenschiffen, kein Heldensang singt von Walstatt und Runenmal dort am Ausklang der deutschen Weser, die Schillers Muse „auch zu dem kleinsten Epigramm" keinen Stoff gab. Und doch war es Heldenzeit deutscher Seerecken und hanseatischer Kaufherren, als vor hundert Jahren der bremische Bürgermeister Johann Smidt mit genialem Zugriff an der Wesermündung einen festen Grundstein zum neuen Deutschland legte. In den Tagen, da die Herrin der Meere endgültig den Umschwung vom Agrar- zum Industriestaat vollzog, gründete Smidt auf einem Streifen hannöverschen Landes den Hafen und die Stadt, von denen aus Bremen sich Weltmeer und Weltgeltung erringen sollte. Wenige waren es, die, wie er, Deutschlands Wandlung vom Dichter- und Philosophenreich zum realen Tat- und Welthandelsstaat voraussahen; noch löschte und lud die bremische Brigg in fernem West und Südost ohne Schutz einer weltbewußten deutschen Macht. Der kleindeutsche Philister schüttelte den Zopf ob der heldischen Tat des weitschauenden Bremers; der Große Weimar-Deutschlands aber, der selbst gerade seine heroische Arbeit meisterte, die „Wanderjahre" beschloß und den „Faust" der Vollendung zuführte, zollte ihm Beifall und tiefe Anteilnahme.

Dem Seher Goethe, der die ganze geistige Arbeit der Menschheit beobachtete und innerlich erfaßte, war der stille Aufstieg jungfrischer neuer Kultur nicht verborgen geblieben. Das zeigten die Amerikabetrachtungen der „Wanderjahre", die Prophezeiungen über Panama- und Suezkanal, der Wunsch, den Deutschen vom Nur-Geistigen zum Real-Tätigen zu führen. Eckermann hatte ihn schon 1826 nach einer Reise in die Niedersächsische Heimat „von Hamburg, Stade und den dortigen Anschwemmungen, Einrichtungen, Ansiedlungen" berichtet. Sein Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer wird ihn bei seinem Besuch in Weimar bestimmt auf die Pläne und Erfolge Smidts aufmerksam gemacht haben. Anfang Februar schickt er dem Achtzigjährigen „eine Zeichnung und allgemeine Nachrichten über den Hafenbau", die er von seinem Vetter, dem Senator Dr. Heinecken erhalten hatte, der den Ausbau leitete. Heineckens Brief ist beigefügt, der die Erschwerung des Handels durch den ungünstig gelegenen Löschplatz Brake, die schwierige An- und Abfuhr auf den Kleiwegen, die Notwendigkeit einer Kunststraße und des „Bremerhavens" erläutert. Am 9. Februar vermerkt Goethe: „Verschaffte mir Weserkarten, um die mitgeteilten Nachrichten über die neuen Bauten bei Geestendorf und dem Leher Hafen besser einzusehen, worüber die Meyerischen Mitteilungen sehr angenehm waren". Am folgenden Tage findet Eckermann ihn „umringt von Charten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte". Goethe ist „höchst dankbar" für die „Notizen mit dem Interims Riß der neuen Anstalten an der Einmündung des Weserflusses" und bittet um weitere Nachrichten; er wünscht sogar die Orte zu wissen, „durch welche der Weg von der neuen Anlage bis Bremen geführt wird". Die eingehenden Mitteilungen Heineckens läßt er von seinem Sekretär John abschreiben. Das von dem

funden Körper ist auch eine gesunde Seele), so setzen wir eine hohe geistige Funktion neben körperlicher Tüchtigkeit voraus. Und zwar wollen wir ganze Völker zu kulturell hochstehenden Menschen erziehen. Nur im Verlauf von Generationen können sich freilich durch Vererbung solche Kulturvölker heranbilden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir alle, körperlich und geistig, in gutem und in schlechtem Sinne, sehr viel mehr, als man früher glaubte, von der Erbschaft abhängen, die wir von unseren Voreltern erhielten. Das bestimmt neben der Fernhaltung aller üblen Einflüsse durch soziale Reformen unsere Zukunft.

Was können wir nun aus eigenen Kräften zu dieser wünschenswerten Entwicklung beisteuern? Dies führt uns zu einem aktuellen Kapitel, dem Sport. Je stärker die Funktion, desto mehr Sauerstoff wird verbrannt, desto mehr Kohlensäure gebildet, das Blut wird „blau". Umgekehrt deutet „blaue" Farbe des Blutes auf eine durch Übung erlangte Fähigkeit, Energien in sich aufzuspeichern. Der an gesunde Arbeit Gewohnte trägt größere Energien in sich, als der Untätige und der mit schlechter Arbeit Beschäftigte. Er ist in hohem Maße leistungsfähig. Darin liegt der Sinn des Sports. Der Sport ist ein Weg, „blaues" Blut bei möglichst vielen Menschen auch aus der großen Masse zu erzeugen. Aber der körperlich gerichtete Sport vermag nichts ohne geistige Übung. So muß noch geistige Beweglichkeit und Freiheit zum körperlichen Wohlsein kommen, um „blaublütige" Geschlechter im modernen Sinne erstehen zu lassen. Dann haben wir eine Eigenschaft, die früher Adelsprivileg war, auf ganze Völker übertragen und der demokratischen Entwicklung Bahn gebrochen im Sinne des Dichterwortes:

„Alle Menschen, frei geboren,
Sind ein adliges Geschlecht!"

Das weibliche Schönheitsideal im Film

Von **Curt Moreck**

Wir entnehmen mit Erlaubnis des Paul-Aretz-Verlages in Dresden dem soeben erschienenen Werke „Curt Moreck, Sittengeschichte des Kinos" (300 Seiten mit 112 Tafeln in Tiefdruck; Ganzleinen 25 Mark; 9 Lieferungen zu 2.20 Mark; Einbanddecke 2 Mark) folgende interessante Stelle:

Mit der Kunst, sich zu kleiden, sich zu schmücken, sind der Frau unerschöpfliche Möglichkeiten der Wirkung auf den Mann in die Hand gegeben. Es ist naheliegend, daß diese Möglichkeiten vor allem von jenen Frauen ausgenützt werden, deren äußere Erscheinung Gegenstand öffentlichen Interesses ist. Dies ist in erster Linie heute die Kinoschauspielerin. Sie ist zur Trägerin jedes Neuerungsgedankens in der Mode geworden, Sie kreiert die Neuheiten und inspiriert sie zuweilen. Lange vorbei sind die Zeiten, wo man von einer Mode der Königinnen sprechen konnte, die der Welt zum Vorbild wurde; die Gesetze des Geschmacks werden heute von den Königinnen der Mode diktiert, die in der Welt des Films residieren. Individualisierungstendenzen sind es, die den Kinostar zur Modeschöpferin oder -trägerin machen. Seine Neuerungssucht entspringt dem Bemühen, sich abzuheben und auszuzeichnen durch ins Auge springende Mittel. Ständig in einer schweren Rivalität stehen und von der Gunst des Publikums abhängig, muß die Kinoschauspielerin sich auf die schwere Kunst des Gefallens verstehen, wie keine andere Frau, denn sie will nicht einem gefallen, sondern allen, nicht einen in ihren Bann ziehen, sondern alle. Auffallen ist die Voraussetzung für Gefallen. Dazu verhilft ihr vor allem die Mode, die Extravaganz der Mode, das Bestreben, die Tendenz der Mode über das allgemein innegehalteneMaß hinauszutreiben, oder aber ihr alsVorbild vorauszueilen. Georg Simmel sagt in seiner „Philosophie der Mode", daß die Mode der eigentliche Tummelplatz für Individuen sei, deren Selbstgefühl einer gewissen Auszeichnung, Aufmerksamkeit, Besonderung bedürfe. „Sie erhebt eben den Unbedeutenden dadurch, daß sie ihn zum Repräsentanten einer Gesamtheit macht, zur Verkörperung eines Gesamtgeistes. Ihr ist es eigen — weil sie ihrem Begriff nach niemals eine von allen erfüllte Norm sein kann —, daß sie einen sozialen Gehorsam ermöglicht, der zugleich individuelle Differenzierung ist. In dem Modenarren erscheinen die gesellschaftlichen Forderungen der Mode auf eine Höhe gesteigert, auf der sie völlig den Anschein des Individualistischen und des Besonderen annehmen." Als ein gewisser Grad von Modenarrheit aber erscheint die Führerschaft des Filmstars in der Mode, weil das Ungewöhnliche ihm zur Betonung seiner Sonderstellung willkommen ist und er nur durch Übertreibung Aufsehen erregen kann.

Die Kinoschauspielerin muß und wird sich stets bewußt sein, daß sie gleichsam ein Ideal der ihr huldigenden Menge zu erfüllen hat, daß sie das Objekt eines gewissen Schönheitskults ist. Mag die sich in den Hirnen der Zuschauer spiegelnde Vorstellung von Schönheit noch so verworren und verschwommen sein, sie wird den schwankenden Begriff dadurch festigen, daß sie in sich einen Durchschnittstyp aufstellt. Auch hierzu verhilft ihr die Mode. Geblendet von der Eleganz des Kleides, übersieht vielfach der Zuschauer gewisse Schönheitsfehler der körperlichen Erscheinung, und es ist zweifellos wichtiger für die Kinoschauspielerin, eine geschickte Schneiderin zu haben, als eine makellose Figur, denn nicht allein der vollkommenste Körper genügt für sich allein dem Schönheitsverlangen des heutigen Menschen, sondern auch die ganze Aufmachung, schicke Kleider, elegante Strümpfe, feines Schuhwerk gehört eben gleichsam zum Körper wie beim Tier das farbenprächtige Gefieder oder anderer Körperschmuck. Der größte Triumph ist daher wohl der elegantesten Kinodarstellerin sicher. Für die Männer wird sie das Wunschbild ihrer erotischen Sehnsüchte sein. Für die Frauen das Vorbild, nach dem sie sich kleiden und bewegen, nach dem sie lächeln und die Blicke werfen.

Bei der immensen Verbreitung der großen Filmwerke ist diese Wirkung eine umfassende und internationale. Auch in dieser Beziehung wird jedoch der Geschmack jener Nationen vorherrschend sein, der den größten Abnehmerkreis der Filmindustrie stellt und dies ist derzeit Amerika. Amerikas Geschmack, durchaus fragwürdig und von keiner Tradition getragen, gibt heute dem Ideal von Eleganz und Schönheit sein Gepräge; er hat einen Typ entstehen lassen, der allerorts sich Geltung zu verschaffen wußte. Ihm verdanken wir als Schönheitsideal der Masse eine Frauenerscheinung von prononcierter Künstlichkeit, an der alles „süß" gefunden wird: das kurzgeschnittene, in blonden Wolken

---

bremischen Senator für ihn bereitgelegte genaue Kartenmaterial über Bremerhaven ist allerdings nicht mehr in seine Hände gelangt (vgl. das verdienstvolle Werk von Hans Kasten, Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer, Bremen 1926). Die ihn besuchenden Bremer (am 21. Juli 1829 wird ein „Burgemeister Kuhlenkamp" erwähnt) berichten über den Fortgang und das Ausmaß der Arbeiten.

Damals ringt Goethe um den Ausklang des „Faust". Er ist sein „Hauptgeschäft", das, wie Fausts letztes Unterfangen, den Lebensabend des ewig Strebenden erfüllt. Mag er das Bild, Faust als Kolonisator und Beherrscher des dem Meere abgerungenen Landes, schon nach Eckermanns Bericht erschaut haben, mag er Beispiele dafür in der Geschichte der Niederlande, Ostfrieslands, der Republik Venedig gefunden, Napoleons oder des großen Friedrichs Züge seinem Taimenschen mit aufgeprägt haben, die frischesten und tiefsten Anregungen sind ihm zweifellos von der Unterweser gekommen. Smidts Werk fällt zeitlich zusammen mit seinem Schaffen am Unternehmen Fausts, „der feuchten Breite Grenze zu verengen". Realistisch ist die Sprache wie die des heraufdämmernden wagemutigen Zeitalters: „Das freie Meer befreit den Geist". Und dann ist Smidts Hafen- und Stadtgründung nicht nur etwas unerhört Neues, sondern eine Tat deutschen Geistes, die Goethe, der sich nach dem innerlichen Freiwerden in Italien wieder seinem Volkstum zugekehrt hatte, als Deutschen packt und tiefinnerst begeistert. „Müssen wir doch soviel von den englischen Docks, Schleusen, Kanälen und Eisenbahnen uns vorerzählen und vorbilden lassen, daß es höchst tröstlich ist, an unserer westlichen Küste dergleichen auch unternommen zu sehen." „Ich habe," schreibt er dankerfüllt an seinen Bremer Freund Dr. Meyer, „kein anderes Interesse als das allgemein Deutsch-Continentale. Seit der Casseler Zusammenkunft (der im Jahre 1828 erfolgte zollpolitische Zusammenschluß der niedersächsischen Staaten mit Mitteldeutschland) und den dortigen Beschlüssen muß uns höchst wichtig sein, eine Unternehmung, die der Weser erst ihre Würde gibt, vorschreiten zu sehen." Nach seinen eigenen Worten beschäftigt ihn nur das, was seine Tätigkeit vermehrt, und so ist denn auch gewiß Smidts Tat in das dichterische Schaffen jener Tage lebendig eingefügt.

„Das Land ist noch nicht da; im Meere liegt es breit." Des bremischen Staatsmannes geniales Zufassen schafft das Ausfalltor: „Wer weiß da, was Besinnen heißt! Da fördert nur ein rascher Griff." Überraschend schnell erstehen unter Smidts und des Senats Leitung Land, Schleuse, Dämme, Buhnen:

„Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu sein.

Dort im Fernsten ziehen Segel,
Suchen nächtlich sichern Port —
Kennen doch ihr Nest die Vögel —
Denn jetzt ist der Hafen dort."

Im Gegensatz zum idyllischen Genügen satten Alters (Philemon und Baucis) hat der Land- und Städtegründer Faust sich bis ans Ende rastlos verzehrend, die Natur zu großen Kulturaufgaben bezwungen. Für die besondere Wahl seiner zukunftsstarken Kolonisationstat ist ohne Zweifel Smidts Meisterwerk, die Gründung Bremerhavens, Ansporn und Vorbild gewesen. Und wenn kommende Geschlechter und Völker in weisheitstiefen Wundergärten der Faustdichtung „wandern, forschen und entdecken," so wird in Fausts Vollendung auch Smidts Tat, die wirklich „der Weser erst ihre Würde" gab, immer wieder still aufglänzen und von einem großen Menschen zeugen, für den Faustens Wort gilt:

„Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm".

den Kopf bekrönende Haar, die dunklen, schmachtenden Augen mit den langen Wimpern, die sinnlich geschweiften, mit leuchtendem Rot bemalten Lippen, der stark überpuderte Teint, die schlanken schönen Beine in schimmernden Seidenstrümpfen, die schwingenden Hüften und die in erregender Kurve verlaufende Rückenlinie. Das ist die kosmetische Aphrodite des modernen Films. Der amerikanische Geschmack hat diesen Typ sanktioniert und darnach modellieren sich die „Sterne" des neuen und alten Kontinents.

Der moderne Frauentyp, dem wir heute überall im Leben begegnen und der sich in kurzer Zeit überall durchgesetzt hat, ist von der Kinoschauspielerin vorbereitet worden. Sie hat den neuen Haarschnitt, der dem Einfall einer Tänzerin entsprungen ist, als Modelaune aufgenommen und ihn den Tausenden und Abertausenden von begeisterten Zuschauerinnen suggeriert. Sie hat, aus Koketterie vielleicht, um mit den Reizen eines schönen Beines Aufsehen zu erregen, den Rocksaum bis ans Knie hinauf befohlen und die Frauen in aller Welt ahmten ihr nach. Sie hat die neue Linie propagiert, jene neue Linie, die den Körper der Frau schlank und ebenmäßig erscheinen läßt und die die körperlichen Unterschiede der weiblichen Formen im Gegensatz zu den männlichen auf ein Minimum ausgleicht, indem sie die Kurve der Hüften und das für die Frau charakteristische Mißverhältnis in den Proportionen des Unter- und Oberkörpers verschwinden läßt. Sie hat nur einer Laune folgend der Entwicklung gleichsam vorgegriffen und durch ihr Beispiel zur „Vermännlichung" der modernen Frau beigetragen. Sie hat mit der Anmut ihrer Erscheinung den Geschmack vorbereitet auf die von der Zeit bedingte und von der Zeit herbeigeführte Wandlung im Äußeren der heutigen Frau, die symbolisch ist für ihre tiefere, seelische Metamorphose. Sie hat den modernen Frauentyp vorgebildet, den Typ der Frau des zwanzigsten Jahrhunderts, der der Antityp des mütterlichen Weibes ist: denn den alten Naturwillen, der sich auf die Idee der Fortpflanzung konzentriert, haben die ungeheuer schweren Lebensbedingungen unserer Gegenwart gelähmt und unterdrückt, sie haben ihn im Kampfe mit dem Selbsterhaltungstrieb des Menschen unterliegen lassen. Sie gab uns das Vorbild der Frau, die heute mit leichten federnden Schritten durch den rasenden Tumult der Straße schreitet, lächelnd und sicher, von Gefahren umspielt, Tennis spielend auf sonnigen Plätzen, sich in die Wogen bewegender See werfend, mit fester Hand das Auto lenkend oder die Zügel des Pferdes haltend, die Steilheit schroffer Felsen überwindend und über verschneite Hänge sausend. Vielleicht hat sie selbst dies alles nur als extravagante, interessante Geste hingeworfen, vielleicht ist sie selbst nur ein lebendiges Modejournal gewesen, nur die Darstellerin eines der Zeit gemäßen Lebens, aber das Bild blieb haften und tat seine Wirkung, eine Wirkung, die im Sinne der Epoche lag.

Oper ohne Orchester

Allen Ernstes geht man jetzt daran, die immer mehr sich entwickelnde Grammophon- und Schallplatten-Technik in den Dienst musikalischer und deklamatorischer Veranstaltungen zu stellen. — Vor allem, seitdem die Grammophontechnik nicht mehr die alten Aufnahmeverfahren benutzt, wie sie im Anfang zurzeit der Erfindung des Grammophons und Phonographen durch Edison angewandt wurde, sondern ein modernes „Schneid"-Verfahren, das mit Hilfe der modernen Elektronenröhren arbeitet. In der „Radio-Umschau", der illustrierten Wochenschrift über die Fortschritte im Rundfunkwesen, wird eine derartige Schneidevorrichtung zur Herstellung von Schallplatten genau beschrieben, und anschließend die Anwendungsmöglichkeiten, die sich hieraus ergeben.

Bei der beschriebenen Anordnung wird Musik und Sprache von einem Mikrophon aufgenommen, in der Art, wie dieses bei allen Fernsprechapparaten zu finden ist. Die Schallenergie, welche hier in elektrischen Strom umgewandelt wird, geht dann in einen Verstärker, der ähnlich gebaut ist wie die beim Radioapparat benutzten Verstärkereianrichtungen. Wenn jetzt der Strom den Verstärker verläßt, ist er so kräftig, daß er in der Lage ist, einen Elektromagneten zu betätigen, der seinerseits eine Stahlnadel oder einen Stahlgriffel so beeinflussen kann, daß dieser, wenn er auf einer sich drehenden Grammophonplatte schleift, kräftige, mehr oder weniger starke Vertiefungen ein„schneiden" kann. Auf diesem Prinzip beruhen heutzutage alle modernen Aufnahmeverfahren, und es entstehen so die verschiedenen Fabrikate, die uns unter dem Namen Elektro-Record, Grammola, Elektrola und anderen Markenbezeichnungen begegnen.

In welcher Weise sich die Technik der elektrischen Verstärkung entwickelt hat, zeigt ein in demselben Heft der „Radio-Umschau" enthaltener Aufsatz über die modernen Mehrfachröhren, d. h. Röhren, die, in einem Glasgefäß eingeschlossen, Anordnungen enthalten, die in der Lage sind, die feinsten elektrischen Spannungen und Ströme derart zu verstärken, daß bei diesen Geräten alle augenblicklich überhaupt vorkommenden Versuche auf dem Gebiet der Drahttelegraphie und der drahtlosen Telegraphie vorgenommen werden können.

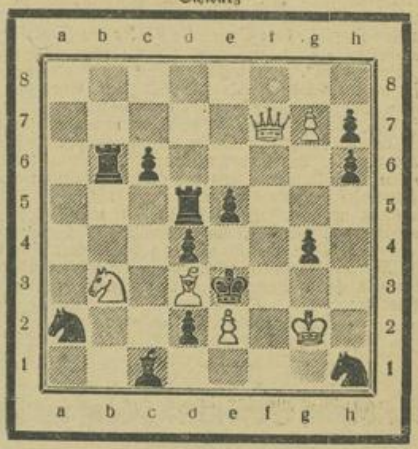
Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Aufgabe Nr. 101

G. Letzin, Neukölln (Arbeiter-Schachzeitung 1923)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an und setzt im dritten Zuge matt

Lösung: 1. Sa5! (es droht Sc4) T×a5. 2. De6, c5. 3. D×e5 matt. Schwarz öffnet durch c5 dem einen Turm die Tür und schließt sie dem andern.

Damengambit und Damenbauernspiel

Nach den Zügen 1. d2—d4, d7—d5; 2. c2—c4, d5×c4:

IV. 3. Sg1—f3 gilt als die stärkste Antwort. Sg8—f6: 4. e2—e3, Lc8—g4. 5. Lf1×c4, e7—e6. 6. 0-0, Sb1—c3, c7—c6. (Schwarz muß natürlich die offene c-Linie, die für den weißen a-Turm in Frage kommt, möglichst abschließen.) 7. 0—0, Lf8—e7. 8. Dd1—e2, 0—0. 9. Tf1—d1, Sb8—d7. 10. e3—e4!, Dd8—e7. Weiß steht zwar etwas freier, aber die schwarze Stellung ist durchaus verteidigungsfähig.

V. 3. Sg1—f3, e7—e6. 4. e2—e3, Sg8—f6. 5. Lf1×c4, a7—a6, um sich mit b7—b5 zu entwickeln. 6. a2—a4, c7—c5. 7. 0—0. Weiß will die offene d-Linie für seinen Turm verwenden. Sb8—c6. 8. Sb1—c3, Lf8—e7. 9. Dd1—e2, 0—0. 10. Tf1—d1, c5×d4. 11. e3×d4, Sc6—b4. Lasker sagt: Weiß hat die Initiative, Schwarz steht gedrückt.

VI. 3. Sg1—f3. Dieser Zug ist stark, da er die scharfe Antwort e7—e5 verhindert. Doch — er gibt dem Schwarzen ein wichtiges Tempo zur Verteidigung des Gambitbauern. e7—e6. 4. a2—a4! (Weiß darf jetzt nicht ungestraft b7—b5 zulassen; z. B. 4. e2—e3, b7—b5. 5. a2—a4, Dd8—b6. 6. b2—b3, c×b3. 7. Dd1×b3, b5×a4! usw. Auf 6. a×b5, c×b5. 7. b3, c×b3. 8. D×b3, b4. 9. Se5, e6 und Weiß dürfte schwerlich Ausgleich erzielen.) b7—b5. 5. a4×b5, c6×b5. 6. e2—e3, e7—e6. 7. b2—b3, a7—a5. 8. b3×c4, b5—b4 und Schwarz dürfte wohl gleiche Chancen haben. Diese Varianten sind aber durchaus problematisch und je nachdem, wie ein Spieler eingestellt ist, wird er als Angriffsspieler das weiße, oder als Positionsspieler das schwarze Spiel vorziehen.

Das Handbuch will die schwarze Spielweise mit 6. e2—e3, Dd8—b6 (?, hier ist e7—e6 entschieden besser.) 7. Sf3—e5 widerlegen, was aber sehr zweifelhaft ist, denn es folgt 7. e7—e6! (Nicht Sg8—f6 oder Lb7, wie im Handbuch) 8. Dd1—f3, Db6—b7! und Schwarz steht gut.

VII. Eine zweite wichtige Spielart nach 3. Sg1—f3? ist Lc8—g4! Diese Antwort ist wohl die solideste und klarste. Spielt Weiß immer aggressiv, so hat Schwarz bald bequemes Spiel, z. B.: 4. Sf3—e5, Sg4—h5. 5. g2—g4, Lh5—g6. 6. Sb1—c3, Sg8—f6 (folgt auf 3. Lg4 4. e3, so entwickelt sich Schwarz mit e6 nebst Le7 und Sb—d7 usw. Auf 4. e4 folgt schon e7—e5 und Schwarz hat freies Spiel.

Zum angenommenen Damengambit ist noch zu sagen: Die Annahme des Gambits muß nicht unbedingt die Absicht ausdrücken, den Bauern e4 auf alle Fälle zu behaupten. Vielmehr betrachte man die Annahme vorläufig als Drohung, durch den Mehrbauern auf dem Damenflügel in Vorteil zu kommen. Zweitens hat die Annahme den Zweck, durch gelegentliche Aufgabe des Bauern ein freies, gleiches Spiel zu erlangen. Auch im abgelehnten Damengambit ist diese Drohung vorhanden, jedoch spielt Weiß bald e2—e3 und damit ist sie fast aufgehoben.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Wagerecht: 1. Lagune, 5. Mal, 6a. Ob, 9. Lo, 10. Lug, 12. ob!, 14. He!, 15. Gas, 16. Lord, 17. Eidame, 20. Meter, 22. au!, 23. Aida, 25. un, 27. es, 29. Do, 31. Zebu, 34. Ardennen, 37. Berg, 38. Raube Alb, 40. Met, 42. du, 43. Ilm, 45. Leu, 47. Pe, 48. Spa, 49. Aba!, 51. Ella, 53. Weste, 54. Sudermann, 55. Met.

Senkrecht: 2. Ar, 3. Ulema, 4. No, 5. Mule, 6. A. G., 7. Bode, 8. Boe, 10. Lama, 11. Tor, 13. Hias, 14. Ha!, 16. Lenz, 18. du, 19. Eider, 21. tu, 24. Donau, 26. Ob, 27. Elbe, 28. Orgel, 30. Fehde, 32. Ellipse, 33. Ur, 34. Arm, 35. Au, 36. neu, 39. Blatt, 41. Teer, 44. Uhu, 46. Ulm, 47. Pan, 48. Sem, 49. As, 50, a. D., 52 La.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Die geistige Entwicklung des jungen Beethoven

Von Professor Dr. **L. Schiedermair***)

Wenn auch Beethovens Erlebnisse und Eindrücke, die freie Entfaltung seines inneren Wesens in den ersten Wiener Jahren zum Aufbau seiner Welt- und Kunstanschauung das Bedeutungsvollste und Entscheidenste beitrugen, Grundsteine in dieser und jener Richtung sind bei ihm in den empfänglichsten Jugendjahren doch wohl bereits durch den Verkehr mit seinem Lehrer Neefe gelegt worden. Beethovens Grundsätze und Anschauungen haben gewiß erst bei zunehmendem Alter durch sich allmählich mehrende Erkenntnis und Erfahrung ihre feste Gestalt gewonnen, aber Neefes Auffassungen dürften bereits in dem jungen Menschen einen zündenden, nicht mehr verlöschenden Funken geschlagen haben. Mit Gott und Menschen, Tugend und Gerechtigkeit sich innerlich auseinanderzusetzen und über diese Auseinandersetzung nicht rasch hinwegzugleiten, das lag in Beethovens innerer Organisation begründet, aber Neefe mag dazu einen ersten stärkeren Anstoß gegeben haben. Wie eine Bekräftigung, Verdichtung und Steigerung Neefescher Äußerungen mutet es an, wenn Beethoven später an den Bonner Freund Wegeler schreibt: „So viel will ich euch sagen, daß ihr mich nur recht groß wieder sehen werdet; nicht nur als Künstler sollt ihr mich größer, sondern auch als Mensch sollt ihr mich besser, vollkommener finden", oder wenn er ebendemselben versichert: „Meine körperliche Kraft nimmt seit einiger Zeit mehr als jemals zu und so meine Geisteskräfte. Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziel, was ich fühle, aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann dein Beethoven leben. Nichts von Ruhe! — ich weiß von keiner andern als dem Schlaf, und wehe genug tut mir's, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß, als sonst." Ein anderes Mal legt er in rückhaltsloser Offenheit das Bekenntnis ab: „Gott, der mein Inneres kennt und weiß, wie ich als Mensch überall meine Pflichten, die mir die Menschlichkeit, Gott und die Natur gebieten, auf das Heiligste erfülle." Und wenn wir es auch nicht aus seinen Briefen wüßten, so würden Leben und Schaffen für sein höchstes Pflichtbewußtsein und seine stärkste Vitalität Zeugnis ablegen. Wie ein leiser Vorklang zu dem lapidaren Zitat von 1820: „Der gestirnte Himmel über uns" erscheint Neefes „wende den Blick aufwärts", und die Art der Verwendung von Begriffen wie „Schicksal" oder „Pöbel der Zuhörer" erinnert lebhaft an Neefes Sprachschatz, in den selbstverständlich allgemeines Zeitgut eingegangen war, der dieses aber dem jungen Menschen unmittelbar darbot.

Bei Neefes umfassender Bildung und seinen Anschauungen über die Ausbildung des Künstlers wäre es verwunderlich gewesen, hätte er den geistigen Gesichtskreis des ihm anvertrauten Schülers nicht nach allen Seiten zu erweitern gesucht. Wer den Satz niederschrieb: „Freilich gehört mehr dazu, als die Kunst, einige Töne über und nach einander, nach den Regeln des Generalbasses und des Gesangs, verbinden zu wissen, welche leicht jeder Dorfschulmeister erlernen kann", ließ seinen Schüler nicht auf dem geistigen Niveau des Elternhauses und des Tirociniums stecken. Er wurde der Anreger und Förderer der Bildungsquellen seines Zöglings, der Ratgeber und Mentor in allgemein menschlichen und künstlerischen Fragen, der Führer in seinen literarischen Bedürfnissen. Was die Bonner Residenz an geistigen Strömungen durchflutete und was Neefe zu ihnen beitrug, umfing den jungen Beethoven und berührte jetzt um so stärker seine Seele, weil Neefe es nicht gewaltsam aufzudrängen suchte, sondern in einem das jugendliche Alter des Schülers nicht überschreitenden Maße näher brachte. Wenn Beethoven später immer wieder zu den Werken großer Dichter und Denker griff, so hat mit den Angehörigen des Bonner Freundeskreises Neefe hierzu die ersten Anregungen gegeben. Daß Beethoven zu Gellert kam, wird wohl ebenso auf ihn zurückzuführen sein wie besonders die lang anhaltende Begeisterung für Klopstock, den er nach seiner eigenen Aussage — wir dürfen wohl hinzufügen: vornehmlich in seinen Jugendjahren — „freilich nicht überall verstand". Vielleicht war es auch Neefe, der zu ihm schon damals von Goethe sprach und dadurch veranlaßte, daß dieser Name sich in Beethovens Gedächtnis für immer verankerte.

Wie der junge Beethoven durch Neefe sich bereits in frühen Jahren allmählich der Sphäre der damaligen Moral- und Aufklärungsphilosophie näherte und von dem Anbruch der großen deutschen Dichtung ungefähre Vorstellungen erhielt, so wurde er unter Neefes Leitung jetzt auch musikalisch nicht mehr wie bisher hin und her gezogen, sondern sicher geführt und mit älterer wie moderner Kunst vertraut. Die technische Unterweisung auf Clavichord, Hammerklavier und Orgel nahm einen ruhigen Fortgang, für die theoretische kompositorische Schulung wurde wohl erst jetzt unter Zuhilfenahme von Lehrbüchern ein festerer Grund gelegt, die erzieherische Kraft äußerte sich aber vor allem in der Auswahl des Spielmaterials, das dem Schüler in die Hand gegeben wurde und in der Absicht, auch dessen musikalischen Gesichtskreis möglichst zu erweitern und nicht auf die Klavierkunst zu beschränken. Fast in derselben Zeit, in der Mozart im Wiener Hause von Swietens den Weg zu Sebastian Bach fand, kam der um vierzehn Jahre jüngere Beethoven durch Neefe zum „Wohltemperierten Klavier" und entrann dadurch der Gefahr einseitiger, moderner Ausbildung, der damals nach der Verdrängung von Bachs Kunst und dem Siegeszug des neuen Instrumentalstils junge deutsche Künstler leicht ausgesetzt waren. Diese Bachstudien schlugen eine Brücke zur älteren, norddeutschen Kunst und mochten zunächst auch die Lücken weniger fühlbar machen, die Neefes Art der kontrapunktischen Anleitung unausgefüllt ließ. Seitdem hat Beethoven die Beziehungen zu Sebastian Bach nicht mehr gelöst.

*) Der Todestag Beethovens lenkt unsere Aufmerksamkeit auch auf die bedeutendste Beethoven-Publikation der letzten Jahre, das kürzlich erschienene umfangreiche Werk „Der junge Beethoven", dem die vorstehende Probe entnommen ist. Auf Grund bisher gänzlich unbekannten Materials wird hier die Jugend des großen Musikers zum erstenmal ausführlich geschildert. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. In Leinenband Mk. 20.—.

In memoriam Andreas Reischeck

Unsere Zeit ist reich an Geschichten von märchenhaften Erfolgen willenskräftiger Männer, die von den untersten Stufen der Armut zu den höchsten Höhen des Reichtums und der Macht emporstiegen. Namen wie Edison, Rockefeller, Ford mögen hier genügen. Jedoch scheinen solche Laufbahnen eine spezifische Angelegenheit der geschäftstüchtigeren Amerikaner zu sein. Im alten Europa, und vornehmlich an Männern, deren Arbeit nicht äußerem Glück, sondern ideellen Zielen gilt, bewahrheitet sich immer noch das Wort: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!" Das Leben Andreas Reischecks, des großen Neuseelandforschers, ist ein Schulbeispiel hierfür.

Im Jahre 1845 wurde Andreas Reischek in Linz geboren, kam aber schon in zartester Jugend nach Käfermarkt im hügeligen Mühlviertel Oberösterreichs. Ungesellig gegen die Menschen, verbrachte der Knabe seine Zeit im Walde. Als er alt genug war, um einen Beruf zu ergreifen, wurde er bei einem Bäcker in die Lehre gegeben. Es war ein Glück für den Knaben, der sich nie mit einem Handwerk befreunden konnte, daß sein Meister Verständnis für seine naturwissenschaftlichen Studien besaß. Dann brach 1866 der Krieg gegen Italien aus. Ein am Feldzug teilnehmender Baron nahm nach Kriegsende den klugen jungen Mann auf Reisen nach Italien mit. Fortuna folgte dem Zurückgekehrten auch nach Wien. Kaum verheiratet, erhielt er durch Vermittlung eines einflußreichen Gönners den Auftrag, ein Kolonialmuseum auf Neuseeland einzurichten. Und Reischek, der seine Jugendträume in Erfüllung gehen sah, griff bedenkenlos zu, obwohl er seine Frau „auf zwei Jahre" verlassen sollte. Aber sein Traum war stärker

als alle Bande, die ihn an die Heimat fesselten. Daß er in Wirklichkeit zwölf Jahre fernbleiben sollte, hat er wahrscheinlich selbst nicht geahnt. In Neuseeland angekommen, ging er sogleich an die Arbeit, die sein Lebenswerk werden sollte. Mit seinen schwer erarbeiteten Gehältern rüstete er nacheinander acht Expeditionen aus, zog auch ganz einsam, nur von seinem treuen Hunde Cäsar begleitet, unbekannten Gefahren entgegen. Monatelang hörte er oft keine menschliche Stimme. In zwölfter Stunde war es ihm vergönnt, eine unter den Tritten der Zivilisation „Sterbende Welt" festzuhalten.

Neuseeland hat ungefähr die Gestalt und die Größe der Halbinsel Italien. Der Nordinsel geben große Vulkane, tätige und erlöschende, das Gepräge. Hunderte von Geisern sprühen siedeheißes Wasser turmhoch zum Himmel. Das Herz der Natur pocht hämmernd und dröhnend an die Erdrinde. Die Südinsel erhält durch eine mächtige Bergkette ein festeres Gefüge. Fjorde, deren Schönheit die skandinavischen übertrumpft, zerreißen die Küste. Diese paradiesische Insel beherbergt eine seltsame Tierwelt. In der geheimnisvollen Waldeinsamkeit tappt der Kiwi—ein Straußzwerg, nächtlich seinen Weg. Flügellose Eulenpapageien hausen in Baumhöhlen und gehen wie der Zwergstrauß nur nachts auf Nahrungssuche aus. Ein anderer Papagei hat sich aus einem Vegetarier zum Fleischfresser entwickelt. Er überfällt Schafe und hackt ihnen Fleischstücke aus dem Rücken. Der Huia-Vogel lebt paarweise in ständiger Gemeinschaft. Das Männchen hackt mit seinem kurzen stämmigen Schnabel die Bäume an, des Weibchens langer dünner Schnabel zieht die Würmer hervor. So sind sie untrennbar aneinandergebunden.

Das größte Wunder dieser Welt ist aber der Mensch: der Maori. Er vereinigt in sich scheinbar unvereinbare Gegensätze. Die Maori sind schön, den Ariern ähnlich, sie besitzen eine hochentwickelte Kultur, Sinn für Schönheit, Kunst und Rhetorik, aber sie sind Kannibalen. Dem getöteten Feind sticht der Maori die Augen aus, die er verschluckt; er schneidet die Halsschlagader auf und saugt das Blut aus; er verzehrt schließlich auch das gekochte Herz. Reischek erzählt, daß einmal ein Häuptling, der einem vornehmen Gast besondere Ehre erweisen wollte, seine Frau zwang, für ihr Kind und sich selbst Kochgruben zu graben, und daß er dann die eigenen Familienangehörigen mit größtem Vergnügen verspeiste. Gewöhnlich meint man, daß ein menschenfressendes Volk unbedingt auf einer tiefen Kultur stehen müsse. Die Sitten der Maori strafen diese Anschauung Lügen. Ihre Religion überrascht durch den Gehalt an tiefen philosophischen Ideen. Sie erinnert in vielem an den christlichen Glauben. Wunderbare Schnitzereien, künstlerische bunte Matten, die reiche Ornamentik an ihren Bauten zeugen für große Gestaltungskunst. Besonders hervorzuheben sind Tapferkeit und Redlichkeit der Gesinnung. Als z. B. ein Stamm der Maori zum erstenmal gegen Weiße kämpfte, schickten die „Wilden" ihren Feinden Lebensmittel mit der Aufforderung, zu essen, damit sie im Kampf widerstandsfähig seien. Als die Europäer dann ihre Schußwaffen gebrauchten, forderten sie den Kampf Mann gegen Mann. Schußwaffen seien für Feiglinge, denn sie ermöglichten es jedem, den Stärksten aus der Ferne ohne Gefahr zu töten.

Diese wundervolle „Sterbende Welt" hat Reischek der Menschheit überliefert. Das ist sein großes und unschätzbares Verdienst. Leider hat man den Lebenden nicht zu würdigen verstanden. Auch hierin waren die „Wilden" den Europäern überlegen. Sie ehrten den liebevollen Menschen, der als Gleicher unter Gleichen zu ihnen kam, durch Verleihung ihrer höchsten Würde. König Tawhiao verlieh Reischek den erblichen Häuptlingsrang. Sein Titel lautet zu deutsch: „Reischek, der Schneefenstrauß, Fürst von Österreich". Sein Vaterland hatte kaum genug Verständnis, ihm die Zukunft finanziell sicherzustellen.

Am 3. April 1927, 25 Jahre nach dem Tode dieses bescheidenen Mannes, fanden in ganz Österreich Erinnerungsfeiern statt, an denen die Spitzen der Behörden und der Presse teilnahmen. Aber Reischek verdient, daß man seiner auch in der übrigen Welt gedenkt. Wenn der Vielverkannte auch während seines arbeitsreichen Lebens nicht Ruhm und Anerkennung gefunden hat, so soll wenigstens der Name des Toten der Vergangenheit entrissen sein. Daß dies jetzt geschieht, nach einem Menschenalter, ist nicht zum mindesten der dankbaren Liebe seines Sohnes zuzuschreiben, der die Forschungen des Vaters in dem Buch „Sterbende Welt" (Brockhaus, Leipzig) sammelte. Anläßlich des 25. Todestages Reischeks hat nun Brockhaus unter dem gleichen Titel auch eine billige Ausgabe des großen Reisewerks in der Sammlung „Reisen und Abenteuer", Halbleinen Mk. 2.80, Ganzleinen Mk. 3.50 herausgebracht. Möge sie dem bedeutenden Forscher und edlen Menschen Reischek die Achtung der großen Welt gewinnen.

Das Amsterdamer Schiffahrtsmuseum

Wie eine Idylle in der Großstadt, fernab dem lärmenden Getriebe der Hauptschlagadern des Verkehrs, dem rastlosen Geklingel der Straßenbahnen und Getute schnell dahinjagender Autos, liegt Amsterdams Schiffahrtsmuseum, die Stätte so vieler Erinnerungen an eine große, für immer der Geschichte angehörenden Vergangenheit. Man sieht es dem schmucken Bauwerk von außen nicht an, was hier an wertvollen Erinnerungen geborgen ist, und man würde gerade diese Sammlung eher in jeder anderen Gegend der in ihrem Kern so altertümlichen Stadt suchen, als hier im architektonisch so modernen Süden von Amsterdam.

Weitaus das Schönste in diesem Museum sind die Schiffstypen aus längst vergangenen Tagen. Die Zeit des Großadmirals De Ruyter steigt wieder vor uns auf, wo Hollands Schiffe alle Meere der Erde beherrschten und die Schätze aller Länder auf dem Amsterdamer Markte zusammenströmten, um von hier aus weit in das europäische Binnenland hinein verfrachtet zu werden. Da sieht man Miniaturkriegsschiffe des 17. Jahrhunderts, von deren Masten stolz die Flagge der Republik der Generalstaaten weht, und deren reichliche Ausstattung mit Kanonen darauf hindeutet, daß der koloniale Imperialismus der großen Handelsherren Amsterdams und Rotterdams auch vor Gewalt nicht zurückschreckte, wenn sie die niederländische Seegeltung bedroht sahen. Da stehen Handelsschiffe jener Zeit, die in ihrem weiten Bauche schon stattliche Gütermengen aufzunehmen in der Lage waren, aber bei deren Anblick man sich doch über den Wagemut der Seeleute wundert, die auf diesen so schwachen Planken den Stürmen aller Meere des Erdballs trotzten. Da begreift man erst den kühnen Mut und die zähe Ausdauer der Zeitgenossen Rembrandts, die in Hollands Blütetagen hier die Grundlagen eines Reichtums schufen, von denen nachher Jahrhunderte zu zehren vermochten.

Aber auch Landkarten aus vergangenen Zeiten belehren uns, wie nur allmählich das Weltbild des europäischen Menschen sich weitete, und wie für die Seefahrer des sogenannten „goldenen" 17. Jahrhunderts noch große Strecken unseres Planeten ein un-

---

Kleine Geschichten von großen Leuten

Von Jonathan Külz

Karl Sternheim, man weiß das seit geraumer Zeit, war einer der ersten, der sich begeistert für den deutschen Molière hielt. Na, schön.

Eines Abends sitzt er, wie immer, wenn er in Berlin ist, in der Halle des Hotel Adlon und hört interessiert den Sprüchen eines kleinen Kritikers zu.

„Ich kenne," so dozierte jener, „nur zwei souveräne Geister in der deutschen Literatur . . ."

„Und wer ist der zweite?" fragte ganz schlicht Karl Sternheim.

*

„Bleib' jesund," krähte Max Liebermann die Treppe rauf, „bleib' jesund, Auguste." Dann trippelte er sachte aus der Haustür, fuhr aber gleich erschreckt zurück. Vom Möbelwagen auf der Straße war ein großer Schrank gepoltert. Das aber kümmerte den Kutscher nicht, er fuhr weiter.

„Junger Mann," krähte da wieder Max Liebermann, „junger Mann, hörnse, ick jloobe, Se ham da wat valorn . . .!"

*

Sudermann, ja, der Sudermann, er lebt und webt noch, und bisweilen lockt er auch mal wieder den Pegasus. Aber das gehört nicht hierher.

Kürzlich ließ er sich seinen weltprämiierten Vollbart abnehmen, wandelte so voller Lust auf den Straßen der rituellen Stadt Berlin.

„Grüß Gott, alter Freund," tönt es da plötzlich von links," „beinahe hätte ich dich nicht wieder erkannt."

„Auch ich, lieber Alfred Kerr, erkannte mich vor dem Spiegel erst an meiner sonoren Stimme wieder."

*

Das war bei einer Sternheimpremière in Berlin, bei der „Jungfrau von Ltwil", da rannte mitten aus der Vorstellung ein Mann heraus auf die Straße und weinte, und weinte und weinte . .

Und der Direktor rannte hinterher, so schnell er konnte, auf seinen kleinen dicken Beinen, er war ein bißchen exaltiert, ein bißchen besorgt.

„Was ist Ihnen, lieber Freund", flüsterte er angstvoll dem Weinenden zu.

„Ich weine! Ich muß weinen! Alle müßtet Ihr weinen! Mein Stück ist ja sooo schön . . .!", jubelte Karl Sternheim, der Autor, persönlich.

*

Max Slevogt war nicht immer Max Slevogt. Auch er war einmal jung, unbekannt und mit schlechter Garderobe begabt . .

Eines Tags begab es sich, daß ein reicher Sammler sein Atelier betrat und sich galant nach den Preisen einer Zeichnung erkundigte.

„Dreißig Mark", flüsterte Slevogt klopfenden Herzens.

„Dreißig Mark", pro Stück, lieber Freund, dann haben Sie ja ein großes Vermögen hier im Atelier."

*

Als Thomas Mann, der ja von Geburt ein Halb-Neger ist, seinen ersten Roman fertig hatte, zog er auch damit zu einem stadtbekannten Münchener Gönner.

bekanntes Märchenreich darstellten, wo die Phantasie sich nach Herzenslust ausleben konnte. Was uns heute so selbstverständlich ist, mußte erst einmal gefunden und entdeckt werden, und wiederum waren es holländische Seefahrer, die in jenen Tagen zu den kühnsten Entdeckern gehörten. Ehrerbietung zwingen uns Karten ab, bei denen noch Japan halb im Unbekannten verschwimmt, und mit deren ungenauer Unterstützung die Männer auf gebrechlichen Segelschiffen hinausfuhren, um die Kontinente miteinander zu verbinden.

Es ist ein Stück niederländischer Geschichte, das hier von sachverständigen Händen zusammengetragen und durch diese Modelle ins Anschauliche übersetzt ist. Die weite See mit ihren unbegrenzten Möglichkeiten war von Alters her das Lebenselement des Niederländers, in der Vergangenheit selbst noch mehr als heute, wo das Land neben einem Handelsstaate mehr und mehr auch zum Industrieland wird. Darum verweilt man gern an dieser Stätte, die ungeachtet ihrer modernen Ausstattung etwas vom Geiste einer längst entschwundenen Zeit umweht und uns das niederländische Volk in seinem schweren Ringen um das Dasein besser verstehen läßt.

Die alternde Frau

Wenn sich die vierziger Jahre dem Ende nähern, beginnt für die Frau die kritische Zeit der Wechseljahre — eine Lebensepoche, die mit mehr oder weniger ausgeprägten eigentümlichen Erscheinungen verbunden zu sein pflegt. Das Charakteristische dieses Abschnittes liegt in dem allmählichen Erlöschen der Eierstockfunktionen: die alternde Frau verliert die Fähigkeit, Eier zur Reifung zu bringen, die monatliche Blutung bleibt aus, und auch die sonstige Arbeit des Eierstocks, die er bisher für den Organismus geleistet hat, hört auf. Dieses fast vollständige Zugrundegehen eines Organes unterscheidet sich lebhaft von dem allgemeinen Altern der anderen Körpergewebe, die wohl mit zunehmenden Jahren an Leistungsfähigkeit abnehmen, aber immerhin bis zum Ende des Lebens doch weiterarbeiten.

Die Wechseljahre — das Klimakterium — liegen im allgemeinen zwischen dem 45. und 54. Lebensjahre; gewöhnlich zwischen dem 47. und 48. Jahre; sie belaufen sich durchschnittlich auf 12 bis 24 Monate; bei manchen Frauen sind sie von kürzerer, bei anderen wiederum von längerer Dauer. Die Meinung, daß Frauen, deren Periode frühzeitig begonnen hat, später in die Wechseljahre kommen, andererseits Frauen mit später eintretender monatlicher Blutung frühzeitig in die „Wechsel" gelangen, dürfte irrig sein. Es ist jedoch zuverlässig bekannt, daß bei Frauen, die an Zuckerkrankheit, Basedowscher Krankheit u. dgl. leiden, die Blutungen vielfach vorzeitig fortbleiben.

Das Hauptsymptom der Wechseljahre — des Klimakteriums — ist das Aufhören der monatlichen Blutung; und zwar erfolgt dies nicht mit einem Schlage, sondern allmählich werden die Blutungen schwächer, sie treten in größeren Abständen auf, um sich schließlich ganz zu verlieren. Mit diesem — auch für den Nichtarzt leicht erkennbarem — Vorgang gehen nun gewöhnlich mannigfaltige Veränderungen körperlicher und seelischer Natur einher, die — wie kürzlich Prof. H. Eymer (Innsbruck) in einer vorzüglichen Arbeit über „Das Klimakterium" hervorhob — nun im Gegensatz zum Aufhören der Periode nicht mehr als normal aufzufassen sind. Immerhin gibt es Ausnahmen, bei denen die Wechseljahre ohne erkennbare „Störungen" einhergehen Bei der Mehrzahl aller Frauen jedoch treten in diesem Zeitabschnitt objektiv wahrnehmbare und subjektiv empfundene Erscheinungen auf. Die eine Gruppe ist durch zunehmende Wohlbeleibtheit, die andere durch Abmagerung gekennzeichnet und zwar neigen an und für sich untersetzte Frauen mehr zu starkem Fettansatz, vorwiegend an der ganzen unteren Körperhälfte, einschließlich der Beine, während die hageren Frauen anfangen, noch dürrer und knochiger zu werden. Ihre Gesichtzüge werden schärfer, an Kinn, Wangen und Oberlippe kommen lange borstenartige Haare zum Vorschein; das ganze Aussehen wird männlicher, auch die Stimme nimmt mitunter eine rauhere Klangfarbe an. Bei den Fettleibigen dagegen zeigen sich sehr häufig Erweiterungen der Blutadern im Gesicht.

Von den subjektiven Beschwerden sind am bekanntesten die heißen Wallungen, von denen die klimakterischen Frauen befallen werden. Sie dauern etwa zwei Minuten, klingen ab und wiederholen sich. Oft setzen diese Störungen schon vor Abnehmen der monatlichen Blutungen ein und bilden dann vielfach das erste Anzeichen des beginnenden Klimakteriums. Ebenso wie die Wallungen stehen die oft unerträglichen Kopfschmerzen während der Wechseljahre unter dem Einfluß des Nervensystems; auch hier handelt es sich um Störungen im Bereiche der Blutgefäße. Hierzu gehört ferner: zeitweises Rot- und Blaßwerden des Gesichtes, Schweißausbrüche, Schwarzwerden vor den Augen, Hitzegefühle, Ohnmachten, Kribbeln in den Fingern und Zehen, wobei die Glieder blaß und bläulich werden und das Gefühl des Eingeschlafen- oder Abgestorbenseins in Armen und Beinen auftritt. Wohl in sämtlichen Körpergegenden können „Gefäßnervenschmerzen" empfunden werden. Vielfach wird über nervöse Herzbeschwerden geklagt, die mit Vorliebe nachts auftreten und die Patientinnen sehr peinigen können. Weiterhin gibt es Frauen, die im Klimakterium unter Durchfällen, andere wiederum, die unter Verstopfung zu leiden haben.

Charakteristisch für die Wechseljahre ist eine niedergeschlagene Stimmung, gepaart mit Angstzuständen, fast regelmäßig besteht geistige Ermüdbarkeit und oft eine auffallende Gedächtnisschwäche. Nicht selten treten auch wenig angenehme Charaktereigentümlichkeiten zutage, wie Lügenhaftigkeit, Klatschsucht, Herrschsucht, Eifersucht usw. Allmählich jedoch klingen auch diese physischen Störungen ab und die Frau gewinnt nach und nach ihr seelisches Gleichgewicht wieder.

Im übrigen kann man bei genauer Beobachtung feststellen, daß alle diese Begleiterscheinungen der Wechseljahre — wenn auch weit weniger ausgesprochen — schon zur Zeit der Geschlechtsreife, bei und vor der monatlichen Blutung und während der Schwangerschaft sich zeigen können. Die Frauen aus den ärmeren Bevölkerungsschichten, die tagaus, tagein hart zu arbeiten haben, haben in der Mehrzahl unter geringeren Beschwerden zu leiden, als die verzärtelten Frauen aus den wohlhabenden Kreisen, die genügend Zeit besitzen, sich mit dem „Problem des Klimakteriums" zu beschäftigen.

Was die Behandlung der klimakterischen Beschwerden anbetrifft, so bedürfen die allmählich schwächer werdenden Blutungen im allgemeinen keiner ärztlichen Versorgung. Wohl aber ist sofort ärztlicher Rat in Anspruch zu nehmen, wenn sich die Blutungen häufen. Zur Linderung der allgemeinen Störungen stehen dem Arzt eine Reihe von Medikamenten zur Verfügung. Gegen die Übererregbarkeit der Gefäßnerven hat sich die Behandlung mit Kalk und Brom bewährt. Kribbeln und Absterbegefühle werden

---

Aber der wollte nichts davon wissen. Der dankte. Nicht geschenkt.

„Ich hielt Sie für einen Mäzen", stotterte Tommi enttäuscht.

„Das ist wohl möglich, aber ich, junger Freund, halte Sie für keinen Dichter."

*

Da gibt es einen Maler aus Breslau in Berlin, rote Haare hat er, ein gräßliches Gesicht, und sein Körper ist auch nicht von Praxiteles gemeißelt. Aber er hat geistige Allüren und verkehrt deshalb gern in Gesellschaft von Jesuiten.

„Sie haben ja, lieber Ludwig Meidner", doziert einer aus der Runde, „einen schönen Judaskopf . . ."

Der Maler Meidner explodiert: „Es ist nicht erwiesen, daß Judas rothaarig war. Aber es steht fest, daß er zur Gesellschaft Jesu gehörte!"

*

„Sind berühmte Leute in diesem Saftladen?" krächzte ein bißchen arrogant ein jugendlich geschminkter Herr, als er das Bureau des Sanatoriums betrat.

„Gewiß, mein Herr", knickte devot die Sekretärin, „zwei Prinzen, vier amerikanische Millionäre, Titta Ruffo, der Bankier . . ."

„Genug! Affez! Ich bin selbst berühmt. Ich bin der internationale Dichter Karl Sternheim!"

*

Thomas Mann begibt sich, immer mal wieder, auf eine Vortragsreise. Sein selten begabter Sohn, der Ephebe Klaus, trägt artig Pappis großen Koffer und setzt ihn auf einen leeren Platz. Der Dichter setzt sich traumverloren daneben. Es ist so schön, im Zug bequem zu sitzen . . . Alle andern Plätze sind besetzt.

Da stürzt Meier ins Coupé, Meier aus Berlin, nimmt radikal des Dichters Koffer vom Platz und will sich darauf setzen. Auf den Platz.

„Eigentümer dieses Reiseutensils ist ein mir befreundeter Herr aus unserer gemeinsamen Vaterstadt Lübeck. Er wird, nach Besorgung einer kleinen, aber desto dringenderen Angelegenheit hierorts erscheinen und seinen Platz in Besitz nehmen wollen . . .", erläutert schlicht der Autor mehrerer Bände.

Inzwischen setzt sich der Zug in Bewegung.

Und bei steigender Geschwindigkeit schmeißt Meier den Koffer aus dem Fenster. „Ihr Freund wird ihn sonst vermissen, wenn er nun, zu spät, auf den Bahnsteig kommt", tröstet er sachlich den fassungslosen Dichter.

*

Nun, heute sind unsere Diplomaten, unsere Minister musischer veranlagt. Auch Gustav ist musischer veranlagt. Weshalb er gern sich im Kreise des muntern Bühnenvölkchens bewegt.

Moissi sitzt am runden Tisch.
Paul Wegener sitzt am runden Tisch.
Mehrere Damen sitzen am runden Tisch.
Gustav auch.

Man streitet sich über Gagen, diskutiert über das Wetter, beschimpft die Direktoren; man kommt weiter, man ist dabei, die Entelecheia des dritten Welträtsels zu ergründen. Das ist Paul Wegeners, des Golems, Lieblingspferd.

„Ich hab's", strahlt plötzlich Gustav in die vierzehn Nasenlöcher am runden Tisch, „ich hab's" Und damit legt Stresemann eine soeben gefangene, zerquetschte Fliege auf den Tisch . . .

durch warme Bäder günstig beeinflußt. Blutarmut während der Wechseljahre macht nicht selten Darreichung von Arsen erwünscht. Vor allem jedoch sind die Bestrebungen, mit Hilfe von tierischen Eierstockspräparaten den Ausfall der Eierstockfunktionen zu ersetzen und dadurch die klimakterischen Beschwerden zu lindern, sehr beachtenswert. Allerdings sind in vielen Fällen die Erwartungen, die an diese Mittel geknüpft worden sind, nicht in Erfüllung gegangen. Immerhin wird der Arzt sehr häufig einen Versuch mit Eierstockpräparaten machen, zumal keine nachteilige Folgeerscheinungen zu befürchten sind. Ungemein wichtig ist ferner die seelische Beeinflussung der alternden Frau durch den Arzt, die in Ausnahmefällen sogar in Hypnose bestehen kann. Eine Verhütung der klimakteriellen Beschwerden ist kaum möglich; jedoch vermag eine hygienische Lebensführung die Leiden der Wechseljahre zu mildern. Der drohende Fettansatz wird am ehesten durch eine Obst- und Gemüsekost hintangehalten. Diese Ernährungsform hat auch den Vorzug, daß sie gleichzeitig der Darmträgheit entgegenwirkt. Der Genuß von Eiern, Fett und Fleisch, vor allem auch der Mehlspeisen ist tunlichst einzuschränken. Wenig oder gar kein Zucker; viel rohes Obst und Gemüse; geringe Zufuhr von Flüssigkeit und Salz; reichlicher Aufenthalt und Bewegung in frischer Luft; in besonderen Fällen Kuren in geeigneten Badeorten. Mit Rücksicht auf die Blutdrucksteigerung sollen Gewürze, Kaffee, Alkohol und Nikotin vermieden werden. Dagegen zeitigen lauwarme Bäder, kühle Waschungen und Gymnastik gute Erfolge.

Je weniger sich die Frau an Nichtstun gewöhnt hat, je mehr ihr Körper auf eine vernünftige Tätigkeit und hygienische Lebensweise eingestellt ist, desto leichter wird sie das Klimakterium überstehen.

Wäschereinigung in alter Zeit

Die Reinhaltung der Leibwäsche und der Kleidungsstücke hat von jeher, wie schon im „Gudrun"-Liede geschildert wird, zum speziellen Arbeitsgebiete der Frau gehört. Die bereits früh vorkommende Leinenwäsche wird, abgesehen vom Waschen in heißem Wasser im Hause, durch Reiben, Drücken und Zusammenpressen in fließendem Wasser gereinigt. Sie wird auch auf einen Stein oder ein Brett gelegt und dann mit einem Waschholz geschlagen, dem sogenannten Bleuel, von dem unser Wort durchbleuen für heftig schlagen abgeleitet ist. Der Gebrauch der Lauge, das sogenannte Buchen, ist wohl vom Auslande her eingeführt worden. Diese Lauge wurde dadurch gewonnen, daß man Holzasche mit kochendem Wasser übergoß. Die so gereinigten Gegenstände wurden, nachdem sie ausgerungen und getrocknet waren, mit dem sogenannten Mangelholz (altnordisch: modell) geglättet. In den Städten bildete sich bald die Gewohnheit heraus, daß berufsmäßige Wäscherinnen in die Häuser zum Waschen gehen oder auch die Wäsche zum Waschen abholen. Daher findet sich denn auch in den Städten ein öffentlicher Bleichplatz, der auch von den Webern für ihre Zwecke benutzt wird. Während das Mangelholz mit der Hand bewegt wird, kommt bald eine Maschine auf, die durch ein Rad in Bewegung gesetzt wird, und auf der ein mit Steinen beschwertes Brett auf Rollen läuft. Aus dieser Einrichtung ist unsere heutige Mangel entstanden. Das Wort hat sich aus dem althochdeutschen „mange" zu dieser Form entwickelt. Vielfach gab es in den Städten Manghäuser, die öffentliche Glättanstalten für Gewebe darstellen, so z. B. in Augsburg, Nürnberg und Aachen. Die Trockenreinigung der Kleider erfolgt erst sehr spät durch die Bürste. Noch im 12. Jahrhundert ist lediglich die Kopfbürste bekannt, und erst sehr viel später kommt die Kleiderbürste in Gebrauch. Früher erfolgte die trockene Reinigung der Kleidungsstücke durch ein Gewinde aus Heidekraut und kleinem Gestrüpp.

Frauengefängnisse als Erziehungsanstalten

Eine sehr interessante Schilderung im „New York Herald" über die Besserungsanstalt für Frauen in New Jersey zeigt, daß die Methoden, um Frauen, die der moralischen Besserung bedürftig sind, auf den rechten Weg zurückzuleiten, in allen Kulturstaaten im Prinzip die gleichen sind. Entscheidend bleibt nur, daß der reichere Staat naturgemäß seine Methode schneller und in größerem Maßstabe, also wirksamer durchführen kann.

Die Besserungsanstalt „Reformatory" im Staate New Jersey kann wohl als Idealanstalt angesehen werden. Von vergitterten Fenstern und verschlossenen Türen findet man hier keine Spur. Die Anstalt ist eher eine Farm; ja, das Frauengefängnis von New Jersey ist beinahe ein kleines Dorf für sich, denn es besitzt große Verwaltungsgebäude, ein Krankenhaus, Lehrgebäude und eine kleine Kirche. Die ganze Farm wird lediglich von Frauen verwaltet; nur die ganz schweren Arbeiten werden von Männern ausgeführt. Die Gefangenen bewohnen die verschiedenen Gebäude, je nach der Arbeit, die sie zu verrichten haben. Mit Gittern umgeben sind nur die Stallungen des Viehs, das dort in großen Mengen gezüchtet wird. Nirgends ist eine Mauer zu erblicken oder auch nur ein Lebewesen, das jemanden in seiner Freiheit beschränken wollte. Trotzdem geschieht es nur sehr selten, daß jemand aus der Anstalt entweicht. Fast alle Frauen, die dieses Wagnis unternahmen, wurden wieder eingefangen und mußten ein halbes Jahr länger in der Anstalt verbleiben.

Außer der körperlichen Arbeit müssen die Frauen sich in ihrer freien Zeit, soweit ihre Kenntnisse mangelhaft sind, weiterbilden. Da hier nur solche Strafgefangene untergebracht sind, die eine Strafe von mindestens 18 Monaten zu verbüßen haben, so ist es sehr gut möglich, ihre besonderen Fähigkeiten herauszufinden und sie in diesen Fähigkeiten weiter auszubilden. Es kommt nicht selten vor, daß hier eine Frau ganz plötzlich besondere Talente entwickelt, von denen sie früher keine Ahnung hatte und die ihr nach Verbüßung ihrer Strafe den Rückweg ins bürgerliche Leben bedeutend erleichtern. In der Anstalt werden ferner in jeder Woche Vorträge, Konzerte, ja sogar Kurse — z. B. in der Körperpflege — veranstaltet. Diese Ablenkungen haben den Zweck, Seele und Geist in den gesunkenen Frauen zu wecken. Einen Teil ihrer freien Zeit dürfen sie auch mit Arbeiten ausfüllen, die ihnen Geld einbringen, und von dem verdienten Gelde dürfen sie monatlich 2 Dollar nach ihrem Belieben ausgeben. Je nach ihrer Führung werden sie mit der Zeit gleichsam klassifiziert, indem man sie von „probation girls" zu „honour girls" und schließlich zu „student officers" aufsteigen läßt. Diese Rangunterschiede werden auch in der Kleidung kenntlich gemacht.

Selbst nach der Entlassung aus der Strafanstalt behält man die Frauen weiter im Auge. Im Notfalle wird ihnen eine entsprechende Beschäftigung und dadurch die Möglichkeit zu einem anständigen Leben geschaffen. So werden die Frauen, die gefallen, zermürbt, gesunken in das „Gefängnis" gebracht wurden, oft lebenstüchtige Menschen, die mit Dank an ihre Lehrzeit im „Reformatory" zurückdenken.

Dr. K. H.

Allerlei vom Trauring

Warum ist der vierte Finger der Ringfinger? Eine alte Erklärung lautet, daß von diesem Finger eine Ader direkt zum Herzen gehe. Diese Anschauung, die in früheren Zeiten sehr verbreitet war, ist aber anatomisch falsch und man darf annehmen, daß der wahre Grund ein durchaus praktischer ist, indem nämlich an diesem von beiden Seiten geschützten Finger, der weniger als die anderen gebraucht wird, der Ring sich am wenigsten abnutzt. Übrigens hat sich die Sitte, den Trauring am vierten Finger zu tragen, erst allmählig eingebürgert. Wir können auf Bildern der Renaissance beobachten, daß man vielfach Ringe, ja sogar den Trauring, am Daumen trug, und diese Sitte war in England noch im 18. Jahrhundert verbreitet. In manchen Ländern war früher der bevorzugte Ringfinger der Zeigefinger.

Eine alte Sitte ist es, daß der Trauring ein schmuckloser Goldreif ist. Man will damit die schlichte Würde dieses Sinnbildes betonen In der Renaissance waren auch die Trauringe noch reichlich geschmückt und es erregte ein gewisses Aufsehen, als die Königin Martha die Katholische bei ihrer Heirat mit Philipp von Spanien den ausdrücklichen Wunsch äußerte, sie wolle einen ganz einfachen Goldring als Traureif haben, wie ihn andere Frauen benutzten. In manchen Ringsammlungen findet man Beispiele von Trauringen mit Inschriften. Aber der also verzierte Ring ist ebenso wie der Edelstein-geschmückte doch häufiger das Symbol der Verlobung. In Zeiten der Not, in denen der Ernst des Lebens der Menschheit besonders nahe tritt, hatte man immer wieder zu eisernen Trauringen gegriffen. Gold gab ich für Eisen! Sowohl während der sogenannten Befreiungskriege, als das deutsche Volk seinen Fürsten die Befreiung vom Druck Napoleons mit seinem Blute erkaufte, wie während des Krieges von 1914—18 haben Tausende biederer Bürger ihre Trauringe geopfert, sie erkannten viel zu spät, wie sehr man sie betrogen hatte!

In den meisten Ländern sitzt der Trauring an der rechten Hand, in England aber an der linken, ein Brauch, der während der Reformation aufkam und den man daraus erklärt, daß die linke Hand näher am Herzen ist.

Torfverwendung in Schweden

Da Schweden keine Kohlenbergwerke hat, hat man in den letzten Jahren sich immer und immer damit beschäftigt, Torf als Brennmaterial zu benutzen, da die großen Torfmoore Schwedens bisher fast nutzlos dalagen. Der Führer der schwedischen Torfindustrie, H. Ekelund, teilt nun mit, daß sich maschinell ein Torfpulver herstellen läßt, mit dem man jeden gewünschten Hitzegrad billiger und besser als mit Kohle erzeugen kann. Mit Torf als Brennstoff soll man Eisenerz in kleinen elektrischen Öfen zu Eisen reduzieren können. Im Vergleich mit Holzkohle kostet das Torfpulver nur die Hälfte und wenn auch das damit hergestellte Eisen nicht von sehr hoher Qualität ist, so ist es doch besser als mit Koks gewonnenes. Es ließen sich mit dem Torf Temperaturen bis zu 2200 Grad Celsius erreichen.

Ein Vorteil der neuen Methode, die Torflager auszunutzen, ist der, daß das aufgearbeitete Land nach entsprechender Drainierung als Ackerland benutzt werden kann. In Gegenden wie Nordschweden, wo sich Ackerbau infolge zu großer Kälte nicht betreiben läßt, kann man auch Wälder anpflanzen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Osterblumen und Immergrün

Drei Geschwister. Erst die Erna. Wie alt? Zwölf. Dann der Willibus. Und der? Dreizehn. Und dann das Mariechen — vierzehn Jahre alt, schulentlassen! eingesegnet von der roten Jugendweihe, kommt gleich nach Ostern in die Fabrik, als Spinnerin. Vater arbeitet im Gaswerk. Mutter putzt in der Schule. Und heute ist Ostersamstag. Heute dürfen die drei Geschwister alleine vors Stadttor, an den Fluß, in den Wald, auf den Berg. Und juchheirassassa, es lebe die Freiheit!

Es regnet, leise. Der Fluß, vom vielen Regen her ganz gelb, wie guter Milchkaffee ist das Wasser des Flusses. Der Ulmenhain. Hu — drei Raben! einer schreit. Und 'n grünes Kräutchen, mit 'ner gelben Blume dran. Abpflücken!, sagt Erna, aber Mariechen wehrt: Nein, die Blumen muß man schonen!

Es regnet. Drei Geschwister unter einem großen Regenschirm (der gehört Vatern), Mariechen in der Mitte, Erna links eingehakt, und Willibus rechts eingehakt. Und da wird gesungen: „Hinaus in die Ferne —!"

Jetzt von der Chaussee abgebogen, Seitenpfade sind die schöneren Wege. Heisa!, der Bach, wie der zwitschert und gurgelt und springt — wie der sich am Felsstein gar überschlägt, welch lustiger Purzelbaum! Drüben steh'n fünf schwarze Tannenbäume — auf der Wiese — auf der grünen, grünen Wiese. Hu! Die fünf hohen Tannenbäume sind unheimlich, wie schwarze Fahnen, die der Wind schwenkt. Aber es regnet nicht mehr, der Wind macht klar.

Bergauf! Ohne Pfad und ohne Steg. Du, da im Appelbaum sitzt 'n Buntspecht; nä! das ist 'n Eisvogel! — aber mit lautem Geschrei fliegt dann die weißgrauschwarze Elster davon — dem Walde zu.

Immer bergauf. Die Waldwiese, die Wiese vor dem Walde. Hier und da ein gelber Himmelsschlüssel — und große blaue Flecken im Grün, sind Hundsveilchen: blau, blau — aber ohne Duft.

Und am Himmel gibt es nun auch blaue Flecken — hier einer — da einer — und plötzlich wirft die Sonne 'ne Handvoll Goldkörner über die Landschaft — nur eine Handvoll, dann ist die Sonne wieder fort. Und graue Wolkenadler decken mit ihren mächtigen Flügeln die letzte blaue Himmelsstelle. Der Wind läßt nach. Leise regnet es wieder.

Nun der Wald. Erst Dornengestrüpp. Da müssen wir hindurch! fordert Willibus, das ist indianermäßig, und mitten durch den Dornbusch hin schleichen die drei Geschwister auf der Spur des „Wildtöters". Ach, Ernachen weint, aber das ist nicht schlimm, mit einem großen Dorn vom Schlehenbusch steckt Groß-Mariechen der Kleinen das Loch am Ärmel wieder zu — so! man sieht schon nix mehr. Husch! ein Hase, der Willibus hinterher — lauf, was de laufen kannst!

Huhu! Schuhu! Hi—ier! Willibus! Und dann haben sie sich wiedergefunden, die drei Geschwister, im Bergwald; o, die würzige Luft! Eichbäume, du! da raschelt was — da is es! da is es! was denn? 'ne Eichkatz. Schirrtirrr! und kritzekratze eichauf — droben an der Astspaltung sitzt es: rotbraun, die schwarzen Augenperlen, und der buschige Schwanz, wie Onkel Peter sein Schnurrbart!

'ne Quelle. Den Becher her. Ho! das schmeckt. Och was — sagt Willibus, da müßte Himbeersaft hinein. Schwelger! lacht Mariechen — und sie trinkt schon den dritten Becher Quellwasser.

Jetzt im Fichtenwalde. Finster. Es riecht nach modernden Tannennadeln. Hei, das aber — sie sind schon wach, da schau her: die Ameisen! Langsam und verschlafen kriechen ein paar große braune Waldameisen über die Pyramide ihre Baues. Du! da schnurrt was — hörste nix — und dann saust es vorbei — der stolze Hirsch, mit goldenem Geweih —. Aber es war nichts — es war nur der Wind, der sich in den Kronen der Fichtenbäume gefangen hatte, wie eine Fliege im Netze der Spinne — doch der Wind hat Kraft — schnurresaussum — frei ist er wieder: der Wind. Und er nahm den Regen mit!

Von irgend einem fernen Dorfe her läutet es zu Mittag. Dann aber wird's Zeit! trumpft Willy, mein Magen knurrt schon wie 'n bissiger Hund. Ja, jetzt wird gegessen. Aber wo sitzen? Wir finden schon 'nen guten Platz. Und der gute Platz fand sich. Im alten aufgelassenen Steinbruch, da war sogar 'ne halbzusammengebrochene Bank, aber Willibus legte Steine drunter, da konnte man dann auf der Bank sitzen. Und man speist, Butterbrot und 'n Endchen Wurst, und 'nen Apfel hinterher, und 'n ganz kleines Stück Schokolade — damit sie reicht — bis zum Abend.

Der alte Steinbruch. Basaltstein. Flammiges Gestein, aufwärts wirbelnd, erstarrte Vulkanmassen. Und hier und da die Steinwände schon wieder verschüttet von rotbraunen Erdmassen. Und in den Erdmassen grünt es, das erste junge Grün des Knoblauchkrautes. Und da: all die goldenen Sterne, Huflattich! Huflattich! Horche du! wie es in den Tannenbäumen rauscht, der Wind, so rauscht an Nordlandsklippen die graue stürmische See. Meisen! Meisen! Ach wie niedlich, welche mit gelber Brust, welche mit schwarzen Häubchen über dem Köpfchen — — tschi-tschi-tschi — — türr — titi! Die Meisen. Die Meisen. Und 'n blauer Käfer. Und da 'ne ganze Familie junger Brennesseln. Und — hier erst — 'ne Königskerze — kaum 'ne Handbreit aus dem Boden heraus — aber man sieht es am grausamtenen Blatt — das gibt 'ne Königskerze — Willibus hat im Zeugnis für Botanik immer „sehr gut!"

Hier im Steinbruch ist Treffpunkt, in 'ner Stunde sind alle wieder hier, jetzt macht jeder 'ne eigene Entdeckungsreise —. Aber Erna will nicht alleine geh'n, Erna hat Angst im großen Walde, wo der Fuchs schleicht — und wo der Wolf die Großmutter von dem Rotkäppchen gefressen hat — im Märchenbuche steht's doch! Na, Erna! Dann geh' du mit Mariechen.

Der Willibus ist schon fort, wie ein Luchs, so schnell! sprang der Willibus davon — hin in den Waldbusch.

Unser Herz geht mit Erna und Mariechen. Wildes Felsgestein, Quarzit, das sich terrassenförmig aufbaut, und Akazienbäume, die mit verkrümmten Armen einander angreifen — eine Krone beißt sich ein in die Krone des anderen Baumes. Der Schrei eines Hähers. Und ein Finkenweibchen sagte hundertmal hintereinander — tüt! tüt! — tüt! tüt! Das ist der Regenpfeifer. Es kommt noch mehr Wasser vom Himmel herab.

Ein ganz zartes kleines Waldgerinnsel, ein Wasseräderchen aus 'm Fels heraus, hin durchs goldgrüne Moos, durchs „goldene Frauenhaar". Und da, oh! die Freude — Osterblumen! die ersten! Frei Heil! Und da, nochmals, oh! dieser Reichtum, die ganze Felswand überzogen mit blaublühendem Immergrün. Du! wir machen Kränze. — Und dann trägt jedes der Mädchen einen Frühlingskranz. Mariechen einen weißen Kranz aus Osterblumen, aus den zarten weißen Anemonen — die, mit den gelben Kelchen. Erna trägt einen blauen Kranz vom blühenden Immergrün. Und dann zum Treffpunkt! Und da kommt auch der Willibus, das Antlitz hochgerötet, die Hose vertissen, die Hände und die Wangen voll blutiger Schrammen — und einen ganzen Armvoll Spieße und Speere, schlanke Gerten vom Haselstrauch. Und — da erst! ein weißer Vogelflügel — triumphierend hält Willy den hoch — 'n Flügel vom wilden Schwan! O, gesegnete Phantasie der Jugend — in Wirklichkeit war es ein Hühnerflügel, das andere zu dem weißen Flügel, das hatte der edle Räuber Habicht gefressen.

Nun zur Bergspitze. Wir sind schon droben.

Die alte Burg. Der Turm steht noch. Die Wendeltreppe hinauf. O, die schöne Aussicht, o, die weite Fernsicht! Drunten schlängelt sich der Fluß. Die Stadt am gelben Fluß, wie ein zinnfarbener großer Fleck, da heraus eine schwarze Faust, mit zwei erhobenen Fingern: der Dom!

Der Himmel finster, unheimlich! — und plötzlich grollt es — zickzack ein schwefeliger Blitz — Kinder! versteckt euch, ein Frühlingsgewitter. Blitze töten die Kinder! Und die drei Kinder verstecken sich im Gewölbe der alten Burgruine, im einstigen Weinkeller — droben hört man den Donner mit harter Faust auf die Wolken schlagen — und immer die grelle Helle, bis tief ins Gewölbe hinein leuchten die Blitze. Und Hagel prasselt herab, und der Sturm heult wie die wilde Jagd der Walpurgishexen, her um Ruine und Berg.

Dann ist alles vorbei. Das Gewitter hat reine Luft gemacht. Kommt 'n bißchen Sonne heraus. Wolken mit weißen Flügeln segeln über blaue himmlische Meerbusen. Andere Wolken sind wie Eisgebirge. Und da nun eine schwarze Wolke über die Sonne zieht, da löscht deren dunkler Schatten da drunten über der Landschaft all den lichtgoldenen Glanz aus — als ob der Tod über die Landschaft streiche, so ist es.

Abend. Nach Hause. Auf dem Wege heimwärts. Im Westen wird der Himmel schmutzig orangefarben. Dort die Stadt. Über der Stadt zwei kleine blasse Sterne. Die Stadt mit bunten Läden. Mit Autos und Elektrischen. Mit viel zu vielen Menschen. Dann das qualmende und stinkende Gaswerk. Und dann im dritten Stockwerk der Mietskaserne — zu Hause — bei Vatern und Muttern!

Kinder! Wo bleibt ihr so lange? Die Mutter war ängstlich. Vater ist im Gaswerk, auf Nachtschicht. Kinder! Nun gegessen und dann ins Bett. Es gibt Habersuppe — und 'n Stück Brot hinein. Und dann man gleich in die Schlafkammer! Arme Leute — die drei Kinder schlafen in einem einzigen Gemach. Erna und Mariechen nehmen sich jedes einen Suppenteller voll Wasser mit — einen Stuhl ans Bett — da den Wasserteller druff — und ins Wasser hinein die Kränze. Weiß der Kranz am Bette Mariechens. Blaugrün der Kranz am Bette Klein-Ernas. Gute Nacht, Kinderchen — und morgen ist Ostern!

Der Willibus aber hatte an sein Bett gelehnt — seine dreizehn Spieße und Speere. Und der weiße Schwanen- und Hühnerflügel lag unterm Kopfkissen des Willys — und die Nacht über träumte der Willy von großen Jagden — von Elefantenjagden in Afrika, von Tigerjagden in Indien — auf den Kordilleren Südamerikas aber da schoß der Willibus 'nen schneeweißen Kondor, der Flügel davon liegt unterm Kopfkissen. O, selige Träume der Jugend!

Und Erna, was träumte die? Die träumte von Puppen. Sieben Kinder, sieben Puppen, und alle trugen blaugrüne Kränze von Immergrün — und Puppenmütterchen schneiderte, schneiderte und schneiderte die lange Nacht hin — sieben Kinder schleppen dir was kaputt: Kleider! Kleider! Kleider!

Mariechen aber hatte 'nen traurigen Traum. Ihr träumte von der Spinnerei. Sie war Spinnerin, die Maschinen griffen mit stählernen Händen nach dem Herzen des Mariechen — da! Da hatten sie Mariechen rotes Herz, die Maschinen sogen dem Herzen alles rote Blut aus — Mariechen war tot — sie lag im Sarg — auf dem toten Haupte der weiße Kranz von Osterblumen. Das war ein trauriger, trauriger Traum.

Auf einmal klopfte es — guten Morgen, ihr lieben Kinderchen, und fröhliche Ostern! Und herein in die Kinderkammer kommen Vater und Mutter. Mutters Antlitz leuchtet wie die Sonne. Mutter trägt in Händen 'nen großen Napfkuchen, wie der so fein duftet —. Und Vater setzt mitten in die Kammer ein Körbchen mit bunten, bunten Ostereiern — dann ist Vater schnell wieder weg — er ist nicht für rührende Ereignisse zu haben. Vater ist ein harter Mann vom Gaswerk.

Die Kinder aber mit einem einzigen Satze aus dem Bette heraus — und der Mutter ans Herz —. O, Ostern! O, Mutter! O, Ostern! Und nun läuten vom Dome her die brummenden Glocken. Und Mariechen setzt aufs Haupt ihren weißen Kranz von Osterblumen — o, noch lebt man — der böse Traum war Trug! Und Erna mit dem blauen Kranze von Immergrün. Der Willibus aber tanzte im Hemde wie ein wildgewordener Indianer, mit den Händen schwang er die Speere — dreizehn Stück — dem Manne ziemt der Kampf! Den Mädchen aber ziemt Anmut und Schönheit — Kränze von Anemonen und Immergrün. — Und nun allen eine fröhliche Ostern!

Max Dortu.

Hundert Millionen Eier

Der Schmuck des Osterfestes. — Warum hat das Ei eine weiße Schale? — „Afterhähne" und „Basiliskeneier". — Das Grammophon im Hühnerhof. — Nähr- und Geschmackswert der Eier. — Ein Eierspeisenrekord. — Das Gastmahl des Trimalchie.

Von **M. A. von Lüdgendorff**

Verführerisch locken die Schokoladen- und Marzipaneier in in den Schaufenstern und geben dieser vorösterlichen Zeit ihre besondere Note. Aber auch die bescheidenen bunten gesottenen Ostereier kommen zu ihrem Recht, und es wird keine Übertreibung sein, zu sagen, daß in Deutschland durchschnittlich mindestens hundert Millionen sonstiger Ostereier verbraucht werden. Osterzeit ist ja Eierzeit, und das harmlose Huhn, der Lieferant unserer Tafel, darf sich in diesen Tagen besonders wichtig vorkommen. Als Urahn des europäischen Haushuhns hat man das in Ostindien bis zur Himalayagrenze hin wild lebende Bankiva-Huhn festgestellt. Nun sind aber die Eier dieses Urhuhns ganz im Gegensatz zu unseren weißen Hühnereiern dunkel gefärbt, und bis jetzt hat die Forschung die Frage über die Entstehung der weißen Schalenfärbung unseres Haushuhns noch nicht klären können. Die Entwicklung eines Hühnereies geht verhältnismäßig schnell und zwar gewöhnlich im Laufe von vierundzwanzig Stunden vor sich. Im Eierstock der Henne entwickelt sich zuerst die Dotterkugel und wandert sodann in den Eileiter, wo sich unter ständig drehender Bewegung das Eiweiß in Schichten um den Dotter legt, was etwa drei Stunden dauert. Dann wird die Drehung langsamer, und innerhalb weiterer drei Stunden bildet sich aus einem Teil des Eiweißes die Schalenhaut, worauf das Ei in den Eihalter wandert, wo Drüsen eine kalkhaltige Flüssigkeit absondern, die nun das Ei umgibt, dann allmählich erstarrt und endlich zur festen weißen Eierschale wird. Dieser letzte Teil der Eibildung dauert am längsten — 12 bis 20 Stunden —, so daß also die Entwicklung eines Eies in der Regel einen vollen Tag beansprucht.

Die Zeit, in der das Ei noch schalenlos im Eileiter liegt, ist die kritischste Zeit für seine Ausbildung. Kommt es hier zu Störungen irgendwelcher Art, so ist die Folge, daß mißgebildete Eier entstehen, jene Eier, an die unsere Vorfahren allen erdenklichen Aberglauben geknüpft haben. Denn wenn z. B. einmal ein Ei ohne Schale, ein anderes Ei wieder ohne Dotter ans Tageslicht kam, so mußte unbedingt der Teufel dabei die Hand im Spiele haben oder das Ei von einem „schreckbaren Afterhahn" gelegt worden sein. Oder es gab gar „Basiliskeneier", in denen statt des Dotters schlangenartig geformte Eiweißbildungen lagen. Natürlich haben aber alle diese Mißbildungen ihre ganz natürlichen Ursachen. Findet man z. B. Eier, die ohne Eiweiß, nur aus einem dünnbehäuteten Dotter bestehen, so liegt die Ursache daran, daß sie in zu rascher Drehung durch den Eileiter wanderten, daß sich kein Eiweiß anlagern konnte. Und legt ein Huhn einmal ein Ei ohne Kalkschale, ein sogen. Fließ- oder Wildei, so ist das gleichfalls auf eine körperliche Störung und zwar diesmal darauf zurückzuführen, daß die die Kalkflüssigkeit absondernden Drüsen

---

Ein kleines Osterlied

Frohe Frühlingssonne du,
komm in uns're Öde,
streue deine Strahlenlust
über uns'e Nöte.

An der kahlen, kalten Wand
wartet dein ein Plätzchen,
hängt ein kleines, liebes Bild,
ist mein herzig Schätzchen.

Uns're Liebe war gar arm
in den Wintertagen;
kann von deiner Fülle Glanz
manchen Hauch vertragen.

Sonne, die du liebreich bist,
schmück nicht nur die Auen,
laß auch das beengte Glück
schön're Tage schauen.

Was ist Leben ohne dich,
ohne deine Güte!
Schönstes Auferstehen ist
doch die Menschenblüte.

Zerfass.

Alfred Kubin

(„Der Zeichner von Traum und Spuk")

Von **Walter Appelt**

Am 10. April wurde Alfred Kubin 50 Jahre alt. Er ist als Mensch und Künstler ein Sonderling, in seinem reichen Schaffen aber von den meisten noch lange nicht nach Verdienst anerkannt. Diese würdigende Charakteristik wird den Freunden seiner Kunst willkommen sein, — die andern hoffentlich anregen, sich mit ihr zu beschäftigen.

Alfred Kubin, der in der selbstgewählten Einsamkeit seines oberösterreichischen Besitztums ein ruhig gesundes Landleben führt, — freilich umgeben von reichsten Bücher- und Kunstschätzen —, steht auch als Künstler abseits von den mancherlei Strömungen seiner Zeit: als ein Eigener, in sich selbst Genüge Findender. Nichts ändert daran die Tatsache, daß die Expressionisten ihn gern als einen der Ihren ausgeben, ohne daß Kubin bisher widersprochen hätte. In Wahrheit ist sein Lebenswerk, — das nur noch bestätigt und vertieft, aber keine Überraschungen mehr bringen kann, — viel einmaliger, als daß es bei irgendeiner „Richtung" Stütze und Rechtfertigung suchen müßte.

Wie die meisten derartigen Abstempelungen, umschließt auch die für Kubin geprägte Marke „Der Zeichner von Traum und Spuk" nicht sein ganzes, stark schöpferisches Künstlertum. Traum, Spuk, Grauen und andere Bedrückungen aus zwischenweltlichen Sphären sind gewiß seine seit Jahrzehnten immer wiederkehrenden Motive und nehmen in seinem Schaffen sowohl nach der Breite als auch nach der Tiefe den größten Raum ein. Und wenn wir die von ihm selber rückhaltlos aufgezeichnete Geschichte seiner

nicht funktioniert haben. Für eine Erscheinung weiß man allerdings keine Erklärung. Es heißt nämlich, daß die Eier der Hühner in früherer Zeit größer waren und jetzt immer kleiner werden. Diese Ansicht brachte einen amerikanischen Hühnerzüchter auf einen genialen Gedanken: um die Leistungsfähigkeit seiner Hennen zu steigern, ließ er im Hühnerhof — ein großes Grammophon aufstellen, aus dem unablässig Hennen herausgackerten. Das Gackern fleißiger Eierlegerinnen sollte auch seine Hennen dazu animieren, mehr und größere Eier zu legen. Ob sie ihm den Gefallen getan haben, ist leider nicht bekannt geworden.

Wenn uns ein Ei gut oder weniger gut schmeckt, so liegt das immer am Dotter, denn das Eiklar, das nur aus Wasser und Eiweiß besteht, beeinflußt den Geschmack so gut wir garnicht. Der Geschmackswert des Dotters hängt gewöhnlich mit der jeweiligen Fütterung zusammen, ebenso wie auch die Farbe des Eigelbs durch die Ernährung der Hühner bedingt wird, indem der Körper der eierlegenden Henne dem Pflanzenfutter gewisse Farbstoffe entzieht und sie zum Aufbau des Eidotters verwendet. Als man den Versuch machte, Hennen nur mit Nahrung aufzuziehen, die jene Farbstoffe nicht enthielt, legten sie Eier, deren Dotter ganz weiß waren. Daß mit der Farbe eines Eidotters auch sein Nährwert zusammenhängt, so daß etwa dunkelgelbe Eidotter nahrhafter wären als hellgelbe, ist dagegen nicht erwiesen; auch die Farbe der Schalen hat mit dem Nähr- oder Geschmackswert eines Eies nichts zu tun.

Im allgemeinen begeht man den Fehler, den Nährwert eines Eies zu überschätzen. Ja, man kann sogar oft genug hören, ein einziges Ei ersetze den Nährwert eines halben Pfundes Fleisch. In Wirklichkeit aber steht es damit wesentlich anders aus. Ein Forscher — Dr. Hasterlik — hat festgestellt, daß diese Rechnung ganz und gar nicht stimmt. Es müßten vielmehr sieben Eier gegessen werden, um die gleiche Eiweißmenge zu erhalten. Wer den Eiweißbedarf seines Körpers nur mit Eiern decken wollte, müßte täglich 13 bis 17 Eier verzehren. Wesentlich gesteigert wird der Nährwert der Eier, wenn man sie zugleich mit Brot oder Kartoffeln ißt, weil diese Kohlehydrate — die dem Ei völlig fehlen — enthalten, so daß auf diese Weise die Nährstoffe der einzelnen Lebensmittel einander wirksam ergänzen können. Viele Leute betrachten die bunten hartgekochten Ostereier mit einigem Mißtrauen, weil sie annehmen, harte Eier seien schwer verdaulich. Ein hartgekochtes Ei ist jedoch, vorausgesetzt, daß es gut gekaut und nicht in einen bereits überfüllten Magen eingeführt wird, durchaus nicht schwer zu verdauen. Hält sich der österliche Appetit in normalen Grenzen, so werden auch ein paar harte Eier keinen Schaden anrichten.

Daß es an Eierspeisen nicht mangelt, weiß wohl jeder; wie viele Speisen man aber aus Eiern herausklügeln kann, beweist ein Rekord, den ein Pariser Koch geschlagen hatte. Dieser hatte sich auf dieses Gebiet verlegt und schließlich Hunderte von Eierkochrezepten komponiert. Allein für hartgekochte Eier hatte er sechundzwanzig Rezepte erfunden und für weichgekochte zweiundsiebzig; verlorene Eier konnte er hundertunddreiundvierzigmal variieren und in immer neuen Schöpfungen auf den Tisch bringen, gleichzeitig aber auch 212 verschiedene Eierkuchen backen! Für Spiegeleier wußte er 68, für Rühreier sogar 76 Varianten. Übrigens setzten auch die Köche der alten Römer ihren Stolz darein, allerlei seltsame und kostbare Eierspeisen zu bereiten, um so mehr, als die Eier bei den Römern sehr beliebt waren und schon bei ihren ersten Mahlzeiten am Morgen nicht fehlen durften. Eine ganz besondere Eier-Kuriosität gab es bei einem Gastmahl des Trimalchio, jenes reichgewordenen Sklaven, der sich zum gewiegten Feinschmecker ausgebildet hatte. Es war eine Platte, auf der eine riesige hölzerne Henne auf ebenfalls sehr großen Eiern brütete. Die Eier waren glänzend und schneeweiß und sahen aus wie abnorm große Hühnereier. Aber als man sie näher besah, konnte man feststellen, daß sie aus Teig bestanden, und als man sie öffnete — wozu jedem Gast ein schwerer silberner Löffel gereicht wurde —, lag in jedem Ei eine knusprig gebratene Schnepfe.

Ein Inder über den Weltfrieden

In Entgegnung auf die Anregung Hearsts, einen Bund aller Völker englischer Sprache zu schaffen, äußert sich der indische religiöse Führer Krischnamurti über die Folgen, die solch ein Ereignis haben würde. — An sich schon ist es für uns Europäer wesentlich, zu erfahren, wie die Menschen des Ostens selbst über die politische Entwicklung Asiens denken; besondere Bedeutung aber kommt den Worten Krischnamurtis zu, der ein guter Kenner Europas ist und in seiner indischen Heimat zu den führenden Geistigen gehört.

Die von Hearst vorgeschlagene Vereinigung der Völker mit englischer Muttersprache würde nichts anderes als eine weitere Zerteilung bedeuten. Sie würde neue Verwicklungen nach sich ziehen. Unbedingt enthält sie eine scharf abgegrenzte Scheidung zwischen Ost und West. Die Folgen einer solchen starren Abgrenzung können dem Weltfrieden verhängnisvoll werden. Schon jetzt gibt es panasiatische Bewegungen. Einige davon sind der Öffentlichkeit bekannt, andere existieren, obwohl sie der Allgemeinheit heit noch verborgen sind. Die vorgeschlagene Vereinigung der Völker mit englischer Muttersprache wird unbedingt einen Zusammenschluß der Asiaten hervorrufen. Sie wird sicherlich in ihnen ein starkes Gefühl gegen den Westen erzeugen. Das alles wird schließlich schicksalshaft zu irgendeinem Zusammenstoß führen. Gewiß, alle solche Bewegungen sollen stets aus rein defensiven Zwecken geschaffen sein. Dennoch — eines Tages werden sie zu Offensivbündnissen.

Die Massen Asiens fühlen von Tag zu Tag mehr, wie ihre latente Kraft wächst. Schon wird ihre Haltung aggressiver. Sie sind nicht länger damit einverstanden, sich vom Westen beherrschen zu lassen. In China zeigt sich dieses fremdenfeindliche Gefühl besonders stark und gestaltet sich dort zu einem rein nationalistischen Element. Die inneren Kämpfe treten ganz in den Hintergrund. Das Volk vergißt den Streit, den ein Teil mit dem andern hatte. Alles Mißbehagen, alle Haßgefühle wenden sich gegen die Ausländer. Solche Geistesrichtung ist zweifellos der Mentalität des Inders vollkommen entgegengesetzt. Und trotzdem — wenn auch in der Form milder: dieselbe Stimmung zeigt sich in Indien. Sollte nun tatsächlich eine Vereinigung der Völker mit englischer Muttersprache gebildet werden, und sollte man Indien nicht daran teilnehmen lassen, dann würde dieses Gefühl ein viel feindseligeres Gesicht bekommen. Die Schaffung eines solchen englischen Bundes würde dahin führen können, daß Indien sich auf sich selbst verließe. In gewissem Sinne hoffe ich übrigens, daß es dahin kommt. Und Indien würde gegenüber dem großen Interesse seiner nationalen Existenz seine unbedeutenden Streitigkeiten im Innern aufgeben.

Wen Hearsts Vorschlag durchgeführt werden würde, so bedeutet das voraussichtlich die Schaffung einer Liga der Völker Asiens. Dazu würde auch Rußland gehören, ferner Japan, China und die Türkei. Und dann Indien, das noch seine alten Traditionen hat, seine Gebräuche, durch die bis jetzt noch

---

äußeren und inneren Entwicklung lesen, so ergibt sich der Drang zum Traumhaft-Mystischen als zwangsläufige Folge der durchlebten körperlich und seelisch gleicherweise aufrüttelnden Krisen. Viele meinen, Kubin habe sich, vielleicht aus Sensationslust oder Sucht nach Originalität, die Welt zusammengedichtet, die wir als die seine kennen, — die Welt, in der feist und häßlich die „Sumpfmutter" hindöst, in der das „Gespenst des geizigen Müllers" um die Mühle schleicht, in der das „Menschentier" blöd und läppisch selbstzufrieden im Schaukäfig spielt, — die Welt, in der jede Zimmerwand, jeder Landschaftswinkel zum schaurigen Sitz geisternder Spukwesen wird. Wer jedoch ernster an den Künstler und sein Werk, und insbesondere an die Quellen herangeht, aus denen dieses Werk entsteht, der wird erkennen, daß Kubin sich „seine" Welt nicht zu erfinden brauchte. Daß er nicht skurrile Absonderlichkeiten konstruiert, um sich interessant zu machen, — sondern daß diese Welt mit ihren atemversetzenden Schrecken und lähmenden Bannungen den Künstler wieder und wieder bedrängt. Daß er sich der vielfältig phantastischen Gesichte, die auf ihn einstürmen, nicht anders entledigen, oder nicht anders Ruhe vor ihnen finden kann als so, daß er ihnen reale Form gibt. Durch den Niederschlag auf die umgrenzte Fläche seiner Zeichenblätter nimmt er, für sich wenigstens, den bizarren Erscheinungen jene Bleischwere, die sie, für ihn wenigstens, als raumerfüllende Visionen haben müssen. Nichts aber beweist nachdrücklicher Kubins hohe Gestalterkraft als der Umstand, daß seine aus allerpersönlichstem Müssen entstandenen Zeichnungen noch für den Beschauer genug von dem Reichtum des Innenlebens behalten, aus denen sie wuchsen.

Noch immer wird viel Mißbrauch mit dem Wort und Begriff „Dämonie" getrieben. Eine Charakterisierung der Kubinschen Kunst, die sich bezeichnenderweise oft an Dostojewski, Poe usw. zu Gipfelleistungen entflammte, wird aber schwerlich ohne sie auskommen. Doch muß festgestellt werden, daß die Dämonie in Kubins Kunst nicht gemacht, sondern erlebt ist, nicht Absicht und Zweck, sondern Antrieb und Schaffensquell. Und vielleicht wäre Kubins Dämonie schwer erträglich, wenn sie nicht immer wieder aufgelockert und gemildert würde. Die Momente, die das tun, sind: eine im innigsten Sinne des Wortes fromme, hingabefreudige Heiterkeit der Seele, — und ein befreiender Humor. Gewiß, der Humor ist zuweilen (bis zur Absurdität) grüblerisch verdüstert, — aber ebenso oft wird das bedrängende Traumhafte durch einen ganz ungesucht aufblitzenden Funken weisen Frohsinns überstrahlt. Als Beispiel sei das Blatt „Ausflug der Vogelscheuchen" genannt. Da begibt sich ein grotesker, schon im Gedanken unverkennbar Kubinscher Spuk . . . aber es ist ein sonniger Sommerspuk, gewürzt mit soviel herzhaft heiteren Einzelzügen, daß kein williger Betrachter sich der Wirkung entziehen kann.

In Kubins Strich — er hat fast nur Federzeichnungen und Lithographien, höchstens noch eine geringere Anzahl Aquarelle geschaffen — gibt sich oft eine gewisse Nervosität und Übersensibilität zu erkennen. Ebendarauf ist es wohl zurückzuführen, daß in vielen seiner Arbeiten kein winzigstes Fleckchen ist, daß nicht erregt und erregend lebt, der Wunder-Urwelt des mikroskopischen Wassertropfens vergleichbar. Der Reiz dieser Blätter, neben denen es auch geradlinig klare, sozusagen „einfache" gibt, ist ein ganz eigener und eigentümlicher. Wie überhaupt das Schaffen des nun Fünfzigjährigen umso gewinnbringender und innerlich lohnender ist, je tiefer wir uns hineinleben. Das zu tun, bieten wohlfeile Ausgaben der von ihm illustrierten Werke sowie seine — ebenfalls noch erstaunlich billige — Originalgraphik reiche Möglichkeit.

seine zahllosen Millionen Einwohner Unterworfene sind, dessen Sehnen nach nationaler Freiheit aber ständig wächst. Zu dieser Liga würden gleichfalls gehören: Mesopotamien, Afghanistan, Arabien und Palästina, Syrien und wahrscheinlich auch Abessinien und der Norden Afrikas. Ein Konflikt von weltumspannender Bedeutung würde daraus erwachsen.

Alle diese asiatischen Völker sind vom Westen ausgeraubt und ausgebeutet. Sie würden natürlich gleichfalls einen „rein defensiven" Bund schließen. Damit wäre die Arena gegeben für den schrecklichsten, scheußlichsten Krieg, den die Welt je gesehen hätte.

Und damit wäre gegeben die Scheidung der Farben — auf der einen Seite die weißen Rassen, auf der anderen Seite die braune, gelbe, rote, schwarze Rasse. Auf der einen Seite Asien, dieser unendliche Kontinent mit seinen Millionen Menschenwesen; in allen das gleiche glühende Verlangen, der gleiche Ehrgeiz, die gleichen Ideale, die gleichen Bedürfnisse. Und ihnen ständen auf der anderen Seite die Millionen der Kontinente Europa und Amerika gegenüber.

Und selbst, wenn die Folgen der Hearstschen Anregung in materieller Beziehung nicht so gefährlich sein sollten, würden sie es nicht in jedem Fall auf moralischem Gebiet sein?

Ein Bund aller Völker mit englischer Muttersprache würde sicherlich den Reichtum und das materielle Gedeihen dieser Völker vermehren. Zum Wohlergehen der Welt würde er nicht beitragen. Denn er würde in die neue Zivilisation nicht einschließen die Weisheit, die Kultur, die Schönheit des Orients und all der Völker mit nicht englischer Muttersprache. Solch ein Bund könnte bedeutend sein durch seine Organisationsfähigkeit, durch seine Regierungskunst und seine Gesetze. Denn gewiß haben die Völker, welche zu ihm gehören würden, eine bewundernswerte Literatur und schöne Kunstwerke hervorgebracht. Doch nie ist ihrem Schoße eine Religion oder ein großer geistiger Lehrer entsprossen.

Der geistige Reichtum der Welt entstammt dem Orient; der materielle Reichtum gehört dem Okzident. Nur die Vereinigung beider sichert das Glück der Welt.

Salzburgs Höhlenwelt

In einem Uraniavortrag in Wien sprach der Höhlenforscher Ingenieur Walter Czornig-Czernhausen über die Salzburger Höhlen.

Das Volk erzählt sich von Karl dem Großen im Untersberg, verborgenen Schätzen, in die Höhlen verbannten Bösewichten, Zwergen und Bergfräulein, die vor den Eingängen ihre Schleier trockneten, wenn die feuchte, aus den Löchern ins Freie strömende Luft kondensierte und als Nebelfetzen in den Wänden hing. Ganz Mutige, aber auch gläubige Phantasten, stiegen wirklich in die eisige Nacht der Bergdome und Gänge, die sagenhaften Schätze zu heben. Viele von ihnen mußten ihren Fürwitz mit dem Leben bezahlen; der Sturm verlöschte ihre Fackeln und ließ sie nicht mehr entzünden, die einsamen Höhlenwanderer verirrten sich in den Labyrinthen, sie stürzten ab oder gingen am Hungertod elend zugrunde.

Vereinzelt begann schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine von den phantastischen Nebenabsichten freie Durchforschung der Höhlen, aber erst seit 1910 wird diese Arbeit systematisch auf wissenschaftlicher Grundlage durchgeführt, begründet von Alexander Mörth, der leider 1914 im Kriege starb, dessen Asche aber, geborgen in einer Urne, an dem Orte seiner eifrigsten Tätigkeit, in einer Höhlennische des Tennengebirges, aufgestellt wurde.

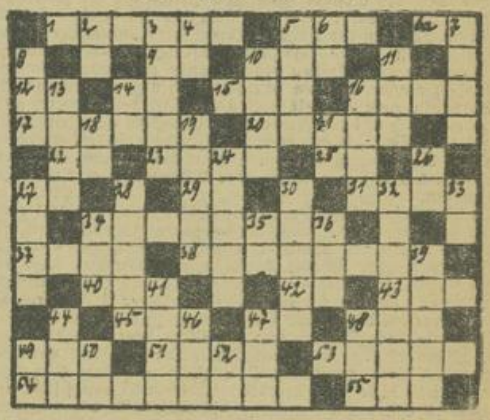
Bis heute sind in Salzburg 259 Höhlen mit insgesamt 59 Kilometer Länge begangen, vermessen und nach allen Richtungen hin untersucht worden. Die wissenschaftliche Ausbeute ist nicht gering anzuschlagen. Ausgestorbene Höhlentiere und Insekten wurden gefunden, seltsame physikalisch-meteorologische und hydrographische Erscheinungen fanden Erklärung, und noch manche andere Ergebnisse lassen die Mühe wert erscheinen. Durch Chlorieren der Wasser, einem neuen Verfahren, wurden manche Irrtümer über verborgene Flußläufe aufgeklärt.

Was die Entstehung der Höhlen betrifft, so stammen sie wohl zum größten Teil aus der späteren Tertiärzeit und stellen damalige unterirdische Flußläufe dar, die in das hochragende Tertiärmeer eben mündeten. Kohlensaures Wasser hat vorerst chemisch den Kalk in einer Klüftungslinie ausgehöhlt und dann mechanisch die charakteristischen, heute manchmal eingestürzten Tonnenwölbungen geschaffen. Beweis für die chemische Wirkung des Wassers ist, daß es innerhalb hundert Jahren imstande ist, eine Kugel mit 35 Meter Durchmesser im Kalk auszuhöhlen.

Zum Teil sind die Salzburger Höhlen trocken, die Flußläufe sind versiegt, viele Gänge aber sind noch aktiv, wasserführend, an ihnen schreitet die Bildung weiter, sie sind auch nicht das ganze Jahr hindurch zu begehen. Wesentliche Veränderungen vermag allerdings der kurzlebige Mensch kaum wahrzunehmen, und der Vortragende bezeichnete das Leben in der ewigen Finsternis für den Forscher als Abbild der Zeitlosigkeit, ein Gefühl, das ihn unwillkürlich überfällt.

Daß in den Höhlen das Wasser auch nach aufwärts fließt, erklärt sich aus der Kommunikation. Die gewaltigen Stürme, besonders in engen Durchgängen, entspringen aus den Temperaturdifferenzen außen und im Berginnern. Trotzdem die Höhlentemperatur zeitweilig über 0 Grad liegt, geht doch Eisbildung vor sich, da die im Winter einströmende kalte Außenluft die Wände derart abkühlt, daß sie gleichsam als Kältespeicher dienen und die Luftfeuchtigkeit in Eiskristallen niederschlagen. Riesenhafte Eispyramiden und -vorhänge, phantastische Tropfsteingebilde und klare Wasser laden ein, einzutreten bei den Gnomen und Zwergen im Untersberg, Tennengebirge und an vielen andern sagenumwobenen Orten.

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. seichter Meeresarm, 5. Platz bei Bewegungsspielen, 6a. sibirischer Strom, 9. Mädchenname, 10. Unwahrheit, 12. Ausruf des Bedauerns, 14. Unruf, 15. Brennstoff, 16. engl. Titel, 17. Schmiergerüste, 20. Längenmaß, 22. Wehruf, 23. Oper von Verdi, 25. Vorsilbe, 27. Fürwort, 29. italienisches Tonzeichen, 31. afrikanisches Rind, 34. europäischer Gebirgszug, 37. Erdschöllung, 38. Teil des Schwäb. Jura, 40. Honigwein, 42. Fürwort, 43. Fluß in Thüringen, 45. Name des Löwen, 47. Buchstabe, 48. Stadt in Belgien, 49. Ausruf der Überraschung, 51. weibl. Vorname, 53. Kleidungsstück, 54. ostpreußischer Schriftsteller, 55. wie 49.

Senkrecht: 2. Feldmaß, 3. türkischer Rechtsgelehrter, 4. „Nimmers", 5. Göttin, 6. kaufm. Abkürzung, 7. Nebenfluß der Saale, 8. Windstoß, 10. Kamelart, 11. einfältiger Mensch, 13. bayerischer Name, 14. Ausruf der Schadenfreude, 18. „Frühling" im Dichtermund, 18. wie 42., 19. Fluß zur Nordsee, 21. franz. Fürwort, 24. europäischer Strom, 26. sibirischer Strom, 27. norddeutscher Fluß, 28. Musikinstrument, 30. Streit, 32. mathematische Figur, 33. ausgestorbenes Rind, 34. Körperteil, 35. Augenblick (in Verbindung mit „im"), 36. nicht „alt", 39. Baumteil, 41. Produkt aus Steinkohle, 44. Nachtvogel, 46. Stadt in Württemberg, 47. Hirtengott, 48. biblische Person, 49. Spielkarte, 50. „außer Dienst", 52. italienisches Tonzeichen.

Schach-Ecke

Damengambit und Damenbauernspiel

I.

Der Doppelschritt des Damenbauern erfreut sich in den großen Turnieren des letzten Jahre einer großen Beliebtheit, weil der Vorteil des Anzugs am längsten festgehalten wird, eine starke Zentrumsstellung gestattet und theoretische Überraschungen weniger zu befürchten sind. Die Spiele des Damenbauern zerfallen in zwei Teile: in A. das Damengambit und B. das Damenbauernspiel.

A. Das Damengambit

Nach den Zügen 1. d2 — d4 d7 — d5, 2. c2 — c4 führt eigentlich nicht mit Recht den Namen eines Gambits, da der Bauer mit Tempogewinn zurückgewonnen wird; versucht Schwarz, den Bauer zu verteidigen, kommt er meistens in Nachteil; daher gilt die Ablehnung des Gambits für besser. Wie nachteilig die sofortige Deckung des Bauern ist, zeigen folgende zwei Varianten:

2. . . . d5 × c4, 3. e2 — e4 b7 — b5? 4. a2 — a4 c7 — c6, 5. a4 × b5 c6 × b5, 6. b2 — b3 c4 × b3, 7. Lf1 × b5 + Lc8 — d7, 8. Dd1 × b3 Ld7 × b5, 9. Db3 × b5 + Dd8 — d7, 10. Db5 × d7 + und Weiß steht überlegen, beherrschend im Zentrum. Seine Figuren haben die günstigsten Ausfallstraßen und kann in kürzester Zeit seinen K durch 0—0 in Sicherheit und den h-Turm in Spiel bringen. Eine andere Stellung entsteht durch 3. e2 — e3 und falls jetzt b7 — b5? 4. a2 — a4 c7 — c6, 5. a4 × b5 c6 × b5, 6. Dd1 — f3 und gewinnt eine Figur. Viel besser ist nach 3. e2 — e4, 3. Sb1 — c3 oder 3. e2 — e3 der Zug e7 — e5. 1. 3. e2 — e3 e7 — e5, 4. Lf1 × c4 e5 × d4, 5. e3 × d4 Lf8 — d6. Weiß hält zwar seinen Entwicklungsvorteil noch eine kurze Zeit fest, aber bei gutem Gegenspiel von Schwarz reicht er nicht zum Gewinn aus. Im Gegenteil kann Schwarz, wenn er erst die Eröffnungsschwierigkeiten überwunden hat, infolge der vereinzelten weißen Damenbauern leicht in Vorteil kommen.

II. 3. e2 — e4 e7 — e5; 4. d4 — d5 Sg8 — f6. (Auch f7 — f5 ist gut.) 5. Sb1 — c3 Lf8 — c5; 6. Lf1 × c4 Sf6 — g4; 7. Sg1 — h3 f7 — f5; 8. Le1 — g5 Dd8 — d6; 9. e4 × f5 Le8 × f5; 10. 0 — 0 Dd6 — g6. Diesen stammt aus dem Turnier London Steinitz — Blackburne, wo der Schwarze gewann.

III. 3. Sb1 — c3 e7 — e5! 4. d4 × e5 Dd8 × d1 +. (Auf 4. d4 — d5 ergeben sich ähnliche Spielweisen wie oben angeführt.) 5. Sc3 × d1 Sb8 — c6. (5. K × D ist ungünstig wegen Le6. 6. e4 Sc6. 7. f4 0 — 0 — 0 +. 8. Ke2 Sb4 +. 9. Kb1, f5 usw.) 6. e2 — e4 Sc6 × e5. (Schlechter ist 6. f4 Sd4 droht c2 + 7. Se3 f6. 8. e × f5 × f5.) 7. Le1 — f4 Lf8 — d6. 8. Lf4 × e5 Ld5 × e5. 9. Lf1 × c4 Sg8 — e7. 10. Sg1 — e2 0—0. Das Spiel ist ausgeglichen, weil ungleiche Läufer vorhanden sind. Weiß besitzt zwar einen Bauern mehr am Königsflügel, wofür Schwarz die Majorität auf dem Damenflügel hat.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Der Leichenwagen

Von **Hans Hyan**

Es war nachmittags, so gegen drei Uhr, und die Leute suchten die noch immer schmale Schattenseite der Potsdamer Straße. In diesem Jahre war im Mai die glänzende Luft schon so unbeweglich und schwer, daß die Menschenköpfe sich senkten, wie Pflanzen in der Dürre.

Auf dem Asphalt fuhr, mit seinen Silberverzierungen in dem heißen Licht blinkend, ein Leichenwagen. Den beiden Rappen hatte man die schwarzen Tuchdecken abgenommen, die Tiere hatten den gravitätischen Schritt von heute morgen, wo sie den Toten hinausgefahren hatten nach Britz, aufgegeben und zogen das offene, mit barocken Schnörkeln verzierte Gefährt jetzt mit baumelnden Köpfen im gemütlichen Zockeltrab dahin.

Der Mann, der am schwarzen Wollstrick sonst das Handpferd leitete, saß mit zwei Leichenträgern hinten auf dem Wagen und ließ seine sehr langen Beine herabhängen; von weitem sah es aus, als müßten sie auf das Straßenpflaster stoßen.

Links von ihm saß ein Dicker mit einer Glatze, der war betrunken. Dessen speckigen Zylinder hielt der Lange auf dem Schoß, und wenn der Dicke dann und wann aus dem Gleichgewicht kam und herabzustürzen drohte, so faßte ihn der andere und schob ihn wieder hinauf auf das schwarze Bodenbrett des Wagens, von dem die Farbe gewichen war unter den rutschenden Füßen der Särge und den blanken Hosenböden der Leichenträger.

Mitten drin im Wagen, gerade unter dem Kreuz, saß ein kleiner, grauhaariger, magerer Mensch, der schlief. Und der vierte der Träger, noch jung und besser gekleidet als die übrigen, saß vorn neben dem Kutscher. Er sah alles noch mit fremden Augen an, aber der Kutscher, offenbar ein Philosoph, meinte eben:

„Ick weeß janich, Mensch, wat du willst! . . . Wat ick fahre, det is mir doch janz ejal! . . . Frieher war ick Bierfahrer, det heeßt, Milfahrer, denn ick hatte de Arbeit und mein Kootze voy Kutscha, der vadiente det Jeld! . . . Na, un wat meenste woll, wie manch eena hat sich totjesoffen an unsre Aktienjauche! . . . Is'n det wat anders? Heite fahr' ick de Doten selba . . . Ick sage dir, ick habe schon Jeheimräte jefahren! . . . Wer de erste Klasse bessahlen kann, den fahr ick, un offenjestanden, et dut mir bloß leed, det ick mir nich selba mal rausfahren kann nach den sojenannten Jottesacker."

Er machte eine kleine Pause, sagte zu seinem Kollegen: „Halte mal de Leine!" und nahm eine Prise. Dann fuhr er selber weiter und meinte:

„Darum mußte nu aba nich denken, ick jloobe det alles, von wejen an Jott un so . . . nee, det du ick eben nich! . . . ick jloobe an janischt! Seh mal, Martin, dazu habe ick zuviel jesehn in meinem Leben! . . . Wat seid ihr denn?? . . . Doch sojenannte Jottesjeschöpfe! . . . det heeßt mit andern Worten, ihr mißt Steiern zahlen, det eich die Mütze wackelt, und kennt froh sein, wenn a eich sattessen derft! . . . Is det etwa die jöttliche Jerechtigkeit?! . . .

Sie dachten beide ein wenig nach, dann meinte der Jüngere:

„Un nachher, Aujust? . . . jloobst du, det nachher noch wat kommt . . . ja?"

„Wenn denn? . . . nach'n Dode? . . . Nee, mein Junge, det jloobe nich! . . . Du mußt da mal so'n Doten ansehn, wenn a so seine drei, vier Tage jelegen hat, in Sommer! oller Keese is janicht dajesiejen, sag' ick dir! . . . Det der hernachens noch wieda rumwurmesieren sollte, so jewissermaßen als Jeist, nee, det jloob ick nich! . . . Det is ausjeschlossen! . . . Fertig! . . . Punkt! . . . Jedankenstrich!"

Er sah vor sich hin, schmitzte dem Stangenpferd eine Bremse von der Schulter und sagte:

„Jott, meechlich is ja allens! . . . bloß ick kann ma nich denken, wie det denn nachher mit de Rangordnung sind sollte!"

Er dämpfte seine Stimme.

„Seh mal da hinta uns in'n Wagen det Jestelle, den Mertens, an! . . . Du kennst'n ja noch nich, aba jloobste, der redt iebahaupt mit unsa eenen?! . . . Nich in de Tiete! . . . Un allens bloß, weil a ma frieher Lehrer jewesen is."

„Na, warum is er denn dis nich jebliem'?" fragte der Jüngere etwas lauter.

„Pst!" machte der Kutscher, „halt doch's Maul! Er braucht et doch nu ooch nich jrade zu hören! . . . Er wurde nämlich durch den Pastor uff St. Marien an unseren Fuhrherrn empfohlen. Na, un du weeßt doch, wat de Pastoren wollen, det missen se bei uns machen! . . . Sonst kommen de feinen Fuhren am Ende bei'n andern! . . . Un so wurde er denn ooch richtig anjestellt."

Er gab dem anderen abermals die Zügel, füllte seine breiten Nasenflügel tüchtig mit „Carotten", nieste inbrünstig und fing, weiterfahrend, wieder an:

„Seh mal, Fritze, wat der Lange is, det is'n Jemietsmensch, wie du'n selten findest!"

Er unterbrach sich, um einen Bäckerjungen anzuschnauzen, der offenbar mit Absicht dicht unter den Pferdeköpfen vorbeiging.

„Der kann keen Kind schtef ansehn, jeschweije denn 'n wat dun! . . . Na, un wie det schonst is, wenn so'n Mensch heiraten dut, denn kommt a allemal an de Falsche."

„Ach, der Lange is vaheirat'?"

Der Kutscher nickte.

„Waa! . . . waa vaheirat'!"

„Is die Frau dot?"

Der Kutscher umging diese Frage und sagte:

„Sie soll 'n janz ausnahmsweise hübschet Meechen jewesen sein. Ick habe ihr ja nich jekannt, aba der Rosann — der, der dahinten immazu quatscht! — der sagt et . . . un der muß et doch wissen, um den wa et ja!"

„Wat denn, Aujust, wat denn?" Der Jüngere wurde neugierig.

„Wat denn?! . . . Det kennste da doch denken, Mensch! . . . Se hat'n bedrogen, den Langen . . . hinten un vorne hat se'n bedrogen! . . . mit jeden! . . . for Jeld un umsonst . . . Un hat sich ooch janich etwa jeniert, ih nee! . . . Wenn der Lange nach Hause jekommen is, denn saß allemal eena bei se! . . ."

Er knallte mit der Peitsche.

„Meine sollte et man jewesen sind!"

Der Jüngere schüttelte den Kopf.

„Un das hat sich der Lange allens ruhig jefallen lassen?"

Der Kutscher nickte.

„Tja! . . . Un denn kriechte se 'n Kind . . . Damals vakehrte der Rosann bei se, und der hat selbst insestanden, det er der Vater is . . . un der Lange hat nischt jesagt . . . Im Jejenteil, er hat det kleene Wirmeken so lieb jehatt, als wär et sein eijenes! Des Nachts is a' uffjestann' un hat 'n de Flasche jejem' denn det faule Aas, seine Frau, die hat sich nich jeriehrt . . . aber 't half allens nischt, det Kind schrie immazu, et muß woll 'n innerliches Leiden jehatt haben! Un eenes Dages, wie der Lange nach Hause kommt, da is et dod . . . Und da wa't alle! . . . Se muß woll noch 'n dreckije Redensart jebraucht ham oda sowat, kurzum, se haben sich det Zanken jekricht, un schließlich hat mein Karl det Beil jenomm' un hat se vorn Kopp gehaun, so lange, bis se dod wa."

Der Jüngere war blaß geworden, scheu sah er sich nach dem Langen um, der eben wieder den Betrunkenen zurechtsetzte.

August drückte ihm die Leine in die Hand. „Halte mal," sagte er un nahm 'ne Prise. „Wat is denn nu mit ihm jeworden?" fragte der Jüngere dann.

„Na, a hat sich selbst vor Jericht jestellt un se haben 'n ooch vaurteilt, ick glaube, zu finf Jahre! . . . Aber nachher is a bejnadigt wor'n."

„Un da redt a noch mit den, mit den Rosann?!"

„Na, da kannste ja sehn, wat a vor'ne Seele von Mensch is! . . . Brrr! . . . Brrr! . . . wollt ihr woll stehn, ihr Rackers!"

Der Leichenwagen hielt vor einer Destillation und der Kutscher rief:

„Na, Kinda, wie is't mit 'ne kleene Weiße bei Stachow'n?"

Schon waren sie alle vom Wagen und verschwanden im Lokal. Nur der ehemalige Lehrer blieb, als ging ihn das nichts an, mitten im Wagen, unter dem silberblinkenden Kreuz.

Im Juli durch Feld und Wald

Vor Tag und Tau heraus aus den Federn muß der, der jetzt die Natur genießen will. Über Tag meint es die Sonne gar zu gut, da ruht es sich besser im kühlen Schatten, die Wanderung wird beschwerlich. Erschlaffend wirkt die Sonnenglut, aber nicht nur auf den Menschen, auch in der Natur wird solches empfunden. Ganz anders ist es in der Morgenfrische, bevor die Sonne den Nachttau weggeküßt. Da sind noch Zeichen und Wunder in der Natur zu erleben.

Das Erwachen der Blumenwelt — zu keiner anderen Tageszeit läßt sich dies so schön beobachten, wie am frühen Morgen. Wohl gibt es auch Langschläfer unter den Blumen, die erst am Vormittage oder gar erst nachmittags ausgeschlafen haben. Ja, selbst ausgesprochene Nachtschwärmer sind vorhanden, deren Tagewerk erst am Abend beginnt. Doch das alles sind Ausnahmen. Die Mehrzahl der Blumen schläft in der Nacht, wie es sich für gesittete Lebewesen geziemt und rüstet sich am Morgen zu neuer Arbeit. Wer noch keine Blume schlafen sah, der merke sich im Felde, auf einer Wiese, an einem Rain irgend ein Plätzchen, an dem über Tag die gelben Strahlenkronen des Löwenzahnes, auch Kuhblume oder Hundeblume genannt, im Sonnenlichte erstrahlen. Dieselbe Stelle schaue er sich dann am Abend an, noch bevor die Sonne zur Ruhe ging: Er mag sich die Augen aus dem Kopfe schauen, von der strahlenden, gelben Pracht des Tages ist nichts mehr zu schauen. Genaue Betrachtung des Fleckchens Natur lehrt dann, daß nicht etwa spielende Kinderhände all die Blütenstengel herauszupfen, um davon Ketten und Kronen zu schmieden. Samt und sonders stehen die Blumen noch da. Ihre Form hat sich nur gewandelt. Statt in flacher Scheibe sind jetzt die vielen Strahlenblüten wie zu einer Pyramide nach oben zusammengelegt. Das ist die Schlaf- oder Nachtstellung der Löwenzahnblume, zum Unterschied der Tagstellung. Nicht alle Blumen zeigen einen ausgeprägten Unterschied zwischen Tag- und Nachtstellung. Bei einer sehr großen Zahl aber ist dieser Unterschied vorhanden, und wenn dieser auch nicht immer so augenfällig ist wie beim Löwenzahn, so ist es doch gar nicht schwierig, selbst einige Dutzend verschiedener Pflanzen zu finden, wo ein solcher Unterschied bei den Blumen zu bemerken ist.

Die günstigste Zeit zur Feststellung solcher Pflanzen ist der frühe Morgen. Und darum wollen wir unsere Wanderung auch vor Tag und Tau beginnen, daß wir draußen sind, wenn das allgemeine Erwachen anhebt. Viel ist von den Blumen auf den Feldern zunächst noch nicht zu sehen, weil eben die meisten Blumen in der Nachtstellung verharren, in der sie, wie wir es eben beim Löwenzahn kennen lernten, nichts oder nur wenig von den Blütenblättern zeigen. Wir betrachten nun die Schlafstellung der Blumen näher. Da sehen wir, daß die Blumen, die eine dem Löwenzahn ähnliche Blumenform zeigen, es sind Korbblütler, sich auch dieser Blume gleich verhalten. Die große Zahl der Doldenblütler, wofür die wilde Möhre ein bekanntes Beispiel gibt, ballt ihre tagsüber weit auseinandergesperrten Blütenstände für die Nacht zu einem kleinen Knäuel zusammen, ähnlich als wenn wir unsere flache Hand zur Faust ballen. Noch andre Blumen drehen sich tütenartig zusammen, dann sind da solche, die ihre Blütenköpfe vom Himmel ab und der Erde zu neigen. In unzählig wechselnder Form läßt sich die Nachtstellung der Blumen beobachten. Im Weiterwandern sehen wir das Bild sich allmählich ändern. Und wenn wir uns die Zeit dazu nehmen, dann können wir an besonders ins Auge gefaßten Blumen deutlich den Übergang von der Nacht- in die Tagstellung verfolgen. Bei der einen Blumengattung vollzieht sich dieser Übergang schneller, bei andern langsamer. Je wärmer und heller die Sonne herauskommt, umso schneller vollzieht sich der Wechsel. Wärme und Licht müssen also wohl die Ursache dieser Bewegungen sein. Um zu ergründen, ob wirklich diese beiden Kräfte die wirkenden sind, haben die Forscher die eigenartigsten Versuche angestellt. Dabei hat sich dann gezeigt, daß Wärme und Licht sich bei den verschiedenen Blumen verschieden äußern, manchmal genügt die eine oder andre dieser beiden Kräfte, oft aber müssen beide zusammen wirken, um aus der Nachtstellung eine Tagstellung zu erzielen. Sind Wärme und Licht die wirkenden Kräfte für die Tagstellung, so müssen die Gegensätze, Kälte und Dunkelheit, die treibenden Federn für die Nachtstellung sein. Aber sie sind es nicht ausschließlich, denn manche Blumen wechseln am hellen Tage aus der Tagstellung in die Nachtstellung hinüber, wenn der Feuchtigkeitsgehalt der Luft eine gewisse Grenze überschritten hat. Dieses Empfinden für Feuchtigkeit ist bei etlichen Blumen so ausgeprägt, daß sie heraufziehenden Regen zeitiger anzeigen als wir Menschen diesen mit unseren Sinnen wahrzunehmen vermögen. Die bekannte Wetterdistel verdankt dieser Eigenschaft nicht nur ihren Namen, sondern auch ihren begründeten Ruf eines Wetterpropheten. Doch es müssen auch noch andere Kräfte ihre Hand im Spiele haben, denn manche Blumen, die am Vormittag voll erblüht waren, sehen wir über Mittag in der Nachtstellung verharren, um sich am Nachmittag noch einmal zu öffnen. Hier zeigt sich die erschlaffende Wirkung des Übermaßes von Licht und Wärme. Weiter zwingt uns der Umstand, daß etliche Blumen tagsüber geschlossen sind, und sich nur des Nachts öffnen, zu der Annahme, daß die genannten Kräfte nicht allein maßgebend sind. Sind diese treibenden Kräfte auch noch nicht restlos erforscht, so sehen wir doch klar den Nutzen, den die Pflanze aus der Fähigkeit, ihre Blumen zu schließen und zu öffnen, zieht. Es ist der Schutz der eigentlichen Fortpflanzungsorgane, Fruchtblatt und Staubblatt, der hierdurch erreicht wird. Frucht- und Staubblatt machen das Wesen der Blume aus. Blumen- und Kelchblätter sind nur förderndes und schirmendes Beiwerk. Gelegentlich sehen wir unter Blumen, die in Nachtstellung verharren, etliche der gleichen Art in Tagstellung. Diese haben ihren Daseinszweck erfüllt, die Samenanlage ist befruchtet. Das Schutzmittel ist nicht mehr vonnöten.

Gottlob, daß endlich der Waldsaum winkt. Das Wandern durch die Felder hat Schweiß gekostet, da soll das Frühstück im Waldesschatten munden und dann ein Schläfchen zur Stählung des Körpers beitragen. Nun sind wir da. Unter der breitausladenden Linde ist es nicht nur schattig, sondern auch trocken.

Einsames Mädchen

Braun und gelb mein Goldlack blüht,
Die Bienen sind bei mir zu Gaste.
Die Sonne.

Meine Brüste sind rund. Meine Wange glüht.
Aber niemand will am Munde mir naschen.
Der Mond.

Die Mitternacht. Frau Eule schreit.
Ich sehe mich selbst schon als altes Weib.
Vom Himmel fallen die Sterne.

Max Dortu

„Ab' immer Treu und Redlichkeit"

Zu Höltys Gedicht

Die Mahnung, immer Treue und Redlichkeit zu üben, kann einer Zeit und Gesellschaft, die das eine so wenig zuläßt wie das andere, nicht ernst erscheinen; und stellt man das Tempo der Weise wieder her, zu der man Höltys Gedicht in den Liederbüchern verzeichnet findet — die des Papagenoliedes „Ein Mädchen oder Weibchen" aus der „Zauberflöte" —, so ist die Parodie vollendet. Danach könnte man der Meinung sein, unser Gedicht gehöre einer Vergangenheit an und bleibe, unverbunden mit der schnellen Lebendigkeit unserer Gegenwart, den Heutigen unverständlich, es sei im günstigsten Falle eine Kuriosität für jene Wenigen, die die Treue und Redlichkeit des Höltyschen Sprachkunstwerkes um so höher zu schätzen wissen, je seltener sie die beiden Tugenden in der Realität zu finden vermögen.

Aber wir machten uns die Erkenntnis der Literaturgeschichte zu leicht, wollten wir uns damit zufrieden geben und in Höltys Gedicht nichts weiter sehen als die in den luftleeren Raum gesprochene Moral einer kandidatenhaften Überzeugung. Es verbirgt sich vielmehr in Höltys Gedicht, so erstaunlich diese Behauptung im ersten Augenblick klingen mag, ein Stück Antifeudalismus, ja es gehört mit anderen Gedichten jener Zeit zu den Dokumenten des sich bildenden bürgerlichen Klassenbewußtseins.

Wir wollen unsere Behauptung zu beweisen versuchen. Das Gedicht ist als eine Mahnung gedacht, die „Der alte Landmann an seinen Sohn" richtet; eine Mahnung, die den Geld- und Landgierigen, der auch im Tode keine Ruhe finden kann, dem Redlichen gegenüberstellt und die von der Vergeltung spricht, die einmal dem bösen Amtmann und dem geizigen Pfarrer zuteil werden wird. Hier führt ein religiöser Puritanismus das Wort, der sich sehr wohl, bei Berücksichtigung aller geänderten zeitlichen Verhältnisse, mit früheren religiös-revolutionären Gedankengängen vergleichen läßt. Die Schwarmideen eines Thomas Münzer und der brutale Puritanismus der Cromwell-Zeit finden hier einen abklingenden Nachhall. Die Linie von den flammenden Revolutionspredigten Thomas Münzers bis zu den sanften Worten Höltys zeigt die ganze traurige Entwicklung der deutschen Dinge.

Hölty selbst kann als Zeuge für unsere Behauptung genommen werden. Es ist zu unserem Gedicht eine Strophe erhalten, die in der endgültigen Fassung keine Aufnahme gefunden hat und die man mit Schubarts brennendem Gedicht „Die Fürstengruft" zusammenhalten darf; sie lautet:

Der Fürst, der sonst nach Hirschen schoß,
Von Wein und Weibern dumm,
Trabt nun auf einem glüh'nden Roß
Im wilden Wald herum.
Kutschiert, im glüh'nden Fürstenrock,
Die Straßen ab und auf,
Ein Teufel auf dem Kutscherbock,
Zween Teufel hintenauf.

Johann Heinrich Voß, der mit Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg 1783 zum erstenmal Höltys Gedichte gesammelt heraus-

Ein besseres Ruheplätzchen läßt sich im Innern des Waldes schwerlich finden. Nieder also. Bald vernehmen wir über uns ein geschäftiges Summen und Surren. Das sind die fleißigen Bienen, die sich an den Honigtöpfen der Linde gütlich tun. Jetzt fällt euch der angenehme Duft auf, der von oben herniederströmt. Ob wohl die Bienen ebenso den Duft riechen wie wir? Wahrnehmen müssen sie den Duft wohl; ob das aber in gleicher Weise wie durch unsere Nasen geschieht, wir wagen es nicht zu ergründen. Aber wir sollten uns doch einmal den Honigtopf anschauen, der die Bienen so mächtig anlockt. Schnell ist ein kleiner Lindenzweig zur Hand. Der einzelnen Blume sehen wir nichts außergewöhnliches an, höchstens daß einem Teil der zahlreichen Staubfäden die Staubbeutel fehlen. Diese zeugungsunfähigen Staubblätter müssen den Honig herstellen. Aber so ein ganzer Blütenstand ist doch ein recht sonderbares Ding. Der Stiel scheint direkt aus einem Blatt herauszuwachsen. Aber es ist doch etwas anders. Der Stiel kommt nicht aus dem trockenhäutigen Blatt heraus, er läuft vielmehr darauf entlang und zweigt ungefähr vom Mittelpunkt des Blattes ab, um sich bald trugdoldig zu spalten. Wir eilen der Zeit einige Monde voraus: Aus den Blumen sind Samen geworden und diese lösen sich mit dem häutigen Blatt vom Baume; da erweist sich das Blatt als ein gar prächtiger Flug- und Fallschirm, der die Samen weit von der Mutterpflanze fortführt, auf daß sie womöglich günstigen Boden zum Keimen finden; im Schatten der Mutterpflanze würden die Samen nicht keimen und nicht heranwachsen können. Manchmal finden wir neben dem einen häutigen Blatte, an dem der Blütenstiel aufsitzt, noch andere ähnliche, aber mehr oder weniger verkümmerte Blattgebilde. Und diese haben den Forschern einen Fingerzeig gegeben über die Entwicklung des Blütenstandes unserer Linde. Aus ursprünglich vielen kleinen Blättchen, die dem Samenstand als Fallschirm dienen mußten, hat sich nach und nach das eine größere Blatt herausgebildet.

Herm. Krafft.

Meraner Tage

Von Peka

Zollstation Brenner! Italienische Sprachlaute durchschwirren die Luft. Ein schwarzhaariger Bov kräht mit heiserer Stimme „Chianti-Ruffina-Chinati". Grüne Grenzer, die lange Hahnenfeder am Hut, kontrollieren die Gepäckstücke. Eilfertig wühlen ihre Hände in den Koffern herum. Die ersten Faschisten werden sichtbar. Sie „röntgen" die Passagiere auf äußere und innere Verdächtigkeit. Man fühlt sich beobachtet, kontrolliert, umschnüffelt, seiner persönlichen Freiheit beraubt. Im Lande der Junggesellensteuer herrscht das System der Gewalt, das fühlt man in der Luft wie Gewitterstimmung. Ein baumlanger, robuster Geselle, dem der schußbereite Revolver frech aus dem Lederfutteral schaut, kontrolliert die Zeitungen, die die Passagiere bei sich haben. Unhöflich und stillschweigend geht er durch den Zug und nimmt einfach weg, was ihm nicht gefällt, ohne ein Wort der Erklärung. Mein Überzieher wird visitiert, der Faschist entdeckt bei mir — im Gepäcknetz liegend — die „Münchener Neuesten". Ich darf die Zeitung behalten, sein Instinkt für Geistesverwandtschaft hat ihn nicht betrogen.

Öde und verlassen liegen die ersten Stationen hinter dem Brenner. Sie sind bereits italienisiert und ihr deutscher Klang durch italienische Endungen verstümmelt. Auf den Bahnsteigen wandelt das alte und das neue Italien tatenlos umher. Zwei Karabinieri mit ihren lächerlichen Operettenuniformen — das alte Italien. Sie gehen stumm und stolz neben einander her und halten das Genick steif, damit der Dreispitz nicht aus der Richtung kommt. Hinter ihnen, breitspurig und frech, der faschistische Kontrollbeamte (auf jedem Bahnhof faulenzt ein Schwarzhemd herum) den Revolver im Gürtel und die unvermeidliche Zigarette zwischen den Zähnen. Die beiden andern sind nur Staffage, er ist die M a c h t, jene unheilvolle Macht, die auf diesem Lande liegt wie ein Dämon und alles, was freiheitlich ist, mit Gewalt erstickt.

Im Schneckentempo windet sich der Zug durch die Ebene des Etsch. Hinter Bozen — heute Bolzano genannt — tauchen schattenhaft die gespenstisch zerrissenenen Kämme der Dolomiten auf. Immer breiter wird das Tal, von herrlichen Mittelgebirgszügen eingeschlossen, die von gewaltigen, schneebedeckten Gebirgsriesen überschattet werden. Das scharfe Profil der Mendel zeigt den Eingang zum Tal von Meran. Unvergleichlich ist dieses Tal, einzigartig in der Blütenpracht sonnigen Hochfrühlings. Wie ein bunter Blütenteppich ist es flach zwischen Gebirgszüge gespannt, durchwirkt mit Myriaden von Blüten. Die leuchten und duften wie ein Rosengarten im Märchen von Tausend und eine Nacht. An den Hügeln beginnt der rote Wein zu grünen; der rote südtiroler Lakreinkräzer, der das Blut wie Feuer durch die Adern jagt, und der goldgelbe Terlaner, der die Menschen hypnotisiert wie ein Zaubertrank.

Mitten durch das Tal rauscht die Etsch. Dort, wo sich die wilde Passer in die Etsch stürzt, liegt Meran, von den Italienern Merano genannt. Scharf an die Passer anschließend, keilt sich die Meraner Altstadt — mit ihren reizenden altertümlichen Häusern und winkeligen Gäßchen — zwischen zwei Anhöhen, um sich nach Westen wie ein Füllhorn auszubreiten. Jenseits der Passer, nach Osten zu, über eine sanfte Höhe ausgestreut liegt maia alta, das Villenviertel. Meran ist ein bedeutender Kurort, bedeutend wegen seiner günstigen Lage und seines ausgezeichneten Klimas. Von allen Seiten her vom Hochgebirge eingeschlossen, hat es eine außerordentlich milde Temperatur, wie sie nur noch in Davos und Ägypten anzutreffen ist. Seine charakteristische Trockenheit — es regnet selten und meist nur nachts — macht es hervorragend für Kehlkopfkranke, die hier absolute Heilung finden. Auch Gicht- und Rheumakranke suchen durch Meraner Frühjahrskuren Linderung und Heilung. Meran ist deshalb Kurbad im eigentlichen Sinne des Wortes.

Auch unter italienischer Herrschaft hat Meran seinen internationalen Charakter behalten. Allerdings nur äußerlich. Denn ein Kurort von solcher Bedeutung, in dem die Fremden bespitzelt werden, dürfte in der Welt einzig dastehen. Man versucht zwar, um den Fremdenverkehr nicht zu behindern, das System der Kontrolle so unauffällig wie möglich zu machen, aber im Geheimen werden alle Dinge überwacht. Postgeheimnisse gibt es nicht. Briefe

---

gegeben hat, unterstrich die Tendenz des Gedichtes, indem er den acht Strophen zwei hinzufügte:

Der Pfarrer, der aufs Tanzen schalt
Und Filz und Wuch'rer war,
Steht nachts als schwarze Spukgestalt
Um zwölf Uhr am Altar;
Paukt dann mit dumpfigem Geschrei
Die Kanzel, daß es gellt,
Und zählet in der Sakristei
Sein Beicht- und Opfergeld.

Der Junker, der bei Spiel und Ball
Der Witwen Habe fraß,
Kutschiert, umbraust von Seufzerhall,
Zum Fest des Satanas;
Im blauen Schwefelflammenrock
Fährt er zur Burg hinauf,
Ein Teufel auf dem Kutscherbock,
Zween Teufel hintenauf.

So weist sich der Sinn dieser Religiosität: dem prassenden Fürstentum und Adel steht der darbende Untertan gegenüber, der aus seiner Not eine Tugend macht und der, da er es selbst nicht wagt, an Widerstand und Vergeltung zu denken, die Religion das tun läßt, was er selbst zu tun zu schwach ist. Auch hier mag man sehen, wie sich die große Revolution von 1789 ankündigt.

Fritz Brügel.

Die Reseda

Die wohlriechende Reseda (Reseda odorata) war früher sehr volkstümlich. Aus dieser Zeit stammt auch das schöne Gedicht Gilms, wo es heißt:

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern bring' herbei!

Also noch in den Herbst hinein blüht und duftet die Reseda, die, wenn auch aus der Mode gekommen, noch ebenso reizvoll geblieben ist, wie sie war.

Die Reseda stammt aus Nordafrika. Die ersten Resedasamen hat der französische Forscher Granger — der 1733 nach dem Orient ging und 1737 in Basra starb — von der Cyrenaica nach Europa, und zwar dem Jardin des Plantes, dem heute noch bestehenden botanischen Garten in Paris, gesendet. von hier aus gelangte sie zuerst in die übrigen botanischen Gärten Europas. Später auch in die Privatgärten. Sie wurde zu einer der beliebtesten und am meisten verbreiteten Pflanzen, wozu außer ihrem lieblichen Duft und ihrer langen Blütezeit auch ihre leichte Kultur viel beitrug. Obzwar sie sich von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an rasch verbreitete, blieb ihre Herkunft noch sehr lange ein Geheimnis. Das Geheimnis wurde erst im Jahre 1887 durch die botanische Forschungsreise von Taubert nach der Cyrenaica, der sie dort wildwachsend fand, gelüftet.

Es gibt mehrere Resedaarten, die sich hauptsächlich durch die Größe der Blütenähren, durch Üppigkeit und Buschigkeit des Wuchses unterscheiden. Die bekanntesten sind die folgenden:

Reseda odorata grandiflora. Dicke, dichte Blütenähren. Breite saftige Blätter.

Reseda odorata ameliorata. Kräftiger Wuchs. Staubbeutel der Blüte braun.

Reseda odorata eximea. Blütenähren weißlich. Sehr stark duftend.

Reseda odorata gigantea pyramidalis. Kräftiger Wuchs. In sehr langen Rispen stehend.

Reseda odorata Machet. Dicke, rötliche Blütenstände.

Reseda odorata Victoria. Staubbeutel dunkelbraunrot.

Aus den Resedablüten wird auch ein feinduftendes Öl gewonnen.

Von den mitteleuropäischen Resedaarten ist der sogenannte F ä r b e w a u (Reseda luteola) erwähnenswert. Sie wurde im Altertum und im Mittelalter zum Gelbfärben benützt. Zu diesem Zweck wird er heute nur noch in England und Holland kultiviert,

werden geöffnet, Telephongespräche belauscht; man ist, ohne daß man es merkt, überall von Spitzeln umgeben. Der schwarze Schrecken der Spionage ist wie ein Netz über das ganze Land gezogen. Ein Vorkommnis, das diese Verhältnisse sehr deutlich illustriert, sei hier erzählt: Ein deutscher Stadtverordneter aus dem Rheinland macht Rast in einer Dorfkneipe. Er unterhält sich dort über die politischen Verhältnisse Italiens und wird von dem Wirt nachher denunziert. Ungünstige Äußerungen über Mussolini! Der Mann ist reif fürs Gefängnis. Man verhaftet ihn und schleppt ihn nach Bolzano. Hier hat er Zeit, darüber nachzudenken, was er eigentlich verbrochen hat. Erst auf Vorstellungen der deutschen Regierung läßt man ihn frei und jagt ihn über die Grenze zurück. Fälle, in denen Reichsdeutsche — von denen man weiß, daß sie dem System Mussolinis als Feinde gegenüberstehen — belästigt, oftmals auch verhaftet und mißhandelt werden, sind an der Tagesordnung.

Von Politik darf nicht gesprochen werden. Ein politisches Gespräch mit Eingeborenen anzuknüpfen, ist deshalb nahezu eine Unmöglichkeit. Grausame Strafen treffen die, die aufrecht genug sind, ihre Meinung zu sagen. Sie verschwinden in irgend einem verpesteten Landstrich im südlichen Italien, ausgestrichen aus der Liste der Lebendigen, eine Strafe, die für die Angehörigen des Unglücklichen schlimmer ist, als der Tod. Seufzend beneidet der Südtiroler deshalb das Los der andern deutschen Minderheiten in den losgetrennten Gebieten. Der Versailler Vertrag hat die Südtiroler nicht nur an Italien, er hat sie — was viel schlimmer ist — dem Faschismus ausgeliefert. An jeder Straßenecke ist das Antlitz Mussolinis mit schwarzer Farbe aufgeschmiert. Sein durchdringender Blick hypnotisiert wie das starre Auge eines Raubvogels, der sich auf seine Beute stürzt. Das System des Faschismus lähmt das ursprüngliche Leben der Südtiroler und verbreitet eine Stimmung, die man als unterdrückten Haß gegen Italien bezeichnen kann.

Die Südtiroler Bauern sind eine besondere Rasse. Dickschädelig, konservativ, an ihre armselige Scholle gefesselt, im steten Kampf mit den Elementen ihrer Gebirgswelt, haben sie sich daran gewöhnt, langsam und zähe zu sein. Mit dieser Zähigkeit hassen sie auch das System des Faschismus und wünschen Mussolini mit samt seinen schwarzbehemdeten Banditen zu allen Teufeln. Aber sie wagen nicht, diesen Haß deutlich werden zu lassen. Ihren Kindern erteilt man in der Elementarschule nur italienischen Unterricht. Die deutsche Sprache erhält sich mühsam in der Familie fort, in ein paar Jahrzehnten wird sie verschwunden sein, vorausgesetzt, daß bis dahin nicht der Faschismus zusammengebrochen ist. Die Südtiroler hoffen; Mussolini aber arbeitet weiter an der faschistischen Durchseuchung des Landes. Das neue Syndikatsgesetz kommt auch in Südtirol zur vollen Anwendung. Ein ganzes Netz von Syndikaten ist über das Südtiroler Land gebreitet. Alles wird zwangsläufig faschistisch organisiert. An der Spitze eines jeden Syndikats steht der Wachmann, der Kontrolleur des Rutenbündels. Alle Lebensregungen der Gesellschaft werden so in die Zwangsläufigkeit einer entsetzlichen Bureaukratie gepreßt. Überall das Gefühl des Abgestempeltseins. Durch höheren Machtspruch eingeordnet in ein Staatsleben, in dem nur der „Duce" etwas zu sagen hat. So sind die Südtiroler heute zum Gehorsam verurteilt, und sie gehorchen, weil ihnen sonst nichts übrig bleibt.

Eines Tages — so träumen sie — wird auch am politischen Himmel das Licht wieder siegreich hervorbrechen, wie die Sonne im Tal von Meran. Bis dahin aber reitet der schwarze Reiter weiter, der dem dampfenden Pferd die Sporen bis zum Blut in die Weichen keilt, bis es unter ihm zusammenbrechen wird...

Ein Bad im Krokodilfluß

Zu baden, wenn die Krokodile um einen herumschwimmen, ist gewiß nicht jedermanns Sache. Und doch gibt es Männer, die sich trotz der Nähe solcher Ungeheuer mit größter Furchtlosigkeit in den Fluten erfrischen. Eine angenehm gruselige Geschichte von einem, der diesen lebensgefährlichen Sport betrieb, enthält das soeben bei Brockhaus erschienene Werk „Der wilde Landor. Das Maler- und Forscherleben H. A. Savage Landors, von ihm selbst erzählt". Der Sportsmann war kein Geringerer als Landor selbst. Der Marsch durch den englischen Sudan führte ihn an den Ufern des Sobat entlang. Eines Tages war die Hitze wieder einmal unerträglich und der schwarze Staub, wie immer, zum Ersticken. Landor dürstete geradezu nach Abkühlung. So stieg er denn kurz entschlossen zu einem erquickenden Bad in den Fluß, obwohl er von Krokodilen wimmelte. Bis an die Brust stand er im Wasser. Jedesmal, wenn er sich am ganzen Körper eingeseift hatte und sich bückte, um den Schaum abzuspülen, tauchten im Kreis um ihn herum die niedlichen Schnauzenspitzen und lüsternen Augen von acht bis zehn oder noch mehr ausgewachsenen Krokodilen auf, die rasch und lautlos herangeschwommen waren. Einen Augenblick lang, als der Gemütsmensch Landor sich gerade den beißenden Seifenschaum aus den Augen wusch, kamen sie sogar bis auf zwei Meter an ihn heran. Landor indessen kannte seine Pappenheimer genau. Ab und zu blickte er scharf nach ihnen hinüber oder tat so, als wollte er werfen. Dazwischen fing er dann noch laut an zu rufen, und sofort verschwanden die unerfreulichen Gäste unter der Oberfläche. Aber nur für ein paar Sekunden. Dann tauchten alle wieder auf und rückten näher. Als Landor endlich sein für jeden anderen sicher mehr nervenaufreibendes als gesundheitförderndes Bad beendet hatte, hatte sich bereits eine ganze Volksversammlung konstituiert. Nun wurde die Angelegenheit selbst einem Landor etwas zu brenzlig und er trat den Rückzug an. Doch in seinen Memoiren hält er es für nötig, sich vor den Lesern deshalb zu entschuldigen: „Krokodile sind so erbärmlich feige, aber man soll das Schicksal nicht auf die Probe stellen. So hielt ich es, als das Ziel einer gründlichen Reinigung erreicht war, doch für geraten, die Tiere nicht weiter in Versuchung zu bringen."

Schach-Ecke

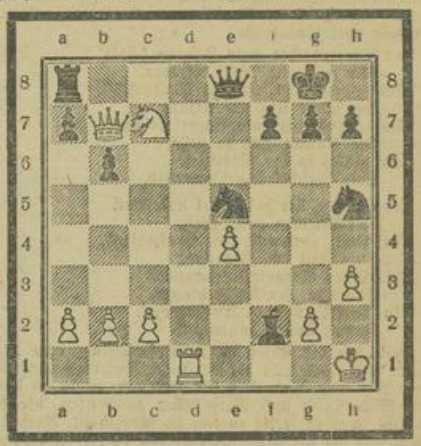
Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Partie Nr. 29

Gespielt im Haagschen Arbeiter-Schachklub

Weiß: P. L. Wackers — Schwarz: W. de Bruyn

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—c4 Lf8—e7 Damit geht Schwarz vielen Angriffen aus dem Wege, verliert aber bald den Halt im Zentrum.
4. d2—d4 e5×d4 Den Vorzug verdient d7—d6.
5. Sf3×d4 ..... Stärker ist der Buchzug 5. c3, um d×c3? mit 6. Dd5 zu beantworten.
5. ..... Sc6—e5 6. Lc4—e2 d7—d6
7. f2—f4 Se5—g6 8. 0—0 Sg8—f6
9. Sb1—c3 0—0 10. Lc1—e3 .....
Der Läufer steht hier exponiert; besser war b3 nebst Lb2,
10. ..... Tf8—e8 11. h2—h3 .....
Um Dd2 spielen zu können, ohne durch Sg4 gestört zu werden
11. ..... Le7—f8 12. Le2—d3? .....
12. Lf6 mußte geschehen; auf den Textzug ermöglicht der ungedeckte Le3 einen Durchbruch im Zentrum.
12. ..... c7—c5! 13. Sd4—f3 .....
Oder 13. Sb3, d5. 14. L×c5, d×e4 zum Vorteil von Schwarz.
13. ..... d6—d5 14. Ld3—b5 .....
Weiß erhält dadurch zwar Turm und zwei Bauern gegen zwei leichte Figuren; die Mehrbauern sind aber nicht zur Geltung zu bringen, so daß Schwarz durch sein Figurenübergewicht in Vorteil kommen muß.
14. ..... d5—d4 15. Lb5×e8 Dd8×e8
16. Sf3×d4 c5×d4 17. Dd1×d4 b7—b6
18. Ta1—d1 ..... Ein Fehlzug, der besser durch e4—e5 ersetzt würde.
18. ..... Lf8—c5 19. Dd4—d3 Lc8—a6!
20. Dd3×a6 Lc5×e3+ 21. Kg1—h1 Sf6—h5!
22. Tf1—f3 Le3×f4. Mit dem Bauernverlust ist das Schicksal des Weißen besiegelt; es ist aber noch interessant zu beobachten, wie energisch und schnell der Schwarze sein Übergewicht zur Geltung bringt.
23. Da6—b7 Sg6—e5 24. Tf3—f2 Lf4—e3
25. Sc3—d5 ..... Dieser Versuch, dem Qualitätsverlust zu entgehen, wird sehr gut widerlegt.
25. ..... Le3×f2 26. Sd5—c7 .....



26. ..... Ta8—d8! 27. Td1—d5 .....
Wenn Weiß die Dame nimmt, so folgt natürlich Matt in zwei Zügen.
27. ..... Td8×d5 28. e4×d5 Se5—f3
Ein brillanter Schlußzug! Die Dame kann wieder wegen Matt nicht genommen werden, und auf g×f3 folgt De1+ nebst Matt im nächsten Zuge.
Weiß gab auf.
Anmerkung Paul Johner in der „Züricher Post".

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Der Mann, der 100 000 Rubel haben wollte

Von **Alexander Puschkin**

Aus seinen nachgelassenen Papieren übertragen von Sigismund von Radecki

Duroff — das war der Bruder jenes Fräulein Duroff, die 1807 Soldat wurde, sich das Georgen-Kreuz verdiente und später ihre Memoiren herausgab. Der Bruder war in seiner Art nicht weniger sonderbar als die Schwester. Ich lernte ihn 1829 im Kaukasus kennen, auf meiner Rückreise von Erzerum. Er kurierte sich von irgend einer erstaunlichen Krankheit — in der Art von Katalepsie —, und spielte von früh bis in die Nacht Karten. Endlich hatte er alles verspielt, so daß ich ihn in meiner eigenen Equipage nach Moskau brachte. Duroff hatte eine einzige fixe Idee: er wollte unbedingt hunderttausend Rubel haben. Er hatte sich alle nur möglichen Methoden zur Beschaffung dieses Geldes ausgedacht und aufs neue überlegt. Während der Fahrt weckte er mich manchmal nachts mit der Frage: „Alexander Sergejewitsch! Alexander Sergejewitsch! was glauben Sie, wie könnte ich mir hunderttausend Rubel verschaffen?" Eines Tages sagte ich ihm, daß ich an seiner Stelle, wenn ihm die Hunderttausend schon so unumgänglich notwendig seien, — daß ich sie also stehlen würde. „Ich habe daran gedacht", erwiderte mir Duroff.

„Nun — und —?"

„'s ist schwierig: nicht jeder hat in seiner Tasche gleich Hunderttausend, und einen Menschen für ein Butterbrot bestehlen oder totschlagen, das will ich nicht, — ich hab' doch ein Gewissen."

„Nun, dann stehlen Sie eine Regimentskasse."

„Ich habe daran gedacht."

„Wie das?"

„Das könnte man im Sommer durchführen, wenn das Regiment im Lager ist und die Fuhre mit der Regimentskasse beim Zelt des Kommandeurs steht. Man könnte über die Deichsel eine lange Schnur werfen, und an diese Schnur in weiter Entfernung ein Pferd spannen. Darauf galoppiert man mit diesem Pferde weg. Die Schildwache sieht, daß eine Fuhre ohne Pferd daherrollt, wird sich höchstwahrscheinlich furchtbar erschrecken und vollkommen ratlos sein. Nach zwei oder drei Werst kann man dann die Fuhre zertrümmern und mit der Kasse das Weite suchen. Aber auch hier gibt's verschiedene Unbequemlichkeiten. Kennen Sie nicht vielleicht ein anderes Mittel?"

„Erbitten Sie sich das Geld vom Kaiser."

„Ich habe daran gedacht."

„Nun?"

„Ich habe sogar schon gebeten."

„Wie! Ohne das mindeste Recht darauf?"

„Grade damit hab' ich auch angefangen: Eure Majestät! Ich habe nicht das mindeste Recht darauf, das von Ihnen zu verlangen, was das Glück meines Lebens ausmachen würde; aber, Eure Majestät, Gnade geht vor Recht usw. usw."

„Was hat man Ihnen denn geantwortet?"

„Nichts."

„Das ist erstaunlich. — Wenden Sie sich doch an Rothschild."

„Ich habe daran gedacht."

„Na also, woran ist die Sache denn gescheitert?"

„Ja, sehen Sie, es gäbe schon ein Mittel, das Geld dem Rothschild herauszulocken; zudem wäre das Ganze auch sehr spaßhaft und bizarr: man müßte ihm eine Bittschrift schreiben, die ihn zuerst einmal in die lustigste Laune bringt, und ihm dann eine Anekdote erzählen, die ihre sicheren Hunderttausend wert ist. Aber bei alledem — wieviel Schwierigkeiten . . .!"

Mit einem Wort, man hätte sich keine Abgeschmacktheit und keinen Blödsinn ausdenken können, an den Duroff nicht schon gedacht hatte. Sein letztes Projekt war — das Geld bei den Engländern herauszulocken, und zwar sowohl durch Reizung ihres Nationalstolzes als auch in der Hoffnung auf ihre Liebe zu allem Exzentrischen. Er wollte sich an die Engländer mit folgendem Schreiben wenden: „Meine Herren Engländer! Ich habe um 10 000 Rubel gewettet, daß Sie mir eine Anleihe von 100 000 Rubeln nicht abschlagen werden. Meine Herren Engländer! Retten Sie mich vor einem Wettverlust, den ich lediglich in Hoffnung auf Ihre allerwärts bekannte Großherzigkeit riskiert habe."

Duroff bat mich, die Angelegenheit durch den englischen Botschafter in Petersburg zu betreiben, und war mit seinem Projekt auch nicht eher herausgerückt, als bis er mir das Ehrenwort abgenommen hatte, daß ich keinen persönlichen Vorteil daraus ziehen würde.

Er war ständig bereit, jede beliebige Wette einzugehen und zu proponieren, und zwar gab es nichts in der Welt, worauf er nicht gewettet hätte. Man sprach z. B. von einer Frau — „wollen Sie mit mir wetten," unterbrach Duroff: „in drei Tagen ist sie in mich verliebt!" Man schoß mit der Pistole ins Ziel — schon hatte Duroff vorgeschlagen, in 25 Schritt Entfernung sich selber aufzustellen, und wettete bereits 1000 Rubel, daß man ihn nicht treffen würde.

Seine Leidenschaft für Frauen war ebenfalls recht bemerkenswert. Als Stadtkommandant von Jamburg hatte er sich einst in ein rothaariges Bauernweib verliebt, welches zur Knute verurteilt worden war — und zwar genau in dem Moment, als sie bereits am Pfahl gefesselt stand, und er von amtswegen der Exekution beiwohnen mußte. Er flüsterte dem Henker zu, daß er sie schonend behandeln solle und auch ihre weißen und vollen Reize nicht in Mitleidenschaft ziehen dürfe, was der Henker auch befolgte. Darauf lebte Duroff einige Tage zusammen mit der schönen Zuchthäuslerin.

Vor kurzem erhielt ich von ihm einen Brief. Er schrieb: meine Geschichte ist kurz erzählt — ich habe geheiratet und immer noch kein Geld. Ich antwortete ihm: es tut mir leid, daß von den 100 000 Methoden, sich 100 000 Rubel zu verschaffen, Ihnen bis jetzt offenbar noch keine gelungen ist.

Wird eine Fahrt in den Weltenraum möglich sein?

Das technische Problem eines Vorstoßes in den Weltenraum ist, seitdem Jules Verne die „Reise um den Mond" geschrieben hat, populär geworden, aber bereits der vor 200 Jahren verstorbene Astronom Newton hat sich ernsthaft mit der Aufgabe, die Anziehungskraft der Erde zu überwinden, beschäftigt. Wenn die „Wissenschaftliche Gesellschaft für Luftfahrt" in Berlin kürzlich Max Valier, dessen Name mit diesem Problem verbunden ist, Gelegenheit gegeben hat, sich zu den hiermit zusammenhängenden Fragen zu äußern, so beweist das, daß dies Problem nicht nur eine alte Sehnsucht der Menschheit verkörpert, sondern auch technisch durchaus diskutierbar ist. Jules Verne ließ das Projektil, in dem die drei kühnen Abenteurer eingeschlossen waren, von einer ungeheuren Kanone in den Weltenraum schießen; aber der menschliche Organismus würde eine Beschleunigung wie die dem Geschoß schon im Lauf erteilte, niemals ertragen können. Die zum Verlassen der Erde notwendige ungeheure Geschwindigkeit des „Raumschiffes" darf nur unter allmählicher Beschleunigung erreicht werden, und alle Wissenschafter, die sich seit Newton mit diesem Problem beschäftigt haben, halten allein für diesen Zweck den Raketenantrieb für geeignet, der praktisch bis heute noch kaum erprobt ist. Die Rakete als Feuerwerks- oder Leuchtrakete bekannt, beschleunigt sich selbst; der in ihr enthaltene Brennstoff verbrennt allmählich, und die nach hinten ausgestoßenen Verbrennungsgase treiben vermöge ihrer Reaktionswirkung den Körper vorwärts. Das Flugzeug und sein Motor sind unbedingt abhängig von der Atmosphäre, der Motor arbeitet um so schlechter, je höher das Flugzeug steigt und je niedriger der Luftdruck wird. Die Rakete dagegen ist von der Atmosphäre unabhängig, die auf sie nur hemmend wirken kann.

Das Wesentlichste ist also, daß dieser neuartige Antrieb technisch entwickelt wird, und Valier macht in dieser Richtung bestimmte praktische Vorschläge: er will das Raketenschiff Stufe für Stufe aus dem Junkers-Flugzeug, Type G. 24, entwickeln, will zuerst die beiden seitlichen Motoren durch Raketenmotoren ersetzen, dann immer mehr Raketenmotoren in die Tragfläche einbauen, die gleichzeitig immer mehr verkürzt werden und schließlich gänzlich verschwinden sollen; denn das Raumschiff braucht keine Tragflächen mehr, die Steuerung spielt eine untergeordnete Rolle und die Tragflächen haben eine Bedeutung nur beim Vorhandensein einer verhältnismäßig dichten Atmosphäre. So entwickelt sich langsam das für immer größere Steigungen geeignete Schiff, das ausschließlich nur noch aus riesigen Raketenmotoren und Brennstoffbehältern besteht; denn der Brennstoffverbrauch ist ein ungeheurer, man kommt rechnerisch bis zu 95 Prozent des Gesamtgewichtes, wenn die zur Überwindung der Erdschwere notwendige Geschwindigkeit von über 11 Kilometer in der Sekunde erreicht werden soll. Solange der Mensch noch nicht den Atomverfall beherrscht und auf diese Weise aus sehr kleinen Mengen ungeheure Kräfte gewinnen kann, muß man wohl bei möglichst wirtschaftlich arbeitenden flüssigen Treibstoffen bleiben, vielleicht flüssigem Wasserstoff und Sauerstoff. Allerdings behaupten Fachleute, daß an der Brennstoff-Frage vorläufig alles scheitern wird. Der Bau des Raketenmotors wird sicher noch große Schwierigkeiten machen, da man mit Drücken bis zu 50 Atmosphären ohne weiteres wird rechnen müssen. Man wird natürlich mit kleinen Versuchsflügen anfangen, wird allmählich immer größere Geschwindigkeiten und größere Höhen erreichen, nachdem der Rumpf luftdicht gebaut ist, um Menschen den Aufenthalt in großen Höhen zu ermöglichen. Schließlich wird man transozeanische Reisen machen, und Valier glaubt, daß eine Fahrt von Berlin nach Neuyork mit einem aus dem Junkers-Flugzeug entwickelten Raketenschiff bei einer Flughöhe von 50 Kilometer in 1½ Stunden möglich sein wird. Allmählich wird das reine Raketenschiff entwickelt werden, das sich selbst bis an die Grenze der irdischen Atmosphäre „schießt", also in wenigen Minuten 250 Kilometer Höhe erreicht, eine gigantische technische Aufgabe, wenn man bedenkt, daß der in stundenlangem Hochschrauben mühevoll unter höchster Beanspruchung der Organismen des Piloten und — des Motors erreichte Höhen-Weltrekord heute nur bei wenig über 12 Kilometer liegt.. Wenn eines Tages dieses „näher" liegende Ziel erreicht ist, das schon viele bisher unlösbare Forschungsaufgaben zu lösen erlauben wird, dann erst kann man vielleicht daran denken, in 22stündiger rasender Fahrt den Mond oder in 150tägiger Reise den Mars zu erreichen, — wenn Herz und Hirn und Blut der kühnen Piloten den teilweise noch unbekannten Beanspruchungen Stand halten.

Denn was weiß man letzten Endes überhaupt von den den leeren Raum beherrschenden Gesetzen! Die Gelehrten sind sich noch nicht einmal einig darüber, ob ein derartiges Schiff, das die einmal erreichte Geschwindigkeit so lange beibehält, bis es in den Schwerbereich irgend eines Weltkörpers kommt und auf diesen zustürzt, im Raum überhaupt mit irgend welchen mechanischen Mitteln wenden kann und damit steuerfähig ist, ob man also z. B. mit Hilfe eines eingebauten Kreiselsystems den Mond oder den Mars wird „ansteuern" können. Wir wissen ja auch garnicht, wie der menschliche Organismus sich bei Erreichung des „schwerelosen Zustandes" verhält, ob es ein praktisch möglichen Schutz gegen die eisige Kälte des Raumes gibt und ebenfalls gegen die größtenteils noch unbekannten, gefährlichen kurzwelligen Strahlungen des Weltenraumes, vor deren tödlicher Wirkung die irdischen Lebewesen die Atmosphäre schützt. Vorerst müssen die praktisch-technischen Fragen Stufe für Stufe gelöst werden, das Raketenschiff oder ein Fahrzeug mit einem anderen entsprechenden Antrieb muß gebaut und entwickelt werden, ehe irdische Wesen mit einer kosmischen Geschwindigkeit in den Raum hinausfliegen, — um dann vielleicht zu entdecken, daß sie nicht über die Mittel verfügen, die Erde jemals wieder zu erreichen.

Dipl.-Ing. A. Lion, Berlin.

Das Berliner Abendgymnasium

Von Prof. Dr. **Peter A. Silbermann**

Am 1. September dieses Jahres wird in Berlin mit Unterstützung des Staates, der Stadt und zahlreicher wirtschaftlicher Organisationen das erste Abendgymnasium eröffnet werden. Daß die Gründung einer solchen Bildungsanstalt ein Bedürfnis, ja, geradezu eine Notwendigkeit ist, ergibt sich allein aus der Tatsache, daß sich bereits an den sechs ersten Anmeldungstagen gegen 2000 Männer und Frauen um die Aufnahme beworben haben.

Trotz der zahlreichen Fortbildungsmöglichkeiten, wie sie in den Großstädten Deutschlands durch Fachschulen und Volkshochschulen geboten werden, hatten bei uns bisher die im Berufs- und Erwerbsleben stehenden Personen so gut wie keine Gelegenheit, die in der Jugend meist aus wirtschaftlichen Gründen versäumte höhere Schulbildung nachzuholen. Heute sind sich wohl die maßgebenden Kreise der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer darüber klar, daß bei den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart, die auf allen Gebieten hundertprozentige Leistungen verlangt, die Volksschulbildung nicht mehr ausreicht. Sie reicht ganz bestimmt nicht aus für einen Menschen, der in seinem Beruf weiterkommen und damit auch seine wirtschaftliche Lage verbessern will. Daneben gibt es aber auch zahllose Wissenshungrige, die durch eine vertiefte und erweiterte Bildung ihren Anteil am geistigen Leben der Gegenwart vergrößern möchten. Alle diese wissensdurstigen und strebenden Menschen waren bisher, wie gesagt, meist nur auf die volkshochschulmäßigen Kurse angewiesen, von den sogenannten „Pressen" ganz zu schweigen, von denen keine Bildung, höchstens Examenswissen gegeben werden kann, und die für die meisten Suchenden wegen der erheblichen Kosten gar nicht in Frage kommen. Allerdings besteht schon seit ein paar Jahren in Berlin-Neukölln ein Abiturientenkursus für junge Arbeiter, in den besonders begabte, aus allen Teilen des Reiches ausgewählte junge Arbeiter aufgenommen und, vielleicht allzu rasch, in drei Jahren zur Reifeprüfung geführt werden. Der Unterricht findet hier am Vormittag statt, den Rest des Tages üben die im Durchschnitt 20jährigen Schüler, durch Stipendien unterstützt, eine Halbtagsarbeit aus. Das ist ein anerkennenswerter Versuch, eine kleine Auswahl begabter Proletarierkinder — in vier Jahren haben etwa 50 Schüler diese Kurse besucht — in die höhere Bildung einzuführen, aber keine Lösung des so überaus wichtigen Volksbildungsproblems, wie nämlich der großen Masse der Wissensdurstigen aus allen Volkskreisen ohne wirtschaftliche Belastung

---

Eine pazifistische Stimme aus Polen

Von **Josef Heinz Mischel**

Nach dem Kriege waren es die neuerstandenen oder großgewordenen Staaten, die das Erbe des bankerotten Militarismus übernahmen. Rumänien, Jugoslavien, Ungarn, die tschechoslowakische Republik, Polen waren 1920 (und sind's zum Teil heute noch) dort, wo Deutschland 1910 oder 1914. Die Regierungen waren überall nur ein Popanz in den Händen der Militärs.

In Polen kam noch hinzu, daß der überzüchtete Patriotismus, der Taumel staatlicher Unabhängigkeit, der nach anderthalb Jahrhunderten erfüllte Traum einen begeisterten Nationalismus hervorbrachte, der durch Übersteigerung in selbstherrlichen, schroffen Übermut und völkischen Dünkel umschlug. Während im Westen, nach Abflauen der Revolutionswehen, die Arbeiterparteien neue Wege der Zusammenarbeit suchten, und sogar die Regierungspolitiker die Notwendigkeit einer friedlichen Verständigung einsahen, drang aus Polen kein Ton der Versöhnung herüber. Vereinzelte Stimmen gingen im Waffengeklirr unter. In Deutschland, in Frankreich und den anderen Ländern traten Dichter hervor, die in ihren Büchern, in Vorträgen und von der Bühne den Krieg verdammten, die Macht der Arbeit predigten, zur Besinnung riefen. Die polnische Literatur konnte bisher kein solches Werk aufweisen.

Nun erschien in Warschau ein Drama des sehr angesehenen Dichters Antoni Slonimski: „Der Turm zu Babel", das auf eine Wendung im polnischen Geistesleben hinzuweisen scheint. Bei seiner Aufführung im „Teatr Polski" hatte es einen so nachhaltigen Erfolg, daß die polnischen Hugenberge, wie Fledermäuse aufflatterten und das Stück totzuschreien versuchten. (Was ihnen aber nicht gelang.)

„Der Turm zu Babel" ist kein revolutionäres Drama im eigentlichen Sinn. Die ihr zugrunde liegende Idee ist: Versöhnung durch Arbeit um ein gemeinsames Ziel, Verbrüderung durch Arbeit um die Erlösung der Völker, Vereinigung in Arbeit am Aufbau der Ruinen. Geistesmacht und Händearbeit können, wenn sie sich zu einer höheren Aufgabe zusammenfinden, die Welt aus den Angeln heben. Die drei Akte des „Turm zu Babel" sind eine einzige Verherrlichung der Arbeit, der Versöhnung, der Vereinigung aller Tätigen. Sie klingen in eine Hymne der Hoffnung aus, daß diese Ideale, trotz Demagogie, trotz geschäftlicher Gewissenlosigkeit, trotz Wankelmut und Egoismus doch erreicht werden.

„Der Turm zu Babel", der Turm der Völker ist der menschenvereinigende Gedanke. Unablässig steigen an seinem Bau arbeitergefüllte Fahrkörbe hoch und nieder, und kein Platz ist darin für andere Gefühle, als das Gefühl der Einheit, der Einheit in Arbeit, der Macht der Arbeit. Zwei Chöre im ersten Akt seien hier in der Übersetzung wiedergegeben.

Chor des ersten Fahrkorbs

Belgier, Serben und Polen,
Deutsche, Türken und Schweden,
Ritter des Stahls
Und der Kohlen,
Aus allen Städten und Landen
Sind hier geeinigt
Durch der Arbeit Band
Und verlassen ihre Läger.
Hand ist verschmolzen mit Hand,
Verschlungen, gebunden durch Blut.
Die mächtigen, stählernen Träger
Schmücken, wie Flügel, die Glut.

diese Bildung und damit zugleich die Möglichkeit sozialen Aufstiegs verschafft werden kann. Auch in München besteht etwas Ähnliches seit 2½ Jahren. Es ist die sogenannte „Gewerbliche Abend-Mittelschule". Diese führt aber, wie schon ihr Name andeutet, nur bis zur mittleren Reife, also etwa bis zur Obersekunda. Ferner ist ihr Besuch mit nicht unerheblichen Kosten für die Schüler verbunden. Der Besuch des Berliner Abendgymnasiums soll aber, von einer geringfügigen Halbjahrsgebühr abgesehen, unentgeltlich sein, und auch die Lehrbücher sollen Bedürftigen kostenlos gestellt werden. Diese Tatsache halte ich für außerordentlich wichtig. Denn in Zukunft soll und wird eben niemand mehr aus wirtschaftlichen Gründen daran verhindert werden, die abgeschlossene und sich allmählich aufbauende Bildung der höheren Schule zu erwerben und sich damit die Möglichkeit des Aufstiegs zu sichern. Jeder soll, wenn er nur die nötige Begabung und Energie hat, die Chance haben hochzukommen. Das ist ganz amerikanisch gedacht, und in Amerika ist in der Tat das Abendgymnasium, so wie es jetzt in Berlin geplant ist, seit mehr als einem Jahrzehnt verwirklicht. Es hat sich dort so bewährt, daß es in der Stadt Neuyork allein 17 „Evening High Schools" gibt, die im letzten Winter von 35 000 Männern und Frauen besucht wurden.

Der Lehrplan des Berliner Abendgymnasiums soll sich unmittelbar an den der Volksschule anschließen. In die unterste Klasse, die Obertertia, können daher Männer und Frauen aufgenommen werden, die über 18 Jahre alt sind, im Berufsleben stehen und nur Volksbildung besitzen. Zugleich mit dieser Klasse soll im Herbst auch eine Obersekunda eröffnet werden für die Söhne und Töchter des gebildeten Mittelstandes, die, der Not der Zeit gehorchend, vorzeitig die höhere Schule verlassen mußten, und nur die Obersekundareife besitzen. Von denen, die sich bisher für das Abendgymnasium gemeldet haben, verfügen etwa 25 v. H. über diese Reife.

Der Unterricht wird an den ersten fünf Wochentagen in der Zeit von 7 bis 10 Uhr abends stattfinden. In diesen drei Zeitstunden werden vier Unterrichtsstunden erteilt, so daß auf jede Klasse 20 Wochenstunden fallen. Für berufstätige Menschen bedeutet es zweifellos eine große körperliche Anstrengung und eine starke Belastung der Willenskraft, nach meist neunstündiger Tagesarbeit noch Abend für Abend, und das auf Jahre hinaus, ernste Studien zu treiben. Daß dies aber möglich ist, beweist das amerikanische Vorbild. Es beweisen dies auch die bei uns meist recht erfolgreich wirkenden Fachschulen für Erwachsene, die doch fast ausschließlich in den Abendstunden arbeiten.

Das Berliner Abendgymnasium soll zwar eine Privatschule bleiben, als deren Träger der „Verein zur Förderung des Berliner Abendgymnasiums" gedacht ist, in dessen Vorstand satzungsgemäß das preußische Unterrichtsministerium, das Provinzialschulkollegium und die Stadt Berlin vertreten sind, aber es wird in der Lage sein, genau dieselben Berechtigungen zu erteilen, wie jede andere höhere Lehranstalt Preußens.

Natürlich ist es unmöglich alle aufzunehmen, die sich melden, solange es nur ein Abendgymnasium in Berlin gibt. Aber ganz abgesehen davon, besitzen nicht alle, die da guten Willens sind und das Streben bekunden, die Lücken ihrer Bildung auszufüllen, die zum erfolgreichen Besuch einer höheren Schule nun einmal notwendige Begabung. Aus diesem Grunde ist es unumgänglich, eine Auslese vorzunehmen. Diese erfolgt in der Weise, daß die Vorangemeldeten, ihrem Alter und ihrer Vorbildung entsprechend, in Gruppen von etwa 40 bis 50 Personen eingeteilt werden. Jede dieser Gruppen wird zweimal einer zweistündigen mündlichen und schriftlichen Prüfung unterzogen, wobei die Tests, die Dr. Bobertag vom „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht nach amerikanischem Muster eigens für diese Prüfungen ausgearbeitet hat, gute Dienste leisten. Die Beantwortung dieser Tests ist nicht ganz leicht, aber gerade im Anfang ist es ja wichtig, daß erst einmal die Begabtesten Aufnahme in das Abendgymnasium finden.

In der großen Zahl der Vorangemeldeten sind alle Lebensalter bis zum 50. Jahre und alle Berufe, mit Ausschluß der akademischen, vertreten. Und all diese Menschen sind begeistert und hoffnungsfroh. Alle möchten sie so brennend gern weiterkommen im Leben und mehr und mehr hinzulernen, und der Gedanke, infolge des allzu großen Andrangs keine Berücksichtigung mehr zu finden, bereitet vielen Pein und Schmerz. In zahllosen Briefen haben sie ihre Sorgen und ihre Hoffnung zum Ausdruck gebracht.

Gelingt der Berliner Versuch, der sicherlich von ganz Deutschland mit Interesse beobachtet werden wird, dann wird das Berliner Abendgymnasium bald in allen großen Städten des Reiches Nachfolge finden. Und damit wäre eines der wichtigsten Volksbildungsprobleme auf die einfachste und natürlichste Weise gelöst.

(Aus dem 2. Juniheft vom „Heimatdienst".)

Fahrt nach Reims

Von **Walter Hasenclever**

Mit einer Autokarte und zwanzig Liter Benzin verließen wir morgens Paris. Bald waren die Tore der Stadt, an denen drangvolle Enge und die altertümliche Sitte der Zollkontrolle herrscht, überwunden. Die Pariser Banlieu mit sanften Flußarmen, Gärten und Terrassen tat sich auf. Wolken hingen am Himmel. Berge kamen näher. Die Sonne schien.

Zwei Stunden durch blühendes, reifendes Land. Friedliche Kühe. Hin und wieder ein Geschäftsreisender mit seinem Citroenwagen. Arbeiter am Wege, Bauern auf dem Feld. Frankreich, in dem das billige Auto zum Zubehör des Bürgers gehört, sorgt für breite, bequeme Fahrstraßen.

An den Ufern der Marne entlang. Hinter Chateau-Thierry die ersten zerschossenen Häuser. Wie mittelalterliche Ruinen, grünumrankt. Mittelalter? Vor zehn Jahren war diese Erde mit Rauch und Gas verseucht. Die Äcker voll Blut. Die Wiesen von Eisen zerstampft. Wieviel Tote liegen unter den Hügeln? Wieviel Knochen im Flußbett?

Hier mordeten sich vier Jahre lang Legionen von Menschen. Weshalb? Für wen? Heute fahren wieder Züge, singen wieder Vögel. Das allmächtige Leben hat den blühenden Teppich über die Verwesung gebreitet. Was wissen wir noch von Kriegsberichten, Kohlrübenwinter, Leichengeruch! Glückliche Menschheit, die so schnell vergißt!

Die Lehrer sagen in der Geschichtsstunde: „Das war im Weltkrieg." In den Büchern steht es schwarz auf weiß. Was geschah eigentlich in Reims? Vier Jahre kannten wir jeden Zoll

---

Verwachsen ist Vater und Sohn,
Wie Eisenbeton.
Wenn wir nur rufen: Stop!
Hält ein seinen Lauf der Glob,
Wenn wir im Ruf nur sind einig,
Einig,
Einig!

Chor des zweiten Fahrkorbs

Wir kehren heim vom Schaffen,
Soldaten
Ohne Schwerter und Waffen,
Der Elevatoren Artilleristen,
Kavalleristen der Taten,
Triumphgleich sind unsere Schritte,
Wie Eisentürme,
Wir Infanteristen der Stahlhütten
Und Türme.
Unserem Wollen
Und Befehlen gehorsam
Wird die Erde langsam
Oder eiliger rollen,
Wenn wir sie stoßen
Gemeinsam,
Gemeinsam,
Gemeinsam!

Ein vergessener deutscher Afrikaforscher

Unter den Heroen der Afrikaforschung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts befindet sich auch ein schlichter Deutscher, dessen bahnbrechende Leistungen heute fast vergessen sind. So ist es ein Verdienst der bei Brockhaus erscheinenden Sammlung „Reisen und Abenteuer", daß das Lebenswerk dieses Mannes als Band 34 jetzt unter dem Titel: Wilhelm Junker, Bei meinen Freunden den Menschenfressern (Halbleinen M. 2.80, Ganzleinen M. 3.50) weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Die Forschungen fast aller wackeren Männer, die in die Geheimnisse des dunklen Erdteils Licht zu bringen suchten — Schweinfurth, Stanley, Emin, Baker, von Heuglin u. a. — zeichnen sich durch besondere Vielseitigkeit aus und zeigen eine staunenswerte Beherrschung aller Disziplinen, die für solche Forscherarbeit nötig sind. Auch die tiefe Liebe zur Natur spielt bei allen eine wesentliche Rolle. Nur so ist es zu verstehen, daß die damals unter besonders schweren Verhältnissen gewonnenen Forschungsergebnisse selbst heute im Zeitalter von Radio und Flugzeug noch ihren wissenschaftlichen Wert behalten. Zwölf Jahre seines Lebens hat Junker seinen Forschungen im dunklen Erdteil gewidmet und dabei halb oder ganz unbekannte Gebiete kannibalischer Negervölker in abenteuerlichen Fahrten durchwandert und erforscht. Sein Grundsatz, den Neger als Kind zu behandeln und durch Dinge, die Kinder freuen, bei guter Laune zu halten, erwies sich fast stets richtig. Junkers ruhige Überlegung und unendliche Geduld kam bei unerschütterlichem Mut und stiller, unwandelbarer Zähigkeit überall friedlich durch. Reich war seine Ausbeute an geographischen und ethnographischen Ergebnissen. Junker ist für unsere Zeit ein glänzendes Vorbild, als Naturforscher und als ein Mann, der sein Alles einsetzt, nur um wissenschaftliche Erkenntnis zu fördern. Beigefügt sind dem Band eine Reihe guter Bilder und eine Übersichtskarte, die die Reisewege Junkers auf seinen drei Expeditionen zeigt. So ist auch dieser Band des verdienstvollen Unternehmens von Brockhaus warm zu empfehlen, besonders auch für die heranwachsende Jugend.

dieses Bodens auswendig. Heute ist alles historisch. Aus Tieren sind wieder Menschen geworden. Wir sitzen artig an der Riviera und sagen lächelnd: „Das war im Weltkrieg."

Wir wollen einen Augenblick verweilen! Einen Augenblick nur: zehn Jahre lang. Vor mir liegt die Karte. Ich lese alle die Orte schreckhafter Erinnerung. Ich denke an das Elend, den grauenhaften Todeskampf der vielen Namenlosen, die hilflos auf diesem Boden starben. Ich sehe auch die schönen marmornen Denkmäler, die das dankbare Vaterland ihnen errichtet hat. Aber wenn alle die namenlosen Scharen auf der unendlichen Fläche dieser blutgetränkten Felder in der Sonne an uns vorüber wandelten, was könnten wir, die Überlebenden, ihnen sagen? Hinterbliebenenpensionen, Gedenktafeln, Untersuchungsausschuß? Wir wollen uns nichts vormachen. Es gibt nur ein Ziel, der Toten würdig: F r i e d e n!

Auf Bergen, einst von dunklen Wäldern beschattet, stehen abrasierte Baumstümpfe. Dazwischen ein großes, schwarzes Kreuz. Die alten zerschossenen Telegraphenstangen stecken noch in der Chaussee. Verwildertes Land, für Jahre unfruchtbar, wuchert zwischen Geröll und Trümmern. Die ganze Landschaft trägt den Stempel der Zerstörung. Vernarbte Wunden, statt Bäume: Prothesen.

Auf der Höhe von Chambrey ein englischer Militärfriedhof. Einfache Holzkreuze auf schmalen Rabatten. Eine Todespflanzung. Rosen, Geranien, Nelken. Tränen, in Blumen verwandelt, auf dem Grab unbekannter Soldaten.

Nebenan ein italienischer Friedhof. In heroischer Aufmachung. Scheußliche Monumente mit faschistischer Verzierung. Kanonen rechts und links. Mussolinis Geist schwebt über den Gräbern.

Aus der Ebene steigen die Türme der Kathedrale von Reims. Was jetzt kommt, ich kann mir nicht helfen, macht den Eindruck organisierter Propaganda. Krieg, ad oculus demonstriert. Als hätte eine amerikanische Gesellschaft eine zerschossene Stadt für die Touristenmeute aufgebaut. Mit tiefem Ekel sieht man, wie sich Cooks Automobile vor der Kathedrale sonnen. Sie fahren auf die Schlachtfelder!

„Ladies and gentlemen, hier sehen Sie die berühmte Höhe 172! Zehntausend Leichen. Fünf Minuten Aufenthalt."

In der Avenue de l'Opera in Paris befindet sich ein Reklamebureau dieser Leichenschänder, da hängen Photographien aus dem Krieg. Auf einem der unmenschlichen Bilder sieht man einen Leichnam im Militärmantel mit zerstampftem Kopf, darunter steht: „Dead Boche." Kein Franzose würde so etwas wagen. Dazu mußten Amerikaner nach Europa kommen.

Was ich hier erzähle, ist kein Märchen. Es ist in allen Einzelheiten wahr. Vor den Ruinen der Kathedrale stehen Holzbuden, in denen Kriegsandenken verkauft werden. Und zwar so: aus Patronen- und Schrapnellhülsen sind sinnige Gebrauchsgegenstände für den Haushalt hergestellt. K u n s t g e w e r b e m i t B l u t g e r u c h. Aschenbecher, Leuchter, sogar ein Kruzifix aus Patronen (für 30 Franken). Alles hat seinen Preis. Da liegen Degen, Bajonette, deutsche und französische Helme, frisch in den Schützengräben gesammelt. Auch Kriegsmedaillen sind verkäuflich. Ein sächsischer Orden z. B. kostet 120 Franken.

Eine Verkäuferin mit ausländischem Akzent preist die Waren an.

„Wollen Sie nicht eine kleine Kriegserinnerung?", fragt sie freundlich lächelnd. Ich danke. Mein Bedarf ist gedeckt.

Deshalb sind Millionen Menschen gefallen, das Mrs. Miller in Chicago ein Patronensalzfaß auf ihr Tischtuch stellen darf. Deshalb werden Städte und Länder verwüstet, damit Mr. Jonathan seine Feder in ein Schrapnelltintenfaß taucht . . .

Die Kriegserinnerungsindustrie blüht. Vor der Kathedrale herrscht ein fröhliches Treiben. Die zerstörten Fenster der Kirche ragen in den Himmel wie ausgestochene Augen, die nichts mehr sehen. Vier Jahre Krieg in Europa! Es gibt weder Sieger noch Besiegte. Es gibt nur Profitgeier! Geschäft ist Geschäft.

Zentralafrikas Altkleiderhandel

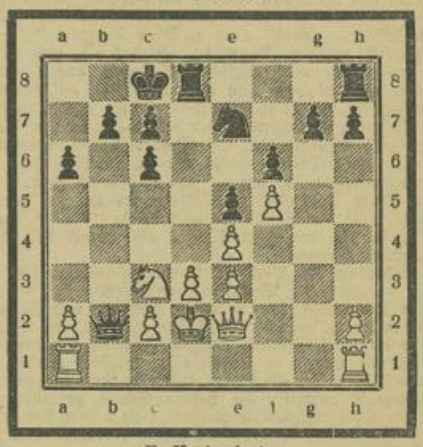
Zentralafrika hat sich im Wandel der Zeit zu einem wahren Dorado für den Altkleiderhandel entwickelt. Die Eingeborenen, die sich längst ihrer Nacktheit schämen gelernt haben, wollen heute nichts mehr davon wissen, ihre Blößen nach Urväterstitte mit Blättern und Fellen notdürftig zu bekleiden; sie legen vielmehr Wert darauf, sich im Anzug von den Europäern nicht länger zu unterscheiden. Auf Qualität, Stoff und Schnitt der Kleidung kommt es ihnen dabei nicht an. Infolgedessen haben sich dem Handel mit getragenen Kleidern hier ungeahnte Aussichten eröffnet und Absatzquellen erschlossen, an die früher kein Mensch gedacht hätte. Unternehmungslustige Leute, die in Europa abgetragene Kleider aufgekauft haben und zur Ausnutzung der Konjunktur mit ihren Beständen nach Mittelafrika gereist sind, haben das Risiko nicht zu bereuen gehabt. Sie haben im wahren Sinne des Wortes das Gold geschefftelt, da die Ware im Handumdrehen verkauft und mit Gold aufgewogen wurde. Soldatenmäntel sind bei den Eingeborenen besonders beliebt, aber auch Frack und Smoking stehen in hoher Gunst und finden glänzenden Absatz.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. B r u c h h ä u s e r, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Passive Verteidigung

Dr. S. Tarrasch



F. Köhnlein

Weiß droht einen Angriff auf B b 7, der nicht vorrücken kann, ohne durch den a-B angegriffen zu werden. Auch kommt die weiße Dame ohne Tempoverlust mit d 3—d 4 ins Spiel und zielt bedenklich auf B a 6. Schwarz kann sich decken, indem er S e 7 — c 8 — d 6 spielt, muß aber vorher noch die Dame in Sicherheit bringen. Kommt diese nach a 5, so fesselt sie nicht nur den Springer, sondern hindert auch das Vorrücken des a-Bauern. Diesem Plan beugt Weiß vor. 1. a 2 — a 4 D b 2 — b 4, 2. a 4 — a 5 K c 8 — b 8; 3. T h 1 — b 1 D b 4 — c 5; 4. S c 3 — a 4 D c 5 — a 7; um das Feld d 6 dem Springer zu reservieren, der von dort aus B b 7 decken soll. 5. c 2 — c 4 droht dem Springer das gesamte Feld zu nehmen. 5. . . . . c 6 — c 5; 6. S a 4 — c 3 S e 7 — c 8; 7. S c 3 — d 5 S c 8 — d 6; Schwarz hat nun seinen Plan durchgesetzt und droht nun, entweder B c 4 oder B e 4 zu schlagen, nachdem S d 5 vertrieben ist. Weiß begegnet dieser Drohung sofort. 8. K d 2 — c 3 c 7 — c 6; die schwarze Stellung ist sehr schwierig, der Textzug soll die Befreiung der Dame vorbereiten, schafft aber auf b 6 eine Schwäche und gestattet Weiß, den Angriff gegen B b 7 und B c 5 zu beginnen. 9. S d 5 — b 6 K b 8 — c 7; 10. T b 1 — g 1. Es war unnötig, den Angriff vom andern Flügel her heranzutragen, Weiß konnte sehr gut S b 6 — a 4 mit der Drohung T b 1 — b 6, T a 1 — b 1, S a 4 × c 5. S c 5 — e 6 + usw. spielen. 10. . . . . T d 8 — g 8, 11. D e 2 — b 2. Weiß greift nun neuerlich am Damenflügel an, aber er hat einen Zug verloren, droht gegen b 6 nichts und hält nur die Drohung gegen B c 5 aufrecht. 11. . . . . D a 7 — b 8, 12. S b 6 — a 4 g 7 — g 6; 13. S a 4 × c 5 D b 8 — a 7; 14. D b 2 — a 3 g 6 × f 5; 15. T a 1 — b 1. Nichts könnte Weiß hindern, erst den Bauer zu schlagen. f 5 × e 4. 16. S c 5 × b 7 S d 6 × b 7; 17. D a 3 — e 7 + K c 7 — b 8; 18. D e 7 × f 6 K b 8 — a 8. 19. T g 1 × g 8 ∓ T h 8 × g 8; 20. D f 6 × c 6. Mit der Drohung T b 1 — b 6 × a 6; doch hat Schwarz infolge des überstürzten weißen Angriffes und des Opfers der Mittelbauern Gegenaussichten. 20. . . . . e 4 × d 3. 21. T b 1 — b 6 d 3 — d 2; 22. K c 3 × d 2 T g 8 — d 8 +. 23. K d 2 — c 3 T d 8 — d 6; 24. D c 6 — c 7 T d 6 × b 6; 25. a 5 × b 6 D a 7 — b 8; Dr. Tarrasch bemerkt mit Recht, daß jetzt c 4 — c 5 das Spiel zu Gunsten von Weiß entscheiden müsse, statt dessen geschieht 26. D c 7 × h 7 S b 7 — c 5 und Weiß verliert.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Innenstadt: Restaurant „Zum König von England", Battonnstraße 70, 1. St.
Sachsenhausen: Dienstags bei Adrian, Affentorplatz.
Niederrad: Samstags Sportplatz der Freien Turner, Hahnstraße.
Nordend: Dienstags bei Walter, Weberstraße 34.
Bornheim: Mittwochs bei Pauly, Germaniastraße 49.
Niederwald: Mittwochs bei Blank.
Bockenheim: Mittwochs „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Rödelheim: Mittwochs im „Schwabeneck", Eschborner Landstraße 36.
Bahnhofsviertel: Donnerstags „Zum Regenbogen", Gutleutstraße 151.
Höchst: Dienstags „Zum Schwanen", Schloßplatz.
Höchst-Unterliederbach: Donnerstags „Zum Alleehaus".

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Hunger im Zuchthaus

Von **Felix Fechenbach**

Vieles ist im Zuchthaus verboten, nur wenig erlaubt. Verboten, verboten und immer wieder verboten heißt es in jedem Abschnitt der Hausordnung. Von frühmorgens bis zur Schlafenszeit ist dem Gefangenen jede Lebensäußerung vorgeschrieben und ein stacheliger Zaun von Verboten engt ihn ein. Er hat bedingungslos zu gehorchen und sich unterzuordnen. Tut er's nicht, dann drohen ihm die für Verstöße gegen die Hausordnung angesetzten schweren „Hausstrafen": Kostabzug, Nachtlagerentzug oder gar Arrest im Eisenkäfig bei Wasser und Brot.

Im Schlafsaal VII hatte sich einer der Gefangenen gegen irgend einen der vielen Paragraphen der Hausordnung vergangen. Er kam zum Strafrapport und der Direktor diktierte ihm acht Tage Kostabzug. Das bedeutete für eine ganze Woche den Wegfall der Mittagsmahlzeit. Jeden Tag, wenn die andern Gefangenen ihren undefinierbaren Brei gierig hinunterschlangen, wurde der Bestrafte aus dem Saal geführt und durfte ihn erst wieder betreten, wenn die ausgelöffelten Eßgeschirre abgeliefert waren. Sechs Tage lang ging das so. Der siebente Tag war ein Sonntag. Da gab's ein Häppchen Fleisch in der breiigen Suppe. Wer Hunger hatte, konnte an diesem Tag „nachfassen". Und viele hatten Hunger. Auch der Sünder wider den heiligen Geist der Hausordnung. Er saß wieder mit knurrendem Magen vor der Tür, hörte das eifrige Löffeln und Schlürfen seiner Kameraden und fluchte auf die verflixte Hausordnung.

Ein Klingelzeichen durch die hohen, gewölbten Gänge. Die leeren Eßgeschirre werden eingesammelt. Der Hungrige kann wieder zu seinen Kameraden in den Saal.

Dort hatte einer sein Essen in ein paar Trinkbecher ausgeleert und dem mit Kostabzug Bestraften aufbewahrt. Eine menschlich schöne Handlungsweise, aber ein strafwürdiges Verbrechen im Zuchthaus.

Der Ausgehungerte stürzt sich gierig auf die Becher. Aber kaum, daß er ein paar Bissen hinuntergewürgt hatte, lugt schon ein Aufseher durch den Spion in der Tür. Riegel werden geräuschvoll zurückgeschoben, der Schlüssel dreht sich krächzend im Schloß und in der geöffneten Tür steht ein Aufseher. Wutschnaubend brüllt er in den Saal:

„Wer hat dem sein Essen gegeben?"

„Wenn ich in fünf Minuten nicht weiß, wer es war, kommt der ganze Saal zum Strafrapport!"

Suchend und prüfend wandert sein Blick von einem Gefangenen zum andern. Da tritt ein junger Bursche vor. Er ist nur wenig über Zwanzig. Zwei Jahre ist er im grauen Haus mit den vergitterten Fenstern. Er hatte gestohlenes Altmetall gekauft und war deshalb ins Zuchthaus gekommen. Vorbestraft war er nicht. In drei Tagen sollte er entlassen werden und nie wieder wollte er zurück in dieses Haus. Das hatte er sich geschworen.

Jetzt steht er vor dem Wachtmeister und sagt ihm, daß er dem mit dem Kostabzug sein Mittagessen überlassen habe.

Der Beamte herrscht ihn an:

„Wissen Sie nicht, daß das verboten ist?"

„Doch, das weiß ich; aber er hat so großen Hunger gehabt und eine ganze Woche schon kein Mittagessen. Da hab' ich's eben getan . . "

Der Aufseher faucht förmlich vor Wut:

„Sie meinen wohl, weil Sie bald entlassen werden, existiert für Sie die Hausordnung nicht mehr? Da täuschen Sie sich aber, Sie Bürscherl, Sie!"

„Aber, Herr Wachtmeister, wegen so was wollen Sie mich melden? Sie sollten sich schämen, das zu tun!"

Er hatte vergessen, daß er im Zuchthaus war und diesen Vorwurf in höchster Erregung herausgestoßen. Der Beamte packte ihn mit einem scharfen Griff am Arm und führte ihn hinaus. Drinnen im Saal steckten sie die Köpfe zusammen. Die wütend funkelnden Augen verrieten den dumpfen Groll, der in allen kochte. Aber sie hatten Furcht vor der Hausordnung, und diese Furcht war doch stärker als ihre andern Empfindungen.

Strafrapport:

Der Fall war umständlich vorgetragen worden. Der Gefangene, der es gewagt hatte, einem Hungrigen von seinem Essen zu geben, ließ die Strafpredigt des Direktors über sich ergehen und zuckte nur leise zusammen, als sein Urteil verkündet wurde:

„Bis zur Entlassung in den Arrest, bei Wasser und Brot!"

Schweigend ließ er sich abführen. Der Aufseher schloß die Arrestzelle auf. Ein großer Eisenkäfig war dort eingebaut. Der einzige Einrichtungsgegenstand war ein Kübel in der Ecke. In diesem Käfig verbrachte der Gefangene die letzten drei Tage seiner Strafe und dachte darüber nach, ob es wohl besser sei, einem leidenden Bruder zu helfen, oder nur an sich selbst zu denken . . .

Wandlungen der Prostitution

Von **Hedwig Schwarz**

Am 1. Oktober tritt in Deutschland das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Kraft, das die Sonderstellung der Prostituierten als Menschen minderen Ranges aufhebt. Die Leute mit der Parole „Es war immer so und wird auch immer so bleiben" sind wieder einmal durch den Gang der Entwicklung ins Unrecht gesetzt worden. Sie waren aber nicht nur im Unrecht in bezug auf die Zukunft, sondern auch im Irrtum hinsichtlich der Vergangenheit.

In geschichtlicher Zeit sehen wir die Prostitution sich aus Tempelkult und religiösen Bacchanalen entwickeln. Neuere Forschung will in diesen Erscheinungen einen letzten Überrest der sexuellen Wahlfreiheit der Frau zur Zeit des Mutterrechts erblicken. In den Zeiten der Frauenherrschaft gab es keine Käuflichkeit der Frau. Die Frau, die gesellschaftlich und erotisch frei war, die wirtschaftlich und kulturell die führende Rolle spielte, hatte nicht den geringsten Grund zur käuflichen Hingabe. Eher schon lassen sich Ansätze zur Männerprostitution erkennen, wenn z. B. reiche Lykierinnen ihre Freunde wochenlang zu sich luden und sie reich bewirteten und beschenkten. Die Prostitution in ihrer heutigen Gestalt ist ein Produkt des Männerstaates, eine notwendige Ergänzung zu der sexuell unzulänglichen formellen Ehe.

Eine gesetzliche Regelung der Prostitution finden wir in der Gesetzgebung des Atheners Solon (594 v. Chr.). Die gesellschaftliche Achtung der Prostituierten gilt nicht so sehr ihrem Gewerbe als ihrer Herkunft aus dem verachteten Sklavenstande. Das Sinnenleben war noch nicht durch falsche Moral vergiftet, und Beziehungen zu Hetären waren nicht anstößig. Im Gegensatze zu der in Haushalts- und Mutterpflichten aufgehenden, dumpf und abgeschlossen dahinvegetierenden Ehefrau, war die Hetäre feingebildet und geistreich, entzückte und belehrte die höchststehenden Männer ihrer Zeit und erkor sich ihre Liebhaber nach eigener Wahl. In Korinth gab es sogar eine Hetärenschule, in der die Frauen in Kunst, Wissenschaft und Musik unterrichtet wurden. Die Männer waren bereit, phantastische Summen für die Liebe einer schönen, geistreichen Hetäre zu opfern. Traurig gestaltete sich dagegen das Los der gewöhnlichen Dirnen, deren Tempelbordelle man in Staatsbordelle umwandelte, die man mit dem „Hurenzins" besteuerte, die man in Tracht und Führung unter Ausnahmegesetz stellte, und die für ihre Dienste nur sehr kärglich entlohnt wurden. In Sparta, in dem das Mutterrecht erst viel später gebrochen wurde und noch lange in Sitten und Anschauungen über Gleichberechtigung der Geschlechter, gemeinsame Erziehung, gemeinsames Nackturnen von Mädchen und Jünglingen usw. fortlebte, fand die Prostitution natürlich keinen Nährboden. In Rom, das die vaterrechtliche Familie am ausgeprägtesten entwickelte, nahm die Prostitution ihren Ausgang von den Männerhäusern der Junggesellen. Der Staat wachte streng über die Legitimität der Kindererzeugung, duldete aber daneben für den immer reicher, raffinierter und verderbter gewordenen Adel Bordelle, in denen Ausschweifungen und Perverstäten grassierten. Vornehme Patrizierinnen besuchten heimlich unter Decknamen die vom Staate unterstützten Lasterhöhlen. Außer dem Bordell-

betrieb gab es noch eine ausgedehnte Badeprostitution und Animierkneipen. Auch in Theater und Zirkus bot sich die käufliche Liebe an.

Die Askese des Christentums tat dann auch das ihre, um die Prostitution völlig in den Sumpf der Verachtung und Verkommenheit hinabzustoßen. War schon die eheliche Liebe „unrein" und die außereheliche ein „Verbrechen", so war die käufliche Liebe die Hölle selbst. Trotzdem konnte man ihrer nicht entbehren, am wenigsten die in erzwungener Ehelosigkeit lebenden irdischen Vertreter Gottes. Zählte man doch auf dem Konzil zu Konstanz im Jahre 1414 nicht weniger als 1800 Dirnen im Gefolge der geistlichen Herren. Daß jeder Ortsgeistliche seine Konkubine habe, war eine Forderung der Bauernkriege zum Schutze der Bauernfrauen und -töchter. Die Kreuzritter, die gleichfalls von einem Dirnentroß begleitet waren, brachten aus dem Orient die Sitte der Reglementierung heim. In den Städten entstanden Frauenhäuser mit festen zünftlerischen Vorschriften. Die Klöster selbst gliederten sich, im Gegensatz zur offiziellen Kirchenmoral, Bordelle an, aus denen sie festen Zins bezogen. Die Söldnerheere des Dreißigjährigen Krieges zogen ihren Dirnentroß unter Führung des „Hurenweibels" hinter sich her. Hinter diesen Organisationsformen aber verbarg sich eine grenzenlose Verachtung der Dirne, der Schandpfahl, Pranger, Ohrenabschneiden, öffentliches Auspeitschen, Ertränken und andere unmenschliche Strafen ständig drohten. In der Renaissancezeit, die kraftvoll und schönheitstrunken die christliche Lebens- und Sinnenverneinung überwand, erstand noch einmal die kultivierte und umworbene Hetäre, die sich dann an den absolutistischen Fürstenhöfen zur intriganten großen Kokotte entwickelte.

In die Orgien der niederen und verfeinerten Prostitution aber leuchtete plötzlich grell das Menetekel der Syphilis. Ihre Bekämpfung war damals primitiv: man wies die kranken Dirnen einfach aus und ließ sie an den Landstraßen liegen. Andererseits wurden Reglementierung und Bordellwesen immer strenger gehandhabt. In den Zeiten des Absolutismus sind die europäischen Hauptstädte stolz auf die Mannigfaltigkeit ihrer Betriebe, vom vornehmen Hotel und Missionshaus für die Geistlichkeit bis zu Animierkneipen, Negerinnen- und Kinderbordellen. Nur die österreichische Kaiserin Maria Theresia bekämpfte die Bordelle mit Überweisungen an das Arbeitshaus und welcher ledige Mann von der „Keuschheitskommission" mit einer Dirne betroffen ward, der wurde flugs mit ihr getraut. Mit der französischen Revolution trat der dritte Stand, das Bürgertum, auf den Plan. Oberste Macht wurde das Geld, und die Prostitution für alle Stände und Kreise nahm infolge der Proletarisierung breiter Schichten im Kapitalismus eine riesenhafte Ausdehnung ein. Die entfesselten Kriegszeiten, in denen Mannschaften und Offiziere vor den (für die Chargen getrennten) Bordellen Schlange standen, sind noch in frischer Erinnerung.

Von einer Minderzahl psychopathisch „geborener" Dirnen abgesehen, ist die Prostitution eine soziale Erscheinung, die im nachweisbaren Zusammenhange mit dem Steigen und Fallen der Lebensmittelpreise, mit Erwerbslosigkeit und Vollbeschäftigung der Arbeitskräfte steht. Kulturell zu bekämpfen ist die Prostitution am erfolgreichsten durch staatsbürgerliche Gleichstellung der Frau. Das beweist das Beispiel des amerikanischen Bundesstaates Wyoming, der bereits vor hundert Jahren das Frauenwahlrecht einführte, und in dem es seit langem keine Prostitution mehr gibt. Mit der Aufhebung der Reglementierung und Kasernierung haben wir ein Stück Mittelalter besiegt. Wir glauben an die endgültige Ausrottung dieser Menschheitsschande, im Gegensatze zu jenen „Christen" des Zentrums und der Rechtsparteien, die sich kläglich hinter dem Vorwande des „notwendigen Übels" verschanzen, weil wir als Sozialisten allein radikal genug sind, um die politischen, kulturellen und sozialen Schäden anzupacken, aus denen die Giftpflanze der Prostitution während dreier Jahrtausende der Menschheitsgeschichte gewachsen ist.

Bei Hölderlin

Von **Herbert Eulenberg**

So schön und eigenartig hatten wir es nicht erwartet. Wir hatten wohl davon in Stuttgart reden hören, daß der Turm am Neckar zu Tübingen, in dem der geisteskranke Dichter Hölderlin von 1807 bis 1843, also volle sechsunddreißig Jahre, bis zu seinem Ende gehaust hat, noch erhalten sei, und daß ein Besuch dieser letzten Wohnung eines irren Poeten sich verlohne. Aber daß diese Behausung etwas so rührend Übereinstimmendes mit dem Dichter und seinem Schicksal haben würde, etwas so wohltuend Beruhigendes und Abgeklärtes, das hatten wir uns doch nicht träumen lassen.

Hölderlin war sechsunddreißig Jahre alt, stand also gerade erst in der Mitte seines langen Lebens, als er in diesen Turm am Neckar kam. Statt „kam" sagt man freilich richtiger bei ihm „gebracht wurde". Er war schon über ein Jahr lang, als geistig Gestörter, Pflegling des alten Klinikums in Tübingen gewesen, in dieser winkligen Universitätsstadt, in der er sich früher schon einmal ein halbes Jahrzehnt lang aufgehalten hatte. Als Schüler und Insasse des berühmten „Stifts", der Brutstätte für alle bedeutenden Geister Schwabens. Aus dem Klinikum, wo man den Verwirrten beobachtet hatte, wurde er dann als harmloser und ungefährlicher Wahnsinniger in jenen Turm verpflanzt. Dort befand sich damals die Wohnung und Werkstatt des biedern, trefflichen Schreinermeisters Zimmer, der sich nebst seiner Frau und Tochter des irren, verblühten Dichters in rührender Weise annahm. Wofür dieser ihm bis zu seinem Tode — Hölderlin sollte diesen seinen Pflegevater noch um sechs Jahre überleben — eine stille, stete Dankbarkeit darbrachte. Wobei im Vorbeigehen die Frage zu erwägen wäre, ob nicht solche friedliche, gefahrlose Geisteskranke wie Hölderlin, besser und freundlicher für sie, in häusliche Pflege gegeben würden, als daß man sie zu ihrer Qual mit so und so viel anderen Kranken in eine amtliche Anstalt sperrt.

In dem Turm des braven Schreiners bewohnte Hölderlin ein Zimmer im ersten Stock. Aber er hielt sich tagsüber auch besonders gern in der Werkstatt des Meisters im Erdgeschoß auf,

---

Von Jugend- und Frühwerken

In Gesamtausstellungen begegnen wir häufig auch Jugendwerken eines Künstlers. Sie hängen, entsprechend der Einstellung der Verantwortlichen, entweder an bevorzugten Plätzen und lösen dann tiefgründige Erörterungen aus — — oder sind, lediglich der Vollständigkeit halber, eben mit da, und werden prompt vom Gros der Ausstellungsbesucher gänzlich übersehen. Beide Arten der Bewertung haben ihr Für und Wider. Wenn die einen auf Jugendwerke hinweisen, die schon die Anlagen zu den späteren Schaffenshöhepunkten erkennen lassen, so steht dem die kühlere Auffassung der andern entgegen: daß der wahre Künstler als solcher geboren werde und sich schon frühzeitig, meist noch ohne klar erkennbare Ziele, mit dem Handwerklichen des ihm bestimmungsgemäßen Kunstzweiges beschäftige. Und daß im übrigen die „Werke", die nachher oft über Gebühr beachtet würden, nichts anderes seien, als mehr oder minder gelungene Nachahmungen irgendwelcher Vorbilder. Hier könnte, ohne daß wir uns durch die unverkennbare Frühreife täuschen lassen, auf ein Frühwerk Ad. Menzels hingewiesen werden. Der hat als Schuljunge ein Bild „Scipio und Metellus" gemalt, das „künstlerisch" etwa den Römerdramen unserer Gymnasialjahre entspricht. Auf der gleichen Stufe steht eine Tuschzeichnung aus Defreggers Knabenjahren. Für den, den der Name nicht irre macht, ist sie in garnichts besser, als die Zeichnungen anderer im selben Alter. Für den Künstler selbst mögen freilich auch solche Arbeiten eine gewisse Rolle spielen. Deshalb wohl verweilt Corinth in seiner Selbstbiographie geradezu liebevoll bei „künstlerischen" Versuchen seiner frühen Schulzeit — aber daß nichts davon erhalten geblieben ist, bedeutet für uns ganz sicher keinen Verlust. Auch eine „Porträt"-Skizze des elfjährigen W. Leibl kann uns nicht das sagen, was sein Biograph Mayr, vielleicht durch den Künstler selbst beeinflußt, in ihr erblickt. Ebenso ist eine Zeichnung, die Spitzweg als Apothekerlehrling einem komisch-ernsten Laboratoriumsvorfall widmete, lediglich als kuriose Erinnerung an seinen für einen Maler nicht gewöhnlichen Bildungsgang zu betrachten.

Etwas anderes ist es, wenn Trübner im Alter von sechs Jahren eine Zeichnung entwirft, die namentlich in Bewegungsmomenten eine doch schon weiterweisende Beobachtungsgabe verrät. Noch mehr ist ein Selbstbildnis des zwölf- oder dreizehnjährigen Dürer nach Auffassung und Technik eine Leistung, die ehrliche Bewunderung verdient. Jedenfalls ist mit ihr und anderen uns positiv vorliegenden Werken hundertmal mehr anzufangen als mit den zahllosen Anekdoten, die über angeblich bemerkenswerte frühe Meisterleistungen großer Künstler immer wieder erzählt werden. So wird, um wenigstens ein Beispiel dafür mitzuteilen, von Gainsborough behauptet, daß er als Knabe auf einen flüchtigen Blick hin einen Obstdieb so treffend konterfeit habe, daß die Ermittlung des lange vergeblich Gesuchten gelungen sei.

In vielen Fällen ist es schwer, die Grenze zwischen ausgesprochenen Jugendwerken und solchen zu ziehen, die schon zu den Frühwerken zu rechnen sind. Dabei können wir an ein Gemälde des sechszehnjährigen Raffael denken, der ja überhaupt nur ein Alter von 38 Jahren erreichte und dennoch ein Lebenswerk von seltenem Reichtum und reifer Geschlossenheit hinterließ. Ähnlich, d. h. aus dem Früherreifen der Südländer heraus, ist wohl ein Relief des siebzehnjährigen Michelangelo zu beurteilen, das im ganzen wie in Einzelheiten immerhin wesentlich über bloße Handfertigkeit und Nachempfindung hinausgeht. — Aus neuerer Zeit verdient besonders Alfred Rethel, der Schöpfer der Karlsfresken und des 48er Totentanzes, hier erwähnt zu werden. Ein Selbstbildnis des Siebzehnjährigen und die ein Jahr später gemalte Schlacht bei Sempach lassen begreifen, wie der Künstler mit 23 Jahren — im Wettbewerb! — den Auftrag zur Ausmalung des Aachener Krönungssaales erhalten konnte. (Vergleichbar damit wäre die Tatsache, daß Adrian Brouwer ungefähr im gleichen Alter die bittere Genugtuung erlebte, bereits Fälschungen seiner Bilder auf dem Markt zu finden.) — Von den „Modernen" sei auf Picasso hingewiesen. Wie sein Biograph

aus der man jetzt ein kleines, einfaches Dichtermuseum gemacht hat. Hier stand das Klavier, das der Dichter bis in seine letzten Jahre ab und zu noch benützte, hier das Sofa, auf dem er sich mit großer Vorliebe ausruhte, wenn er sich müde vom Ausgehen oder von gelegentlicher landwirtschaftlicher Beihilfe fühlte, die er seinem Pfleger leistete. Damals stand der Turm, wie es heißt, noch völlig frei an einer steinernen Treppe, die von einer oberen Gasse der Stadt zum Fluß führte. Jetzt hat man ihn durch einige Nachbarhäuser zugebaut und eingeengt. Aber trotzdem übt der Raum, in dem der Dichter so lange Zeit geweilt hat, noch heute einen frommen, wehmutsvollen, still erregenden Eindruck aus. Die schlichten Möbel, zwischen denen er gewandelt ist, sind noch zum Teil vorhanden. Die eigentümlichen runden Halbtische, an denen er zuweilen noch geschrieben hat, stehen noch da. Und auch die etwas matt gewordenen, gleichgeformten langen Spiegel hängen noch an der Wand und nehmen unser Bild auf, sie, vor denen sich Hölderlin, der bis zuletzt viel auf sein Äußeres hielt, manchesmal geputzt haben mag. Nur das Klavier fehlt, auf dem er unermüdlich ein einfaches Thema, wie die Melodie: „Mich fliehen alle Freuden", variieren konnte. Seine Hand fiel gewöhnlich matt auf die Tasten. Dazwischen aber zuckte er, nach dem Bericht von Augenzeugen, hier und da krampfhaft auf, und sah mit einer seltsamen Mischung von Freundlichkeit und Fremdheit die Zuhörer an.

Sonderbar muß es auch ausgeschaut haben, wenn er vor Leuten, die ihn besuchten, fortwährend stumme und tiefe Verbeugungen machte. Diese Ehrerbietung war vermutlich eine Nachwirkung seiner langen Hauslehrertätigkeit, unter der er sich besonders in dem Hause des Frankfurter Bankiers v. Gontard und seiner Gattin, der von Hölderlin herrlich besungenen Diotima, so unglücklich gefühlt hatte. Der kranke Dichter nannte sich selber gewöhnlich Skardanelli und setzte unter die Gedichte, die er in jenen letzten Jahrzehnten von sich gab, ganz wunderlich falsche Daten wie 1774 oder 1758. Seinen eigenen schönen Namen wollte er durchaus nicht mehr hören und wurde innerlich erregt, wenn man ihn aussprach. Nur Titel, wie „Herr Magister" oder „Herr Bibliothekar", ließ er sich gern gefallen, wenn man sie ihm verlieh. Und über Geschenke, wie über jenen Blumenstrauß, den ihm sein Landsmann Ludwig Uhland zu seinem letzten Geburtstag schickte, freute er sich, wie er sich auszudrücken pflegte, „rosend". Verse, die ihm in jenen Jahren der geistigen Umhüllung noch geglückt sind, hängen in der Urschrift oder in Abschriften noch an den Wänden des heiligen Zimmers, das fast noch seine Gegenwart atmet. Am ergreifendsten ist der Ausblick von den Fenstern auf den Neckar, der dicht vor dieser letzten Dichterbehausung leise und tief, wie zu jener Zeit, vorübertreibt. Man kann von dem Fenster aus beinahe in ihn hineingreifen. Nie ist dieser Fluß dem irren Dichter gefährlich gewesen. Nein! Der Kranke hat vielmehr einmal ein Kind des Zimmermeisters gerettet, das sich unvorsichtig zu sehr dem Wasser näherte.

Ein Frühlingsgewitter ging brausend über den Neckar nieder, als wir in der blaß tapezierten Stube des Dichters umhergingen und uns schwer von ihr trennen mochten. Der Regen rauschte in die graugrünen Fluten des Neckars. Und die Blitze beleuchteten hell die weißen Aspodelosblumen, die auf dem Wiesenstreifen vor dem Hause wuchsen. Es war recht ein Wetter für einen Besuch bei diesem vom heiligen Wetterschlag berührten Poeten. Und auch der alte württembergische Aufseher, dessen Mutter noch als Magd bei dem Schreinermeister Zimmer bedient hatte, paßte ganz für die Behütung dieses Turms, indem er uns fortwährend versicherte: „Nun ischt der Hölderli der berühmteschte von allen geworden."

Unser Blick aber weilte abschiednehmend noch lange auf den ehrfürchtigen Runen, die der Dichter einstmals, da man ihn um Zeichen seiner Kunst bat, mit zitternden Händen auf ein Blatt kritzelte:

„Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen,
die Jugendstunden sind wie lang, wie lang verflossen.
April und Mai und Julius sind ferne,
ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne."

Eingemachter Sommersegen

An schwerbeladenen Zweigen, in Gärten und an Landstraßen, im Gebüsch des Waldes reift jetzt der Segen der Beeren und Obstsorten der Ernte entgegen. Das Obst in seinen vielen köstlichen Spielarten beherrscht die Stunde, gibt dem Speisezettel die der Jahreszeit gemäße Note, ist, oder sollte es wenigstens sein, der Hauptbestandteil der sommerlichen Nahrung. Und was übrig bleibt von all der Fülle und dem Segen, geht nicht verloren, sondern wird in den Winter hinübergerettet, von der Hausfrau eingekocht oder von der Industrie verarbeitet, damit in den kalten und unfruchtbaren Monaten wenigstens eine handgreifliche Erinnerung an die Freuden des Sommers übrig bleibt. Das Obst nimmt eine neue Gestalt an und verwandelt sich in Marmelade oder Mus. Die Zeit des Einkochens und der sachgemäßen Konservierung der Früchte hat begonnen. Wenn auch die Konservenindustrie die Tätigkeit der Hausfrau auf diesem Gebiet fast überflüssig zu machen scheint, so bleibt doch das Einkochen zu Hause in Übung. Ist auch die Arbeit groß, die der Hausfrau erwächst, und macht sie sich auch im Hinblick auf die Preise der Konserven recht schlecht bezahlt, so wird doch nur ungern auf eine alte Gewohnheit verzichtet. Die von Generation zu Generation vererbten Geheimnisse der Zubereitung tun weiter ihren Dienst. Es ist noch garnicht solange her, daß der süße und wohlschmeckende Obstbrei ein Luxusartikel war, der nur auf dem Tisch der Begüterten erschien. Heute ist die Marmelade ein Volksnahrungsmittel geworden, besonders seit dem Krieg, als die Butter knapp wurde und schließlich zu den unerschwinglichen Genüssen gehörte. Damals setzte der Siegeszug der Marmelade als „Brotaufstrich" ein, und man hat auch ihren gesundheitlichen Wert schätzen gelernt. Seitdem hat die Bereitung von Marmelade aus allen nur möglichen Früchten großen Umfang angenommen. Besonders durch die fabrikmäßige Herstellung, die sich entsprechend dem gesteigerten Konsum stark ausgebreitet hat, wurde eine wirklich wirtschaftliche Ausnützung von Obst und Beerenfrüchten möglich.

---

und Freund Raynal sagt, erinnert man sich in seiner spanischen Heimat noch heute an einen Bajonettkampf, den der Vierzehnjährige malte und ausstellte. Nicht viel danach erhielt er sogar schon eine öffentliche Auszeichnung, und hätte wohl die höchste überhaupt zu erlangende bekommen, wenn nicht die Jury in seiner Jugend einen Hinderungsgrund erblickt hätte. Und das war schließlich garnicht unvernünftig gehandelt. Denn nichts kann — es gibt dafür manchen Beweis — für einen werdenden Künstler nachteiliger sein als allzufrüher Ruhm. W. A.

Schiffahrtzeichen

Von **Leo Sternberg**

Land Nassau ist ein von Leo Sternberg im Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig herausgegebenes Buch betitelt, in dem eine große Zahl hervorragender Künstler und Dichter und Schriftsteller zusammengewirkt haben, um Land und Leute, Leben und Liebe im Nassauer Lande zu schildern. Auch diese kleine Arbeit von Sternberg findet sich in dem 478 Seiten starken Werke.

Was für ein Strohwisch dort, der auf der Spitze der Buhne mitten aus dem Wasser ragt? — deuten die Fremden . . .

Und meinen den Weidenbusch drüben auf der Kribbe, in dem noch die Schlammnester der Überschwemmung kleben.

Eine Weide, die in den Wogen lebt? In den Steindamm eingemauert, wie in grausamer Vorzeit das lebendig in den Bau gemauerte Kind?

Sie erstickte nicht! Sie grünt . . . Schaukelt verinselt im andern Element, ferngerückt der Festlandwelt, in der sie einst gewurzelt.

Packeis zersetzt sie . . . Mit ihren eingewachsenen Gerten treiben die Schollen davon . . . Leichen bleiben an ihr haken und kämmen sie ab mit unfühlender Krallenfaust . . . Überschwemmung schält sie mit schrammendem Baumstamm . . . Kalmus und Rohr verkrusten in ihrem Rechen . . .

Allein — sie ist über die Grenzen des Weidendaseins hinausgeschritten, über sich selbst hinaus in das Reich des Unfaßbaren, Fließenden, Im Bodenlosen schwankt ihr Fuß . . .

Für jeden abgedrosselten Ast schießen zwei andre hervor, für jede zerpeitschte Gerte wächst ein Paar.

Kein Vogel baut sein Nest in ihren Zweigen. Keine Biene findet vom fernen Ufer zu den vollen Pollen ihrer gelben Kätzchen her. Sie streut das Gold ihres Samens auf den Spiegel unfruchtbarer Flut.

Allein — sie dauert. Wenn vom Sog vorüberschaufelnder Dampfer die Wogenwalze über den Kribbendamm rast, in berghohem Kamm, als müßte der Busch im nächsten Augenblick entwurzelt auf der schäumenden Fläche schwimmen — so schaukelt die Fluttwelle nur sein aufgelöstes Haar, und hinter ihr unverwüstlich schwebt der grüne Strauß überm Strom . . .

Taucht hoch hervor, taucht hinab, und der Schiffer liest den Pegelstand an ihm, wenn er drüben auf der Reede den Schleppkahn lädt . . .

Seine halbversunkene Kugel betonnt dem Schlepper den Fahrweg, wenn Hochwasser, Klippen und Kribben, Bojen und Baken begräbt . . .

Seine Schattenfahne wahrschaut dem Steuermann noch den Kurs, wenn er in Nebel und Wetter die Verwechslung der Ufer verlor . . .

Nach seinem Umriß schaut der Kapitän im Morgengrauen, bevor er zur Abfahrt auf die Glocke schlägt . . .

Lampe und Leuchtturm der Menschenwelt, Türmer und Wahrschauer ihren Flotten, ein Stern dem schiffigen Volk — ist er über die Grenzen des Weidendaseins hinausgeschritten und ragt und wirkt in fremde Sphäre hinein: Unwissend!

Nichts als sein schaukelndes Spiegelbild, das bernsteingrüne, sieht er unter sich in der Wellentiefe, während er die Räder einer andern Welt in Bewegung setzt, die sich stromauf, stromab an ihm vorüberdrehn.

Die Bereitung von Marmeladen geht in den Fabriken unter Anwendung aller nur erdenklichen technischen Hilfsmittel vor sich, die eine vollständige Ausnutzung des Rohstoffs ermöglichen. Die Früchte werden zunächst sortiert, gereinigt, abgestielt; in der Passiermaschine werden die Kerne entfernt, so daß nur das reine Obstmark übrigbleibt. Dieses wird dann in Dampfkesseln eingekocht, nachdem die gemahlene Raffinade zugesetzt worden ist. Der Zuckerzusatz wechselt je nach dem Säuregehalt der Früchte. Ein Kilogramm Johannisbeeren z. B. erfordert ein halbes bis dreiviertel Kilogramm Zucker, während Pflaumen auch ganz ohne Zucker, nur mit etwas Wasser, eingekocht werden. Weder Farbstoffe noch Gelatine werden zugesetzt, das Obst muß von selbst gelieren, und Farbe ist durch das Lebensmittelgesetz überhaupt verboten. Billige Ware wird indessen mit Kartoffelsirup oder Glukose versetzt, doch muß angegeben werden, wenn dieser Zusatz mehr als 5 Prozent beträgt. Auch die Hausfrau kann die schöne, natürliche Farbe der fabrikmäßig hergestellten Konfitüren erzielen, wenn sie die Marmelade in dem Kochgefäße etwas abkühlen läßt, bevor sie in die Gläser gefüllt wird. Ist die Marmelade nun abgekühlt, so wird sie in Gläser gefüllt, diese im Verschlußapparat mit dem Deckel versehen und endlich im Vakuumapparat etwa anderthalb Stunden lang gekocht. Jetzt ist die Marmelade unbegrenzt haltbar. Bei einzelnen Früchten, z. B. Aprikosen, wird in besonders ergiebigen Erntejahren das Mark der Früchte für die Zeiten des Mangels eingekocht und in Blechdosen aufbewahrt, um erst später verarbeitet zu werden.

Die Bereitung von Mus war schon im Mittelalter bekannt; die Herstellung der Marmelade kam im 17. Jahrhundert durch die Franzosen auf. Diese hatten das Rezept und die Bezeichnung durch Vermittlung der Spanier von den Portugiesen übernommen. Im Portugiesischen heißt „marmelo" die Quitte, und davon wurde das spanisch-portugiesische Wort „marmelada" gebildet. Unser Wort Marmelade bedeutet also ursprünglich Quittenmus. Die Quitte, die im Griechischen „melimelon", Honigapfel, heißt, erfreute sich bei den alten Griechen und Römern bereits großer Beliebtheit. Der Name Honigapfel rührt daher, daß man die Quitten im Altertum mit Honig einzukochen pflegte.

Der Farbstoff roter Blätter

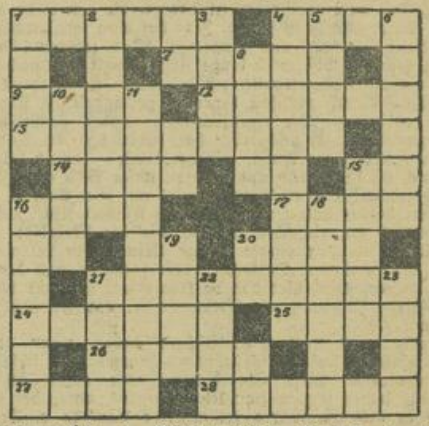
Neue botanische Untersuchungen

Die Erscheinung, daß sich grüne Blätter rot umfärben, wird im Pflanzenreich oft beobachtet. Um nun die Natur dieser Farbstoffe, durch deren Auftreten diese Umfärbung zustande kommt, zu ergründen, hat neuerdings der Forscher Lippmann eingehende Untersuchungen vorgenommen. Hierbei hat sich vor allem gezeigt, daß die Rötung durch einen neu auftretenden — also nicht durch Umwandlung entstehenden Farbstoff, bedingt wird. Nach dem Bericht in den „Naturwissenschaften" wurde die Rotfärbung hauptsächlich an der Reseda (Reseda odorata) studiert, in deren Zellen sich, sobald der Pflanze Zuckerlösung zugeführt wird, stets sehr viel roter Farbstoff bildete, der sich bei entsprechender Behandlung auch isolieren ließ. Der Vorgang der Rötung geht in der Weise vor sich, daß sich das in den betreffenden Pflanzenteilen enthaltene Chlorophyll, d. h. der grüne Blattfarbstoff, vermindert, während gleichzeitig der neue rote Farbstoff, das Rhodoxanthin, auftritt. Die Bildung des Rhodoxanthins erfolgt jedoch keineswegs aus den bereits vorhandenen oder sich vermindernden Farbstoffen der Zellen, sondern verläuft vielmehr ganz selbständig, so daß der rote Blattfarbstoff in diesem Falle, wie bereits erwähnt, nicht als Umwandlungsprodukt zu betrachten ist. Es scheint, daß das Rhodoxanthin in zahlreichen Pflanzen gebildet werden kann; nachgewiesen wurde es und zwar schon im Verlauf früherer Untersuchungen z. B. in Eibe, Wacholder, Selaginellen und Schachtelhalmen.

Besonders bedeutsam war die Beobachtung, daß die Gewächse, die die Fähigkeit besitzen, Rhodoxanthin zu bilden, kein Anthokyan, d. h. einen ebenfalls in den Zellen enthaltenen, flüssigen roten Farbstoff, aufwiesen. In bezug auf die Verteilung der beiden Farbstoffe in den Zellen, wie überhaupt auf ihre Bildung bestehen indes große Ähnlichkeiten, indem sie übereinstimmend infolge großer Kälte oder Trockenheit, wie auch bei starker Belichtung oder nach Verletzungen in den Pflanzenteilen auftreten. Andererseits wird die Bildung der beiden roten Farbstoffe besonders auch durch Zuckerzufuhr erheblich gesteigert, so daß man tatsächlich für beide Stoffe die gleiche Funktion annehmen könnte. Sichere Angaben lassen sich über diese Funktionen allerdings bis jetzt nicht machen, wenn man auch vermutet, daß die Rotfärbung, durch die in der Zelle rotes Licht entsteht, eine „optische Schutzwirkung" darstellt, zumal da unter roter Belichtung die Bildung der grünen Blattfarbstoffe am besten verläuft. Gleichzeitig werden auf diese Weise auch die die Zellen schädigenden zu starken Lichtstrahlen absorbiert, weshalb denn die Rötung sehr häufig unter dem Einfluß starker Lichtbestrahlung eintritt.

Wenn nun auch die Rotfärbung zum großen Teil in jungen, noch besonders empfindlichen Pflanzenteilen auftritt, wie auch dann, wenn durch Kälte oder Trockenheit die normale Weiterentwicklung der Pflanze gehemmt ist, so kann man sie gleichwohl nicht nur allein als Schutzvorrichtung ansehen. Denn ebensogut wie die Anthokyane mit der Assimilation der Pflanzen zusammenhängen, so könnte auch das Rhodoxanthin auf die Bildung organischer Substanzen in der Zelle Einfluß besitzen, und die Rotfärbung nur in zweiter Linie als Schutzeinrichtung in Betracht kommen.

Kreuzwort-Rätsel



Wagerecht: 1. Mathematischer Begriff; 4. biblischer Name; 7. verheilte Wundränder; 9. Sportplatz; 12. Hindernis aus Flechtwerk; 13. Käferlarve; 14. deutscher Tiermaler; 16. Bergwerksgebäude; 17. französische Festung; 20. Planet; 21. Land des früheren ungarischen Staatsgebietes; 24. Priestergewand; 25. kleiner Behälter; 26. „alt" im Sinne des klassischen Altertums; 27. Himmelsrichtung; 28. Schwarzwaldfluß.

Senkrecht: 1. Taufzeuge; 2. preußische Stadt; 3. Schriftzeichen; 4. geographischer Begriff; 5. Bodenformation; 6. belgische Universitätsstadt; 8. gleichbedeutend mit Verfall; 10. Südeuropäer; 11. südamerikanische Inselgruppe; 15. biblischer Name; 16. Teil des Bettes; 18. musikalischer Begriff; 19. deutscher Philosoph; 21. Vogel; 22. alkoholisches Getränk; 23. psychologischer Begriff.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Ich fühle mich verpflichtet, die Serie „Wie löse ich einen Dreizüger" einmal zu unterbrechen. Der Grund liegt in

Unserem Lehrbuch

verfaßt von Johann Kotrc (Wien) und verlegt vom Deutschen und Österreichischen Arbeiter-Schachbund. Genosse Kotrc hat ein langes, reiches Schachleben hinter sich und besitzt in der Schachwelt einen guten Namen. Er war deshalb dazu berufen, ein so schwieriges Gebiet, welches die Bearbeitung eines Lehrbuches ist, ausgezeichnet zu behandeln. Das Buch hat 160 Seiten mit 200 Diagrammen und führt den Titel: „Das Schachspiel", ein Handbuch für Anfänger und Fortgeschrittene. Also, ein Buch, welches man immer zur Hand nehmen kann, um sich über irgend eine Frage zu orientieren. Der erste Abschnitt ist den Grundzügen gewidmet und bringt ungefähr folgendes: Das Schachspiel ist das schönste aller Brettspieler, und nun folgt Wesen und Inhalt, dann eine Beschreibung des Schachbrettes, der Schachsteine, ihre Gangart und alles begleitet von klaren, schönen Diagrammen, so daß sogar ein ganz Unkundiger leicht und bequem ohne Brett und Steine folgen kann. Die Eigenart und die Kraft der einzelnen Figuren und ihr Wirkungsfeld werden einfach und klar demonstriert. Der gegenseitige Angriff und die Verteidigungsmöglichkeiten werden vorgeführt, vor allem der König im Matnetz, Mattangriffe, Fesselungen, Doppelschachs usw. Dann folgen einige Übungspartien, leicht und gefällig.

Im zweiten Abschnitt wird der Partieverlauf mit seinen verschiedenen Phasen einer kurzen Besprechung unterzogen

Der dritte Abschnitt behandelt das Ziel, die äußerst wichtige Endspiellehre und das Kräfteverhältnis der Steine zueinander. Der König im Kampfe gegen Bauer, Läufer usw., nimmt einen breiten Raum ein, wobei alles grundlegende Wissen, das jeder Spieler besitzen muß, eingehend behandelt wird. Man lernt spielend Opposition, Fernopposition, den entfernten Freibauern, den Endkampf der Figuren gegeneinander usw. kennen. Nachdem man das Ziel erkannt hat, kommt im vierten Abschnitt der Aufmarsch der Streitkräfte, die Spieleröffnungen. Zunächst werden die offenen Spiele der Reihe nach und nach Wesen und Inhalt besprochen und dabei die beiderseitigen schärfsten Spielweisen hervorgehoben. Die vielen Gambits, im schmucken Husarenfeld, stürmen an einem vorüber. Dann folgen die halboffenen Spiele, Französisch, Sizilianisch, Caro-Cann usw. der Thorie leichter zu lernen und zu behalten ist. Besonders wird das Bauerngerüst, welches dem Spiel den Stempel aufdrückt, ausführlich behandelt und auf diese Weise dem Allgemeinverständnis immer besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Neu und recht wertvoll sind die Abhandlungen der modernen Eröffnungen, wie Aljechin-Eröffnung, Eröffnung Niemzowitsch, Läuferflankierungen usw. Einen breiten Raum nimmt das Damenbauernspiel ein. Vor allem lernt man die heute so beliebten Sachen, wie Alt- und Neuindisch, das Grundfeldsystem usw. kennen. Zum Schluß folgen dann die extremen Eröffnungen, wie Altengtisch 1. c4, Fromsgambit 1. f4 und das Zuckertort-Reti-System 1. Sf3, d5, 2 c4

Der letzte Teil behandelt das Mittelspiel. Dieses läßt sich schwer lernen, man kann nur Ratschläge und Winke geben, was der Verfasser denn auch in einfacher, klarer Form tut, wobei er die markanten, immer wiederkehrenden Sachen, wie die Sprengungen der Bauernketten, das Eindringen der Figuren usw. gebührend hervorhebt. Als Beispiele bringt er zum Schluß vier Großmeisterpartien, ausführlich glossiert, aus dem Neuyorker Turnier 1927.

Wir Arbeiter-Schachspieler dürfen stolz sein, ein solch abgerundetes Lehrbuch unser eigen zu nennen. Der breite, solidarische Rücken des Deutschen und Österreichischen Arbeiter-Schachbundes hat scheinbar eine große Auflage gestattet, so daß der Preis äußerst gering ist. Es dürfte sich kein annähernd gleichwertiges Werk im Handel befinden, was Preiswürdigkeit und Umfang anbetrifft. Das aufs beste zu empfehlende Werk kostet im Buchhandel 2 Mark, für Bundesmitglieder 1.20 Mark und ist zu beziehen vom: Verlag des Deutschen Arbeiter-Schachbund. Chemnitz, Zwickauer Straße 152.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

J. M. Baur v. Eyseneck

Von **Julius Jacob Strauss**

Joh. Martin Baur von Eyseneck war der in Frankfurt a. M. vor dreihundertundfünfzig Jahren geborene Sohn des 1561 von Wien nach Frankfurt gekommenen Buchdruckers Martin Baur, der hier — nach Heyden — als tüchtiger Unterbeamter auf das Vorteilhafteste bekannt war und der um 1585 den Posten eines Verrechners oder Kellners des Weißfrauenklosters verwaltete.

Der junge Baur begann seine Laufbahn als Kastenreiter, um dann ungewöhnlich rasch zu Würden und Ehren zu kommen.

Die bürgerlichen Unruhen — die demokratische Revolution — der Jahre 1612—1616 boten dem strebsamen Mann Gelegenheit zur Entfaltung seiner besonderen Eigenschaften. Die Urgründe der Unruhen waren wirtschaftlich-sozialer Art. Die Stadt war schwer verschuldet. Die Bürgerschaft seufzte unter drückenden Steuern und Lasten. Ihr Groll wendete sich gegen Juden und Junker bzw. Patrizier. Die Bürger vertraten den Patriziern gegenüber, von denen sie wie Untertanen behandelt wurden und die fast zwei Drittel der Ratssitze inne hatten, die Ansicht, daß der Rat nur ihr Beauftragter sei. Der Bürgervertrag vom 21. Dezember 1612, der u. a. 18 Bürgern und nur 14 Patriziern Ratssitze einräumte, genügte den Bürgern nicht mehr. Der Gedanke der Volkssouveränität, die Lehren vom Staatsvertrag erfüllten — nach Bothe — die bürgerlichen Köpfe. Völlig demokratisch sollte verfahren werden und die Tüchtigkeit allein den Ausschlag bei der Besetzung der Ratssitze geben, die nicht mehr als Erbgut betrachtet werden durften. Man verlangte Rechenschaft. Eine aus Bürgerlichen gewählte Art „Rechnungskolleg" — die „Neuner" — prüften die „Rechnung" und kamen zu einem höchst ungünstigen Ergebnis. Die Folge war am 7. Mai 1614 die Entsetzung des Rates. Führer in dieser Bewegung, der wohl auch Baur anfangs nicht feindlich gegenüber stand, waren ein aus den Niederlanden eingewanderter Lebküchler Vincenz Fettmilch, der Schneider Konrad Schopp und der Schreiner Konrad Gerngroß. Als Kaiser Matthias von diesen Streitigkeiten erfuhr, befahl er durch Mandat vom 8. Juni, den alten Rat wieder herzustellen, bewirkte aber nur eine noch größere Erhitzung der Gemüter. Am 22. August wurde die Judengasse unter Mitwirkung der Handwerksgesellen geplündert. Am 28. September erschien ein kaiserlicher Herold, der die Acht über Fettmilch und Genossen ausrief. Am 24. Oktober wiederholte sich der Vorgang. Die Acht wurde diesmal allen, die sich binnen acht Tagen dem kaiserlichen Mandat nicht fügen würden, angedroht. Vergebens. Fettmilch warf den „Achtzehnern" vor, sie begehrten mit der Bürgerschaft fast ärger zu hausen als der alte Rat. Die Zünfte aber fürchteten doch die Folgen weiteren Widerstandes gegen das kaiserliche Mandat und erklärten sich am 24. November fast sämtlich zum Gehorsam bereit. Nun konnte auch gegen Fettmilch vorgegangen werden. Baur, der am 21. Dezember einen Sitz auf der zweiten Ratsbank erhalten hatte und bereits 1613 das Amt eines Zeugherrn — oberster Militärbeamter — versah, zeigte sich über den Vorwurf gegen die „Achtzehner", schlimmer wie der alte Rat zu hausen, äußerst ergrimmt. Als ihm am 27. November 1614 gemeldet worden war, daß sich Fettmilch und Schopp im Wirtshaus „Zum großen Christoph" in der Gelnhäusergasse befänden, entschloß er sich zu raschem Zugreifen. Unter persönlicher Gefahr gelang ihm die Gefangennahme der beiden Führer und Fettmilch konnte mit Stricken gebunden, auf den Bornheimer Turm geführt werden. Der Häftling wußte aber durch Geschrei seine Anhänger in Bewegung zu setzen. Der Turm wurde gestürmt und Fettmilch im Triumph nach seiner Wohnung in der Töngesgasse, dort etwa, wo heute das Schacht'sche Haus steht, geleitet. Daraufhin ließ Baur geeignete Maßnahmen treffen, zog vor Fettmilchs Haus und machte Anstalten, es im Sturm zu nehmen, als sich Fettmilch und Schopp, ihren Untergang vor Augen sehend, nebst ihrem übrigen Anhang ohne Widersetzlichkeit ergaben. Sie wurden in den Katharinenturm geführt, das Haus geschlossen und Weib und Kinder gefänglich eingezogen. Am 5. Dezember konnten die alten Ratsherren ihre Ämter wieder einnehmen. Fettmilch, Schopp und Gerngroß wurden zum Tode verurteilt. Die schreckliche Strafvollstreckung fand am 24. Januar 1615 auf dem Roßmarkt statt. Fettmilchs Behausung wurde für „ewige Zeiten" der Erde gleich gemacht. Eine Schandsäule mit Inschriften wurde dort errichtet und 1719 beim sogenannten großen Christenbrande durch eine niederstürzende Mauer zerstört. Das „Fettmilchplätzchen" ist längst wieder bebaut und nicht mehr „ödt und wüst" —

Baur, der dem kaiserlichen Mandat Geltung verschafft hatte, wurde bereits 1615 zum jüngeren Bürgermeister erwählt. Am 17. Januar 1616 wurde er auf kaiserlichen Vorschlag einstimmig zum Schultheiß ernannt. Da Baur auch nachher fortwährend mit dem kaiserlichen Hofe in schriftlichem Verkehr stand, geriet er in Anbetracht seiner aristokratischen Ansichten — nach Kriegk — bei seinen Mitbürgern in Verdacht, daß er die Freiheit der Stadt zu schmälern strebe. Wegen Gefangennehmung des Fettmilch erhielt er trotzdem von Rat und Bürgern einen silbernen Becher, hundert Reichstaler wert und hundert Goldgulden enthaltend. Von Mainz und Darmstadt bekam er die Brustbilder des Erzbischofs und des Landgrafen in goldenem Medaillon. Am 1. Oktober 1616 wurden Baur und seine zwei Brüder als Baur v. Eyseneck in den Adelstand „erhoben". Ferdinand II. ernannte ihn drei Jahre später anläßlich der Krönung zum Geheimen Rat. Im Januar 1617 richtete Baur an den Rat ein Ersuchen. Da er sich um die Stadt wohl verdient gemacht und dabei Leib und Leben gewagt habe, so solle man seine Besoldung erhöhen und ihm bis zu seinem Tode jährlich achthundert Gulden geben, was er dann nach bestem Vermögen wieder um die Stadt verdienen wolle. Im November 1623 erhielt er zu den sechshundert Gulden Schultheißengehalt und zweihundert Gulden Gnadengeld, welche er bis dahin bezogen hatte, noch eine jährliche Zulage von dreihundert Gulden, weil er der Stadt besten wegen öfters fremde und vornehme Personen tractieren mußte. — Baur war sowohl Mitglied der Gauerbschaft Frauenstein als auch der Gauerbschaft Limpurg. Er war zweimal verheiratet und hatte aus beiden Ehen zusammen zwölf Kinder. Er starb am 5. August 1634 und wurde in der Katharinenkirche vor der Kanzel beigesetzt. Am Pfeiler zur Seite wurde sein Denkstein errichtet.

Die Bewegung von 1612 bis 1614 hat das Erstrebte nicht erreicht. Vieles von dem, was in der Bedrängnis zugestanden worden war, z. B. die Rechnungsprüfung, wurde wieder beseitigt. Erst hundert Jahre später wurden wenigstens Bürgervertretungen geschaffen, um des Rats Herrschaft zu beaufsichtigen und im Sinne der Gleichberechtigung und der Auswahl der Tüchtigen zu lenken.

Goethe, der einen der auf dem Brückenturm aufgespießten Schädel noch gesehen hat, faßt sein Urteil über den Fettmilch-Aufstand in wenigen Worten zusammen. Er schreibt im vierten Buch des ersten Teils von „Dichtung und Wahrheit": „ . . . Da ich nun die näheren Umstände vernahm, wie alles hervorgegangen, so bedauerte ich die unglücklichen Menschen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen besseren Verfassung gebracht worden, ansehen dürfe . . ."

Die Eyseneckstraße trägt ihren Namen zur Erinnerung an das Geschlecht Baur v. Eyseneck.

Geht es dem amerikanischen Arbeiter besser als dem deutschen?

Von **Dr. R.** (Neuyork)

Jahr für Jahr wandern Tausende von deutschen Arbeitern und Angestellten, die der langen Zeit der Arbeitslosigkeit und wirtschaftlichen Verelendung müde geworden sind, aus der Heimat nach den USA., dem Lande der „unbegrenzten Möglichkeiten", aus, in der Hoffnung, daß hier ihr Los ein besseres sein würde. Es lohnt sich immer eine Untersuchung darüber, ob sich diese Erwartungen erfüllt haben.

Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß die große Mehrheit der Einwanderer enttäuscht ist, daß sie oft länger und härter arbeiten muß, als in der Heimat, daß Ersparnisse trotz der relativ hohen Löhne nur gemacht werden können, wenn man eben auf

alle kulturellen Bedürfnisse verzichtet und von früh bis abends schuftet. Und Reichtümer sind es dann auch nicht, die man auf diese Weise sich erwirbt.

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß das Los des gelernten Arbeiters, besonders wenn seine Gewerkschaft stark genug ist, ihre Forderungen durchzusetzen, hier ein bedeutend besseres als in Deutschland ist. Von seinem Wochenverdienst von etwa 40 bis 65 Dollars durchschnittlich kann er durchaus als kleiner „Bourgeois" leben, kann Ersparnisse machen, kann bei den augenblicklichen günstigen Geldverhältnissen oft sogar ein kleines Häuschen kaufen, da er hierfür nur einige hundert Dollars anzuzahlen hat, während der große Rest der Kaufsumme durch monatliche Abzahlungen in Höhe von etwa 30 Dollars amortisiert werden kann. Er kann sich seine Wohnungseinrichtung wie auch ein kleines Fordauto bei einer geringen Anzahlung kaufen. Wenn man dann noch die riesige Wohnungsnot in Deutschland mit dem großen Angebot freier, leerstehender, verkäuflicher Häuser vergleicht, dann möchte man die hiesigen Verhältnisse direkt als ideal bezeichnen.

Ebenso richtig ist es aber, daß nur ein gewisser Prozentsatz der amerikanischen Arbeiterschaft dieses Dasein eines Kleinbürgerführen kann, daß es dagegen großen Schichten der arbeitenden Bevölkerung genau so dreckig wie in Deutschland geht. Wenn auch augenblicklich die Arbeitslosigkeit nicht so bedeutend ist, so hört man doch immer wieder Fälle, wo junge, kräftige Arbeiter monatelang vergeblich nach Arbeit suchen. Es ist auch durchaus wahr, daß es Betriebe gibt, in denen anstatt 8 Stunden, wie es auch vielfach der Fall ist, nicht nur 10 Stunden lang, sondern auch 14 und 16 Stunden lang gearbeitet wird. Und dabei ist das Tempo der Arbeit bekanntlich viel flotter als drüben. Da es in Amerika bekanntlich keine Arbeitslosenunterstützung gibt, sind die Arbeiter denn noch froh, wenn sie eine derartige Stelle haben. Sie können zudem — mangels tarifvertraglicher Regelung — jeden Tag, wenn es dem Arbeitgeber gefällt, an die frische Luft gesetzt werden. Und wer einmal erst stellenlos ist, muß manchmal lange suchen, bis er wieder eine Dauerstellung hat, oft muß er zufrieden sein, wenn er wöchentlich auch nur 20 Dollars verdient. Vielleicht fällt er auch einem Agenten in die Hände, der ihm gegen eine „Gebühr" von 10 bis 15 Dollars eine solche gering bezahlte Stelle verschafft, so daß er erst einmal arbeiten muß, um seine Schulden bei diesem loszuwerden. Wehe, wenn man in dieser Lage etwa krank wird. Da eine Krankenversicherung fehlt, ist man in diesem Falle auf die kommunale oder private Fürsorge angewiesen.

Ein besonders Problem sind natürlich die Sprachschwierigkeiten, mit denen der Einwanderer in der ersten Zeit seines hiesigen Aufenthaltes zu kämpfen hat. Solange er die englische Sprache nicht fließend beherrscht, wird er außerstande sein, eine gut bezahlte Stellung hier bekleiden zu können. Besonders schwierig gestaltet sich dadurch meist die Lage der eingewanderten Intellektuellen und Angestellten. Sie können mangels ausreichender Kenntnis der Landessprache nicht in ihren alten Berufen tätig sein, sie sind gezwungen, irgendeine körperliche Arbeit, etwa als Geschirrwäscher usw. bei niedrigem Lohn und oft 14stündiger Arbeitszeit zu verrichten, was sie wohl in Deutschland nie hätten tun wollen. Gerade das Los der der körperlichen Arbeit ungewohnten Intellektuellen und Angestellten ist in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes im Lande infolgedessen derart, daß sie lieber heute als morgen die US. verlassen möchten.

Sehr groß ist augenblicklich die Auswanderung junger Mädchen aus Deutschland nach hier. Einmal sind die Heiratschancen in den US. natürlich viel größer als in Deutschland, zum anderen verdient ein junges Mädchen als Hausangestellte durchschnittlich 50—80 Dollars monatlich bei freier Station. Zweifellos kann es, besonders wenn es sehr einfach lebt, von diesem Betrege allerlei sparen. Man kann aber nicht genug darauf hinweisen, daß die Mädchen von ihren „Herrschaften" von früh bis spät abends in Anspruch genommen werden, daß wir manche gesprochen haben, die kaum ihre 6 Stunden Schlaf hatten. Und diejenige, die gehofft hatte, die englische Sprache schnell zu erlernen, sieht sich nur zu oft enttäuscht darin, weil sie eben als Hausangestellte keine Gelegenheit hat, Verkehr mit Amerikanern zu pflegen, weil sie, wie es bei dem Mangel englischer Sprachkenntnisse nicht anders geht, bei einer deutschsprachigen Familie Stellung angenommen hat.

Zweifellos berührt es sympathisch, wenn wir etwa einen großen Fabrikanten und vielfachen Millionär in gewöhnlichen Arbeitssachen, die zeigen, daß er der körperlichen Arbeit nicht aus dem Wege geht, in seinem Betrieb herumlaufen sehen. Genau so wie in Europa ein solcher Generaldirektor undenkbar ist, ebenso unverständlich wird es den meisten dortigen Unternehmern sein, daß es hier Aktiengesellschaften gibt, die ihre Arbeiter als Aktionäre beteiligen und ihnen durch günstige Zahlungsbedingungen den Erwerb der Aktien ermöglichen. Daß aber bei den amerikanischen Unternehmern und den besitzenden Schichten ein ausgeprägtes Klassenbewußtsein besteht, kann man bereits aus der Tatsache ersehen, daß sich diese Kreise in ihren Villenorten abkapseln, durch die Einführung einer hohen Grundsteuer von z. B. 5000 Dollars den Zuzug von ihnen unerwünschter Elemente verhindern. Wenig ausgeprägt ist dagegen noch das Klassenbewußtsein der arbeitenden Klassen. Dies wird wohl erst alles einmal anders werden, wenn das augenblicklich noch relativ dünn besiedelte Land stärker bevölkert wird, wenn die große Einwanderung von Angehörigen der verschiedensten Nationen nachgelassen hat. Die US. sind eben noch kein Nationalstaat. Hierdurch ist u. E. die Bildung einer großen Arbeiterpartei wie in Europa noch nicht möglich gewesen. Die politische Apathie der Arbeiterklasse wird in dem Maße aufhören, in dem sie erkennen wird, daß gerade in diesem Lande der „Demokratie" es nicht das Volk ist, das den Staat beherrscht, sondern einige wenige Milliardäre. Wenn auch noch so viele dabei zugrunde gehen, so sind augenblicklich noch viele unter der arbeitenden Bevölkerung, die hoffen, daß es ihnen ebenso wie manchem Vorbilde gelingen werde, sich von der untersten Sprosse der sozialen Leiter

Lob der Musik in den Traktaten des Abraham a Santa Clara

Ein Beitrag zur Musikausstellung in Frankfurt a. M.

Von **Fr. W. Pollin** (Aschersleben)

Bis auf den Namen ist Abraham a Santa Clara in den weitesten Kreisen so gut wie unbekannt. Und doch ist dieses „Original, vor dem man Respekt haben muß", wie Schiller in einem Briefe vom Jahre 1798 an Goethe schrieb, es durchaus wert, daß man sich etwas mehr mit ihm beschäftigte, als es bisher geschehen ist. Sein einfacher Lebenslauf ist bald erzählt. Er heißt eigentlich Johann Ulrich Megerle, wurde als Sohn armer Wirtsleute 1644 in einem schwäbischen Dorfe geboren, besuchte die Lateinschule der Nachbarstadt Mehkirch, später das Gymnasium zu Ingolstadt und Salzburg und ging 1672 ins Augustinerkloster zu Wien. Bald wurde man auf seine außerordentliche Kanzelberedsamkeit aufmerksam, er stieg von einer Würde zur anderen, wurde schon in jungen Jahren Hofprediger und starb als solcher 1709 in Wien.

Er war ein ganzer Kerl und streitbarer Held, der nicht nur dem Volke, sondern auch dem kaiserlichen Hofe seine Wahrheiten mit ehrlicher Grobheit sagte, um dadurch die Seelen aufzurütteln, Unsittlichkeit und Heuchelei bloßzustellen und das Volkselend aufzudecken. Er hat auch auf die Menschen seiner Zeit einen überwältigenden Eindruck gemacht. Seine Predigten und Schriften waren reich an köstlichen Einfällen und Anekdoten, an beißendem Witz und geistvoller Sprachbeherrschung, reich an Wortspielereien und Sprachkünsteleien. „Wofür ein anderer mit Mühe einen Ausdruck fand, hatte er im Nu ein Dutzend und mehr bei der Hand und im Munde," und wenn er predigte, so liefen ihm nicht nur die Worte, sondern auch die Hörer zu, wie dem Rattenfänger von Hameln die Mäuse. Eine ganze Anzahl verschollener Sprichwörter und Redensarten hat er aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder ans Licht befördert. Nur eine kleine Auslese davon:

Ein Land wird nicht regiert mit Sitten,
sondern mit Schwitzen.
Er steht fest wie eine Wiege.
Ein bös Gewissen ist ein Hund,
der allzeit bellt.
Adam hat das Obst gegessen,
und wir haben das Fieber davon.
Die Farbe tut nichts, sonst wäre
der Gimpel der erste Vogel.
Wer heucheln kann,
und schmeicheln kann,
der ist heut'
ein gemachter Mann.
Er taugt wie die Kuh zum Kegelaufsetzen.

Von seinen zahlreichen Schriften, die oft schon im Titel seine Art und Weise kund tun, (z. B. „Reim dich oder ich fress dich", „Heilsames Gemisch-Gemasch", „Hui und Pfui der Welt!", „Geistlicher Krämerladen!") ist eine der bedeutendsten die 1699 in Würzburg erstmals erschienene Sammlung „Etwas für Alle, eine kurze Beschreibung allerlei Standes-, Amts- und Gewerbe-Personen mit beigedruckter sittlicher Lehre und biblischen Konzepten, durch welche der Fromme mit gebührendem Lob hervorgestrichen, der Tadelhafte aber mit einer mäßigen Ermahnung nicht verschont wird usw."

Dieses Buch ist ein kulturgeschichtliches Quellenwerk ersten Ranges. Weit über 200 Berufe hat er hier behandelt, darunter zahlreiche, die heut nur noch in Familiennamen fortleben, z. B. Schwertfeger, Pergamenter, Oeler und andere. Es gibt nicht nur ein interessantes Bild von der Vergänglichkeit der Berufe, sondern auch von der damaligen (von vielen sittlichen Schäden heimgesuchten) Zeit. Aus diesen Traktaten soll hier das eine (in etwas gekürzter und modernisierter Form) wiedergegeben werden, das Abraham a Santa Clara der „Musik" widmet:

Sei du mir tausendmal willkommen, meine löbliche, liebliche, künstliche, vornehme und angenehme Musica! Andere sind zwar freie Künste, du aber bist eine freie und fröhliche Kunst; du bist eine Portion vom Himmel, du bist ein Abriß der ewigen Freuden, du bist ein Pflaster für die Melancholie; du bist eine Versöhnung der Gemüter, du bist ein Sporn der Andacht, du bist ein Kleinod

bis nach oben emporzuschwingen. Schon heute ist es aber bei den großen Trusts für den Emporkömmling fast völlig unmöglich, eine leitende Stellung zu erhalten. Ähnlich wie in Europa, kommt man dort nur durch Geburt oder Heirat hinein. Es sind nur noch ganz wenige, denen der große Coup gelingt. Der Kastenbildung der Bourgeoisie wird naturnotwendig der Aufschwung der Arbeiterbewegung auf dem Fuße folgen.

Kann man bei dieser Sachlage eine Auswanderung deutscher Arbeitnehmer nach den US. befürworten? Wir sind der Ansicht, daß dies ganz auf den einzelnen Fall ankommt. Arbeiter, die sich das Reisegeld erst borgen müssen, die die englische Sprache nicht beherrschen, die ohne jede Beziehungen in den US. sind, die Wert auf die Befriedigung kultureller Bedürfnisse legen, sollten sich dies genau überlegen.

Goethes Schwager

Von **S. Meisels** (Wien)

Vor hundert Jahren starb in Weimar der Theatersekretär und Bibliothekar Christian August Vulpius, der Bruder Christianens, der Schwager Goethes. Der Name Vulpius ruht im Schatten des Titanen und soweit er heute noch lebendig ist, lebt er nur durch Goethe, mit dem er durch Goethes Lebensgefährtin für ewige Zeiten geknüpft bleibt. Bei Lebzeiten aber führte Christian August Vulpius sein eigenes, höchst persönliches Leben; da war er kein Trabant, der um die Weimarer Sonne kreiste, er stand vielmehr für sich und gründete eigenhändig durch unzählige Bücher, die er schrieb und veröffentlichte, seinen Ruhm. Denn — man muß es wissen — Vulpius war ein berühmter Mann in deutschen Landen, der fruchtbarste, populärste und erfolgreichste Romanschreiber seiner Zeit. Er war der Karl May des achtzehnten Jahrhunderts. Seine Ritter- und Räuberromane, insbesondere „Rinaldo Rinaldini", wurden von jung und alt mit Heißhunger verschlungen und in fast alle lebenden Sprachen übersetzt. Er war der meist gelesene Schriftsteller jener Tage.

Wohl hatte Vulpius seine Karriere seinem Schwager zu verdanken; seine Erfolge als Schriftsteller durfte er jedoch auf sein eigenes Konto buchen. Goethe nahm sich mit Wärme dieses Vulpius an. Eine Zeitlang wohnte Vulpius bei Goethe, wie denn überhaupt Christiane eines schönen Tages ihre ganze Verwandtschaft „zu sich ins Haus nahm", so daß der Olympier, um in Ruhe arbeiten zu können, zeitweilig nach Jena flüchten und sein Wohnhaus in Weimar der Familie Vulpius überlassen mußte. Seinem Schwager war Goethe ein aufrichtiger Förderer. Er beschäftigte ihn zuerst als seinen Privatsekretär; in Goethes Briefwechsel ist oft von Vulpius die Rede: Vulpius besorgt die Abschriften, Vulpius beschafft die Bücher, die Schiller von Goethe sich wünscht. Goethe war eifrig bemüht, für Christian August eine Lebensstellung zu schaffen; er schrieb zu diesem Zweck eine Menge Briefe, lobte seine Fähigkeiten, rühmte seine Anstelligkeit, protegierte ihn überall und bewirkte schließlich, daß Vulpius zum Theatersekretär und später dann zum Bibliothekar in Weimar ernannt wurde.

Als Berufsmensch hatte Vulpius seinen Aufstieg ganz seinem Schwager zu verdanken. Dagegen nahm Goethe auf seine schriftstellerische Tätigkeit nicht den geringsten Einfluß. Es zeugt von einer gewissen Selbständigkeit und zugleich von einer gewissen geistigen Beschränktheit, daß Vulpius als Schriftsteller in nichts seinem Schwager nachzueifern bestrebt war. Als Schriftsteller ging er seine eigenen Wege, und der Erfolg schien ihm recht gegeben zu haben. Goethe schrieb den „Faust", Vulpius aber schrieb „Rinaldo Rinaldini", und dieser wurde mehr gelesen als jener. Goethe war der Olympier, aber an schriftstellerischem Erfolg konnte er sich mit seinem Schwager Vulpius nicht messen. Es scheint ein Gesetz der geistigen Trägheit zu sein, daß zu allen Zeiten ein „Faust" gegen einen „Rinaldo" ins Hintertreffen gerät. Als Goethe seine Gesammelten Schriften in acht Bänden bei Göschen in Leipzig lieferungsweise herausgab, da meldeten sich in ganz Deutschland 602 Subskribenten, von den ersten vier Bänden wurden 536 Exemplare, von dem fünften 487, von dem achten 417 verkauft. Die Einzelausgaben gingen noch schlechter: von Werthers Leiden wurden 262, von Götz 20, von Clavigo 17, von Iphigenie 312, von Egmont 377, von Die Vögel 198 und von Faust nicht viel mehr Exemplare verkauft. „Rinaldo Rinaldini" aber beherrschte den Büchermarkt; er erlebte viele Auflagen und war in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet.

Man kennt Vulpius nur als den Verfasser des dreibändigen Räuberromans „Rinaldo Rinaldini" und nur wenige wissen, daß er einer der fruchtbarsten deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts war. Er hat Ritterromane, Abenteuergeschichten, Theaterstücke, ja sogar Operntexte in überaus reicher Zahl verfaßt und veröffentlicht, darunter auch mehrere recht wertvolle kulturhistorische und literaturgeschichtliche Schriften. Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Verzeichnis der von Vulpius verfaßten Bücher nachzuzählen und habe festgestellt, daß nicht weniger als 106 dickleibige Werke von ihm erschienen sind. Da jedes dieser Werke mehrere, manches sogar acht bis zehn Bände enthält, so ergibt sich, daß das Gesamtwerk des Christian August Vulpius dem Umfange nach bei weitem größer ist, als das seines Schwagers Goethe. Es wäre nicht uninteressant, die Titel der einzelnen Werke mitzuteilen — denn schon diese Titel riechen nach Räuberromantik — aber sie sind zu zahlreich, als daß man sich diesen Spaß erlauben könnte. Die meisten seiner Bücher veröffentlichte Vulpius anonym oder unter dem gut gewählten Decknamen „Tirso de Milano"; auch „Rinaldo Rinaldini" erschien zuerst anonym (Leipzig 1798). Es dürfte nur den Wenigsten bekannt sein, daß Vulpius diesen Roman auch dramatisiert hat; das Schauspiel „Rinaldo Rinaldini" erschien 1800 in Rudolstadt und wurde mehrmals aufgeführt. Von seinen größeren mehrbändigen Werken seien hier erwähnt: „Glossarium für das achtzehnte Jahrhundert", „Theatralische Reisen" (2 Bände), „Zauberromane" (2 Bände), „Romantische Geschichten der Vorzeit" (10 Bände).

---

der Kirchen, du bist eine Arbeit der Engel, du bist ein Aufenthaltung der Alten, du bist eine Ergötzlichkeit der Jungen.

Der erste, welcher die Musik erfand, ist Jubal gewesen, darum noch heutigen Tages das Jubilieren so viel heißt wie Frohlocken, denn besagter Jubal war eines sehr lustigen und fröhlichen Gemütes, daher er in der Werkstatt seines Bruders Tubalcain, welcher der erste Schmied gewesen ist, durch den unterschiedlichen Klang des Hammerschlages die Musik erdachte.

Anno 1022 hat Guido Aretinus die musikalischen Noten erfunden, desgleichen auch Papst Sylvester der Andere die Orgel und andere Instrumente; damals aber ist die Musik in Welsch- und Deutschland zu solcher Vollkommenheit gestiegen, daß es fast unmöglich scheint, derselben noch etwas besseres zuzusetzen . . .

Als die drei Knaben in den feurigen babylonischen Ofen sind geworfen worden, da haben sie alsobald angefangen eine schöne liebliche Motette zu singen, und Gott gepriesen und gelobt; wie die emporsteigenden Flammen wahrgenommen, daß solcher Gesang inbrünstiger als sie, da haben sie sich in keiner Weise an die frommen Musikanten herangetraut, weshalb ihnen dann auch nicht ein Haar verletzt wurde, sondern es ist ihnen der angezündete Ofen vorgekommen, wie eine angenehme kühle Grotte.

Als Moses samt seinem auserwählten Volke so wunderbar durch das rote Meer passierte, daß dem König Pharao sein Vorhaben zu Wasser wurde, da hat der Mann Gottes das Volk zu einem Lob- und Dankeslied eifrig aufgefordert. Moses selbst hat einen Vorsinger abgegeben, das Lied aber, welches er gesungen, war von dem heiligen Geist selbst komponiert, und ist solche Musik nicht ohne besonderes Mirakel gehalten worden, es haben nicht allein die erwachsenen Leute solchen Gesang durch eine übernatürliche Erleuchtung auswendig gewußt, sondern es haben sogar die unmündigen Kinder, welche erst etliche Tage und Wochen alt gewesen sind, ihre Zungen gelöst und ganz frohlockend mitgesungen.

Musizieren ist für sich selbst ein englisch Amt, ob aber alle Musikanten englisch leben, steht dahin, gar oft erföhrt man das Gegenteil. Caesareus schreibt, daß zu einer Zeit ein frommer Diener Gottes in der Kirche gewesen ist, wo zugleich eine vortreffliche Musik gehalten worden ist; der gottselige Mann aber sah dabei was wunderbares, nämlich den leidigen Teufel, welcher auf der linken Seite einen großen Sack gehabt hat, worin er alle Stimmen der Musikanten hineingeschoben hatte, nach vollendeter Musik staunten die Leute nicht wenig, daß sie so stattlich gesungen, worauf der Mann Gottes geantwortet: ja, sprach er, ihr habt schön gesungen, daß ihr damit dem Teufel den Sack habt völlig angefüllt, erzählte zugleich ganz umständlich die Erscheinung welche er gesehen, und daraus konnten die Musikanten erkennen, daß sie durch ihren Gesang eine eitle Ehre gesucht haben, etliche aber unter ihnen in einem sehr üblen Gewissensstand sich befinden.

Ein Musikant sang an einem Feiertage in der Kirche Vocelola, wie sie pflegen zu reden, aber mit einer so rauhen und widerwärtigen Stimme, daß fast jedermanns Ohren dadurch beleidigt wurden, ein einziges altes Mütterlein in dem Winkel der Kirche weinte über diese Stimme, auf dieses hat der ungereimte Musikus Obacht gegeben, daher nach vollendetem Gottesdienst die andächtige Haut gefragt, warum ihr sein Gesang das Herz erweicht habe? Darauf gab sie zur Antwort, daß sie deshalb so viel Tränen vergossen habe, weil seine Stimme sie an ihren Esel gemahnt habe, welchen sie durch Unglück in diesen Tagen verloren habe und der fast einen gleichen Tenor gesungen habe.

Daß zuweilen die Herren Musikanten eine Stimme haben, wie die Hirten, wenn sie durch ein Kuhhorn blasen, ist kein so großes Wunder, da sie durch das übermäßige Saufen, durch den öfteren Cantharum, einen Catharrum bekommen, denn Cantharus und Cantus sich garnicht können vergleichen, so wissen etliche von diesen Leuten nie weniger Pausen zu machen, als im Saufen, darum manche nicht so viel Noten haben in ihrem Partibus, als Nota bene bei dem Kellner, und ich will schier glauben, daß zuweilen ihre Subpior in der Musik mehr trachten nach dem Cellarium, als nach dem Coleum, doch aber sind nicht alle ejusdem tenoris, ob sie schon einen Tenor singen, nach Plinii Aussage hat einmal ein Musikant, mit Namen Xenepilus, hundertundfünf Jahre ohne eine einzige Krankheit erreicht. Dieser muß zweifellos einen mäßigen Wandel geführt haben. So sind aber noch viel andere stattliche Musiker in der Welt, die allewegs zu loben und zu lieben sind, auch einen so tugendreichen Wandel führen, daß man nichts als Gutes und das Beste von ihnen sagen kann.

„Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren" (2 Bände), „Historisch-litterarische Ergötzlichkeiten" (2 Bände) und ein „Handwörterbuch der Mythologie".

Vulpius gehörte zu den rechten Stürmern und Drängern, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Ritterzeit als „das goldene Zeitalter der Liebe, Freiheit und des Heldentums" feierten. In diesen Stürmern und Drängern lebte offenbar ein starker Hang zum Abenteurerleben und sie befriedigten ihre Traumwünsche in der Schilderung eines, wie es ihnen scheinen mochte, poesievollen Räuberlebens, dem sie Züge von Großheit und Edelmut liehen. Einer der bedeutendsten und fruchtbarsten Vertreter dieser Ritter- und Räuberromantik war eben dieser Vulpius, der Schwager Goethes.

Die Storchenehe

Von **J. Kalisch**

Wer sich mit dem Seelenleben der Tiere eingehend beschäftigt, der dürfte die Wahrnehmung gemacht haben, daß die den höherstehenden Klassen angehörigen Tiere ein stark entwickeltes Empfinden für Moralität, Freude und Schmerz, Vorsorge und Wachsamkeit, Mut und Furcht, für Freundschaft und Rache besitzen. Es ließen sich noch eine ganze Reihe von Eigenschaften aufzählen, die in hohem Maße bei ihnen vorhanden sind.

An erster Stelle steht das durch so viel mit der Liebe und Familienleben ausgezeichnete Geschlecht der Vögel, deren Eheleben manchmal geradezu vorbildlich ist.

Ein ganz besonders strenges Ehe- und Familienleben führt der Storch. Bei Brehms und anderen Schriftstellern ist mehrfach von der Storchenehe die Rede. Dazu ein neues Beispiel: In einem Dorfe herrschte zu Ende des Monat März große Trauer, als der den Dorfbewohnern bekannte Storch ohne sein Weibchen von seiner Winterreise zurückkehrte. Er klapperte mehrere Male mit seinem Schnabel, als wollte er seiner Gefährtin rufen. Still und traurig blieb er auf seinem Neste, es nur verlassend, um seinen Hunger zu stillen. Einige Tage darauf hörten die Dorfbewohner das Klappern mehrerer Störche und bemerkten zwei, die sich durch lebhaftes Geklapper begrüßten. Die Störchin, die auf der Reise eine Verzögerung erlitten hatte, wurde von andern Störchen ihrem Gatten wieder zugeführt und so feierte das Paar das glückliche Wiedersehen in seiner Sprache.

Nicht allein die Gattenliebe, sondern auch Familiensinn, besonders zärtliche Liebe zu den Jungen, die sich bis zur Aufopferung steigern kann, ist bei dem Storch sehr ausgeprägt. Man hat beobachtet und zwar bei einem Brande in Mannheim, wie eine Storchenmutter ihre Flügel schützend über ihre Jungen ausbreitete und es vorzog den Flammentod zu erleiden, als ihre Kinder zu verlassen.

Gerade auf dem Lande ist im Spätsommer Gelegenheit geboten, kurz vor dem Wegzug der Störche die Versammlungen zu beobachten. Auf großen Wiesen versammelt sich die Schar mit Vorliebe, um Flügelübungen zu machen, Heerschau zu halten, wobei häufig nach vorheriger Beratung einzelne Störche getötet oder von der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Nach Abzug der Schar findet man oft Storchleichen oder ausgeschlossene Störche, die sich bis spät in den Herbst dort herumtreiben. Es ist anzunehmen, daß es sich bei dieser Revue um Schwächlinge handelt, die vermutlich die weite Reise über den Ozean nicht vollbringen können. Man hat aber auch wiederum beobachtet, wie Schwächlinge und Kinder einige Tage, auch Wochen, vor dem allgemeinen Abzug ausgesandt wurden, damit sie sich nicht zu sehr ermüden, um an den Küsten des Mittelmeeres sich mit dem großen Trupp zu vereinigen.

Daß Gardinenpredigten bei den Störchen auch vorkommen, zeigt uns Nachstehendes: Eine brütende Störchin hatte einen saumseligen Gatten, der zu lange vom Nest fortgeblieben war und es dadurch ermöglichte, daß ein Eindringling die Störchin angriff und die Eier aus dem Nest nahm. Von seinem Ausflug zurückgekehrt, stand der Storch mit herabhängendem Kopf mit der traurigsten Miene und mußte sich alle Mißhandlungen von seiten seiner lieben Frau gefallen lassen. Nach langer Zeit erst durfte er das Nest wieder besteigen.

Vorstehende Beispiel geben uns ein Bild von dem Seelenleben dieser Tiere. Mancher Mensch muß beschämend erkennen, daß das Tier oft gesitteter lebt als er, der sich für das höchste Wesen der Natur hält und daß es ihm als Lehrmeister manchmal dienen kann.

Heine und Frankfurt a. M.

Heinrich Heine hat sich öfters mit Frankfurt a. M. beschäftigt. Einmal erzählt er in humorvoller Weise, wie er 1815 mit seinem Vater unsere Stadt besuchte und wie ihm dieser den Römer, die Messe und die übrigen Sehenswürdigkeiten zeigte. Nachmittags besuchte er die Loge zur aufgehenden Morgenröte und sah dortselbst den Dr. Börne, der „gegen die Schauspieler schrieb". Das Gedicht Heines „Das projektierte Denkmal Goethes zu Frankfurt a. M." ist hinlänglich bekannt. Die folgenden zwei Strophen aus einem 15strophigen Gedicht Heines entdecke ich zufällig in eine Handschrift-Sammlung, und weil ich annehme, daß dieselben weitere Kreise interessieren dürften, möchte ich sie hier folgen lassen:

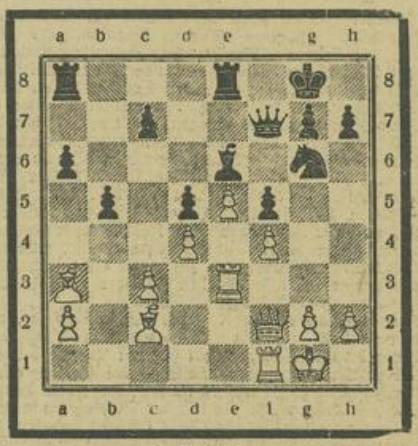
Frankfurt, du hegst viel Narren und Bösewichter,
Doch lieb' ich dich, du gabst dem deutschen Land,
Manch' guten Kaiser und den besten Dichter,
Und bist die Stadt, wo ich die Holde fand.
Ich ging die Zeil entlang, die schöngebaute,
Es war die Messe just, die Schacherzeit,
Und bunt war das Gewimmel und ich schaute,
Wie träumend auf des Volks Geschäftigkeit. E. C. O.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Zusammenstoß auf verschiedenen Flügeln

O. Duras



C. Forgacs

Um einem Angriff auf den eigenen Königsflügel zuvorzukommen, beginnt Schwarz einen Gegenangriff auf der Damenseite.

1. . . . . a6—a5 2. Lc2—b1 Ta8—b8
3. g2—g4 b5—b4 4. c3×b4 a5×b4
5. La3—c1 Sg6—e7 6. Te3—g3 Te8—c8

Schwarz setzt seinen Angriff energisch fort in der Hoffnung, eine offene Turmlinie zu gewinnen und einen Freibauer zu erhalten.

7. Df2—c2 g7—g6 Droht f5×g4

8. g4—g5 Es scheint, als ob durch diesen Zug Weiß sein Spiel am Königsflügel blockiere, in Wirklichkeit handelt es sich aber um eine neue Angriffsoperation und einen Schutz gegen den augenblicklichen gegnerischen Ansturm.

8. . . . . c7—c5 Das Opfer dieses Bauern gewährt Schwarz gute Aussichten, doch wäre eine Vorbereitung des Zuges vielleicht besser gewesen.

9. d4×c5 d5—d4

Schwarz droht Le6—c4, Se7—d5; d4—d3, b4—b3 usw., so daß es verwunderlich ist, daß Weiß all diesen Angriffen eine Verteidigung entgegensetzen konnte.

10. Dc2—d2 Le6—c4 11. Tf1—e1 Df7—d5
12. a2—a3 b4—b3 13. Lc1—b2 Se7—c6

Weiß hat die unmittelbaren Drohungen seines Gegners zurückgewiesen und zwingt dessen Figuren, Bd4 zu schützen. Nur eine Drohung besteht noch: die Wegnahme des Bc5, zumal die Stärke des schwarzen Spieles auf den beiden Freibauern beruht. Deswegen beginnt Weiß jetzt einen Angriff.

14. h2—h4 Kg8—f7 Besser war sofortiger Kg8—g7.
15. e5—e6+ Kf7—g7 16. h4—h5 Tc8—e8
17. Tg3—e3 Kg7—f8 18. h5×g6 Eine wahrhaft schöne und bei aller Vorsicht tiefe Kombination. Schlägt Schwarz, so besetzt die Dame die offene Turmlinie.

18. . . . . d4×e3 19. g6×h7 Kf8—e7
20. Te1×e3 Te8—f8 Die Dame darf wegen Lb2—f6 nicht geschlagen werden.
21. Dd2×d5 Lc4×d5 22. h7—h8D Noch schneller entschied g5—g6. Tf8×h8. 23. Lb2—f6+ Ke7—f8
24. Lf6×h8 und gewinnt leicht.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Innenstadt: Restaurant „Zum König von England", Battonnstraße 70, 1. St.
Sachsenhausen: Dienstags bei Adrian, Affentorplatz.
Niederrad: Samstags Sportplatz der Freien Turner, Hahnstraße.
Nordend: Dienstags bei Walter, Weberstraße 34.
Bornheim: Mittwochs bei Pauly, Germaniastraße 49.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Von alten Frankfurter Brunnen

Um die alten Brunnen webt der Zauber der Poesie. Ihr Rauschen erregte die romantischen Herzen zu manchem Sang und stimmte ein in den langsamen, behaglichen Rhythmus einer friedlichen Zeit, da noch kein Auto das Gehör belästigte, sondern die Postkutsche über das holprige Pflaster ratterte und die Menschen plaudernd in Gruppen mitten auf der Straße standen. Abends, wenn die Mägde Wasser vom Brunnen holten, machte man sein Schwätzchen und ersetzte auf diese Weise den lokalen Teil der Zeitung.

Schon in frühesten Zeiten war der Brunnen Mittelpunkt des Verkehrslebens, dem viele Dörfer und Städte ihren Ursprung verdanken. Und von jeher umspann ihn das Dichten und die Sagen der Völker. Ist doch das Wasser eine Lebensnotwendigkeit des Menschen. Darum waren den Völkern die Quellen heilig, sie verwahrten sie wohl und weihten sie dem Schutz besonderer Götter. Die Lebendigkeit und Frische des sprudelnden Nasses erregte die Phantasie, mit deren Gebilden sie das Wasser bevölkerten. Den alten Germanen wurde der Born sogar zum Sinnbild der Weltentstehung. Dem „Urborn" entstammen die drei Nornen: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Zum „Urborn" wandert der oberste Gott Odin (Wotan), um aus ihm Urweisheit zu trinken und muß dafür zum Pfand sein eines Auge lassen.

Um den Brunnen wohl zu schützen, mauerten schon die alten Ägypter ihn aus. Im Mittelalter, in dem man nichts von einer Hygiene der Stadt wußte, sondern alle Abfälle auf die Straße warf, wandte man dem Brunnenbau infolge der ständigen Seuchengefahr durch verunreinigtes Wasser große Aufmerksamkeit zu. Aber trotz aller Sorgfalt konnte man den Seuchen nicht wehren, ein besonders schlimmer Herd waren damals in Frankfurt der Braubach und der alte Stadtgraben.

Die alten Frankfurter Brunnen waren Ziehbrunnen und entstammten meist dem 14. Jahrhundert. Sie wurden später in Pumpbrunnen oder Springbrunnen umgewandelt. Das 17. und 18. Jahrhundert besonders schuf ganze Wasserwerke, die, in architektonischen Schmuck gefaßt und von Bildwerken umgeben, Gärten und Anlagen zierten. Um die Brunnen in gutem Stand zu halten, wurden „Brunnenmeister" eingesetzt, die für die Reinigung zu sorgen hatten. Die „Brunnennachbarschaften" hielten alljährlich eine Versammlung ab, auf welcher die Rechnungsablage stattfand und der neue Brunnenmeister gewählt wurde. Sie gaben Anlaß zu den sogenannten Brunnenfahrten und Brunnenkränzchen. Man fuhr zum Brunnen, der unter großer Fröhlichkeit gefegt wurde und danach beschloß ein lustiges Gelage mit Tanz das Brunnenfest, das sich als bloßes Fest noch lange Jahre hindurch erhielt, als eine damit verbundene Brunnenreinigung gar nicht mehr in Betracht kam.

Von den unzähligen alten Frankfurter Brunnen haben sich viele noch erhalten. Jedoch sind sie meist erneuert, und nur die Pumpsäule erhalten, die hin und wieder eine zierliche Rokokoarabeske schmückt. Künstlerischen Wertes erfreuen sie sich selten, aber ihre Umrahmung, die alten Plätzchen und Gäßchen, sind oft von großem Reiz, manche umspinnt Sage und Geschichte und hebt sie aus der Vergessenheit, wie z. B. das unscheinbare Königsbrünnchen im Stadtwald, an welchem nach der Sage ein Nachkomme Karls des Großen, von der Jagd im damaligen Dreieichforst ermüdet, einschlief. Da erschien ihm seine Gemahlin, die er zu Unrecht in ein Kloster gebracht hatte, und von diesem Traum gerührt, holte er sie wieder zu sich.

Untrennbar verbunden mit malerischen Winkeln sind die Brunnen Altfrankfurts. Von einem reichen, farbigen Hintergrund jetzt neu bemalter alter Häuser hebt sich der Freiheitsbrunnen ab auf dem Roseneckplätzchen, dem ehemaligen Löhrhof, der ein Teil des alten Frankfurter Judenviertels war. Er trägt das Standbild der Freiheit mit zerbrochenem Speer und Fesseln (1759) im Stil der späten Rokokozeit. Einst befand sich der Brunnen auf dem Hühnermarkt, wo jetzt das Stoltzedenkmal errichtet ist. Er wurde zugeworfen und die Brunnensäule auf das Roseneckplätzchen gebracht. Eine Beziehung zu irgend einer Freistatt hat er nicht. Eine ähnlich schöne und reizvolle Umrahmung hat der Brunnen hinter dem Lämmchen. In diesem traulichen Winkel wird die Vergangenheit lebendig. Das alte Gebälk des Hauses „Zum Mohrenkopf" mit dem geschnitzten Relief eines Flötenspielers aus dem Jahre 1470 erfreut das Auge ebensosehr wie die Fassaden und Giebel der Häuser „Zur goldenen Schachtel" und „Neuen Eule". Der Brunnen stand früher im Hause „Zum güldenen Lämgen", an dessen Ecke eine mittelalterliche Madonna lehnt (16. Jahrhundert), ist jetzt aber als Pumpensäule in die Fassade der „Alten Kopf"-Apotheke eingemauert. Nicht weit von hier grüßt das Haus der „Tante Melber", aus dem Goethe als Kind vergnügt aus dem Fenster sah, wie er selber in „Dichtung und Wahrheit" berichtet. Auf dem Krautmarkt steht der Schöppenbrunnen aus der späten Rokokozeit (1776) und blickt auf den stolzen Dom. Auch bilden die Häuser ein stilles Plätzchen. Windet man sich weiter durch enge Gäßchen, aus deren schöngiebeligen Häuschen uns das Elend des Proletariats entgegenstarrt, so gelangt man zum heiligen Geistbrunnen, der mit der Gestalt der Tugend gekrönt ist, welche das Laster mit Füßen tritt. Er steht vor dem Hause des ehemaligen Metzgermeisters Hemmerich, in welchem Goethe 1771 als Advokat wohnte und dem Metzgermeister half seinen Prozeß gewinnen. Nicht weit von hier ziert der Fleischerbrunnen einen versteckten alten Winkel an der alten Hutgasse und dem Rapunzelgäßchen. Er erhielt seinen Namen nach dem Hause zum Fleischer (Flösser). Hier befand sich wohl einst der „Flösserborn". Auf der Pumpsäule steht ein kokettes Knäblein und blickt auf die „Hodderkatze" aus dem Jahre 1562 und auf zwei andere, jetzt schön bemalte Häuser, deren eines in seinen Bildern von den Hasen unter den Bendern erzählt.

Der in dieser Enge gefesselte Blick wird mit dem Betreten des Römerbergs befreit und fliegt freudig zu dem Reigen schöner alter Häuser, die in sanftem Bogen den Platz umschließen. Seine beiden Brunnen sind Zeugen einer bewegten und glänzenden Vergangenheit. Sie schauten auf Gerichtstagungen und Messen und auf das prächtige Getriebe der Krönungsfeiern. Auf ihnen ruhten die Augen der alten Frau Rat Goethe, die am Römer zuletzt ihre Wohnung hatte und sich an dem schönen Anblick oft ergötzte, wenn sie nicht, um sich die Zeit zu vertreiben, Klavier spielte, so daß man es, wie sie selbst schreibt, „bis zur Katharinenkirche hören konnte". Der Gerechtigkeitsbrunnen entstammte verschiedenen Zeitepochen, der einstige Trog reichte noch in die gotische Zeit zurück, der Aufsatz mit dem Wasserweibchen, in die der Renaissance, der Unterbau mit Nischenfiguren trägt barocke Spuren. 1887 wurde der Brunnen renoviert, leider fehlt das herrliche Wasserspiel des alten Brunnens mitsamt dem Trog. Auch die Figur der Justizia aus dem späten 18. Jahrhundert erhielt ihre verloren gegangenen Teile zurück. Hatte sich Stoltze schon über die Verstümmelte in einem Verslein lustig gemacht, so begrüßte er ihre Wiederherstellung abermals in einem Gedicht. Der Brunnen auf dem ehemaligen Samstagsberge, auf welchem die karolinger Könige Gericht hielten, diente besonders den Fischern zur Benutzung. 1631 beschwerten sich die Brunnennachbarn über den vielen Gebrauch und verlangten Geld dafür. Der Brunnen trug an den Wochentagen eine rote Fahne mit weißem Adler als Zeichen des freien Marktes. 1750 wurde er zur Pumpensäule umgewandelt, die eine Minerva mit Speer und Schild, welches das Haupt der Medusa schmückt, bekrönt. In der Walpurgisnacht am 1. Mai, in welcher die Geister umgingen, gab sich das Volk hier ausgelassener Stimmung hin. Über diese beiden so verschiedenartigen Brunnen schrieb ein französischer Dichter, Victor Hugo:

„Gegen die Mitte des Platzes erheben sich an zwei verschiedenen Stellen, die offenbar in gar keiner symmetrischen Beziehung stehen, zwei Brunnen gleich lebenden Bächen, der eine aus der Renaissance, der andere aus dem 18. Jahrhundert. Auf diesen beiden begegnen und trotzbieten sich durch einen sonderbaren Zufall Minerva und Judith, das heroische und das biblische Mannweib, die eine mit dem Medusenhaupte, die andere mit dem des Holofernes. Eine Erklärung gibt vor, daß diese die Gerechtigkeit vorstellt, ich glaube es nicht, eine Gerechtigkeit, die in der einen Hand das Schwert, in der anderen die Wage hält, wäre Unge-

rechtigkeit. Übrigens steht es der Gerechtigkeit nicht zu, so hübsch und so hochgeschürzt zu sein."

Zum Schluß seien noch zwei Brunnen von den vielen erwähnt, der Paradies- und der Dreikönigsbrunnen (Sachsenhausen). Ein Pfeiler mit Trigolyphenfries trägt Adam und Eva, die Friedrich Stolze „zwei junge, unverschämte Leute" benennt. Der Dreikönigsbrunnen aus dem Jahre 1392 wurde 1781 zur Pumpensäule umgestaltet, auf denen die heiligen drei Könige stehen, von denen Friedrich Stolze singt: Das sind die drei Könige aus Morgenland, Herr Balther, Melchior und Kasper genannt, drei heilige Könige und weise Herrn, regiert von einem gar guten Stern. . ." „Ach Herrgott, was hat sich verändert die Welt, die Könige, die haben jetzt gar kein Geld und sind auch nicht weise mehr allzusehr und regiert sie kein guter Stern auch mehr. Und den Weihrauch, den Weihrauch so duftialich, den lassen sie streuen jetzt selber sich, und die goldene Freiheit, das Recht und das Licht, den Heiland der Völker, den suchen sie nicht." E. B. S.

Gehirnumfang und Kulturaufstieg

Von Ernst Mühlbach

Eine für den kulturellen Aufstieg der Menschheit bedeutungsvolle Frage ist: besteht begründete Aussicht, daß sich das die biologische Voraussetzung für unsere geistigen Leistungen bildende Gehirn, besonders der Sitz der Intelligenz, die graue Rindensubstanz des Großhirns, an Umfang und Leistung weiterentwickeln wird? Ein Blick zurück bis in die graue Vergangenheit vor dem Auftreten der ersten Menschen und einige Beobachtungen neuester Zeit können uns eine zutreffende Antwort geben.

Die Entwicklung des Lebens während der Tertiärzeit brachte beim besonders reich sich entfaltenden Wirbeltierstamme auch die Veränderungen am Kopfskelett hervor, die eine Erweiterung der Schädelhöhle ermöglichten und damit auch dem nervösen Zentralapparat einen größeren Raum freigaben.

An absolutem Gehirngewicht sind heute die Riesen unter den Tieren dem Menschen wesentlich überlegen, nicht aber an relativem Gehirngewicht, welches das Verhältnis zwischen Hirngewicht (= 1) und Körpergewicht zum Ausdruck bringt. Während z. B. beim Riesenwal das Gehirn 7000 Gramm, also fast fünfmal soviel als das eines erwachsenen Mannes von 1450 Gramm wiegt, beträgt das relative Gewicht beim Riesenwal nur 1 : 10 000, beim Manne dagegen 1 : 46 (beim indischen Elefanten mit 5400 Gramm 1 : 560, beim Löwen mit 220 Gramm 1 : 546). Auch die Menschenaffen erreichen das günstigere Verhältnis des Menschen selbst nicht: junger Orang-Utang und Schimpanse etwa 1 : 60; Pavian und Gibbon etwa 1 : 74. Doch gibt es kleinere Halbaffen von nur wenigen Pfund Körpergewicht, die den Menschen in dieser Beziehung rein zahlenmäßig bedeutend überlegen sind; so beträgt z. B. das relative Gehirngewicht beim Klammeraffen 1 : 15, beim Rollschwanzaffen 1 : 18.5 und beim Krallenäffchen 1 : 17. Diese scheinbar günstigeren Verhältnisse bedingen aber keineswegs eine höhere Intelligenz; das Gehirn ist ja auch — bei den Tieren fast ausschließlich — die Zentrale der Sinne und die unbewußte Melde- und Kommandostelle für alle rein materiellen Vorgänge im Körper. Da nun der Stoffwechsel nicht proportional zum Körpergewicht, sondern zur Körperoberfläche zunimmt und eine relativ größere Körperoberfläche, wie sie den kleineren Tieren eigen ist, ein relativ umfangreicheres Nervengeflecht bedingt, ist die Steigerung des relativen Gehirngewichts bei diesen eine biologische Notwendigkeit.

Seit grauen Vorweltagen hat der Schädelinnenraum beim Menschen eine beträchtliche Erweiterung erfahren; er mißt beim als Vorstufe des Menschen noch umstrittenen Pithecanthropus etwa 900 Kubikzentimeter, beim Neandertaler etwa 1250 und nach einer neueren französischen Quelle bei Bewohnern Frankreichs während der jüngeren Steinzeit 1300 bis 1400 Kubikzentimeter, bei Pariser Einwohnern des 12. Jahrhunderts etwa 1400—1500 Kubikzentimeter und bei Parisern von heute etwa 1500—1600 Kubikzentimeter im Durchschnitt; bei 5,2 Prozent der letzteren erreicht er 1800, in Einzelfällen sogar 1900 Kubikzentimeter. Sicher eine sehr verheißungsvolle Tatsache, wobei wir natürlich nicht aus dem Auge verlieren dürfen, daß die den Kulturfortschritt ermöglichenden Geistesfähigkeiten an bestimmten Stellen des Gehirns, besonders in seinen von Flechsig zuerst nachgewiesenen Apperzeptionszentren, der Hirnrinde lokalisiert sind.

Umgekehrt wird die Gehirngröße abnehmen, wenn die geistige Betätigung nachläßt. Das belegt eine Feststellung aus Ägypten: die heute lebenden Nachkommen der einst hoch kultivierten alten Ägypter haben geringere Gehirnmaße als ihre Ahnen, eine Bestätigung der biologischen Binsenwahrheit, daß Organe, die nicht gebraucht werden, sich zurückbilden.

Die in zweifacher Anzahl sich bildenden Stirnbeine des Menschen verwachsen in der Regel schon in früher Kindheit und bilden dann eine völlig geschlossene Knochenplatte. Druck von der Gehirnseite her kann diese feste Verbindung aber verhindern; dann bleibt eine „Stirnnaht" bestehen, die ein Nachgeben der Stirnbeine bei weiterem Gehirnwachstum erleichtert. Während diese Stirnnaht bei Negern und Australiern nur in 1,2 Prozent der Fälle angetroffen wird, kommt sie bei den Europäern von heute nach verschiedenen Untersuchungen von 7,6 bis 16,3 Prozent vor.

Zuweilen kann der das Gehirnwachstum begünstigende Druck durch krankhafte Vorgänge im Gehirn eingeleitet oder hervorgerufen werden. Der hervorragende Gehirnanatom Edinger wies in diesem Zusammenhange darauf hin, daß manche durch ihre geistigen Leistungen hervorragenden Männer den Eindruck erwecken, als ob sie in der Jugend an Gehirnwassersucht (Hydrozephalie) gelitten hätten. Vom berühmten französischen Naturforscher Cuvier steht fest, daß er ein besonders schweres Gehirn besaß und in der Jugend hydrozephalisch war. Das gleiche soll beim großen Physiker Helmholtz der Fall gewesen sein. Die mächtige Hirnschale des Musikers Rubinstein zeigte bei der Sektion deutliche Spuren einer in der Jugend überstandenen Rachitis. Das sind aber zweifellos Ausnahmen; meist sind hydrozephalische Erkrankungen für den Befallenen durchaus von Nachteil. Auch in dieser Beziehung gilt die alte, von der neueren Biologie in mancherlei bestätigte Auffassung: Der gesunde Körper ist Wohnsitz einer gesunden Seele.

Das Gehirnwachstum wird auch mit vom Bildungsgange und von der sozialen Stellung des einzelnen Menschen beeinflußt. Der Anatom Pfitzner hat durch Umfrage bei einer größeren Anzahl Hutgeschäfte festgestellt, daß die billigeren

Das anomale Magnetfeld von Kursk

Die Erde wirkt bekanntlich wie ein riesiger Magnet, dessen Pole allerdings nicht mit den geographischen Polen zusammenfallen, aber immerhin in ihrer Nähe liegen. Der berühmte Mathematiker Carl Friedrich Gauß, dessen Andenken bei Gelegenheit der 150. Wiederkehr seines Geburtstages vor einigen Monaten in der ganzen Welt gefeiert wurde, hat vor fast 100 Jahren die Methoden gelehrt, nach denen auch heute noch der magnetische Zustand an jedem Orte der Erde gemessen werden kann, und einen großen Atlas des Erdmagnetismus herausgegeben. Nun ist der magnetische Zustand nicht unveränderlich, sondern unterliegt gewissen Schwankungen, so daß er beständig kontrolliert werden muß. Aber indem man den mittleren Wert an einem Orte als den ihm zukommenden annimmt, kann man doch nach den Gaußschen Formeln einen Wert des magnetischen Zustandes für jeden Ort auf der Erde berechnen, auch wenn man ihn dort noch nicht gemessen hat. Bei den wirklichen Messungen zeigen sich aber an einigen Orten nicht unerhebliche Abweichungen von diesen berechneten Werten. Solche Abweichungen, die jedenfalls durch besonders starke magnetische Massen unter der Oberfläche der Erde hervorgerufen werden, nennt man magnetische Anomalien. Die größten derartigen Anomalien sind bisher im russischen Gouvernement Kursk festgestellt worden, doch von ihrer Ausdehnung hatte man keine rechte Vorstellung, bis sie in den Jahren 1919 bis 1926 ganz systematisch erforscht wurden. Über die Ergebnisse dieser Untersuchungen hielt der Moskauer Professor P. Lasarew im Rahmen der russischen Naturforscherwoche, die auf Veranlassung der deutschen Regierung vom 19. bis 25. Juni von der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas in Berlin veranstaltet worden war, einen sehr interessanten Vortrag. Er teilte darin mit, daß an etwa 20 000 Punkten die magnetischen Größen gemessen und an allen Stellen des weiten Gebietes von rund 50 000 Quadratkilometer (etwa $^1/_{10}$ der Gesamtfläche Deutschlands) mehr oder minder große Abweichungen festgestellt wurden. Die stärksten Anomalien finden sich in einem bis 40 Kilometer breiten Streifen, der sich in einer Ausdehnung von 250 Kilometer von Südosten nach Nordwesten erstreckt.

Zur näheren Erforschung der Ursache der Anomalien wurden überaus zahlreiche Bohrungen bis zu 300 Meter Tiefe vorgenommen und überall Eisenerze, hauptsächlich das stark magnetische Magnetit, vorgefunden, die sich nach der Stärke der verursachten magnetischen Abweichungen stellenweise sicherlich bis zu 1 Kilometer Tiefe erstrecken. Rechnet man aber auch nur mit einer mittleren Mächtigkeit der Eisenerzlager von 340 Metern, so würde das Kursker Lager 15,3 Milliarden Tonnen umfassen, gegenüber nur 13,6 Milliarden Tonnen im Uralgebirge und dem gesamten übrigen Rußland. Eine besondere Kommission hat die Frage geprüft, ob sich der bergmännische Abbau dieses riesigen Lagers lohnen würde, und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß die aufzuwendenden Mühen und Kosten sich reichlich verzinsen würden. So haben sich die zu rein wissenschaftlichen Zwecken vorgenommenen magnetischen Messungen als eine wahre Wünschelrute erwiesen, die zwar nicht zur Heraufschaffung von Gold und Silber aus den Tiefen der Erde Veranlassung geben wird, sondern zur Gewinnung des viel wichtigeren Eisens.

Das flache Dach

Von A. Peters (Niederrad)

„O Himmel über mir, du Reiner, Tiefer! Du Lichtabgrund! Ich bin ein Segnender und ein Jasager, wenn du nur um mich bist; in alle Abgründe trage ich dir noch mein segnendes Jasagen!"

Hüte im Durchschnitt in niedrigeren Nummern verkauft werden als die teuren. Eine englische Untersuchung ergab deutliche Wechselbeziehungen zwischen Schädelmaßen und Prüfungsergebnissen bei über 2000 Studenten der Universität Cambridge. Entsprechende Unterschiede ergaben auch deutsche Schädelmessungen von Land- und Stadtbevölkerung und von Angehörigen verschiedener Berufsgruppen.

Je komplizierter und feiner zusammengesetzt ein Instrument gebaut ist, desto größer ist seine Empfindlichkeit störenden Einflüssen gegenüber. So ist auch das hoch entwickelte Gehirn des Kulturmenschen leichter krankhaften Störungen unterworfen; die weitverbreitete Nervosität und der Umstand, daß nach statistischen Untersuchungen Geisteskrankheiten mit der Dichte der Bevölkerung zunehmen, ist Beweis dafür. Allerdings tragen an diesen Erscheinungen auch Geschlechtskrankheiten und Alkoholismus zu einem guten Teile die Schuld.

Schon beim kleinen Kind kann die Entfaltung des Gehirns wesentlich gefördert werden. Maria Montessori fordert in ihrer Methode deshalb mit vollem Recht Berücksichtigung der sog. sensitiven Perioden der frühen Kindheit.

Alle Tatsachen der Entwicklungsgeschichte, vergleichenden Gehirnanatomie und Psychologie sprechen mit aller Deutlichkeit für bestehende gerade Wechselbeziehungen zwischen Gehirnwachstum und Kulturaufstieg. Wir dürfen also die eingangs gestellte Frage, ob sich das menschliche Gehirn nach Umfang und Leistung weiter entwickeln wird, zuversichtlich bejahen. Aber die Aktivität des Menschen selbst wird Wesentliches dazu beitragen müssen. Der zukünftige Mensch wird weniger als heute noch Gegenstand der Kulturbewegung sein, sondern sie als bewußter Kenner ihrer Gesetze in Hilfsbereitschaft zu seinen Mitmenschen meistern und aufwärts führen.

Bedeutende Romane der Weltliteratur im Lichte der Zeitgeschichte

Von **Studienrat Dr. Erich Witte** (Berlin)

I.

Die Erholung besteht in dem Ruhen der bei der Berufsarbeit tätigen Kräfte und in der Betätigung der bei der Berufsarbeit ruhenden Kräfte. In den Ferien treiben daher Kopfarbeiter Sport, betätigen Handarbeiter auch ihre geistigen Kräfte. Interessanter als das Studium geschichtlicher, politischer, juristischer und pädagogischer Werke und Schriften ist die Lektüre von Romanen, in denen geschichtliche, politische, juristische und pädagogische Fragen behandelt werden. Die in den letzten Jahren verfaßten Romane dieser Art sind nach ihrem Erscheinen besprochen worden. Aber auch die vor vielen Jahren oder Jahrzehnten veröffentlichten Romane können im Lichte der Ereignisse der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit betrachtet werden. Oft sagt man sich bei der Lektüre: „Die Schauspieler sind zwar nicht dieselben, aber es ist dieselbe Bühne, es ist dasselbe Drama oder ein Drama ähnlichen Inhalts". Einen noch größeren Wert als für Erwachsene haben solche Romane für die Erziehung; da die Jugend sich zum Verständnis der Ideale und der Weltanschauung ihrer Eltern durch Vorträge und Reden allein nicht gewinnen läßt. Die billigen Preise dieser in vielen Ausgaben erschienenen Romane ermöglichen auch unbemittelten Volksgenossen ihre Anschaffung.

II.

Der Bestand der republikanischen Staatsform ist gesichert. Trotzdem müssen den Knaben und Mädchen die schweren Nachteile der Monarchie beständig vor Augen geführt werden. Meisterhaft schildert sie der ältere Dumas in seinem Roman „Ange Pitou". Er schildert die Unfähigkeit Ludwigs XVI. und den Ausbruch der französischen Revolution. Der Held, ein älterer Schüler, wird wegen seiner vielen Fehler in den lateinischen Arbeiten aus der Schule entlassen, zeichnet sich aber bei der Bestürmung der Bastille aus. Auf Grund der berüchtigten lettres de cachet wird ein Mann verhaftet, weil er Briefe hat, durch die eine Gräfin, eine Vertraute der Königin, bloßgestellt wird. Die Fortsetzung dieses Romans ist „Die Gräfin von Charny", hierin schildert der Dichter die Revolution bis zum Tode Ludwigs XVI. und stellt den hoffnungslosen Kampf des zerrütteten Königstums gegen den Freiheitsdrang des Volkes dar.

Eine ähnliche antimonarchistische Wirkung hat Sienkiewicz' in alle Sprachen übersetzter Roman „Quo vadis?" wegen der meisterhaften Darstellung des an Cäsarenwahnsinn erkrankten Kaisers Nero. Den größten Einfluß auf diesen und damit auf das Schicksal des Riesenreiches hat der, der am geschicktesten ihn zu umschmeicheln und seine schlechten Verse zu bewundern versteht. Der geschichtliche Hintergrund des Romans ist der Brand Roms, das auf Veranlassung Neros angezündet wird. Die Verfolgung der Christen, denen er die Schuld zuschiebt, erinnert an die der Sozialdemokraten zur Zeit des Bestehens des Sozialistengesetzes.

Auch in „Kenilworth", dem bedeutendsten Romane Scotts, des Schöpfers des geschichtlichen Romans, wird meisterhaft dargestellt, daß die Politik Englands davon abhänge, ob der Graf von Sussex oder sein Rivale der Graf von Leicester geschickter der Königin Elisabeth schmeichele.

III.

Die Monarchie braucht nicht mehr beseitigt zu werden, wohl aber das alte Strafrecht. Der Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs ist kürzlich dem Reichstag zugegangen. Mehr als alle Broschüren über die Notwendigkeit der Reform des Strafrechtes ist Tolstois Roman „Auferstehung" gelesen worden. Ein Fürst ist Geschworener in einem Prozeß, in dem seine frühere Geliebte, das Dienstmädchen bei seiner Tante gewesen ist, wegen eines Mordes zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt wird. Der von Gewissenqualen gefolterte Fürst kommt zu der Erkenntnis, daß eigentlich er auf die Anklagebank gehöre. Denn da sie von ihm ein Kind hat, ist sie überall entlassen worden und schließlich Prostituierte geworden. Er ist auch überzeugt, daß sie den Mord nicht begangen hat und nur wegen der Lückenhaftigkeit der Strafprozeßordnung verurteilt worden ist. Er lernt bei seinen Besuchen der Verurteilten viele andere Leute kennen, die wegen einer Kleinigkeit zu einer harten Strafe oder ganz unschuldig verurteilt worden sind.

Daß die Verurteilung wegen eines geringen Fehltritts einem Menschen die Rückkehr ins bürgerliche Leben erschweren oder un-

---

So läßt Nietzsche seinen Zarathustra singen auf der Höhe seiner Berge und kennzeichnet damit die freie leichte Stimmung, die den Menschen überkommt, wenn er die weite Himmelskuppel sich über seinem Haupte spannen sieht und den Blick unbeschränkt hineintauchen kann in den unendlichen Raum.

Wer von den lieben Lesern war einmal in der Schweiz, auf dem Gipfel eines Schneebergs? Oder auch nur auf der Wegscheide? Was war es, das ihn dort gleich so frei und tief aufatmen ließ? Es war auch dieser Eindruck der Weite, der Entspanntheit, wie eine Gelöstheit des ganzen Wesens: „O Himmel über mir, du Reiner, Tiefer!" Dieses stärksten Eindrucks willen führt auch die Wegscheide den goldenen Stern im blauen Felde auf ihren Wimpeln.

Und wer hat einmal die Schwarzdrossel mit den Augen gesucht, die den Stadtwald mit ihren dringenden Flötentönen erfüllt? Dort ganz oben sitzt sie auf der Spitze jenes dürren Astes und schmettert mit erhobenem Köpfchen ihren Jubel hinein in die Weite des blauen Luftmeeres: „O Himmel über mir, du Lichtabgrund!"

Diesen Himmel haben die Menschen der großen Stadt verloren. In stauberfüllten Straßen zwischen hohen Häuserreihen eilen sie hin und her, die angespannten Sinne auf die Hindernisse und Gefahren ihres Weges gerichtet und die Möglichkeiten der Rettung erspähend; auf schmalen Gehsteigen und zwischen noch schmaleren „Strichen" drücken sie sich vorwärts wie eine geängstigte Hammelherde; oder sie sitzen in dumpfen Mietskasernen mit dem Ausblick auf das steinerne Meer der Mauern und Dächer — nirgends ein Platz, der zum Ruhen, zum völligen Entspannen, zum Frei- und Frohgefühl einladet, so daß man die Arme heben und wieder einmal „Ja" dem Leben sagen könnte!

Ja, die Großstadt hat den Menschen eingekerkert, lebendig begraben, seine besten Impulse erstickt. Wer sucht jetzt noch den Himmel, wer schaut noch nach den Sternen — ja, wer in der Großstadt sieht auch nur die glänzende Venus, den schönen Schwesterplaneten der Erde, der da am westlichen Himmel dem flammenden Abendschein entsteigt und mit der Erde Lichtgrüße tauscht? Ach, können wir denn dem müden, abgehetzten Stadtmenschen nicht eine Stunde Himmelsaufblick wiedergeben, eine Stunde Besinnung und Lösung aus der engen Verstrickheit der irdischen Verhältnisse?

Wie war es so schön in Persien, wenn man nach dem heißen staubigen Arbeitstage hinaufstieg auf das flache Dach, wo die Liegestühle bereitstanden, auf die man sich wohlig streckte; die Sonne sank, der kühle Nachtwind erhob sich; die Sterne blinkten auf — das Auge drang in unerhörte Fernen, die Seele begann ihre Flügel zu heben ... tief unten verstummte der Lärm der Straße, und von oben taute Frieden herab: „O Himmel über mir, du Reiner, Tiefer!"

Wahrlich, vom Orient sollten wir wieder lernen, daß wir uns den Ausblick zum Himmel freihalten müssen.

Und da steht jetzt in Praunheim dies Stück Orient, diese freudig bemalten Häuschen mit dem flachen Dach — ja, dies flache Dach ist das wertvollste Stück der neuen Bauart! Gewiß, die Küche mit ihren bequemen neuzeitlichen Einrichtungen; das Badezimmer im kleinsten Häuschen; die hellen Kellerräume, die Gärtchen — alles das sind Werte, die anerkannt werden müssen; dazu das Frohgefühl des Eigenbesitzes — aber das flache Dach unter dem weiten Himmelsrund, das ist das Heiligtum dieser Häuser, der Ort des Friedens und der Gesundung; von dort aus wird auch der Laie wieder nach den Sternen fragen lernen und für die Geschäfte der Erde einen weiteren Blick und ein richtigeres Urteil gewinnen!

---

möglich macht, will Victor Hugo in seinem Roman „Die Elenden" beweisen. Unter dem Titel „Menschen unter Menschen" ist der Roman in der letzten Zeit häufig im Film dargestellt worden. Als Jean Valjean entlassen wird, will ihn als früheren Zuchthäusler zuerst niemand aufnehmen. Aber doch ist er kein schlechter Mensch. In einer fremden Stadt, in der niemand ihn kennt und in der er unter einem anderen Namen lebt, gelangt er zu Ansehen, nachdem er ein Kind aus einem brennenden Hause gerettet hat; er wird ein wohlhabender Fabrikbesitzer und schließlich Bürgermeister. Als aber ein früherer Gefangenenwärter ihn erkennt, ist es mit der ganzen Herrlichkeit aus. Im Jahre 1927 ist es zwar in Deutschland nicht mehr möglich, daß ein Mensch zu Zuchthaus verurteilt wird, weil er hungernden Kindern Brot gestohlen hat. Er würde nur wegen Mundraubs bestraft werden. Auch haben wir die Wohltat der Bewährungsfrist. Aber doch regt der Roman aus dem angegebenen Grunde noch heute zum Nachdenken über die Notwendigkeit der Justizreform an.

Daß Nahrungsmittel die Ursache von vielen Verbrechen und Vergehen ist, beweist Zolas bekanntester Roman „Germinal". Den Inhalt bildet der Streik französischer Kohlenarbeiter in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, also zu einer Zeit, als es noch keine Gewerkschaften gab. Etienne, der ihn inszeniert hat, übersieht aber nicht die Folgen. Ihm wächst die Bewegung schließlich über den Kopf. Die Grubenbesitzer geben nicht nach. Die hungernden und frierenden Massen lassen sich schließlich zu Gewalttätigkeiten hinreißen, so daß das Militär eingreifen muß.

IV.

Das Reichsschulgesetz, das hoffentlich vor dem Reichstag verabschiedet werden wird, wird das Interesse für Schul- und Erziehungsfragen wieder haben. Von der Ansicht, daß der Mensch von Natur gut ist, sind die Philosophen der Aufklärungszeit ausgegangen. Rousseau hat als Motto seines berühmten Erziehungsromans „Emil" den Satz gewählt: „Alles ist gut, was aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschheit". In diesem Geiste hat Dickens seine vielgelesenen Romane „David Copperfield" und „Oliver Twist" geschrieben. Das Gute in den beiden Knaben bäumt sich gegen die schlechte Erziehung auf. David Copperfield wird von seinem Stiefvater für unerziehbar gehalten und geprügelt. Er entwickelt sich aber in dem Hause seiner Tante, von der er freundlich behandelt wird, zu einem prächtigen Menschen. Oliver Twist, dessen Vater unbekannt ist, dessen Mutter bei seiner Geburt stirbt, wird zuerst in einem armen Hause und von einem Sarghändler erzogen und ernährt. Er entläuft, fällt in London einer Verbrecherbande in die Hände. Vergebens sucht diese, ihn systematisch zum Stehlen zu erziehen. Sein besseres Selbst, seine unschuldige Kinderseele, lehnt sich gegen diese unmenschlichste Tyrannei auf.

V.

Wichtiger als die Reform der Justiz und die Erziehung ist die Erhaltung des Friedens. Der beste pazifistische Roman ist immer noch Bertha von Suttners „Die Waffen nieder". Die aus einer aristokratischen Familie stammende, in ihrer Jugend für Kriege und Kriegshelden schwärmende Hauptperson wird auf Grund ihrer wissenschaftlichen Studien und unter dem Einfluß des Krieges von 1859, in dem ihr Mann fiel, begeisterte Pazifistin. Als dann im Jahre 1866 ihre meisten Verwandten an der durch den Krieg verbreiteten Cholera sterben, entschließt sie sich, zusammen mit ihrem zweiten Manne, den Militarismus in der Öffentlichkeit zu bekämpfen. Kein den Weltkrieg behandelnder Roman hat an Volkstümlichkeit Suttners Roman erreicht.

Zolas Roman „Der Zusammenbruch" trägt seine pazifistische Tendenz nicht so deutlich an der Stirn wie „Die Waffen nieder". Aber er wirkt auch pazifistisch. Die entsetzlichen Leiden von einfachen französischen Soldaten bilden den Inhalt, die Schlacht bei Sedan, die Belagerung von Paris und die Kommune, den Hintergrund.

Die Invasion der 30 000 Gnus

Große Herden von Gnus, die, vom Durst gepeinigt, von ihren Weideplätzen aufgebrochen sind, sind in das von Transvaal und der Delagoabay begrenzte fruchtbare Swasiland eingedrungen, um ihren Durst an den Flüssen des Landes zu löschen. Die Herden, die auf 30 000 Köpfe abgeschätzt werden, haben unterwegs auf Feldern und Wiesen großen Schaden angerichtet, da die vom Durst gepeinigten Tiere auf der Wassersuche alles zertreten und zerstampfen. Das Schlimmste aber ist, daß sie als Träger von Krankheiten eine Gefahr für den Viehbestand des Landes bilden. Im Gefolge der Herden ist denn auch die Maul- und Klauenseuche aufgetreten, so daß sich die Farmer genötigt gesehen haben, umfangreiche Jagden zu veranstalten, um die Tiere aus dem Land zu vertreiben. Bisher ist ein Erfolg nicht erzielt worden, da an die Stelle der getöteten Gnus fortwährend Nachzügler treten. Den Vorteil von der Jagd haben nur die Eingeborenen, die sich gierig auf die Kadaver der erlegten Tiere stürzen, deren Fleisch außerordentlich geschätzt ist. Das Gnu gehört zur Gruppe der Antilopenfamilie. Es erreicht die Größe des gemeinen Esels und hält in seinem Äußeren gewissermaßen die Mitte zwischen Pferd und Ochsen; es gleicht jenem durch die Gestalt, Hals, Schwanz und Beine, dem Ochsen hingegen durch den Kopf und die großen Hörner. Die Tiere leben herdenweise in Südafrika vom Kapland bis zum Aquator, sind sehr schnell und wild und wenden sich nicht selten in einem Anfall von Wut auch gegen den Jäger.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Wie löse ich einen Dreizüger?

Von W. Roscher

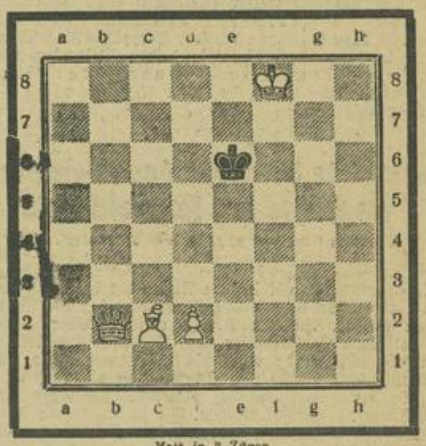
Ich werde nicht umhin können, hierbei gleich eine gewisse Einteilung der Dreizüger vorzunehmen. Wir unterscheiden 3 Hauptarten:
1. die böhmische Schule (Mattbilder- und Mattwendungsaufgaben);
2. Ideenprobleme (auch neudeutsche Schule genannt);
3. Kombinationsprobleme (eine Verbindung von schönen Mattführungen mit einschlägigen Ideen. Variantenaufgaben).

Wir wollen mit der böhmischen Schule beginnen. Diese zeichnet sich aus durch schweren Schlüssel, stille zweite Züge, reine Mattstellungen (jedes Feld um den schwarzen König darf nur von einer Figur bestrichen sein!) und vorzügliche Ökonomie. Eine solche Aufgabe wollen wir zur Hand nehmen:

Aufgabe Nr. 107

M. Havel (Prag)

Zlata Praha 4. 1. 1912



Matt in 3 Zügen.

Kontrollstellung: Weiß: Kf8; Db2; Lc2; Bd2. Schwarz: Ke6, (4:1) 3 matt.

Der schwarze König hat 3 Fluchtfelder, das muß beim Suchen der Lösung mit beachtet werden. Da aber andere schwarze Figuren nicht da sind, ist der schwarze König auch zum Zuge gezwungen, was oftmals von großer Wichtigkeit ist. Dem Problemkenner wird diese Aufgabe nicht gerade eine harte Nuß sein, weil er beim Prüfen der Steine auf ihre Notwendigkeit auf den entfernt stehenden Bauer d2 aufmerksam wird. Daß dieser Bauer ziehen muß, steht für ihn sofort fest; damit ist natürlich noch lange nicht gesagt, daß er gerade den Schlüsselzug ausführen muß. — Man läßt auch den schwarzen König ruhig einmal ziehen. Geht er nach d5, so wäre durch 2. Zug Db2—b6 eine schöne Absperrung möglich. Dann bliebe dem schwarzen K. nur noch das Fluchtfeld c4. Wo soll aber dann ein Matt herkommen? Und doch wäre es möglich, wenn das Feld c5 gedeckt wäre. Wie ist dies möglich? Eben durch jenen rückständigen Bd2, der eben den Schlüsselzug nach d4 ausführen müßte. In der oben angeführten Variante könnte die Dame im dritten Zuge ein wunderschönes Matt auf c5 geben. Dieses Matt ist vollkommen rein, d. h. jedes Feld um den schwarzen König ist nur einmal abgedeckt. — Nun werden ja sehr viele sagen: „Wenn der Bauer im ersten Zuge nach d4 zieht, erhält ja der schwarze König noch ein viertes Fluchtfeld" (f6!). Das stimmt zwar, aber im Problemschach ist doch alles möglich. Würde der König nach f6 ziehen, so folgt nämlich 2. Db5! Nun muß der König nach e6 zurück und die Dame gibt auf e6 ein wiederum vollkommen reines Matt. Zieht der schwarze König im ersten Zuge nach d7, so folgt 2. Db6 und 3. Lf5 matt. Auch dieses Matt ist rein. Als letztes bleibt dem König nur noch das Fluchtfeld d6. Jetzt würde als zweiter Zug Db7! geschehen und im nächsten Zuge könnte auf c6 wieder ein reines Damenmatt erfolgen. Also dürfte wohl nun feststehen, daß 1. d2—d4! der Schlüsselzug ist.

Was gefällt wohl an dieser Aufgabe besonders? Vier Sachen will ich hervorheben: 1. Sämtliche Mattstellungen sind rein. 2. Bei mehreren Mattstellungen wirken alle vorhandenen Figuren mit, keine steht müßig auf dem Brett herum. 3. Gefallen uns die stillen zweiten Züge von Weiß, d. h. es wird nicht Schach geboten und auch nichts geschlagen. 4. Muß der geringe Materialaufwand gelobt werden (5 Steine), auch die Aufstellung ist gefällig.

Die ganze Stellung ist auf Zugzwang aufgebaut; wenn Schwarz nicht zu ziehen gezwungen wäre, könnte er in drei Zügen nicht mattgesetzt werden. — Über die „Böhmische Schule" wird in dieser Artikelserie noch mehr zu reden sein. (Fortsetzung folgt.)

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Abt. 1 (Innenstadt): Montag, Hotel „König von England", Battonnstr. 68.
Abt. 2 (Riederwald): Mittwoch bei Blank.
Abt. 3 (Bockenheim): Mittwoch, „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Abt. 4 (Bahnhofsviertel): Donnerstag, „Regenbogen", Gutleutstraße.
Abt. 5 (Nordend): Freitag bei Walter, Weberstraße 84.
Abt. 6 (Rödelheim): Dienstag bei Geyer, Eschborner Landstraße.
Abt. 7 (Bornheim): Mittwoch bei Pauly, Germaniastraße 49.
Abt. 8 (Niederrad): Samstag, Sportplatz der Freien Turner, Halmstraße.
Abt. 9 (Sachsenhausen): Dienstag bei Adrian, Affentorplatz.
Abt. 10 (Gallusviertel): Mittwoch bei Israel, Franken-Allee 234.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Columbus ohne Legendenkranz

„Das Leben des Christoph Columbus, wie es heute noch den Kindern und Jünglingen in den Elementar- und Mittelschulen, selbst an den höheren Lehranstalten, erzählt wird, und wie es dem großen Publikum aus populären Büchern bekannt ist, ist nichts als eine lügenhafte Legende, von Columbus selbst ersonnen unter Mithilfe seiner ersten beiden Biographen, seines Sohnes Ferdinand und seines Freundes Las Casas. In den folgenden Jahrhunderten wurde sie durch neue Episoden bereichert, ohne daß ihr ein kritischer Geist entgegengetreten wäre, selbst nur, um Zweifel zu wecken, bis sie schließlich in der Mitte des 19. Jahrhunderts zur gewaltigsten und bestgelungenen Fälschung der Weltgeschichte wurde."

Diese lapidare Feststellung liest man in dem soeben im Verlag Dr. Max Epstein, Leipzig und Wien, erschienenen Buch von Marius André „Das wahre Abenteuer des Christoph Columbus" und nach der Lektüre dieses aufsehenerregenden Werkes wird man bekennen müssen, daß diese Entthronung eines der größten Männer der Weltgeschichte nicht von ungefähr erfolgt, sondern ihre guten, durch wirkliche Forschung gerechtfertigten Gründe hat. Columbus erschien der Welt nicht nur als einer der gewaltigsten Geister aller Zeiten, der, seiner Epoche durch umfassendes Wissen überlegen, von den Bösen und Eifersüchtigen verfolgt wurde, sondern auch als der größte Heilige des Christentums. Unter dem Einfluß des Roselly de Lorgues, Autors eines „Christoph Columbus", eines Romans, in dem selbst die Aufzeichnungen des großen Entdeckers gefälscht waren, entstand eine mächtige Bewegung, die beispiellos in der Kirchengeschichte ist, um seine Heiligsprechung zu erlangen. Sie dauerte mehr als fünfzig Jahre, von 1856 bis 1892, und wurde danach noch mehrmals aufgenommen. Die Theologen, die dem Ansturm und diesem ansteckenden Enthusiasmus standhielten, hatten die Schriften des Columbus und andere Dokumente der Zeit studiert, durch welche die Legende zerstört wird. Es wird ein Rätsel der Geschichte bleiben, daß diese Legende einen so unerhörten Erfolg haben konnte.

Kein Geringerer als Alexander v. Humboldt hatte die Wahrheit über Colombo schon seit der Veröffentlichung der ersten Bände der Sammlung Navarette geahnt und auf sie in einem seiner französisch geschriebenen Werke hingewiesen. So hat er unwiderleglich festgestellt, daß Columbus der Initiator des Sklavenhandels ist, daß er als erster ihn durch Raub von Weibern und Kindern zu seinem und des Staates Nutzen ausüben wollte, daß er dies trotz der Abneigung und den Befehlen der Königin Isabella mit Zynismus und Grausamkeit tat. Und das genügte, um zu zeigen, daß Columbus kein Heiliger, nicht einmal ein einfacher Ehrenmann war.

Was Humboldt begonnen hatte und in sehr unfertigem Zustand zurücklassen mußte, — denn ein Menschenleben konnte nicht ausreichen, um die unter dem erdrückenden Gewicht von Legenden, Unwahrheiten, Irrtümern und Fehlern von mehr als 400 Jahren erstickte Wahrheit wiedererstehen zu lassen — wurde von den Gelehrten und Historikern im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und in der Gegenwart vollendet. Die zwei bedeutendsten dieser Amerikanisten sind der Nordamerikaner Henry Vignaud und der Mexikaner Carlos Pereyra. Die hervorragenden Arbeiten von Vignaud, die vielleicht nur einigen hundert Menschen bekannt sind, umfassen nur die erste Hälfte von Columbus Leben. Auch das Buch von Carlos Pereyra, mehr zusammenfassend, das Meisterwerk einer Geschichtsrekonstruktion und tiefer Seelenkunde, schildert nicht das ganze Leben des Entdeckers.

In dem erwähnten Buch von Marius André wird zum erstenmal versucht, das „wahre Abenteuer des Christoph Columbus" zu erzählen, das bisher noch nie vollständig geschrieben und einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht worden war. Die Darstellung beruht ausschließlich auf authentischen Dokumenten der Zeit, vor allem auf dem Tagebuch und den Schriften des Columbus selbst. Man gewinnt einen ganz neuen Einblick in die wirklichen Zusammenhänge und Ereignisse, die der denkwürdigen Fahrt nach der Neuen Welt vorangingen, den Verlauf dieses kühnen Unternehmens, das sich wesentlich anders abspielte, als man es bisher gelesen hat, und an dessen glücklichem Gelingen die Begleiter des Entdeckers wesentlich größeren Anteil haben als Columbus selbst. Auch der Aufenthalt des Genuesen auf den neuentdeckten Inseln, sein ziel- und planloses Umherirren an den Küsten der neuentdeckten Gebiete, die er nicht aufhörte, für Indien, Malakka oder Japan zu halten, wie er überhaupt eine höchst mangelhafte Kenntnis auf geographischem und nautischem Gebiet besaß, ist hier in einem ganz neuen Lichte gezeigt. Man kann dem Verfasser durchaus beistimmen, wenn er am Schluß seiner Vorrede bemerkt: „Schließlich sei noch den empfindsamen Seelen, die es bedauern sollten, daß ich zur Zerstörung einer „schönen Legende der Geschichte der Menschheit" beitrage, gesagt, daß die schönen, ehrwürdigen Legenden aus dem Geist des Volkes entstehen, dessen nationale, religiöse oder poetische Ideale sie zum Ausdruck bringen. Die Columbuslegende wurde von Columbus selbst zu seinem eigenen Vorteil geschaffen, und um sie zu gestalten und zu befestigen, mußten die beiden Entdeckernationen des 15. und 16. Jahrhunderts, die Portugiesen und Spanier, der Verleumdung preisgegeben werden. Die von den Erdichtungen der Columbuslegende befreite Geschichte der Entdeckungen hat so an Wahrheit und Schönheit nur gewonnen.

Luftfahrt in Wirtschaft und Politik

Von Dr. E. Everling, Professor an der Technischen Hochschule Berlin

„Luftfahrt ist not!" — das ist fast schon zum abgegriffenen Schlagwort geworden; und doch ist es eine wirtschaftspolitische Wahrheit; sie zeichnet sich von Jahr zu Jahr klarer ab, sie drängt sich von Monat zu Monat immer weiteren Kreisen auf. Recht deutlich zeigt das die „Stimme des Volkes", die Presse.

Luftfahrt ist not, denn sie fördert unsere Kultur, nützt unserer Wirtschaft, stärkt unsere Weltgeltung.

Die uralte Sehnsucht der Menschheit, den Vögeln gleich in der Luft zu schweben, zu fliegen wie Dädalus, der griechische Ingenieur, und Wieland, der germanische Schmied, ist seit einem Vierteljahrhundert Wahrheit geworden. Das Luftfahrzeug hat sich das Reich der Wolken erobert, es beherrscht die gesamte Kriegführung, es erringt sich einen Platz im Getriebe des Verkehrs, es dient mancherlei Berufen, es stählt die Jugend in herrlichem Sport, es erobert sich auch das Herz des Volkes und gibt dem Denken und Dichten ungeahnte Nahrung: die dritte Dimension ist besiegt, die Streitfrage: „drunten durch oder drüber weg?" hat einen neuen Sinn erhalten; nie hat menschliche Technik größeres errungen. Die Kultur, die manche schon sterben sehen, hat das Letzte, Größte, erreicht!

Nein, es ist nicht nur die „Zivilisation", die durch das Fliegen gefördert wurde, mag auch die Luftfahrt ein Kind der Technik sein. Die Umwälzung der Wirtschaft, die sich hier anbahnt, greift aufs tiefste in unser ganzes Leben ein. Freilich, jetzt erkennen wir es stückweise nur; aber wir müssen uns klar machen, was sich hier vorbereitet, welche Rolle das Luftfahrzeug schon in wenigen Jahren in Verkehr und Landwirtschaft, für Handel und Geldwesen spielen kann, wie wir den Organismus der Wirtschaft gestalten müssen, damit er aus der Beherrschung der Luft den vollen Nutzen zieht.

Der rasche Verkehr, der durch Fernsprecher und Telegramm, durch Funk- und Fernbild etwas Unversönliches, Unvollständiges erhalten hat, wird wertvoll ergänzt durch Mittel, die Personen, Urkunden, Geld und wichtige Waren schnell zu befördern. Das Luftfahrzeug mit seiner hohen Geschwindigkeit, seiner weitgehenden Unabhängigkeit von Land- und Wassergrenzen, Berg- und Talgestaltung, seiner von harten Stößen freien, für Schreibarbeit und Schlaf angenehmen Bewegung und seiner hohen Betriebssicherheit, ist ein ideales Personenverkehrsmittel, wenn die Flugplätze vom Herzen der Städte rasch genug erreicht werden können, wenn es gelingt, die Regelmäßigkeit, die Unabhängigkeit vom Wetter, vor allem vom Nebel, weiter zu erhöhen, wenn zeitsparende Nachtflüge mit noch größerer Zuverlässigkeit durchgeführt werden können — in vielen Fällen aber auch schon heute ohne diese Einschränkungen, zumal der Mehraufwand für den Flugpreis im Verhältnis zu den Vorzügen sehr gering ist. Es fehlt diesem Luftverkehr nur noch das Vertrauen weiter Kreise,

das er schon jetzt verdient, eine regere Benutzung, die manchem Vorteile bringen könnte und dazu beiträgt, den Verkehr selbst zu verdichten und zu verbessern.

Eilige Reisende finden sich nicht bloß unter Geschäftsleuten, Politikern, Schauspielern, Rennreitern, die ihre Wirksamkeit verdoppeln, wenn sie rasch von einem Ort der Berufsausübung zum andern gelangen; auch der Arzt, der zum Verletzten auf einsamer Insel, der Kranke, der durch Einöden mit Sanitätsflugzeug zum Seuchenlazarett gebracht wird, sind keine Phantasie mehr.

Noch nicht gelungen und daher von vielen als utopisch angesehen ist der Massenschnellverkehr durch die Luft. Aber haben wir nicht im Kraftwagen, im Autobus ein Verkehrsmittel, dessen Leistungsfähigkeit in der Großstadt mehr durch die Zahl als durch die Größe der Einheiten gesteigert wird?

Auch die Post hat sich dieses raschen Beförderungsmittels bemächtigt und verwendet die Flugzeuge auf Strecken und in Formen, die für den Reiseverkehr noch nicht freigegeben sind. Über die Vorteile der Luftpost und ihre gewaltige Zeitersparnis gegenüber der gewöhnlichen Briefbeförderung, erübrigt sich ein besonderes Wort für jeden, der einmal durch 10 Pfennig Mehraufwand einen eiligen Brief 24 Stunden früher nach Köln oder Königsberg gelangen ließ. Neben Briefen und Paketen, neben Ersatzteilen für andere Luftfahrzeuge, Proviant für verstiegene Hochtouristen, Arzneimitteln für entlegene Siedlungen und ähnlichen Hilfen für Notfälle, werden schon jetzt eine Reihe eiliger oder leicht verderblicher Waren, wie kleine Tiere, frische Blumen, Zeitungen, Feinkost, Pelze und die „letzten Schreie" der Mode häufig durch die Luft verschickt; auch hochwertige Dinge, wie Schmuck, Edelsteine, Metallbarren, Banknoten und Schecks, werden im Flugzeug isoliert und rasch, also sicherer, befördert. Bei der Versendung von Geld und Gelderatz wiegt vielfach der Zinsgewinn durch Zeitersparnis die Mehrkosten der Luftbeförderung bei weitem auf; bei wertvollen Waren spart der Händler Kapital, weil er weiß, daß er seine Lagerbestände auf dem Luftwege stets rasch zu ergänzen, also niedriger zu halten vermag.

Daß die Fischerei durch Aufsuchen von Fischbänken, Melden von Fischschwärmen mit Seeflugzeugen, durch Fischfänge mit kleinen Luftschiffen, wie durch Abschießen von Raubtieren gefördert werden, daß man mit dem Flugzeug jagen kann, sei nur nebenbei erwähnt, ebenso, daß Land- und Forstwirtschaft in schwachbevölkerten Gebieten schon jetzt durch Flugzeuge unterstützt werden, die aussäen, Vieh überwachen, Schädlinge mit Gift bekämpfen, nachdem sie ihre Sporen in der Luft, ihre Brutplätze am Boden festgestellt haben, die Waldbrände sogleich erkennen und durch Abwerfen von Feuerlöschbomben ersticken, über Windbruchschäden und Pflanzenstände einen raschen Überblick geben. Wichtig ist, auch für unser gut vermessenes Gebiet, das Luftbild, das Landesaufnahmen, vor allem unzugänglicher oder veränderlicher Gelände rasch und zweckmäßig ergänzt. Dazu kommt der Nutzen, den schon jetzt viele Wissenschaften aus dem Luftfahrzeug ziehen können: Geologie, Erd-, Siedlungs- und Wetterkunde bedienen sich seiner; sogar Regen machen und Nebel zerstreuen soll das Flugzeug! Das klingt uns heute noch wie ein Märchen, ist aber vielleicht in einigen Jahren ebenso Wirklichkeit, wie heute schon die übrigen erwähnten Herkulesarbeiten, die die Luftfahrt leistet.

Mittelbar wirtschaftsfördernd, den Warenaustausch beschleunigend, wirkt das Luftfahrzeug im Werbewesen; es selbst als sensationeller Gegenstand, der überall Interesse erweckt, wird gern zu Darstellungen verwendet, die für eine Partei, für eine Idee, für einen Handelsartikel Propaganda machen sollen. Durch Zettelabwurf aus der Luft, Schauflüge mit anpreisender Bemalung und Beleuchtung, durch „Himmelsschrift" mit Rauchfahnen stellt sich das Flugzeug in den Dienst der Reklame.

Endlich erzeugt die Luftfahrt selbst wichtige Ausfuhrgüter, Leichtbauwaren, Qualitätsarbeit hochwertiger Facharbeiter; sie nährt eine ganze Reihe von Hilfs-Industrien, die ihr Roh- und Werkstoffe, Betriebsmittel und Hallen, Zubehörteile und Meßgeräte liefern.

Trotz dieses wirtschaftlichen Nutzens haben die Luftfahrzeugbauer aller Länder, verglichen etwa mit den Kraftfahrzeugfirmen, ein sehr beschränktes Absatzgebiet. Ihre Hauptabnehmer sind im allgemeinen die Staaten, die starke Luftflotten unterhalten, trotz aller Abrüstungsvereinbarungen und aller Friedensbeteuerungen, in der Erkenntnis, daß ein Zukunftskrieg sich in erster Linie zwischen Maschinen, vorwiegend in der Luft und über dem ganzen Hoheitsgebiet der Kriegführenden abspielen wird.

Nur Deutschland und anderen Besiegten des Weltkrieges ist es untersagt, eine Kriegsluftflotte und überhaupt sonstige bewaffnete Flugzeuge zu besitzen; ja, unsere Industrie darf sie nicht einmal für die Ausfuhr bauen und noch mehr: über jenes Verbot im Versailler Vertrag hinaus, ist unser friedlicher Luftfahrzeugbau durch besondere „Garantien" beschränkt, die z. B. Fernlenkflugzeuge (ohne Führer) verbieten, hochwertige Sporteinsitzer von Sondergenehmigungen abhängig machen und die Förderung des Flugsportes aus öffentlichen Mitteln hindern.

Daß unser Luftfahrzeugbau trotzdem Leistungen wie das Amerikaluftschiff L Z 126, die neuen Großkabinen-Verkehrsflugzeuge wie Dornier, Junkers und Rohrbach, das Albatros-Schlafwagen- und das Winkel-Zeitungsflugzeug hervorgebracht hat, daß wir doch Luftgeltung besitzen, beruht auf den Leistungen unserer Ingenieure, Kaufleute und Flieger, auf einer zielbewußten Luftpolitik in einmütigem Zusammenarbeiten aller Beteiligten, endlich auf unserer geographischen Lage, die uns einst die Einkreisung brachte, die jetzt unsere wirtschaftliche Rettung werden wird, weil sie uns zum Durchgangsflughafen Europas bestimmt; denn wegen seiner Bodengestaltung und seines Klimas ist Deutschland für einen durchgehenden Luftverkehr bestens geeignet.

Daß die außenpolitischen Hemmungen deshalb nicht bloß unsere Luftfahrt schädigten, sondern auch die zum Durchflug bereiten Nachbarstaaten, daß sie den deutschen Luftfahrzeugbauer zwangen, mit dem Bau seiner Schöpfungen und dem Betrieb seiner Fluglinien ins Ausland zu wandern, hat uns im vergangenen Sommer die Lufthobeit, auch wenigstens einen Teil der Luftfreiheit, deren wir bedurften, wieder gegeben. Nun gilt es, sie gänzlich zu befreien!

Hat die Luftfahrt außenpolitisch als Waffe — in anderen Ländern — und als wirtschaftlicher Aktivposten — vor allem in unserer Zukunftsbilanz — Bedeutung, ist sie bei uns durch äußere Einwirkungen noch beschränkt, so nimmt sie innerpolitisch — wenigstens in Deutschland — eine Sonderstellung ein: während sonst alles parteimäßig betrachtet und behandelt wird, genießt das Luftfahrzeug, abgesehen von gelegentlichen Entgleisungen der Extreme, die gemeinsame Gunst aller Parteien; vielleicht wird auch die Luftfahrt zum Zankapfel, wenn man ihre Bedeutung richtig erkannt hat; heute jedenfalls begegnet ihr die ganze Presse mit gleicher Hochachtung.

Umgekehrt ist auch der Flieger, der meilenhoch über den Parlamenten schwebt und in wenigen Minuten eine Provinz durchquert, kein Parteimann oder Partikularist. Wer Luftverkehr betreibt, muß heute schon „in Erdteilen denken". Und das Flugzeug, das Länder verknüpft, wird auch die Herzen der Völker ver-

Sudanesische Kurzgeschichten

Bei Brockhaus erschien kürzlich ein in doppelter Hinsicht amüsantes und denkwürdiges Buch: „Typen und Tiere im Sudan" von Hugo Adolf Bernatzik (11 Mark, Ganzleinen 13 Mark). Mit 166 Bildern nach den Originalphotos auf 95 Kunstdrucktafeln und eine Karte, 170 Seiten Text). Wie schon der Titel sagt, beschäftigt es sich mit der Bevölkerung und Tierwelt des Sudans. Mit gewandter Feder und malerisch eindrucksvoller photographischer Kunst nimmt der Autor aus dem sudanesischen Völkerbabel die charakteristischen Typen heraus, jagt und fängt vom Löwen und Krokodil bis zur Hyäne und zum Erdferkel alle Tiere, die im Sudan leben. Und so entsteht, wie aus zahlreichen kleinen Steinchen ein buntes Mosaik, aus allerlei Kurzgeschichten das Buch: „Typen und Tiere im Sudan"; ein Werk, das von jedem für jeden etwas bietet, wie es heute in unserer des Verweilens müden Zeit geliebt wird. Im folgenden aus ihm etliche sudanesische Kurzgeschichten:

Wie der Mensch erschaffen wurde

Einst schuf die göttliche weiße Kuh einen menschlichen Halbgott. Dieser lustwandelte eines Tages am Nil, als seine müden Augen einen Trupp Krokodiljungfrauen erblickten mit anziehenden, menschlichen Gesichtszügen und wundervollen Formen. Ihr Körper lief aber in einen Krokodilschwanz aus. Mit frisch erwachten Lebensgeistern stürzte sich der Halbgott auf die Schönste und raubte sie, während ihre Gefährtinnen schreiend das Weite suchten. Bald vermochte der Sieger die Zuneigung seiner Gefährtin zu erringen, nur eins trübte sein Glück. Seine Kinder glichen der Mutter und nicht ihm. Als alle Versuche fehlschlugen, entschloß er sich, die Gottheit um Verzeihung und Hilfe anzuflehen, und richtig, die gutmütige Kuh enttäuschte ihn nicht. „Wähle dir von deinen Kindern das liebste aus, es wird zu deinem Ebenbild werden", so lautete ihr Spruch. Und zusehends verwandelten sich die Glieder des erwählten Sprößlings . . . und der erste Mensch entstand. Auch er suchte sich eine Frau unter den Krokodiljungfrauen, doch seine Kinder blieben ihm ähnlich und wurden Menschen.

Wer ist der Vater?

Man hat natürlich Verpflichtungen den Verwandten seiner Ahnfrau, den Krokodilen, gegenüber. Sicher haben auch sie etwas von den Fähigkeiten der Krokodiljungfrau. Zwar macht man mit größter Kaltblütigkeit auf die heiligen Krokodile Jagd, aber bei einer sehr wichtigen Gelegenheit hört man dennoch gern auf ihren göttlichen Rat, und zwar . . . bei Bestimmung der Vaterschaft. Behauptet nämlich ein Mädchen, von einem Burschen schwanger geworden zu sein, während er es leugnet, so entscheidet ein Gottesurteil. Beide jungen Leute werden am Ufer des Nils voneinander getrennt an einen Baum gebunden. Vor ihnen wird, nahe dem Wasserspiegel, je eine weiße Ziege angekettet. Wessen Ziege nun zuerst von einem der zahlreichen beutegierigen Reptilien zerrissen wird, der hat die Wahrheit gesprochen. Von ihm nahm die Gottheit das Opfer gnädig an.

Arabische Höflichkeit

Der Name für Deutsch-Österreicher klingt im Arabischen ähnlich dem Ausdruck für Stinktier, nur ein Vokal ist verschieden. Wiederholt wurde Bernatzik gefragt, was für ein Landsmann er sei, worauf er stets prompt erwiderte: „Ein Stinktier". Aber kein Araber zuckte mit der Wimper, ihr Antlitz blieb todernst, denn es ist nach dem arabischen Knigge unhöflich, einen Fremden merken zu lassen, daß er die Landessprache nicht beherrscht. Darum haben die Araber auch die angenehme Gewohnheit, Sprachfehler niemals zu verbessern, sondern sie sogar nachzuahmen. Niemals verneinen sie etwas, wenn sie denken, daß der

binden; wenn wir heute in der Welt wieder geachtet werden, so hat unsere Nachkriegsfliegerei einen großen Teil des Verdienstes, und die Kameradschaft der Flieger aller Länder, die in ritterlichem Kampf den Krieg überdauerte, die den andern wertet, weil er sich selbst achtet, sollte auch die Völker lehren, einander zu verstehen, statt sich nur zu verständigen.

Auch die Kreise des eigenen Volkes, die sich fremd gegenüber stehen, kann das Fliegen wieder zusammenführen: mag der Luftverkehr ein Vorrecht derer sein, die sich Reisen zweiter Klasse leisten können — das Fliegen selbst ist Gemeingut aller Schichten: auf unseren Flugschulen findet sich neben dem wohlhabenden Sportsmann der unbemittelte Student, dem ein Gönner als „Pate" das Fliegenlernen ermöglichte, und der weiterstrebende Arbeiter, den seine Firma am Unterricht teilnehmen läßt; denn die nächste Zukunft schon fordert „Luftkutscher" und Verkehrsflieger in großer Zahl. Sodann ist das Fliegen unerläßlich für den Ingenieur, der selber Luftfahrzeuge bauen will, und endlich ist es ein gesunder Sport, eine nervenstählende, willensstärkende Körperbetätigung, die Entschlußfähigkeit und Verantwortungsfreudigkeit hebt, die positive, zum Aufbau bereite Menschen schafft — ein treffliches Werkzeug zielbewußter Bevölkerungspolitik.

Wir möchten nicht schließen, ohne die Aufgaben zu nennen, die uns die Luftfahrt stellt, weil sie erfüllles Sehnen unserer Väter, köstliches Gut unserer Kultur und sichere Hoffnung unserer Kinder ist; weil Deutschland an den Hauptstraßen des Luftmeeres liegt, weil seine Wirtschaft durch Luftverkehr und Luftpost, Luftfrachten und Luftbild gefördert wird, weil das Luftfahrzeug selbst als Wirtschaftsteil beachtlich ist und wichtig werden wird, weil unsere Lufthoheit uns auch ohne Luftwaffen Luftgeltung bringen soll, weil die junge Generation gesunden Mut und starke Nerven braucht; das Luftfahrzeug will seinen Platz an der Sonne des Wirtschaftslebens; bereitet ihm den Weg! Schafft Vertrauen zum Flugzeug, denn es ist sicher; fördert seine Benutzung, denn sie bringt Vorteil; lehrt unser Volk fliegen, denn Luftfahrt ist not!

Wider die falsche Scham

Der Publizist, der es gewohnt ist, zu allen Fragen des öffentlichen Lebens Stellung zu nehmen, kommt häufig in die Gelegenheit, von Menschen auf diejenigen Dinge hin angesprochen zu werden, die er in seinen Veröffentlichungen behandelt hat. Hier ergeben sich Berührungen des Autors mit seinem Publikum, die manche innerliche Befriedigung bei ersterem auslösen: man merkt das Interesse eines Leserkreises, und dieses Gefühl ist für den Publizisten aus innerer Notwendigkeit fast alles. Es kommt aber auch vor, daß hier eine Quelle des Studiums der Volksseele sich erschließt, und dann sind solche Begegnungen noch wertvoller.

Vor einiger Zeit schrieb ich einen Aufsatz, der sich mit der Frage der Geburtenregelung befaßte. Es wurde darin auf die im Gange befindliche Strafgesetzreform und die Unhaltbarkeit des § 218 verwiesen, und in diesem Zusammenhange die Notwendigkeit einer systematischen Aufklärungsarbeit in bezug auf die Verhütung der Empfängnis erörtert. Einige Tage nach Erscheinen des Artikels sprach eine Frau bei mir vor, der es offensichtlich schwer wurde, ihr Anliegen vorzubringen und der man ansah, daß sie im Zustande der Schwangerschaft war. Der Besuch dieser Frau, die bald ihre Tränen nicht zurückhalten konnte, wurde mir zum erschütternden Erlebnis. Ich spreche nur davon, weil es sich hier nicht nur um einen symptomatischen Fall handelt, sondern weil dieser Besuch mir zum kategorischen Befehl wurde, den Kampf für eine freimütige Volksaufklärung in sexualibus und gegen die verhängnisvolle falsche Scham unentwegt weiterzuführen.

Diese junge Frau, nett und sauber gekleidet, der Mann ein Angestellter, politisch indifferent, hatte die Zeitung mit meinem Artikel als Einwickelpapier in die Hand bekommen und recht resolut sich vorgenommen, sich selbst zu helfen, indem sie zu mir ging. Diese Frau, die das vierte Kind trug, das sie wider Willen gebären sollte, wußte weder, was Abtreibung bedeutet, noch daß sie strafbar ist, geschweige denn, daß sie sich über irgend etwas klar gewesen wäre, was man zur Verhütung der Empfängnis tun kann. Man sage nicht, dies sei ein außergewöhnlicher Fall! Außergewöhnlich ist er nur insofern, als sich hier einmal ein Mensch das Herz gefaßt hat, seine Gewissensnot vor einem Fremden auszuschütten. Man kann ruhig behaupten, daß es Millionen von Frauen gibt, die ebensowenig oder nur wenig mehr von diesen Dingen wissen, aber nicht den Mut haben, es einzugestehen oder sich gar Aufklärung zu verschaffen. Die falsche Scham, die Frucht einer jahrzehnte-, ja jahrhundertealten heuchlerischen Erziehungsmethode und Moralauffassung, hindert sie daran.

Es braucht an dieser Stelle der erwähnte Fall nicht weiter erörtert werden. Die Leserinnen werden es sich ausmalen können, daß es weder für ihre Leidensgenossin noch für den Schreiber dieser Zeilen eine leichte Stunde war. Ein neuer Mitbürger wird als Produkt mangelnder Volksaufklärung demnächst das Licht dieser unvollkommendsten aller Welten erblicken und dann werden sich wohl seine Eltern endlich einmal damit beschäftigen, diesen wichtigsten Fragenkomplex des Lebens richtig kennen zu lernen. Denn auch in der Ehe selbst, unter Eheleuten, die nichts voreinander zu verbergen haben sollten, spielt die falsche Scham leider eine große Rolle. Ängstlich hüten sich allzuviele, auszusprechen, was ist; man verzichtet oder schädigt sich und die wehrlose Nachkommenschaft lieber, als daß man ein offenes Wort miteinander wagt. Es ist nicht die „Schuld" der einzelnen — wer wollte hier überhaupt von Schuld sprechen? —, aber es ist darum nicht weniger falsch und gefährlich.

Es gibt heute eine Menge guter, aufklärender Literatur. Ein solches Buch, sorgfältig gelesen und zwischen Mann und Frau freimütig besprochen, kann unendlichen Segen stiften. Zum Beispiel ist bei der Büchergilde Gutenberg ein sehr wertvolles, durchaus populär geschriebenes Buch erschienen. „Zeugung und Zeugungsregelung" heißt es und stammt von einem erfahrenen Arzt, Dr. E. C. A. Meyenberg. Ganz abgesehen davon, daß es unbeschreiblich nützlich und rentabel ist, der „Büchergilde" anzugehören (in der man gegen einen Monatsbeitrag von 1 Mark eine inhaltsreiche Monatsschrift und jedes Vierteljahr ein inhaltlich drucktechnisch hervorragendes Werk nach freier Wahl erhält, auch das genannte), kann dieses Werk allen denen empfohlen werden, die bei sich selbst mit einer sachgemäßen Aufklärung beginnen wollen. Denn es behandelt nicht nur nach dem heutigen Stande der Wissenschaft die hygienischen Fragen des Liebes- und Geschlechtslebens, sondern es weist auch in aller Offenheit auf seine Gefahren und Freuden hin, und zeigt die Wege, die der Zeugungsregelung heute offen stehen. Es wird keiner das Buch aus der Hand legen, der nicht bereichert worden wäre. Es ist eine gute Waffe im Kampf gegen die falsche Scham. Wer es kauft, sei jedoch darauf hingewiesen, daß das Buch für Nichtmitglieder 5 Mark kostet. Es ist diesen Betrag reichlich wert. Wer aber der Büchergilde beitritt, bekommt es nicht nur um 2 Mark billiger, sondern er wird bald merken, daß er mit diesem Entschluß sich

---

Fragende es wünscht. „Sind Elefanten dort?" fragte der Reisende einen Araber. „Nein, das zwar nicht, aber nicht weit davon", die Antwort. Von Elefanten natürlich keine Spur! Das ist arabische Höflichkeit.

Der „Fisch Flußpferd"

Bernatzik erlegt eines Tages ein feistes Flußpferd. Wie die Aasgeier stürzten sich die Sudanesen auf den Kadaver. Dicht gedrängt ziehen sie mit vereinten Kräften die Haut ab, daß der Zuschauer Angst bekam, sie würden sich mit ihren Weichmessern gegenseitig die Finger abschneiden. Als die Leute das Fleisch in Streifen schneiden, um es zu trocknen, fragt der Europäer erstaunt: „Ist denn das ein Essen für Rechtgläubige, habt ihr geschächtet?" Ein listiges Lächeln gleitet über das Gesicht des Angesprochenen. „Samak" (Fisch wird nicht geschächtet!) sagt er nur und macht sich voll Eifer wieder an die Arbeit. —Daß Flußpferde als Fische bezeichnet werden, ist neu.

Was Nilpferdpeitschen bei Gesellschaftsspielen zu tun haben

Häufig trifft man im Sudan Männer, die tiefe „Ehrennarben" auf dem Rücken tragen. Diese stammen nicht von Gefechten oder Unglücksfällen her, sondern von einem beliebten Gesellschaftsspiel. Abends versammelt sich die Dorfjugend hierzu um ein flackerndes Feuer. Der dumpfe Laut des Tamtams lockt sie von nah und fern herbei. Um das Lagerfeuer herum tanzt ein Bursche zu den Klängen des Instrumentes, eine lange Nilpferdpeitsche in der Hand. Etwas weiter abseits stehen die Mädchen in gespannter Erwartung. Auf der andern Seite ist eine Reihe junger Burschen, das Gesicht dem Tänzer abgewandt, mit nacktem Oberkörper aufgepflanzt. Plötzlich saust die schwere Nilpferdpeitsche des Tänzers mit voller Wucht einem über den Rücken. Sie schneidet die Haut entzwei und verursacht einen klaffenden Schnitt in dem nackten Fleisch. Obwohl der Bursche den Schlag nicht kommen sieht, darf er kaum zusammenzucken; wehe, wenn ein Schmerzenslaut seinem Mund entflieht. Als Feigling vor den weiblichen Schönen dazustehen, ist eine schwere Strafe für mangelnde Selbstbeherrschung. — Es besteht kein Zweifel mehr, daß die Männer überall die „Geschlagenen" sind.

Typen unter den Tieren

Auf der Steppe! . . . Grenzenlos erstaunt bleibt auf einmal der Jäger ob eines wundersamen Bildes stehen. Er sieht einen Büffel, der unter hustenden Angriffslauten die Hörner gegen einen seltenen Feind senkt. Vor ihm im Abstand von einem, höchstens zwei Schritt — ein alter Mähnenlöwe, der im scharfen Trapp ausknneift. Den Schweif mit der dicken Quaste wagrecht erhoben, blickt sich der „König der Tiere" auf der Flucht nach seinem Verfolger um. Der Jäger vergißt nach der Büchse zu greifen und blickt wie erstarrt den Tieren nach. Das ist begreiflich. „Dieser alte Büffel hat auch gar keine Lebensart", wird er gedacht haben.

Eine europäische Type

Zum Schluß eine Apotheose der europäischen Zivilisation. Manche Leute nennen es auch Kultur. Als Bernatzik eben traurig dem Sudan den Rücken kehren will, kommt ihm auf dem Abschiedswege ein Auto entgegen, in dem ein „Jäger" sitzt. Mehrere Gazellen hat er bereits geschossen, und weiter jagt er im Auto neuen Plätzen entgegen. Wehmütig klingen deshalb Bernatziks Abschiedsworte: „Jetzt verstehe ich, weshalb die Gazellen in den letzten Jahren hier so stark abgenommen haben. Wenn die Jagd auf diese Weise noch länger betrieben wird, dann werden die schönen Tiere in kurzer Zeit ausgerottet sein."

selbst den größten Gefallen getan hat. Der Beitritt kann in der Büchergilde Gutenberg, Berlin SW. 61, Dreibundstraße 5, vollzogen werden.

Walter Victor.

Der ganz einfache Mensch

Von **Alfred Auerbach**

Mir gegenüber sitzt eine Bauersfrau aus dem Schwarzwald.

Sie freut sich, daß sie plaudern kann und verstanden wird.

Die Blicke der Stadtdamen gleiten an dem zeitlosen Hut und dem Zweckgewand der Frau überlegen herab.

Sie fühlt das, aber sie antwortet mit keinem Blick.

Sie hält sich an die kleine Genugtuung des Gesprächs. Ganz einsam, drei Stunden Fußweg von der Eisenbahnstation, haust sie im Tal. Ein dünner Bach fließt vom Berg herab. Wasser muß gepumpt werden. Die Maschine klopft Tag und Nacht.

Die Damen aus der Stadt werden aufmerksam auf unser Gespräch.

Ratten wuseln um's Haus. Nach drei erschlagenen tauchen sechs neue auf.

Die Kinder bekommen einen Preis für jede tote Ratte.

„A Mark per Schtück."

Das Geschäft geht gut.

Aber der Bauer wehrt ab: „Die Tiere wellet au leba."

Die Stadtdamen rümpfen die Nase.

Ich vermute, die ganz einfache Frau hat eine kleine Bosheit harmlos verpackt.

Sie glaubt, ihr ganzes Leben vor mir hinzeichnen zu müssen. Der Krieg hat auch in das entlegene Tal hineingegriffen, zwei Söhne herausgeholt — für immer.

Das ersparte Vermögen hat der Nachkrieg weggestohlen.

Die jüngste Tochter muß in den Dienst. Die Mutter sieht sich nach guten Herrschaften um.

Die Stadtdamen flüstern mit einander. Sie möchten gern anknüpfen, aber die Frau achtet ihrer nicht.

Sie politisiert mit mir.

Ich bin starr.

Die Frau denkt fortschrittlich.

Sie klagt über die Leut', die immer noch den Krieg anbeten. „Und fromm teant se au no drzue!"

Sie biegt zur Modefrage ab und meint: „Ha, des mit dene Hoor ischt net domm, i tät mer se au no routerschneide lassa, wenn i net z' alt drzue wär ond die kurze Röck send au vernenftig."

Die Damen aus der Stadt möchten sich brennend gern äußern, aber die Frau achtet ihrer nicht.

Sie hört, daß ich von Stuttgart bin.

„Jo, en Schtuegert han i e Mädle verlore. A liebs Kind, schparsam, ülles hot's heimg'schickt. En jede Pfennig. 's ischt auf 'm Schloßplatz von der Trambahn falsch aba'schprunge, an Auto hat's überfahre. Nachts ischt einer ins Tal komma ond hot gsait, mer tät ons telephonisch drüba em Ort verlanga."

Die Frau berichtet ganz ruhig.

Der Zug hält.

„Also adies, ond gute Reis' ond auf Wiedersehen."

Die Damen plaudern vom Modetanz.

Die Verwendung der Himbeere

Himbeersaft kann durch verschiedene Verfahren hergestellt werden. Man erhitze die zu Saft bestimmten Beeren, schütte sie in ein Leinentuch oder in einen Leinenbeutel, hänge den Beutel auf und lasse den Saft etwa 30 bis 36 Stunden lang abtropfen. Dann koche man ihn mit Zucker etwa ¼ Stunde. Auf ein Pfund Rohsaft (½ Liter) rechnet man ½ Pfund Zucker. Nachdem der fertige Saft einen Tag gestanden hat, fülle man ihn in Flaschen, die gut verschlossen werden müssen. Wenn es nicht darauf ankommt, einen klaren Saft zu gewinnen, können die Beeren auch ausgepreßt werden. In diesem Falle bringe man den Saft gleich auf das Feuer.

Auf kaltem Wege wird Himbeersaft hergestellt, indem man auf je drei Pfund Himbeeren einen Liter gekochtes und wieder erkaltetes Wasser sowie 40 Gramm Weinsteinsäure zusammenrührt und die Himbeeren darin zerdrückt. Nachdem die Masse 24 Stunden gestanden hat, wird sie in einen Beutel zum Ablaufen der Flüssigkeit getan. Der Saft wird mit 1¼ Pfund Zucker auf ein Pfund Saft vermischt, zwei bis drei Tage stehen lassen und dann in Flaschen gefüllt, die mit Mull-Läppchen verbunden werden. Schaum, der sich vor dem Einfüllen bildet, wird entfernt. Diese Art der Herstellung ist jedoch wenig zu empfehlen, da der Saft leicht in Gärung übergeht.

Ein vorzüglicher Zusatz zum Trinkwasser ist Himbeeressig, der auf folgende Art hergestellt wird: Auf vier Pfund Himbeeren gieße man einen Liter Weinessig und lasse sie damit 24 Stunden zugedeckt stehen; dann drücke man beides durch einen leinenen Beutel, vermische den ausgepreßten Saft mit zwei Pfund Zucker und lasse ihn kochen, bis er nicht mehr schäumt. Nachdem der Himbeeressig 24 Stunden gestanden hat, fülle man ihn in ausgeschwefelte Flaschen.

Himbeergelee wird zunächst wie Himbeersaft behandelt. Man seihe jedoch den Saft sofort nach dem Austropfen auf das Feuer, und füge unter stetem Rühren auf je ein Pfund Saft ein Pfund Zucker hinzu. Wenn der Saft zu kochen anfängt, nehme man ihn vom Feuer, lasse ihn ½ Stunde ruhig stehen, befreie ihn von der sich bildenden Haut und fülle ihn in Gläser. Nach 48 Stunden bedecke man das Gelee mit Salizylpapier und binde die Gläser zu.

Zu Himbeermarmelade verwende man ungewaschene oder nur ganz leicht gewaschene Beeren, weil die Nässe der Haltbarkeit der Marmelade von Schaden ist. Ein Pfund Früchte erfordert ein Pfund Zucker. Man bringe den Zucker zum Kochen, schäume ihn ab und gebe die Früchte hinein. Dann nimmt man beides vom Feuer, rührt bis zum Erkalten und fülle es in Gläser. Ein ganz vorzüglicher Brotaufstrich!

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Schachspiel und Arbeiterschaft

Die Berliner Genossen veranstalteten eine Rundfrage über dieses Gebiet, deren Ergebnis in der Festschrift des Osterturnieres niedergelegt ist. Viele Antworten darauf sind interessant; heute wollen wir die von Erich Mühsam hervorheben. Er schreibt:

„In einer vernünftigen, d. h. sozialistischen Gesellschaft wird die Arbeit nicht mehr wie unter dem kapitalistischen Wirtschaftssystem eine lebenszerrüttende Qual sein, sondern ein Bestandteil des einheitlich geführten und empfundenen, den Geist erhöhenden Lebens selbst. Das Spiel, diese in allen Gesellschaftsformen wichtige Erholungs-Massage des Geistes, wird dann ebenfalls erst zu seiner eigentlichen Aufgabe kommen, dem natürlichen Bedürfnis der Menschen nach Heiterkeit und Geselligkeit zu dienen. Heute müssen Spiel und Sport dem Proletarier helfen, die Elastizität des Körpers und des Geistes zu bewahren, die die scheußlichen Methoden der kapitalistischen Produktion aufreiben. Die Beschäftigung mit Wissenschaften, Künsten, Sport und Spiel ist daher für den Arbeiter ein Akt der Selbsthilfe gegen das Bestreben der besitzenden Klasse, ihn zu einem willen- und widerstandslosen Ausbeutungsmechanismus zu erniedrigen.

Keine Tätigkeit in den Freistunden des Proletariers ist so geeignet, gleichzeitig das Bedürfnis nach Geselligkeit und Spiel zu befriedigen und die Gelenkigkeit des Geistes zu üben, wie das Schachspielen mit Klassengenossen. Der hohe Wert des Schachspiels gerade für den Arbeiter liegt nicht nur in dem Charakter des Spiels, das nahezu ganz die gleichen Aufgaben stellt wie die Kunst der Strategie: richtige Abschätzung der eigenen wie der gegnerischen Kräfte, Ausnutzung materieller oder positioneller Schwächen des Gegenspielers, aggressive oder defensive Taktik je nach Lage des Spiels und psychologische Beurteilung des Partners; der Wert liegt zugleich darin, daß das Schachspiel eine so starke Konzentration der Gedanken verlangt, daß hier neben der Ablenkung von allem Elend im Betrieb und von allen Sorgen des Privatlebens, die jeder Sport bietet, die Denkfähigkeit in demselben Maße gesteigert wird, wie das sonst nur die intensive Beschäftigung mit wissenschaftlichen Problemen zustande bringt. Dabei kommen die natürlichen Eigenschaften des Menschen auf ihre Rechnung, die der kapitalistische Frondienst verdorren läßt oder korrumpiert: der Ehrgeiz, im Wettbewerb ohne materiellen Gewinn und ohne liebedienerisches Ausstechen der Kameraden die höchste Leistung hervorzubringen; die gesunden Affekte der Freude über ein gelungenes Manöver auf dem Brett oder des Aergers über eine Dummheit, die einen in die vom Gegner gestellte Falle laufen ließ; endlich die Befriedigung des Gefühls darüber, daß Gewinn und Verlust bei Schach von keiner anderen Einwirkung abhängig ist als von der Schärfe und Klarheit der Ueberlegung und der Beherrschung der Nerven. Das Schachspiel bedeutet zwar eine Anstrengung des Geistes, aber diese Anstrengung hinterläßt keine die Aktivität des Menschen lähmende Erschöpfung, sondern im Gegenteil das Empfinden erhöhter Klarheit und Regsamkeit.

Bedingung der für die ganze Arbeiterklasse nützlichen Auswirkung des Arbeiter-Schachspiels scheint mir das unbedingte Festhalten an dem Grundsatz, daß die Proletarier auch ihr Spiel als k ä m p f e r i s c h e K l a s s e n a n g e l e g e n h e i t betrachten. Wettkämpfe zwischen proletarischen und bürgerlichen Schachvereinigungen müssen ebenso unmöglich bleiben, wie die Degradierung des Arbeiterschachs zu einer Erwerbsquelle. Sonst wird der Ehrgeiz des proletarischen Schachspielers auf klassenfremde Spekulationen abgelenkt und sein Kampf gegen die Ausbeuterklasse, dessen er auch beim Spiel eingedenk bleiben soll, gerät in Vergessenheit. Das Schachspiel sei dem Arbeiter keine Spielerei mit dem Kampf, sondern ein Kampfspiel und ein Symbol des revolutionären Klassenkampfes. — Schach der Bourgeoisie!"

Partie Nr. 30

Gespielt im Internationalen Arbeiter-Schachturnier 1927. Mannschaftshauptturnier, 8. gegen 6. Kreis.

Weiß: Knothe (Gera). Schwarz: R. Bär (Dresden). 1. c2—c4, e7—e5; 2. g2—g3, Sb8—c6; 3. b2—b3, Sg8—f6; 4. Lf1—g2, g7—g6; 5. Lc1—b2. (In der Turnierpraxis verschwindet das Doppelfianchetto immer mehr. Es ist doch zum mindesten in einem so frühen Eröffnungsstadium sehr fraglich, ob die Läufer hier am besten stehen.) 5. . . . Lf8—g7; 6. Sg1—f3, 0—0; 7. 0—0, d7—d6; 8. d2—d3, Le8—d7; 9. Sb1—d2. (Hier war b3 nebst Kh2 notwendig.) 9. . . . Dd8—e8; 10. Tf1—e1, Ld7—b5; 11. Sf3—g5? Lb5×g2; 12. Kg1×g2, h7—h6; 13. Sg5—f3. (Weiß ist aus dieser Operation mit einer geschwächten Königstellung hervorgegangen.) 13. . . . a7—a6; 14. Ta1—b1, e7—e6. (Bevor man Flankenangriffe unternimmt, soll man sich in der Mitte sichern.) 16. Sd2—e4. (Kommt dem Schwarzen entgegen. Schwarz plante sowieso f5.) 16. . . . Sf6—e8; 17. Se1—c2, Se8—e7; 18. Sc2—a4. (Sd5 scheitert an S×d5 nebst Sb4.) 18. . . . Dc8—d8; 19. Sf3—d2, b7—b5; 20. Sa4—c3, Dd8—d7; 21. Sd2—f1, f7—f5; 22. e2—e3, f5—f4; 23. f2—f3, Tf8—f7; 24. e3×f4, e5×f4; 25. g3—g4, h6—h5; 26. h2—h3, h5×g4. (Weiß kann Schwarz die h-Linie kaum streitig machen. Das Eindringen auf dieser Linie dürfte aber entscheiden.) 27. h3×g4, Dd7—d8; 28. Dd1—d2, Lg7—d4. 29. Sc3—e2, Dd8—h4; 30. Se2×d4, Tf7—h7. (Ein korrektes Figurenopfer. Auf 31. Se2 folgt zunächst Se5 mit der Drohung Sg5. Schlägt aber Weiß mit dem S auf f4, so geschieht einfach Dh1† mit Th2†, und Schwarz bekommt die D für T und S. Folgt aber D×f4, so erhält Schwarz durch Dh1† nebst Se5 Gewinnstellung.) 31. Te1—e4. (Befreit die Dame aus der unglücklichen Lage.) 31. . . . c5×d4; 32. Lb2×d4, Se6×d4; 33. Te4×d4, Se7—c6; 34. Td4×d6, Ta8—e8. (Es gibt keine Rettung mehr für Weiß.) 35. Tb1—e1. (Es ist schon einerlei, was Weiß spielt.) 35. . . . Dh4—h1†; 36. Kg2—f2, Th7—h2†; 37. Sf1×h2, Dh1×h2†; 38. Kf3—f1, Dh2×d2; 39. Te1×e6, Te8×e6; 40. Td6×e6, Dd2×d3; 41. Kf1—f2, b6×c4; 42. b3×c4, Kg8—f7; 43. Te6—e4. (Weiß gab dann nach weiteren belanglosen Zügen auf.) (Anmerkungen von R. Bär.)

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Abt. 1 (Innenstadt): Montag, Hotel „König von England", Battonstraße 68.
Abt. 2 (Riederwald): Mittwoch bei Blank.
Abt. 3 (Bockenheim): Mittwoch, „Zum Preischütz", Leipziger Straße 64.
Abt. 4 (Bahnhofsviertel): Donnerstag, „Regenbogen", Gallusstraße.
Abt. 5 (Nordend): Freitag bei Walter, Weberstraße 84.
Abt. 6 (Rödelheim): Mittwoch bei Geyer, Eschborner Landstraße.
Abt. 7 (Bornheim): Mittwoch bei Pauly, Germaniastraße 49.
Abt. 8 (Niederrad): Samstag, Sportplatz der Freien Turner, Halmstraße.
Abt. 9 (Sachsenhausen): Dienstag bei Adrian, Affentorplatz.
Abt. 10 (Gallusviertel): Mittwoch bei Israel, Franken-Allee 234.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Die sozialpädagogische Bedeutung der Arbeitsschule

Von Professor **Dr. M. H. Baege** (Oberursel)

Die Einheitsschule ist nur ein Teilproblem jenes großen Aufgabenkomplexes, den wir als das Schulreformproblem bezeichnen. Sie umfaßt nur die organisatorische Seite der Schulreform. Ihre Hauptaufgabe ist es, die in der mangelhaften Organisation des Bildungswesens liegenden Hemmnisse für den Aufstieg der Begabten und schließlich den Standescharakter der höheren Schulen zu beseitigen.

Die Einheitsschule an sich verlangt aber nicht auch notwendigerweise eine Änderung des inneren Schulbetriebes. Gerade dies ist aber das wichtigste, denn die eigentlichen pädagogischen Fehler und Mängel der heutigen Schule sind fast durchgehends solche des *inneren* Schulbetriebs. Die Erziehungs- und Unterrichtsmethoden gilt es vor allem zu ändern, deshalb fordern wir in unterrichtlicher Beziehung die Umgestaltung der heutigen Lern- oder besser Memorierschule in eine Arbeits- und Tatschule. Die Lern- und Memorierschule war vorwiegend passiv, eine „Stillsitzschule", die durch ihre Unterrichtsmethoden vielfach zur geistigen Abhängigkeit und zum Autoritätsglauben statt zur geistigen Selbständigkeit und Selbstverwaltung erzog, und deren Unterricht totes Wissen, aber kein eigenes geistiges Leben erzeugte. Das war nicht anders zu erwarten; denn das Grundverhalten des Kindes ist ja das aktive Verhalten. Es will sich an den Dingen der Wirklichkeit betätigen. Es will nicht nur lernen, im Sinne von Memorieren, sondern er drängt in ihm zur Betätigung aller Kräfte. Eine naturgemäße Erziehung muß deshalb an diesen spontanen Beschäftigungsdrang anknüpfen. Erst die Arbeits- und Tatschule gibt dem Schaffensdrange des Kindes volle Betätigung. Deshalb fordern wir den Arbeitsunterricht. Er ist nicht gedacht als ein neues Unterrichtsfach, das zu den vielen alten noch dazu kommt, es ist vielmehr eine neue und bessere Unterrichtsmethode. Ja, es ist überhaupt die einzige naturgemäße und vernünftige Unterrichts- und Erziehungsmethode. Unter Arbeitsunterricht verstehen wir also nicht einen dem bisherigen Unterricht etwa nur rein äußerlich aufgepappten Werkunterricht, sondern die *grundsätzliche* Erziehung zur *Selbstbetätigung* unter weitgehendster Heranziehung körperlicher produktiver Arbeit. Der Schüler soll sich also nicht nur, wie bisher vorwiegend, rein aufnehmend verhalten. Deshalb wird — unter Anknüpfung an den kindlichen Spieltrieb — vom ersten Schultage an, auf möglichst selbständige manuelle und geistige Arbeit Wert gelegt. Denn die Selbstbetätigung in der Arbeitsschule bezieht sich ja nicht nur auf die körperliche Tätigkeit, sie kann und soll ebensogut mit geistigem Material ausgeübt werden. Wir fordern deshalb konsequente Durchführung des Arbeitsprinzips für alle Schulen und durch alle Stufen. Und es ist erfreulich, daß die Bewegung für die Arbeitsschule sowohl von unten her, durch den Werkunterricht in den unteren Klassen, wie auch von oben her durch Laboratoriums- und Seminarübungen in den Oberklassen der höheren Lehranstalten und Universitäten zu gleicher Zeit eindringt. In der Arbeitsschule wird in gemeinschaftlicher Arbeit von Kindern unter Mithilfe des Lehrers die Lösung selbstgewählter Aufgaben erstrebt. Handarbeit und geistige Tätigkeit gehen dabei Hand in Hand.

Der Mensch wird nicht durch das gebildet, was ihm beigebracht wird und was er an totem Wissenbesitz mit sich herumträgt, sondern durch das, was er sich selbst erarbeitet hat und was ihn fähig macht, den Stoff *selbsttätig* anzufassen und zu bewältigen. Die bisherige Schule lehrte nur durch das gesprochene oder gedruckte Wort; deshalb hatte sie auch nur Sprache und Schrift als Lehrmittel zur Verfügung. Durch diesen reinen Wortunterricht erzog sie vielfach Papageien und Autoritätsgläubige, geistig Unselbständige und Herdenmenschen. Sie erzog zum reinen Wortwissen, zur Überschätzung des Wortes, besonders des gedruckten, zur kritiklosen Hinnahme alles Gedruckten, ja zur Überschätzung alles rein Begrifflichen überhaupt, die schließlich zu einem wirklichkeitsfremden und lebensgewandten Formalismus führte. Der Arbeitsunterricht hingegen entwickelt und stärkt den Wirklichkeits- und Tatsachensinn und bleibt stets in engster Beziehung mit dem Leben. Er ist deshalb die Grundlage *aller* Erziehung, auch der geistig-sittlichen, dient er doch, wie kein anderes Mittel, der moralischen Willensbildung und der Erziehung zum sozialen Denken und Handeln; denn die Schule wird durch den Arbeitsunterricht zur freien Bildungsgemeinde, die Klasse zur solidarischen Arbeitsgemeinschaft, die allein eine lebendige, ethisch-soziale Erziehung zu schaffen vermögen, indem sie zu gegenseitiger Hilfsbereitschaft und zu gegenseitigem Verständnis erziehen, kurz, das Solidaritätsgefühl und alle sonstigen sozialen Tugenden frühzeitig zur Betätigung kommen lassen.

Der alte Wortunterricht unterband den vollständigen Ablauf der geistigen Vorgänge bis zum Handeln. Er ließ die geistigen Prozesse vorher abbrechen, ehe sie naturgemäß in Reaktionen, in Handlungen ausgemündet hatte. Deshalb ist auch das gegenwärtige Geschlecht so aktionsunfähig, so willensschwach, so bar jeder Initiative, deshalb fehlt es uns so sehr an frisch zugreifenden tatkräftigen Persönlichkeiten. Der lebendige Betätigungsdrang ist dem heutigen Geschecht ja auch in der „Stillsitzschule", die nur die Rezeptivität, nicht die Aktivität pflegte, geradezu systematisch aberzogen.

Das Arbeitsprinzip setzt nun an Stelle des autoritativen Wertprinzips das eigene Wahrnehmen, Beobachten und Untersuchen, das Selbstfindenlassen, kurz die Selbständigkeit. Gleichzeitig wird dadurch eine ganz neue Auffassung der Arbeit gelehrt. Sie wird zur freigewählten Betätigung zur Lust an sinnvollem Schaffen in, mit und für die Gemeinschaft, während der autoritative Wortunterricht der Arbeit vielfach den Charakter von etwas Unfreiem, Unangenehmen, ja qualvollen verlieh.

In den freien Arbeitsgemeinschaften der Arbeitsschule in denen dann der Lehrer nicht mehr Vorgesetzter, sondern freigewählter Führer und Arbeitskamerad ist, herrscht natürlich auch ein ganz anderes Verhältnis zum Lehrer, der Schüler untereinander und damit des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit, in der er steht, herbeiführen. Das Bewußtsein der gemeinsamen Leistung wird allmählich in dem Schüler das Gefühl der Verantwortung des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit entstehen lassen und das Bewußtsein der Abhängigkeit von den Leistungen der anderen. Auch darin liegt ein wichtiges Moment für die Erziehung zum sozialen Denken und Handeln.

Diese Arbeitsgemeinschaften werden natürlich auch die Befähigungen des Einzelnen viel besser und gründlicher erkennen lassen, als selbst die ausgeklügelsten experimental-psychologischen Auslesemethoden. Nicht mehr werden Ungeeignete — wie das heute in den höheren Schulen in hohem Maße geschieht — in den geistigen Beruf hineingepreßt, nicht mehr theoretisch Hochbegabte in manuell-technische Berufe gezwungen werden. Jede Begabung wird dann zur Ausbildung kommen, und alle Rangunterschiede zwischen Kopf- und Handarbeit werden verschwinden; denn alle Begabungen gelten ja der Arbeitsschule als geistig gleichwertig und sozial gleich wichtig. Und diese Anschauung wird sich schließlich von der Schule her allmählich auch auf das ganze soziale Leben ausbreiten und so die geistige Grundlage für eine wahrhafte soziale Kultur schaffen helfen.

Pipa de Papi

So eine Geschichte

Von **Frank Dowett**

Das hätte nun aber doch wirklich nie und nimmer geschehen dürfen! Herr und Frau Moschus waren außer sich. Besonders sie. Das heißt, sie war es ja eigentlich nicht mehr als er; nur war sie es anders. Das Bäumchen, in das der Sturm fährt, biegt sich mehr als der Baum. Nun *bog* sich zwar die kleine Frau Moschus nicht, trotz des Sturmes, der in sie gefahren war; aber sie hastete mit kleinen flackrigen Trippelschrittchen durch das Zimmer, von einer Ecke in die andere, so, wie ein Stück entlassenes Butterbrot-

papier auf der Straße im Wirbel umhertrudelt. Dabei fuhr sie sich manchmal mit den Händen in das durchaus nicht mehr säuberlich geordnete Haar und gab allertiefste Seufzer von sich und Ogottogotts und perlende Tränchen. Er dagegen, der Herr des Hauses, saß mit zusammengesunkener Massigkeit in dem Lehnstuhl, drückte seine Augäpfel stier zu der gegenüberliegenden Zimmerwand hinüber, transpirierte wie ein Boxer und hielt in seiner rechten Hand das Dokument, auf dem das Furchtbare zu lesen stand.

Dann klopfte es glücklicherweise an die Tür, worauf sich durch den inzwischen entstandenen Spalt eine hohe Gestalt schob, die so schlank war, daß man sie mager genannt hätte, wenn es nicht eben die von Frau Pastor Bitterlich gewesen wäre.

Deren Ankunft wirkte befreiend. Des Herrn Moschus Augen schnellten um ein Merkliches zurück in die heimatlichen Höhlen, und der manischen Zimmerwanderung seiner Gattin eröffnete sich ein anderes Betätigungsfeld. Trauliche Zwiesprache ist dem Bedrängten ja manchmal so heilsam!

„Ogott, liebste, beste Freundin, wie gut, daß Sie kommen! Sehen Sie mal da (hierbei entriß sie ihrem Mann das Papier und hielt es der Frau Pastor vor die hochgelagerten Augen), sehen Sie mal da, was das Kind uns angetan hat! Mein Gott, unsere Ulrike! Haben wir das um sie verdient? Sie hatte doch alles bei uns! Erst vorgestern hat sie noch einen Manikurekasten bekommen! Und jetzt das! Was machen wir bloß, was machen wir bloß!?"

Die also Angeredete und Befragte las mit naturgemäß gierigen Augen den Brief. Als sie am Ende war, machte sie ein Gesicht, von dem nicht mit notwendiger Präzision gesagt werden kann, ob es berechtigtes Mitgefühl oder Schadenfreude ausdrückte.

Dann schnob sie los in heimgewohnter Terminologie: „Ja, das habe ich mir ja gleich gedacht! Da haben Sie ja eine schöne Schlange an Ihrem Busen genährt! Dieses Otterngezücht! Erst gestern habe ich noch zu meinem Pastor gesagt: — — —"

Was sie zu ihrem Pastor gesagt hatte, wird ewig im Dunkel bleiben. Denn während Herr Moschus in fruchtlosem Bemühen bei seiner Frau die von der Pastorin erwähnten Körperteile zu erspähen trachtete, sprang ihr die unglückliche Mutter wie eine Löwin ins Wort und fast an den Leib:

„Waaas?! Otterngezücht? Schlange? Das sagen Sie, wo Ihre Gören immer so herumlaufen und Ihre Elsbeth sich erst gestern noch vom Amtsrichter Ott im Kirchgarten hat küssen lassen?! Wissen Sie, jetzt ist es bald aus mit der Freundschaft! Und mein abgelegtes Seidengeblümtes, das Sie Ihrem Dienstmädchen zu Weihnachten schenken wollten, schmeiße ich doch lieber in den Aschenkasten, ehe Sie es kriegen. Und den großen Aluminiumtopf wollen Sie uns gefälligst auch zurückbringen! — — Sag du doch mal ein Wort, Ottokar! Du bist doch der Vater!"

Der Frau Pastorin Augen sanken in Trostlosigkeit, als sie die auferlegten Strafen vernahm. Und bei neun Kindern hat man es doch so nötig, zu sparen! Aber da schien sich nichts mehr reparieren zu lassen. Aus war's!

Oder doch nicht?? Oh, Hoffnung! Denn Herr Ottokar Moschus gab die begütigensten Worte von sich:

„Meine liebe, gute Frau Pastor! Sie haben schon recht! Alles Unglück kommt von den Weibern! — Pipa de Papi nennt sich das Aas? Und filmen will se? Die wer' ick filmen! Mit Knüppeln auf den Steiß! — So, und jetzt gehe ich zur Polizei!"

Zwei Frauen fielen sich weinend und wehklagend in die freundschaftlichen Arme, während ein Mann das Haus verließ zur Betätigung seiner väterlichen Anhänglichkeit.

— — — — — — — — — —

Auf dem Fußboden, in einer Ecke, lag einsam und zerknittert ein Papier, auf dem die Worte zu lesen waren:

„Liebe Eltern! Ich befreie mich! Ich gehe ein in Glanz und Herrlichkeit! Ich gehe zum Film! — Tröstet Euch! Denn bald wird geworden sein aus Eurer Tochter Ulrike die berühmte Filmdiva Pipa de Papi."

— — — — — — — — — —

In derselben Zeit, da sich dies begab, fuhr der Grund dieser dreisamen Erregung im D-Zug Dritter, Richtung Berlin.

Dieser Grund war die holde Inkarnation aller Gründe, die jemals Jünglings- und Elternherzen zu Freud und Leid erregten: Matt — chemischblond, modernlinig und kalliklorazähnig. Es standen ihr Augen im Gesicht wie Vermißmeinnicht in Milch. Zudem war er höchstens erst 2 Jahre über das Alter hinaus, in dem Frauen noch Fingernägel kauen.

Mit anderen Worten: Ulrike Moschus alias Pipa de Papi war, ohne jede Schmeichelei, siebenzehn Jahre alt, zeitgemäß schön und quietschfidel.

Ihr gegenüber saß ein Herr, auf den sich diese schmückenden Beiworte keineswegs in allem anwenden ließen. Er war zwar jung, aber schön und quietschfidel war er mit nichten. Auch nicht blond, sondern dunkel; und sein neumodisch niedriger Kragen war kongruent der Höhe seiner Stirn.

„Otto, warum guckst du eigentlich an jeder Station so aufgeregt aus dem Fenster?" fragte Pipa ihr Gegenüber, von dem, da er Otto heißt, der mit labilem Einfühlunzsvermögen begabte Leser ahnen wird, daß er der Sohn des oben in den Mund genommenen Amtsrichters ist.

„Ich? Fenster? Aufgeregt? Pah — ich und aufgeregt!! Was du nur immer willst! Wo ich dich doch zum Film bringe! Pyramidal dumme Frage!"

„Aber Ottchen! Ich meine ja nur bloß! Du bist ja so fabelhaft mutig, du Frauenentführer! Weißt du, gerade so wie der Junze Graf Egon im Roman, der jetzt in der Zeitung steht. Schade eigentlich, daß ich jetzt gar nicht erfahre, wie er ausgeht!"

„Fahr doch zurück, wenn die der Roman wichtiger ist als der Film!"

„Aber Ottchen, ich meine ja nur bloß! Ach, du bist fabelhaft!"

Der fabelhafte Otto lehnte sich geschmeichelt in die Abteilecke und stellte die Nase hoch. Dennoch aber nistete sich auf seine Stirn, auf der sich trotz des Platzmangels Falten bildeten, etwas ganz Unbestimmbares.

Dem fließenden Dialog und Ottos Paschaseligkeit wurde plötzlich Einhalt geboten, da andererseits dem Zuge das Ziel „Lehrter Bahnhof" Einhalt bot.

„O, Otto, wie danke ich Dir! Wir sind am Ziel! Nun beginnt das Leben! Ah — —"

„Mach lieber, daß wir schnell aus dem Zug und mit dem Menschengewühl durch die Sperre kommen!"

„Aber Ottchen, ich mei — —"

„Ach, quatsch nich! Los!"

Zwei Menschlein, mit kleinen Koffern, gehen im Gewühl durch die große Halle der Sperre zu. Sie stapft aufrecht und froh, während er, wie es scheint, ein klein wenig nervös ist.

Der Arbeiterdichter Kurt Kläber

Von **Rudi Elms** (Frankfurt a. M.)

Aus den Hochverratsprozessen gegen Verleger und Buchhändler revolutionärer Literatur klingt uns der Name Kurt Kläber in die Ohren. Dieser junge Arbeiterdichter ist noch weiten Teilen der Arbeiterschaft unbekannt geblieben, obwohl sein Schaffen verdient, daß man ihm größere Beachtung schenkt. Es war Thomas Mann, der schon im Vorjahr in einem „Der Nachwuchs" betitelten Artikel des „Berliner Tageblatt" auf „diesen jungen Sansculoten" aufmerksam machte, weil seine Arbeiten Zeitgedicht sind, weil er den Rhythmus unserer Tage meisterhaft auf gutgestimmten Sprachinstrumenten schlägt.

Kurt Kläber ist im Proletarierhaus geboren. Als ich ihn vor fünfzehn Jahren kennen lernte, stand er im Zeißwerk in Jena an Drehbank und Schraubstock, um Mechaniker zu werden. Ein kleiner, schwächlicher Jüngling, aber ein kluger heller Kopf. Begeisterter Naturfreund . . . Immer ruhelos . . . Trotz des schwächlichen Körpers, heißblütige Empörernatur schon damals. Doch er wuchs körperlich und durch intensive autodidaktische Schulung auch geistig. Der Krieg kam. Man steckte ihn, wie die meisten von uns, in die Uniform. Draußen an der Front weigerte er sich zu schießen, denn der Krieg brachte ein noch tieferes Denken in sein Leben. Das rote Blut, das aus den Wunden seiner Kameraden in Frankreichs Erde sickerte, machte ihn zum Sozialisten. In den Unterständen reiften die ersten Verse. Da er nicht schoß, wurde er zu einer Telegraphentruppe versetzt. Er kam auf alle Kriegsschauplätze, bis hinunter nach Asien und sah ein Stück Welt. Dann loderten die Flammen der Revolution auf. Jetzt erschienen unter dem Titel „Die neue Saat" (Jena Volksbuchhandlung) seine ersten Gedichte im Druck, die eine starke Begabung verrieten. Kläber war ein „schlechter" Soldat gewesen. Jetzt stand er, gleich Ernst Toller in der vordersten Front kämpfenden Proletariats. Überall, wo Arbeiterblut das Pflaster rötete, in Berlin, in Halle, im Ruhrgebiet, schlug auch er sein Leben in die Schanzen. Die Kämpfe verebbten. Müde und zerschlagen tauchte er nach dem Mißerfolg in der Masse unter. Er wurde ein Stiller, der sich sammelte und am Born des Wissens schöpfte. Drei Jahre arbeitete er als Bergmann. Dann tritt er wieder in die Öffentlichkeit und leitet eine Freie Volkshochschule in Oberhollabrunn. Später finden wir ihn in derselben Position in Bochum. Eine lange Amerikareise brachte ihm neue Erkenntnisse. Nun kamen endlich die Jahre, wo er das, was er gesehen und erlebte in Poesie und Prosa gestalten konnte. Immer blieb er jedoch im engsten Konnex mit den werktätigen Arbeitern. Immer wieder ging er für Monate zurück in die Fabriken und so wurde das Lied, das er in seinen Dichtungen sang, das Lied der Arbeit und der Arbeiter. Blutdurchtränkt, lebensnah, — fern von jedem Caféhausliteratentum sind seine Schöpfungen. Kläber ist Arbeiterdichter in des Wortes wahrster Bedeutung.

Drei Bücher legt er uns vor „Revolutionäre" (Roter Türmer-Verlag, Leipzig), „Empörer empor" (Verlag der Syndikalist, Berlin) und „Barrikaden an der Ruhr". Gedichte, Skizzen und Erzählungen. Man spürt sofort beim Lesen dieser Arbeiten, daß kein Epigone zu uns spricht. Eine ursprüngliche Begabung meistert die Sprache. Seine Gedichte sind frei von falschen Lyrismen, vollendet in der Form, stark in der Melodik, äußerst bildhaft und lassen das innere Erleben des Dichters fühlen. Auch die Skizzen und Erzählungen zeugen von großer künstlerischer Gestaltungskraft. Sie sind Pulsschläge und Atemzüge der Zeit, die sie gebar.

Otto, der die Fahrkarten abgibt, geht als erster durch die Sperre. Pipa folgt ihm fersennah.

Plötzlich fühlt Otto sich auf die Schulter geklopft, fährt herum und hört von einem großen, breiten Herrn seltsame Worte an sich gerichtet:

„Ah, Herr Otto Höhenflug!?!"

„Wowowoher kekennen Sie mich?!"

„Sie sind also wirklich der Herr dieses Namens? Na, das war ja einfach! Bitte, folgen Sie mir!"

Pipa ist beglückt und fliegt dem freundlichen Herrn fast an den Hals: „Sie sind also der Herr Generaldirektor der Ufa, der uns, wie Otto sagte, abholen wollte?"

„Gehören Sie zu diesem jungen Herrn da, mein Fräulein?"

„Aber Herr Generaldirektor! Ich bin doch die — —"

„Na, dann kommen Sie auch nur gleich mit! Wir werden dann ja sehen!"

Der große, breite Herr und Pipa und Otto sitzen im Auto und fahren durch die Straßen Berlins. Pipa ist abermals beglückt. So also wird es in Zukunft immer gehen! Immer im Auto! Bald auch sogar im eigenen!!

„Aber Ottchen! Du bist ja so bedrückt! Und schwitzt ja so! Bist Du krank? Sprich doch!!"

Das Auto hält ruckend und der große, breite Herr sagt: „Ottchen wird sogleich sprechen, mein Fräulein! Bitte, steigen Sie aus!"

Ein großes Haus. Nicht gerade schön, aber würdevoll. Darin lange Gänge mit grauen Wänden und vielen Türen. Durch eine von diesen gehen unsere Bekannten.

„Bitte, nehmen Sie Platz!", sagt ein Herr, der im Zimmer saß und dem der Große, Breite, etwas ins Ohr geflüstert hat.

Otto und Pipa können nicht umhin, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

Pipa ist ein wenig verwundert.

„Sagen Sie mal, Herr Höhenflug, wieviel war denn eigentlich in der Portokasse drin?", fragt dann der Herr hinter dem Pult ganz unverständlicherweise.

„Hundertzweiundsiebzig Mark!" antwortet ein wenig kärglich und zage Otto der Fabelhafte, Mutige, der Frauenentführer, der zudem noch Ähnlichkeit mit einem Romangrafen hat.

Pipas Vergißmeinnichtaugen schießen gewaltig ins Kraut.

„So? Na — das ist ja nett!" spricht der Herr weiter und wendet sich dann an Pipa:

„Und Sie? Wer sind — — —"

Das Telephon schrillt auf. Der Herr nimmt den Hörer ab und spricht in den Apparat.

„— — — waaas?! — — — ja! — —"

Dann zu Pipa: „Wie heißen Sie eigentlich?"

„Pipa de Papi!"

„Halloh! Sind Sie noch da? — Nein, nicht Urike Holchus, sondern — sondern — Pipi de Papa — wenn ich recht verstanden habe! — Was? — Oder so, ja, Pipa de Papi! Ja, ist hier, durch Zufall! — — Schön! Kommen Sie selbst? — Gut! Schluß!!"

Derselbe: „Also, mein Fräulein de Papi, Sie sind durchgebrannt? Mit diesem Portokassenkavalier? Sie haben einen etwas eigenartigen Geschmack! Ich muß Ihnen leider eine Zelle anweisen. Hoffentlich fühlen Sie sich wohl darin, bis Ihr Vater kommt! — Und Sie, Herr Höhenflug! Wir werden uns noch weiter zu unterhalten haben!"

Freunde, glaubt mir! Pipa de Papi wird sich niemals mehr Pipa de Papi nennen, sondern fortan nur noch Ulrike Melchus, bis einst ein anderer Otto eine etwas legitimere Entführung vornehmen wird. Und an vieles wird sie ewig denken, so z. B.: an die flüchtigen Lettern, die dennoch tief eingegraben in ihrem Sitzfleisch stehen.

Und Otto Höhenflug?! Na — ja — — Otto Höhenflug — —

Samarkand

Von Edmund Hoehne

Samarkand hat tausend und eine Nacht durchträumt, doch nicht nur jene kurzen Zeitspannen, die zwischen Sonnenuntergang und -aufgang liegen, sondern die, von denen die Bibel sagt, ihre tausend Jahre seien vor Gott wie ein Tag oder wie eine Nachtwache.

Wie alle Märchen aus tausend und einer Nacht kann man auch dies nur im Traum ganz erfassen; denn es ist gewoben aus dem Silberglanz des Halbmonds, aus dem Schmelz der Steppenrose, dem Schimmer der Farbglasuren und der blauen Kuppel der stolzen Medresse Bibi Chanym und dem Grabesdunkel um Timurs, Tamerlans Gruft. Darf ich von Harun al Raschid nur erzählen, wenn ich in Bagdads Konsulatsbureau meinen Paß vorgezeigt habe? Auch Samarkand habe ich nie betreten, aber ich will ja auch nur Märchen erzählen, zuerst die der tausend Nächte, zuletzt das der einen Nacht. Dabei bricht schon die tausendundzweite an. Kein dummes Reisetagebuch lähmt mein Wissen. Der Moslem geht am liebsten zum Blinden, wenn er Märchen hören will, denn vom Wesen alles Geschehens sahen seinesgleichen viel mehr. Blinder als der Blinde erzähle ich von Samarkand. „Ich log, mich hab' die Regierung ernannt, Kamele zu kaufen in Samarkand," beichte ich wie Liliencron.

Niemand weiß vom Ort Afrosiabs, der Urstadt auf den nördlichen Hügeln, als nur der Sereisthan. Der aber erzählt nichts weiter. Ehe er es dem Amu-darja in die Silberohren flüstern könnte, versiegt er im Steppensand. Nur ein ungeheures Trümmerfeld roher Ziegeln weht hie und da der Steppenwind auf und verdeckt es wieder. Vielleicht ward die Stadt erbaut, ehe der Kuen-lün und der Altai sich aus dem flachen Erdrund auffalteten, ehe die Arias südwärts gen Indien zogen, die Drawidas verdrängten und die Geschlechternamen umpflanzten von den Ufern des Amuflusses an die des Ganges. Stand hier die Wiege der Menschheit? . . . . — Doch wissen wir von Maracanda im Land Sogdiana, der Stadt, die persische Volksetymologie bald leicht in „Samarkand" wandelte: „Ich sehe den Ort".

Alexander der Große eroberte die Stadt; die Sogdianer aber, die sich zur Schlacht stellten und wieder empörten, waren Arier. Und immer weiter wußte der Held sein Weltreich mit immer neuen, weiteren Schutzringen zu umziehen. Den Syrdarja überschritt er und stand am Fuße des Tien-schan im Herzen Asiens. Darum heißt bis auf den heutigen Tag ein Steppensee nach ihm „Iskander Kul", zeigt man in Fergana eine rote Fahne seines Heeres, nennt sich der Schafhirt im Pamir stolz Enkel des Alexander. Wißt ihr, daß der Held seinen Freund Klitus in Samarkand erschlug, weindumpf und gereizt von trunkenem Spott? Hier regierten griechische Generäle als Könige über Bactrien, lustfahrend auf dem Oxus, der jetzt Amu-darja heißt.

Kläbers Dichtungen üben auf den Leser eine starke suggestive Wirkung aus. Der junge Dichter hat das in seinen Worten, was uns Georg Groß in seinen Zeichnungen gibt. Wir sehen mit ihm das zermarterte Fabrikgesicht der grauen Bergarbeiterstädte. Hohlwangige Frauen, blasse, ärmlichgekleidete Kinder, Männner im Arbeitskittel. Wir wittern den Armeleutegeruch in Hinterhäuser Enge und sehnen uns mit dem von Not und Elend niedergedrückten Proletariat aus stickiger Luft nach Sonne und Weite. Mit den Bergleuten fahren wir in die Schächte, fühlen in dunkler Tiefe die Nähe des Todes. „Wir stehen an glühenden Feuern . . ." am Martinsofen. Mit Kumpels und Hüttenarbeitern demonstrieren wir auf den Straßen . . . Marschritt hallt . . . Wir marschieren . . . Und die Jugend singt:

„Wir Jungen wollen rote Fahnen tragen
blutrote, die sich in den Winden ballen.
Wie Blitze sich in Wolkenberge krallen,
wie Fäuste in die blaue Himmelsdemut schlagen.
Wir Jungen wollen rote Fahnen tragen."

Ein einfacher Arbeiter spricht zu uns. Wie Flammen fressen sich eine Worte in unsere Herzen. Sie wecken Begeisterung und Mut. Sein Ruf: „Empörer empor" . . . straft unsere Rücken. Wir hören von einem besseren Dasein, von Kämpfen, Tod und Auferstehungstagen. Hoffnungsvoll weiten sich unsere Augen, denn wir sehen das leuchtende Bild der Zukunft im Sozialismus

„Und ahnen tief in unseren Herzen
den neuen Menschen wie einen Gott."

So stark wirkt Kläbers Dichtung. Seine reifste Arbeit „Barrikaden an der Ruhr", eine Sammlung von Erzählungen, ist vom Staatsanwalt beschlagnahmt worden. In fünf dieser Erzählungen werden die Kämpfe streikender oder ausgesperrter Arbeiter mit der Polizei oder Soldaten geschildert, in der sechsten das handgeifliche Vorgehen aufgeregter Frauen von ausgesperrten Arbeitern gegen den Arbeitgeber ihrer Männer. Die, in blendendem Stil eschriebene, anschauliche Darstellung der Kämpfe wirkt atemraubend. Das Buch hält den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung und ist eine flammende Anklage gegen die heutige Gesellschaftsordnung. Dichter, wie Gerhardt Hauptmann und Mann, verbürgten, sich für den literarischen Wert des Buches. Es hat nichts genützt. Kläbers Verleger und Buchhändler wurden zu langer Festungshaft verurteilt.

Kurt Kläber ist strenger Marxist. Trommler der Revolution. „Ich bin dem Blut und dem Temperament nach mehr Empörer, als ein Reformer . . .", schreibt er von sich selbst. Er gleicht dem Ferreol in Jules Romaines „Der Diktator". Wir achten seinen glühenden Idealismus und schätzen seine Dichtungen. Wen die Not dieser Tage niederdrückt, wer mit Resignation auf die Kämpfe der Arbeiterschaft blickt, aber auch der, welcher mit hoffnungsvollem Herzen in der Front des Proletariats steht — lese Kläbers Bücher. Sein Blut wird bei dieser Lektüre rascher pulsen, sein Kampfesmut neu erstarken und er wird sich mit dem Dichter gläubig nach dem Tage sehnen wo

„Wir der Arbeit arme Froner
sind befreit von Nacht und Pein,
sind der Erde kühne Throner,
sind ihr Leben und ihr Sein."

Aus dieser Sehnsucht werden neue Taten wachsen.

*

Die Gedichtsproben sind dem Buch „Empörer empor" entnommen.

im Russenland Turkestan. Griechische Kunst drang über Hindukusch, Ghandara, Indien, Pamir weit, weit gen Osten bis China und Japan und lebte weiter, als längst die letzten Diadochen im Grabe faulten, und asiatische Horden in Samarkands Straßen hockten, die Bildhauer aus Athen einst mit Marmorbüsten verzierten. Fern, aus dem Sand der Mongolei, in Turfan, gruben Deutsche die steineren Kinder griechisch-asiatischer Vermählung hervor, die jetzt tiefäugig aus tausend Nähten heraus ins helle Licht Berlins schauen.

Doch der Vater der Eisberge im schneeweißen Haupt, der greise Mus-tag-ata, sah schon aus der Ferne die grünen Fahnen des Propheten nahen und die Janitscharen des Kalifen, dessen Schwert die Welt von Granada bis hierher zur wahren Erkenntnis Gottes bekehrte. Und nun hebt an das zaubrische Leuchten des Halbmonds, der Zug der Karawanen, in denen jeder scheue Schritt der Kamele ein Gebet Mohammeds war, das Glitzern der Minaretts und Medressen voll bunter Fayencen, das Schimmern der Bazare, das Klirren der krummen Säbel stolzer Stadtwachen. Bagdad war Gottes, Gottes der ganze Orient, doch Samarkand, der Osten des gläubigen Ostens, war das Gebetstuch zu seinen Füßen, das Geheimnis des Islam, das keiner ergründet, das Märchen der Märchen. Schließt die Augen und denkt an eine stille Sommerlaube, in der ihr als Kinder im Buch Tausendundeine Nacht last, vom Prinzen, der als Kaufmann verkleidet Fatme hinter den Haremswänden von Samarkand suchte. Wenn ihr euch erinnert, wißt ihr mehr, als ich oder ein Reisebaedeker sagen könnte, so viel sagt ein einziges Wort.

Ach, bald rast ein Sturm über die Zauberstadt hinweg, wie er nie wieder die Erde zerzaust hat. Dschingis Khan zieht ein, und ein einziges Mal vermag der Seresschan den Amufluß zu erreichen, gestaut vordrängend voll roten Bluts. Fatmes weiße Schleier kleben an der schmierigen Hand des Tataren, der rasend vor tierischer Brunst ihre Kehle zerbeißt und den geschändeten Leib mit dem Leichnam des zarten Prinzen verhöhnt. Die fünfhundertste Nacht ist tiefrot von brandiger Glut und verschleiert vom Rauch der Städte. Ein hölzerner Götze vom Tal des Tarim blinzelt jetzt in die stinkenden Schwaden und grinst, und schwarzer Schorf vom Opferblut granatblütenheller Mädchen, schön wie Huris, blättert hart von ihm herab, als man ihn auflädt zur Weiterfahrt westwärts, westwärts bis zu Schlesiens Auen.

Als der Khan der Welt starb, sein Sohn Tschagatai sein zerbröckeltes Riesenreich erbte, sie, da hatten die Mongolen längst ihren Götzen verbrannt, und die Sieger beteten fromm zum wahren Gott der Besiegten. Und der große Enkel des gewaltigen Erdreichbezwingers, Timur Lenk, den ihr westlich dumm Tamerlan nennt, wohnte in Samarkand als seiner Hauptstadt, diente dem Propheten, und die stolzesten Wunderbauten, welche sie je sah, die errichtete erst er. Gur Emir heißt das edle, schöne, erhabene Mausoleum, in dem der, vor dem die Welt wieder erzitterte, unter einem Nephriten ruht, dem größten, den die Welt kennt. Bibi Chanym, „Königin Bibi", heißt die Medresse zu Ehren seiner Odaliske, der schwarzäugigen Prinzessin aus China, deren Schuhe, aus der Haut indischer Könige geschnitten, über Teppiche aus den Haaren persischer Fürstinnen wandelten, wenn sie die Lieder des Hafis sang oder dem Vortrag von Ulleg Beg, dem gewaltigen Astronomen, lauschte über die Wunder des Himmels oder über die lächerlichen Franken, die nur schlecht wie unbegabte Schüler den Lauf der Sterne berechnen konnten mit armseliger Mathematik, die Gott lästerten durch den Glauben an seine Dreifältigkeit wie blinde Heiden, und die doch sich besser dünkten als rechtgläubige Moslim.

Längst hatte der Westen Samarkand vergessen, kaum, daß ein Apotheker von der Herkunft der Wurzel Rhabarber wußte, da horchten eure Großväter auf, weil wieder hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlugen. Die Russen zogen ein in Timurs Stadt und seine Urenkel, die Emire von Khiwa und Buchara, wurden Moskaus Vasallen. Längst hatten sich die Völker dort gewandelt, zersetzt, vermischt; Turkmenen, Usbeken, Sarten und Kirgisen nannten sie sich. Noch immer herrschte der Emir gewalttätig über die Seinen, wurden ihm die Jungfrauen des Landes zugeführt zu rechtloser Schande, doch sein Staat war machtlos, sein Heer eine zerlumpte Farcce einer Truppe. Samarkand war nicht mehr Hauptstadt, die stolzen Bauten Timurs verkamen, in stinkenden Straßen rauften sich schmutzige Sarten um ihre Baischas, die feilen Tanzbuben, während sich ihre Weiber heimlich nach Paikabak stahlen, dem Hurenviertel für russische Sergeanten, die auf dem Heimweg tückisch in Schlammpfuhle gestoßen wurden.

So endeten tausend Nächte. Der Weltkrieg ging auf wie blutiges Morgenrot.

Nun kommt die eine Nacht. Und das Heute. Nicht mehr heißt das Land Sogdiana noch Bactrien noch Russisch-Turkestan. Es nennt sich Sowjetrepublik Usbekistan, und sein Präsident ist wirklich ein Usbeke. Aber die Russen regieren mehr denn zuvor, nicht nur die Leiber, auch die Seelen. Sie bauen Schulen, veranstalten Umzüge, lesen öffentlich unter rotflatternden Fahnen aus dem Koran vor und beweisen, daß der Prophet den Kommunismus gewollt und verkündet habe. Sie suchen die klügsten Sartenjünglinge aus und senden sie auf die rote Universität des Orients zu Moskau. Sie betonieren das Fundament von Gur Emir und Bibi Chanym, die Zeugen alter Weltherrschaft, die eine neue schauen sollen. Geheimboten ziehen über den Hindukusch nach Indien, durch Ostturkestan nach China, und wo sie weilten, glimmt der Haß gegen England heißer hoch. Schon flackert er empor, schon brennt Südchina und Sawa, kommt die tausendundzweite Nacht? Lenin trug Tatarenzüge wie Dschingis Khan.

Welch geheimnisvolle Zentrifugalkraft treibt von Samarkand aus über die Welt, Völker, Reiche, Ideen? Ist hier der Nabel der Erde? In den verlorenen Tälern des Pamir hausen die letzten, ältesten Arier aus sogdianischer Steppe; ihre armselige Hirtensprache ist der Urahn des Sanskrit. Fern von Buchara und Samarkand läuft der Tadschik nicht Gefahr, vom neuen roten Bactrerschnaps mehr zu trinken, als er zahlen kann.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Wie löse ich einen Dreizüger?

Von W. Roscher, Dresden. (1. Fortsetzung.)

Schon in meinem letzten Aufsatz schrieb ich, daß wir bei der „Böhmischen Schule" wohl etwas länger werden verweilen müssen. Diese ist durch das verschiedenartige Zusammenarbeiten der einzelnen Kräfte so vielgestaltig, daß ein einfacher Hinweis noch lange nicht das „Lösen" lehrt. Man spricht in der „Böhmischen Schule" viel vom „Spiel mit der Kraft"; es gibt aber auch Aufgaben, bei denen man ein ganz vorzügliches „Spiel im Raum" vorfindet.

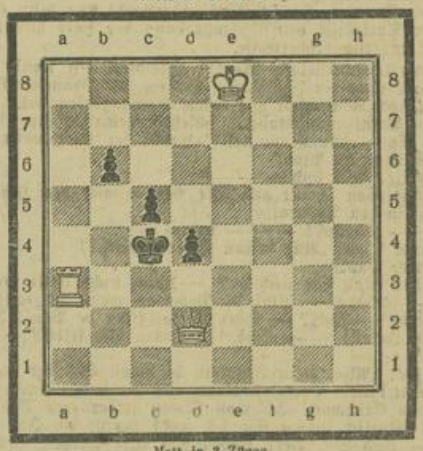
Ein besonders schönes Gebiet innerhalb der „Böhmischen Schule" sind die Aufgaben mit Echomattbildern. Eine solche wollen wir einmal zur Hand nehmen.

*

Aufgabe Nr. 108

Fr. Havelka, Prag.

Svetozor 18. 12. 1918.



Matt in 3 Zügen.

Kontrollstellung. Weiß: Ke8; Dd2; Ta3. Schwarz: Ke4; Bb6, e5, d4. (3 : 4.)

Wie immer lautet die erste Frage wieder: Kann der schwarze König ziehen? Jawohl, ihm stehen die Felder b5 und d5 zur Verfügung. Bei dieser Feststellung bemerken wir aber auch gleich, daß es keine Mattmöglichkeit mehr gibt, wenn der schwarze Monarch einmal das Freie gewonnen hat. Also: Nach d5 darf er nicht! Dies Fluchtfeld muß ihm daher genommen werden; das ist nur mit der Dame zu bewerkstelligen. Also ziehen wir frisch: 1. Dg5. — Ich möchte bei dieser Gelegenheit gleich einmal betonen, daß dieser Fluchtfeldraub in dieser Aufgabe nichts schaden würde, denn der schwarze König erhält ja für das genommene wieder ein neues Fluchtfeld (b4). — Also Dg5 hatten wir gezogen, Schwarz beantwortet dies mit Kb4. Jetzt ist es aber zu Ende, denn wie wollen wir denn nun das Mattnetz schließen? Der angegriffene Turm muß ja auch ziehen. 1. Dg5? kann also nicht richtig gewesen sein, denn es gibt keine Fortsetzung. Geht denn aber das Feld d5 nicht auch von wo anders zu decken? Da bleibt nur noch ein Weg, nämlich 1. Dg2! Wir wollen dies einmal versuchen. Zieht nach diesem Schlüssel der K nach b4, so folgt natürlich 2. Db2+, der schwarze König muß nach c4 zurück und dann gibt die Dame auf b3 ein überraschend schönes Matt. Das Matt ist vollkommen rein. Man behalte diese Mattstellung im Gedächtnis! Vom Turm gedeckt, gibt die Dame matt, die beiden von der Dame nicht bestrichenen Felder blockieren zwei schwarze Bauern. — Zieht Schwarz im ersten Zuge d4—d3!, so setzt Weiß mit Dg2—e4+ fort. Jetzt bleibt dem schwarzen König nur die Flucht nach b5 übrig, und wieder gibt die Dame ein so schönes Matt, diesmal auf a4. Man beachte wieder die Stellung der Figuren zu einander, es ist genau wie bei der ersten Mattstellung: Vom Turm gedeckt, gibt die Dame matt, zwei schwarze Bauern blockieren die von der Dame nicht gedeckten Felder. Nur ist die ganze Mattstellung um ein Feld verschoben. Solche Aufgaben, in denen mehrere gleiche Mattstellungen vorkommen, nennt man Echomattbilderaufgaben. Die Mattbilder gehen natürlich zu variieren, es gibt Aufgaben mit 3 oder 4 gleichen Mattstellungen.

Natürlich kann sich Schwarz in der obigen Aufgabe auch noch anders verteidigen. Zieht z. B. der König im ersten Zuge nach b5, so folgt 2. Tb3+, Ka4 3. Dg3 matt. Auch diese Mattstellung ist wieder sehr schön. Alle vorhandenen Kräfte sind voll ausgenützt. Es bliebe dem Schwarzen nun noch der Zug b6—b5 übrig, darauf folgt 2. Dg6+, Kb4; 3. Db3 matt.

Auch diese Aufgabe ist auf Zugzwang aufgebaut. Sie ist übrigens ein drastisches Beispiel vom „Spiel mit der Kraft". Man beachte, wie bei jeder Mattstellung die Kräfte der Figuren ausgenützt sind, keine steht arbeitslos auf dem Brette herum. Übrigens fällt die Aufgabe auch unter die Miniaturen, sie hat nur 7 Steine. Gerade bei „böhmischen" Aufgaben ist das sehr oft der Fall. Wir werden noch eine weitere Aufgabe dieser Art kennen lernen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Ihnen, Herr Prinzipal, wünsche ich mal

daß Sie mit harten Stiefeln
und dünnen Klamotten
zur Arbeit trotten,
daß Sie neun oder gar zehn
Stunden an der Maschine steh'n,
und dann müde und hungrig
nach Hause zieh'n.
Sie essen, unterhalten sich eine Weile,
legen sich nieder,
erwachen wieder
am frühen Morgen,
und mit Ihnen die Sorgen.

Und am Zahltag — die paar Moneten
sind auch schon flöten.
Miete, Gas, das bißchen Fressen,
Kohlen abzahlen noch vergessen,
und Kleidung ist nebenan.
Das ist der Segen der Arbeit!
Es mangelt an allen Ecken und Enden,
und Sie stehen da —
mit leeren Händen.
Und die Kinder sehen Sie an —
Das, Herr Prinzipal,
wünsche ich Ihnen einmal.

Einmal wünsche ich Ihnen,
daß Ihr Direktor,
oder Inspektor
nicht gut geschlafen hat.
Er schreit Sie an,
droht mit Entlassung,
und Sie außer Fassung,
müssen schweigen,
lassen alles über sich ergeh'n,
weil draußen tausend andere steh'n.
Das, Herr Prinzipal,
wünsche ich Ihnen einmal.

Sie machen ein unwilliges Gesicht?
Sie würden sich das nicht
gefallen lassen?
Gut. Dann wehren Sie sich,
packen mal ordentlich aus
— und fliegen 'raus.
Dann können Sie stempeln geh'n
bis Sie mürbe sind
— und fangen dann
wieder von vorne an.
So ein Dasein, Herr Prinzipal,
wünsche ich Ihnen einmal.

Alfred Merkwitschka.

Die sozialpädagogische Bedeutung der Schulgemeinde

„Erziehung zur Demokratie und zum Gemeinsinn"

Von Prof. Dr. **M. H. Baege** (Oberursel)

Die Idee des sozialen Volksstaates setzt unbedingt voraus, daß seine Bürger gewillt und befähigt sind zur Selbstbestimmung, Selbstverwaltung und Selbsterziehung, sowie zu sozialem Denken und Handeln. Es ist deshalb eine der pädagogischen Hauptaufgaben, die Jugend schon zum rechten Gebrauch der Freiheit, zur Selbstdisziplin, zu freiwilliger Einordnung in die Gemeinschaft und zu werktätigem Gemeinsinn zu erziehen.

Wie im Staate, so herrschte auch in der Schule bisher das Bevormundungs- und Beaufsichtigungssystem. Die alte Erziehung stand unter dem Zeichen der Herrschsucht, sie knechtete den Zögling, indem sie ihn unter die Herrschaft starrer pädagogischer Dogmen stellte. Sie unterdrückte meist den gesunden Drang zur Freiheit, statt ihn frühzeitig zu benutzen und in die richtigen Bahnen zu lenken. Weil sie so verfuhr, wurde sie vom Zögling als etwas ihm Fremdes, ja Feindliches empfunden, dessen jegliche Eigenart tötenden Einwirkungen er sich möglichst zu entziehen oder gar entgegenzustemmen suchte. Das alte absolutistische Erziehungsideal ständiger Bevormundung muß nun aber fallen und dem demokratischen Erziehungsideal freier Selbstbestimmung Platz machen; denn die Maßnahmen der bisherigen Schulzucht entsprechen nicht mehr den Aufgaben neuer Zeit. Erziehen heißt: Führen zur Selbständigkeit, Hinleiten zum rechten Gebrauch der Freiheit. Alle wahre Erziehung muß sich schließlich selbst unnötig machen. Damit ergeben sich neue Aufgaben für die Gestaltung der Schulzucht. Das neue Erziehungsideal der freien, selbstverantwortlichen Persönlichkeit verlangt, daß an Stelle des selbstherrlichen Zwanges, der absolutistischen Befehlsmethode die Erziehung zur Selbstdisziplin und zur freiwilligen Einordnung in die Gemeinschaft tritt.

Die erzieherische Aufgabe, die der Lehrer in der Schule bisher zu leisten hatte, war in der Hauptsache eigentlich ein toter Polizeidienst. Das alte auf unbedingter Autorität aufgebaute Schulsystem zwang den Lehrer in die unwürdige Rolle eines Aufpassers, ja Büttels. Seine Autorität war meistens auf äußere Macht basiert. Der barsche Kommandoton des Kasernenhofes erscholl deshalb auch vielfach im Schulhause. Der Lehrer hatte den Schülern gegenüber immer recht. Er war unfehlbar, unbedingter Herr seiner Klasse, der von Schülerfragen nicht unterbrochen werden durfte und den Schülermeinungen nichts anging. Wehe dem Schüler, der sich erlaubte, eine eigene Meinung zu haben oder gar der des Lehrers entgegenzutreten! Was Wunder, daß der Lehrer deshalb von der Jugend als der gefürchtete Vorgesetzte, ja vielfach geradezu als der Feind empfunden wurde, gegen den alle Listen und Schliche im Kleinkriege der Schule galten. Dadurch entstand eine Atmosphäre stärksten Mißtrauens, ja hier und da erbittertster Feindschaft, die natürlich eine wahrhafte und fruchtbare Erziehungsarbeit von vornherein unmöglich machte.

Die Grundlage aller wahren Erziehung bildet aber gerade das gegenseitige Vertrauen. Nur der Lehrer wird auf die Jugend einen wirklich erzieherischen Einfluß ausüben können, der das Vertrauen der Jugend genießt. Dieses Vertrauen kann er sich aber nur dadurch erringen, daß er seinen Zöglingen nicht als Vorgesetzter, als der Herrscher in der Klasse, sondern als der treue Helfer und verständnisvolle Berater entgegentritt. Erziehen heißt, die Eigenart des Zöglings zu seinem und der Gemeinschaft Wohle entfalten helfen, das kann aber nicht geschehen durch herrisches Bevormunden und mißtrauisches Beaufsichtigen und Herumschnüffeln, durch kleinliches Nörgeln und Tadeln oder ständiges Moralpredigen, sondern durch liebevolles Eingehen auf die Eigenart des Zöglings und durch Vertrauen auf das Gute in ihm. Wir wiesen schon in dem Aufsatz über den Arbeitsunterricht darauf hin, daß mit dem Übergang von der Memorier- und Wort- zur Arbeits- und Tatschule sich auch sofort das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler fundamental ändern würde. In der Arbeitsschule ist der Lehrer eben nicht mehr der unnahbare Vorgesetzte und unbedingte Herrscher der Klasse, sondern freigewählter Führer und Arbeitskamerad der Jugend. Damit ändert sich selbstverständlich auch die Stellung des Lehrers zu seiner Arbeitsgemeinschaft, zu seiner Klasse. Während er früher seine Anordnungen in vollster Unabhängigkeit von seinen Schülern treffen konnte, muß er jetzt die Willensmeinung seiner Klasse berücksichtigen, kann er nur dann etwas erfolgreich anordnen, wenn er die Mehrheit für sich hat. Das Kameradschaftsverhältnis der Arbeitsgemeinschaft bringt das notwendigerweise so mit sich. Damit ist aber der entscheidende Schritt zur Demokratisierung der Schuldisziplin getan. Das Handeln und Verhalten wird jetzt dem Schüler nicht mehr anbefohlen und genau vorgeschrieben, sondern erwächst organisch aus den Formen seiner Betätigung und den Bedürfnissen seines Lebens und seiner Arbeitsgemeinschaft. Die Klasse ist nicht mehr, wie bisher, lediglich Objekt, sondern Subjekt der Schulzucht. Die Schülerschaft

entscheidet über ihr Tun selbst und nimmt damit ihr Schicksal in die eigene Hand. So kann also schon in der Schule eine planmäßige Erziehung zur Selbstbestimmung und Selbstverwaltung, d. h. also zur Demokratie stattfinden. Eine schablonenhafte Nachahmung der herkömmlichen staatlichen Verwaltung und Regierung durch die Schule ist dazu nicht vonnöten. Die Anbahnung einer Selbsterziehung, die Erwerbung der Fähigkeit unter eigener Verantwortung sich das Leben zu gestalten, ist das Wichtigste, der Kerngedanke der Schulgemeinde. Welche spezielle Form sie in jedem einzelnen Falle annimmt, das wird von allerlei äußeren Umständen abhängen. Die Hauptsache ist nur, daß sie auch wirklich etwas organisch Gewachsenes, ein sozialer Organismus, nicht etwas von außen Aufgepfropftes ist.

Wir wollen die Jugend aber nicht nur zum richtigen Gebrauch der Freiheit, sondern auch zu werktätigem Gemeinsinn, zur Arbeit im Dienste der Gemeinschaft erziehen, und auch dazu ist die Schulgemeinde die geeignetste Institution. Sie ist ja nichts anderes, als eine konsequente Fortbildung des schon im Begriff der „Schul-Klasse" liegenden Charakters einer Gemeinschaft. Durch die Schulgemeinde soll diese Gemeinschaft systematisch für die Erziehung zu sozialem Denken und Handeln nutzbar gemacht werden. Damit nämlich soziale Gesinnung entstehen, ein sittlicher Charakter sich bilden kann, muß Gelegenheit zu praktisch-sozialer Betätigung da sein. Die ist aber nicht gegeben in der Vereinzelung eines intellektualistischen Unterrichts, wie ihn die heutige Schule betreibt, sondern nur in einem vielgestaltigen lebendigen Gemeinschaftsleben. Deshalb ist die Erweiterung der Arbeitsgemeinschaft der Klasse zur Schulgemeinde auch eine notwendige Forderung sozialethischer Erziehung. Die Schulgemeinde allein gibt Gelegenheit, alle sozialen Triebe in Tätigkeit zu setzen. Sie allein fördert beim Zögling auch die Erkenntnis, daß die Menschen in mannigfachster Beziehung und Abhängigkeit zueinander stehen, eine große Einheit bilden und daß der einzelne deshalb nicht nach seinem Belieben handeln darf, weil sein Tun und Lassen für das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen von Bedeutung ist. Das egoistische und vielfach ein ekles Strebertum züchtende System der alten Schule wird in der Schulgemeinde durch das altruistische ersetzt.

Während früher die Schule den Eigennutz und die Selbstsucht durch das Verbot gegenseitiger Hilfe, die ja geradezu als ein Verbrechen galt, beinahe systematisch züchtete, wird in den Arbeitsgemeinschaften und sonstigen Einrichtungen der Schulgemeinde der soziale Urinstinkt gegenseitiger Hilfe zu vertieftem Solidaritätsgefühl, zu freudiger Einordnung in die soziale Organisation, zu gegenseitigem Verstehen und sich Geltenlassen, kurz zu bewußtem sozialen Denken und Handeln sich organisch entwickeln.

Das Leben in der Schulgemeinde ist so zugleich die fruchtbarste und lebendigste Form volksbürgerlicher Erziehung; denn nur was den ganzen Menschen packt, wirkt nachhaltig auf sein Verhalten, nicht aber eine ganz einseitig intellektuelle Belehrung, wie sie im sogenannten staatsbürgerlichen Schulunterricht versucht worden ist. Es ist ferner auch in der Hinsicht ein außerordentlich wichtiges Erziehungsmittel, daß es die Entstehung jenes von der alten Schule geradezu systematisch gezüchteten, völlig unpolitischen Typs des Intellektuellen verhindern wird der sich vom öffentlichen Leben glaubte zurückhalten und lediglich seinen persönlichen Anlagen und Neigungen widmen zu dürfen, und der dadurch zweifellos die Entgeistigung der Politik und unseres ganzen öffentlichen Lebens stark mitverschuldet hat.

Vom Unwettergebiet im Erzgebirge

Was ich jetzt selbst sah und was mir die Leute dort erzählten

Stilles Tal

Wenn man von Dresden stromaufwärts bis Heidenau fährt, sieht man dort ein kleines Flüßchen in die Elbe münden, die Müglitz. Sie kommt aus dem oberen Erzgebirge und durcheilt in schnellem Lauf ein enges Tal von zirka 30 Kilometer Länge. Wer jemals dieses Tal auf- oder abwärtsging, freute sich immer über dies herrliche Fleckchen Erde. Zu beiden Seiten von hohen Felsen eingeschlossen, bildet sich ein enges Talbecken von manchmal nur 50 Meter Breite. Jede Biegung — und deren gibts gar viele — zeigt ein anderes Bild. Längs der Talstraße zieht die Landstraße dem Flüßchen entlang und daneben fährt noch eine Kleinbahn und schlängelt sich über 28 Brücken einmal rechts, einmal links der Müglitz, das Tal entlang. Kleine Orte mit alten, niedrigen Häuschen aus Lehmfachwerk wechseln ab mit Mühlen und Papierfabriken, neben denen feste Wohnhäuser für die Beamten stehen. An den steilen Hängen werden die wenigen waldlosen Stellen in mühseliger Arbeit von den Leuten bestellt, die sonst in den Mühlen und Fabriken beschäftigt sind. In Glashütte ist Uhrenindustrie, die sich nur schwer gegen die Schweizer Konkurrenz halten kann und viel Arbeit als billige Hausarbeit vergibt. Arme Leute wohnen in dem Tal, aber sie sind zufrieden, wie denn die erzgebirgige Zufriedenheit geradezu sprichwörtlich geworden ist.

Eine furchtbare Nacht

Ein drückend schwüler Tag geht zu Ende. Aus der Ferne sieht man Wetterleuchten. Müde gemacht gehen die Leute ins Bett. Ein schweres Gewitter geht über die felsigen Höher und zieht bald wieder ab. Die Leute im Tal schlafen nun ruhig. Nach einer Stunde durckzucken wieder Blitze den schwarzen Nachthimmel, Donner krachen und strömender Regen prasselt hernieder. Noch weiß niemand im Tal, was sich zu gleicher Stunde oben im Gebirge, an der Wasserscheide, ereignet hat. Hier ist ein Wolkenbruch niedergegangen und gewaltige Wassermassen brausen zu Tal. Ein kleiner Teil fließt die steilen Hänge nach der Tschechoslowakei hinab, während der Hauptteil sich in die Müglitz und die Gottleuba ergießt. In rasendem Tempo eilt die strömende Flut und reißt alles mit sich, was ihr im Wege steht. Am schlimmsten ist die Wirkung an den Stellen, wo das Tal eine Biegung macht. Bis über vier Meter steigt das Wasser an und nichts vermag es aufzuhalten. — Erschreckt von dem Getöse springen Menschen aus dem Bett und drehen am Lichtschalter — es bleibt dunkel — in wahnsinniger Angst wollen sie auf die Straße und werden hier vom Strudel erfaßt und weggerissen. Wer dennoch herauskommt, sucht im Dunkeln nach einem Halt, der bald keiner mehr ist, weil er auch mit weggerissen wird. Schreien und Stöhnen von Menschen und Tieren, Wimmern von Kindern und Verletzten — und alles übertönt vom Gebrüll der Wassermassen und vom Getöse krachender Balken und Bäume. — Eine neue Sintflut.

Tod und Verwüstung

Der Tag fängt kaum an zu grauen, da wälzen sich schlammige Fluten in die Elbe und bringen Holz, Möbel, totes Vieh und Menschenleichen. Noch weiß niemand, was eigentlich passiert ist, denn Telephon und Telegraph sind kaputt. Aber man ahnt das Schlimmste und alarmiert. Hilfstruppen stellen sich zusammen und noch halb im Dunkeln versuchen die ersten vorzudringen, kommen

Goethes „unchristlicher Christian"

J. C. Ehrmann zum Gedächtnis († 13. August 1827)

Von **Julius Jacob Strauß**

Zu den eigenartigsten unter den Leuten, die sich rühmen durften, mit Goethe bekannt gewesen zu sein, und zu den merkwürdigsten Menschen, die je das Frankfurter Bürgerrecht besessen haben, gehört der in Straßburg am 29. April 1749 geborene Johann Christian Ehrmann. Sein gleichnamiger Vater (1710 bis 1797) lebte in der Münsterstadt als praktischer Arzt und Professor der Medizin, dessen Vorlesungen 1770 und 1771 auch Goethe hörte. Bei dieser Gelegenheit wurde der junge Frankfurter mit dem vier Monate älteren Professorsprößling bekannt, der zur gleichen Zeit Heilkunde studierte.

Der junge Ehrmann scheint schon früh Lust zu seltsamer Lebensführung verspürt zu haben, wenn auch vieles von dem, was über ihn berichtet wird, mehr oder weniger übertrieben sein dürfte. Wenigstens läßt sich weder nach Zeit, Ort usw. die Schilderung seines Zweikampfes, noch die seiner Flucht nach Basel, wo er am 8. Dezember 1772 den Doktorhut erlangte mit dem — wie Professor Voelcker neuerdings festgestellt hat — auf dem Stadtarchiv in den „Ratssupplicationen" aufbewahrten Bürgerrechtsgesuch und den diesem beigehefteten Urkunden in Einklang bringen.

Ehrmann kam zu Ende der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vermutlich über Mainz nach Frankfurt, wo er 1779 in die Reihe der ausübenden Ärzte aufgenommen wurde. Im gleichen Jahre heiratete er hier eine Schwester des Philologen Philipp Buttmann (1764 bis 1829), die 1819 starb. Sie muß ihren Gatten, ebenso wie dieser sie, sehr geliebt haben, denn es war nicht leicht mit ihm auszukommen. Hat er sie doch, als sie eines Tages zur verabredeten Stunde nicht pünktlich zu Hause war, öffentlich ausschellen lassen, so daß sich die Ärmste eine ganze Weile nicht auf die Straße getraute. Von den beiden Kindern aus dieser Ehe starb der jüngere Sohn schon früh, der ältere fiel im achtzehnten Lebensjahre im Zweikampf. Den Verlust betrachtete Ehrmann im Hinblick auf sein obenerwähntes Duell, in dem er einen französischen Offizier getötet haben soll, als eine — wie Prene berichtet — Art Vergeltung des Schicksals. Ehrmann war hier, trotz oder vielleicht auch wegen seiner Schrullen und Eigenheiten, einer der gesuchtesten Ärzte, der bei den einfacheren Klassen in dem Rufe stand, ein Wunderdoktor und Wundermann zu sein. 1793 wurde er Garnisonarzt, 1804 Arzt am Rochuspital. 1808 trat er unter der großherzoglichen Regierung als Medizinalrat in den Ruhestand und widmete sich fortan wieder ganz der Privatpraxis, den Studien und seinen Liebhabereien. Um die Gesundheitspflege in Frankfurt a. M. hat er sich die größten Verdienste erworben. Er war neben Dr. Melber letzter Arzt der Frau Rat. Mit seinen Kollegen vertrug er sich — einzelne ausgenommen — schlecht. Als rücksichtsloser Draufgänger überschritt er in seinen Streitschriften wider die „Brutalimpfmeister" Sömmering — den er als Anatom hochachtete — und Lehr jedes Maaß.

Ehrmann ist der Verfasser einer ganzen Reihe meist satirischer Schriften, von denen er die Mehrzahl unter Decknamen veröffentlicht hat. In einer derselben, „Ex Museo Moguntino", in der er die Altertumsforscher verspottet, die eine neue Pastetenform für ein altrömisches Fundstück gehalten hatten, liest man u. a. folgende ortskundliche Anekdote: „In Sachsenhausen bei Frankfurt sang man noch im 16. Jahrhundert das Lied der Kirche: „In dulci Jubilo"; im zweiten Vers kommen die Worte vor — O

aber schwer vorwärts, denn die Flut ist noch zu hoch. Inzwischen ist Dresden alarmiert und in Autos kommen nun Pioniere, Reichswehr, Feuerwehren, Sanitäter und freiwillige Hilfstrupps. Das Wasser fällt allmählich und man dringt vor. Was sich nun dem Auge bietet, übersteigt an Grauenhaftigkeit alle Möglichkeiten der Vorstellung. Fast alle Brücken sind weggerissen, die stärksten Eisenträger wie Draht verbogen, die Straße aufgerissen, die Schienen der Kleinbahn mitsamt den Schwellen wie Korkzieher verdreht. Häuser umgestürzt und fortgeschwemmt, Eisenbahnwagen umgeworfen und über alles ausgebreitet, wie ein braunes Leichentuch, hoher Schlamm. In den Häusern liegen Tote oder hängen eingeklemmt zwischen Balken und Geröll im Gestrüpp. Die Vorgärten der Häuser sind verschüttet, aber an den Spitzen der Stöcke blühen rote und weiße Rosen, während der Stamm verdreht und entwurzelt ist. Die Betroffenen laufen zwischen all dem umher und haben wohl für immer das Lachen verlernt. Ist ein Haus nicht umgefallen, so sind Löcher darin und das Fundament ist unterspült. „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen."

Liebesgaben

Wer mit dem Leben davongekommen ist, hat meist sein bißchen Hab und Gut verloren. Jeder Mensch fühlt, daß hier geholfen werden muß, und zwar schnell. Überall wird deshalb zu Sammlungen aufgerufen und es gehen auch Gelder ein. Aber all das sind nur Tropfen auf einen heißen Stein. Die meisten der Betroffenen haben nur das nackte Leben gerettet. Also müssen erst Kleider gesammelt werden. Aus den Orten an der Elbe, die überwiegend von Proletariern bewohnt sind, kommen bald die ersten Wagen mit Kleidern und Wäsche. Es sind nicht immer nur neue und gute Stücke, dafür kommen sie eben aus Häusern, wo kein Überfluß herrscht. Beim Verteilen dieser Sachen finden sich aber auch Gehröcke, Badehosen, Cylinderhüte. Wer kann die gestiftet haben? Ist denkbar, daß es Menschen gibt, die bei solch grauenhaftem Erleben noch faule Witze machen? Nicht alle, die in den folgenden Stunden und Tagen versuchen, in das Gebiet zu kommen, wollten helfend eingreifen. Aber zum Gaffen ist noch keine Zeit und für müßige Neugier kein Platz. Deshalb wird abgesperrt. Aber an Häusern und Bäumen der unteren Orte sind Sammelbüchsen angebracht, die dem Müßigen die Möglichkeit zu materieller Hilfe geben. Ein Arbeitersamariter hat einmal eine solche Sammelbüchse eine Zeitlang beobachtet und erzählt, daß Arbeiter und einfach gekleidete Leute Silbermünzen einwarfen, während er ein Luxusauto beobachtete, dessen Insassen einige Kupfermünzen einwarfen. Er selbst wollte das ja nicht verallgemeinern, aber charakteristisch war es.

Wiederaufbau

Wann alles wieder fertig und in Ordnung sein wird? Wer vermag das zu sagen. Das ganze Tal gleicht heute einem Pionierpark. In den Häusern werden die oberen Zimmer hergerichtet. In Bretterbuden sind Baubureaus, Arbeitsnachweis, Sanitätswachen und Verkaufsstellen eingerichtet. Zunächst jedoch mußte die Straße wieder fahrbar gemacht werden. Etwa 10 000 Arbeiter wimmeln durcheinander und stehen in Wasser und Schlamm. Schon sieht man das Chaos sich ordnen. Wo niemand arbeitet, ist der Schlamm mit Chlor bestreut. Schilder verbieten das Trinken von ungekochtem Wasser. Lastautos mit freiwilligen Helfern kommen und fahren ab. Vom Hakenkreuz bis zum Sowjetstern helfen die Trupps, versäumen jedoch nicht, sich durch Fahnen und Abzeichen nach außen hin kenntlich zu machen. Wir Deutschen können nun mal ohne Uniform nicht auskommen, selbst wenn wir Gutes tun.

G. Schubert.

Aus der romantischen Dichterstube

Das „Rad der Zeit" dreht sich in unseren Tagen mit Windeseile. Tag um Tag sind die Zeitungen voller Sensationen, und selbst aus den Zeitschriften flieht mehr und mehr alles Beschauliche. Für lyrische Dichter wird die Konjunktur immer ungünstiger, und wer sich nicht körperlich wie geistig aufs amerikanische Tempo einstellt, für den scheint überhaupt bald kein Platz mehr auf dieser angeblich besten aller Welten zu sein. Ist es bei solchem Zeitenrhythmus nicht ein wenig verwegen, sich mit literarischen Dingen zu beschäftigen, die die Gemüter unserer Großväter und Großmütter bewegten?

Dennoch scheint es nicht unangebracht, ab und zu auf ein Stündlein unsere hastende Gegenwart zu verlassen und den Blick nach rückwärts zu richten; in jene entschwindenden Fernen, die der Jugend bis in die Vorkriegstage hinein lieb und teuer waren, und umso berechtigter ist vielleicht dieser Blick, wenn er auf einstmalige Lieblinge des deutschen Volkes, wenn er auf altes deutsches Kulturgut fällt.

Ein Jahrhundert ist jetzt vergangen, seitdem Heinrich Heines am bekanntesten gewordenes Werk, das „Buch der Lieder", erschien: jene goldenen Verse, die Generationen hindurch das Entzücken der Jugend wie die Anerkennung und die Liebe des Alters fanden, und die ins Volk drangen, wie kaum eine zweite deutsche Liedersammlung. Die von den Tagen ihres Entstehens bis auf unsere Zeit immer wieder die Musiker zur Vertonung reizten. Wer denkt nicht an die im Volksmund wie im Konzertsaal beliebten Lieder „Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen . . ."; „Leise zieht durch mein Gemüt . . ."; „Du bist wie eine Blume . . ."; „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . .". Einzelne von diesen Liedern sind hunderte Male in Musik gesetzt worden. Der ganze Liederschatz gegen fünftausendmal! Selbst das alte deutsche Schullesebuch mußte diesen lyrischen Perlen des vormärzlich versemten Dichters wohl oder übel seine Pforten öffnen. Und nun hundert Jahre! Wird das „Buch der Lieder" vorläufig weiter „unsterblich" bleiben, oder wird es durch die rollenden Schwungräder unseres Maschinenzeitalters zerwalzt werden?

Als der Dichter sein interessantes Vorwort zur zweiten Auflage des Buches schrieb — vor genau 90 Jahren an einem Frühlingstage in Paris ist es gewesen —, da meinte er, daß ihm immer dabei das Raimundsche Bühnenwerk „Der Bauer als Millionär" im Kopfe herumgegangen sei, ob seines sentimentalen Liedertextes. Der Name Ferdinand Raimund führt hinüber ins Wien der gleichen Zeit, wo dieser romantische Zauberpossendichter der Liebling des Publikums war. Für die Wiener war dieser Dichter „einfach süß". Vielleicht hing das damit zusammen, daß er aus einer Zuckerbäckerlehre herkam, der er entlaufen war, um auf den Bühnenbrettern sein Talent zu erproben. Und er hat es erprobt, mit einem Erfolg, wie wohl kein zweiter Sänger und Schauspieler seiner Zeit. Sein liebstes Kind war sein „Verschwender". In sechs Wochen hatte ihn der Dichter hingeschrieben; sechsundzwanzigtausend Gulden brachte ihm diese Frucht seines Schaffens. Eine damals unerhört hohe Summe. Aber der „Verschwender" wurde zum Schwanenliede des Dichters und Schauspielers Raimund. Als er einige Monate vor seinem Tode in Hamburg die Rolle des

---

Princeps Gloriae! Trahe me post te — Trahe me post te, und die Gemeinde sang: — Trag mir die Pastet." —

Ehrmanns Launen waren unberechenbar. So kaufte er — nach der Angabe von Maria Belli, die viel von ihrem verehrten Hausarzt zu erzählen weiß — einmal einen im „Intelligenz-Blatt" ausgebotenen Frauensitz in der Synagoge und setzte sich den nächsten Sabbath darauf. Auf sein Kaufrecht pochend, wollte er sich nicht entfernen, und nur nach Zahlung einer bedeutenden Summe, die er für christliche Arme bestimmte, entsagte er seinem Besitz.

Ehrmann, der als eifriger Freimaurer in der „Loge zur Einigkeit" fleißig mitarbeitete, sammelte die verschiedensten Gegenstände. Über die Gründung der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft freute er sich und verschaffte ihr manches schöne Stück. Am 27. Mai 1818 wurde er unter die „stiftenden Mitglieder" aufgenommen.

Am bekanntesten ist Ehrmann als „Großmeister des Ordens der verrückten Hofräte" geworden. Auch Goethe erhielt 1815 ein Diplom mit der Begründung „ob Orientalismum Occidentalem". In elf Jahren wurden, von 1809 an, etwa hundert derartige „Würdigungen", u. a. an Arndt, Iffland, Richter (Jean Paul), Marianne v. Willemer, versandt.

Als gern gesehener „Samstagsgast" auf der Gerbermühle traf Ehrmann 1815 dort auch wieder mit Goethe zusammen. Marianne war es immerhin ein wenig bange, als am 19. August der Unberechenbare zum erstenmal zugleich mit dem Dichter auf der Mühle speisen sollte; indessen, der bedenkliche Gast nahm sich respektvoll und möglichst liebenswürdig zusammen, so daß alles vortrefflich ging. Die Verse Goethes:

„Pfeifen hör' ich fern im Busche" usw.

beziehen sich auf die Gewohnheit Ehrmanns, der sein Kommen mit einem Pfeifchen anzukündigen pflegte. Am 28. August erhielt Goethe zwei scherzhafte Zuschriften, als deren Verfasser Ehrmann bald erkannt wurde. Im Briefwechsel Goethes mit Willemer wird der „unchristliche Christian E.", wie ihn die Weimaraner einmal nannten, öfters erwähnt. Auch fand im Anschluß an Nachrichten über die Steinmetzen-Brüderschaft, die Ehrmann geben konnte, unmittelbarer Briefverkehr statt.

Ehrmann, der ein großer Wohltäter der Armen war, hatte nach dem Tode seines Sohnes einen jungen Straßburger Arzt namens Theophil Stellwag an Kindesstatt angenommen, zu dem der alte Sonderling, als er der Pflege bedurfte, 1820 nach Speyer zog, wo Ehrmann-Stellwag als Kreismedizinalrat lebte. Noch einmal kam er dann auf dringende Bitte Maria Bellis zu einem Gegenbesuch nach Frankfurt. „Ich" — erzählt die treue Freundin — „ging mit ihm . . . an den Main; es glich einem Triumphzug, von den arbeitenden Klassen ward er umringt und begleitet . . ."

Anfang August 1827 rührte ihn in Speyer der Schlag. Am 13. (oder 31.) wiederholte sich der Anfall, dem er vor hundert Jahren erlag.

Der Enkel von Ehrmanns Adoptivsohn, Ehrmann-Stellwag, Hermann Frey, der unter dem Namen Martin Greif (1839 bis 1911) als Dichter bekannt geworden ist, hat die anfangs angedeutete Duellgeschichte in einer Novelle „Goethe und Therese" auf Grund von Angaben seiner Großmutter, Josephine Ehrmann, geborene Giselin, und unter Benutzung einiger Briefe von Franz Christian Lerse (1749 bis 1800), sowie von Tagebüchern behandelt. Es wird Sache der Forschung sein, im Anschluß an die von Professor Voelcker im Frankfurter Stadtarchiv gefundenen Akten nach Möglichkeit festzustellen, was in Greifs Schilderung Dichtung und was Wahrheit ist.

Valentin in diesem Stücke als Gast spielte, sagte er zu einem Kollegen: „Ich weiß nicht, warum ich beim Spielen dieser Rolle immer so ergriffen bin. Das Hobellied besonders stimmt mich immer traurig; die Leute werden das für Komödie halten, aber es ist leider bitterer Ernst. Ich habe mir da selbst mein Totenlied geschrieben." Zehn Wochen später endete er durch Selbstmord aus einer durchaus unbegründeten krankhaften Furcht, von einem tollwütigen Hunde gebissen worden zu sein. Neun Jahrzehnte sind seitdem verflossen. Für die Biedermeieridylle des vielgesungenen Hobelliedes haben wir Heutigen, wohl nicht mit Unrecht, nur noch wenig Verständnis übrig.

Hundert Jahre sind auch in diesen Tagen verflossen, seitdem der jugendliche Wilhelm Hauff seine hochberühmten, durch vorher entstandene, den gleichen Stoff behandelnde Heinesche Dichtungen beeinflußten „Phantasien im Bremer Ratskeller" der deutschen Öffentlichkeit übergab, dieses „Herbstgeschenk für die Freunde des Weines", wie der Dichter den tollen und doch so liebenswürdigen Spuk aus jener Septembernacht nannte. Haben wir uns nicht in unserer Jugend alle einmal daran erheitert? Der vielversprechende Dichter hat freilich sein Werk nicht lange überlebt. Noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, starb dieser Götterliebling am 18. November 1827. Neun Tage zuvor hatte ihm seine Frau ein kleines Töchterchen geboren.

Und zur Abrundung schließlich noch ein hundert Jahre altes Buch. Zwar kein deutsches, aber doch eins, das ungezählte Auflagen in deutscher Sprache erlebte, und über das ein Goethe laute Worte des Beifalls fand: Manzonis in die Weltliteratur übergegangener Roman „Die Verlobten". Mit diesem noch im späten Mittelalter spielenden Roman zog die Romantik in die italienische Literatur, er wurde also epochemachend. Epochemachend mit einer Geschichte von zwei Liebenden, die ein politischer Tyrann nicht zueinander kommen lassen will. J. Kl.

Hundert Jahre Zündholz

Von J. Kulisch

Unsere Vorfahren hatten es nicht so bequem wie wir, daß sie einfach das Zündholz zu reiben brauchten, um das Feuer zu entzünden. Sie bedienten sich des Reibholz- oder Reibsteinfeuerzeuges, wie dies heute noch bei einigen unzivilisierten Volksstämmen der Fall ist.

Eine wichtige Epoche in der Geschichte des chemischen Feuerzeuges bildete das Tauch- oder Funkzündhölzchen, das bereits 1812 fabriziert, aber erst im Jahre 1820 allgemein bekannt wurde. Das erste brauchbare Reibzündhölzchen erhielten wir 1833, das seine Entstehung seinem Erfinder Congreve dankt. Man begegnete der Erfindung zuerst mit großem Mißtrauen. Die Kuppe des Hölzchens bestand aus Schwefel mit einem Überzug, einer Mischung zu einem Teil Kaliumchlorat, zwei Teilen grauem Schwefelantimon und einem Bindemittel. Man entzündete diese Hölzchen, indem man sie zwischen zwei mit den Fingern zusammengepreßten Sandpapierblättern hindurchzog. Die Verwendung dieser Zündhölzchen wurde jedoch in vielen deutschen Staaten verboten, da sie sich auch ohne Benutzung dieser Reibfläche leicht entzündeten.

In demselben Jahre gelang es einem Deutschen J. L. Kammerer zu Ludwigsburg, während seiner Gefangenschaft auf dem Hohenasperg ein brauchbares Zündholz zu erfinden. Diese Zündhölzer wiesen eine Mischung von Phosphor und Kaliumchlorat als Überzug des geschwefelten Endes auf. 1837 erfuhr das Zündholz durch Preshel eine bedeutende Verbesserung, von welcher Zeit ab der große Aufschwung der Zündholzindustrie datiert.

Die ersten gefahrlosen Streichhölzer verdanken wir dem Frankfurter Chemiker Professor Böttger. Er machte im Jahre 1848 die ersten Versuche mit einem ungefährlichen Phosphor, den er für die Reibflächen benutzte. Bekanntlich gilt der Prophet nichts in seinem Lande. So erging es auch Böttger. In Deutschland fand nämlich die Erfindung keine Beachtung. In Schweden wußte man den Wert der Neuerung zu schätzen. Dort wurden die Zündhölzer zuerst angefertigt und wußten sich den Weltmarkt zu erobern. In vielen Millionen Schachteln gehen sie heute nach allen Weltgegenden. Einer Schätzung nach, werden täglich etwa fünf Milliarden Streichhölzer verbraucht.

Die größte Fabrik Schwedens befindet sich in Jänköping, die eine Art Monopolstellung einnimmt, da sie alle schwedischen Zündholzfabriken zu einem Trust zusammenschloß. Dem Schwedentrust gehören heute in 28 Ländern etwa 150 Fabriken an, in denen 50 000 Menschen mit der Herstellung von Zündhölzern beschäftigt werden. Infolge der Inflation wußte sich der Schwedentrust auch Einfluß auf einen Teil der deutschen Zündholzfabriken zu verschaffen. Der größte Teil der deutschen Zündholzindustrie ruht in den Händen der Konsumvereine. Glücklicherweise ist der Trust bei uns nicht so mächtig wie in anderen Ländern, wo er den Preis diktiert. So stellt das unscheinbare Streichholz einen wichtigen Weltmarktartikel dar. Es klingt unglaublich, daß fast eine Milliarde Goldmark mobilisiert wurden, um die Versorgung der Menschen mit Streichhölzern zu sichern.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

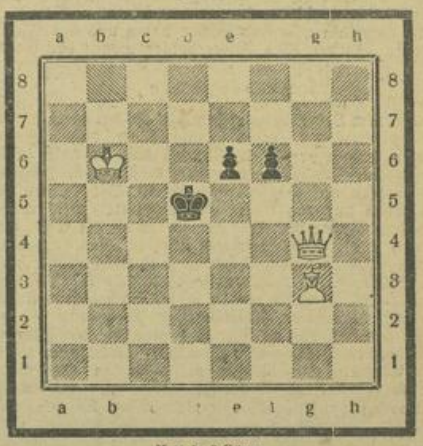
Wie löse ich einen Dreizüger?

(2. Fortsetzung.)

Noch einmal wollen wir uns heute eine Aufgabe des böhmischen Stiles zum Lösen vorlegen. Vor allem soll diesmal ein ganz Großer auf diesem Gebiete, A. Bayersdorfer, zu Worte kommen; es sollen aber hierbei auch gleich einige „Fachausdrücke", die wir bei der böhmischen Schule öfters finden, erläutert werden.

Aufgabe Nr. 109

A. Bayersdorfer.



Matt in 3 Zügen.

Kontrollstellung: Weiß: Kb6; Dg4; Lg3. Schwarz: Kd5; Be5, f6. (3:3.)

Wieder ist es eine Miniatur-Aufgabe. Wie kommt es, daß es gerade in der Böhmischen Schule so viele Miniaturen gibt? Weil dort der Wert auf schöne Mattbilder und Mattwendungen gelegt ist und sich diese auch mit wenig Material darstellen lassen. Hinweg also mit allem unnützen Kram! Man soll nur soviel Figuren verwenden, was zu den Mattstellungen unbedingt nötig sind, nichts soll arbeitslos beiseite stehen. Das Material, das zum Mattsetzen unbedingt gebraucht wird, nennt man das theoretische Minimum. Wenn sich das theoretische Minimum, das meist nur der Phantasie vorschwebt, und das fertige Problem decken, so spricht man von der „klassischen Form" der Aufgabe. Solche gibt es aber nur sehr, sehr wenige. Die obige Aufgabe von Bayersdorfer hat die klassische Form, d. h. jeder Stein auf dem Brett ist notwendig und wird zu jeder Mattstellung gebraucht. — Man hat natürlich Konzessionen machen müssen, und nur dadurch ist es erst möglich geworden, daß sich so viele Komponisten mit ihren Produkten zeigen konnten. Solange sich das Figurenmaterial in mäßigen Grenzen bewegt, wird niemand etwas sagen; natürlich muß man versuchen, mit so wenig wie möglich auszukommen.

Nun zu unserer Aufgabe. Die Lösung ist nicht allzu schwer zu finden, denn schon bei den ersten Versuchen merken wir, daß alle Versuche von Weiß an dem Gegenzug e6—e5 scheitern. Hier muß also etwas dagegen geschehen. Es gibt nur eine Möglichkeit: der Bauer muß abgebremst werden. Also muß der Läufer nach e5 ziehen; dabei bemerken wir auch gleich das drohende Damenmatt auf d4. Aber der Läufer ist ja verloren, und dem Weißen bleibt zum Mattsetzen fast gar nichts mehr übrig!, so werden entsetzt die Schachjünger rufen. Und doch ist dies der Schlüsselzug. Um dem Matt auf d4 zu entgehen, muß der Läufer geschlagen werden. Schlägt ihn der König, so folgt 2. Kb6—c5, f6—f5; 3. Dd4 matt. Die schwarzen Bauern verbauen dem eigenen König die Fluchtfelder, jeder Stein wird zum Mattsetzen benötigt, keiner steht arbeitslos auf dem Brett herum. Rein ist dieses Matt nicht, denn die Felder d5 und d6 sind zweimal bestrichen. — Wird der Le5 vom Bauern geschlagen, so zieht Weiß die Dame nach b4. Jetzt ist Schwarz durch den eisernen Zugzwang genötigt, sich das Feld e4 durch den Bauernzug zu blockieren, und es kann De5 matt folgen. Auch hier werden alle Steine zum Matt benötigt. Die Mattstellung ist wiederum nicht rein, denn das Feld c6 ist zweimal gedeckt.

Nun ist schon öfter die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht besser sei, daß eine Aufgabe reine Mattbilder zeige, als daß sie die klassische Form besitze, wenn beides unmöglich zu vereinen sei. Ich möchte mich hier der Ansicht unseres Genossen Klinko anschließen, der in einem Vortrag (Ostern 1923 in Berlin) sagte: „Was ist richtiger, Mattreinheit und Verzicht auf die klassische Form, oder klassische Form und Verzicht auf die Mattreinheit? In diesem Falle pfeife ich auf die Mattreinheit; ich erkenne sie nur an, wenn sie sonst keinen Schaden anrichtet!"

Die Ökonomie der Mittel ist das oberste Gesetz im Problemschach.

(Fortsetzung folgt.)

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Abt. 1 (Innenstadt): Montag, Hotel „König von England", Battonnstr. 68.
Abt. 2 (Riederwald): Mittwoch bei Blank.
Abt. 3 (Bockenheim): Mittwoch, „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Abt. 4 (Bahnhofsviertel): Donnerstag, „Regenbogen", Gutleutstraße.
Abt. 5 (Nordend): Freitag bei Walter, Weberstraße 84.
Abt. 6 (Rödelheim): Dienstag bei Geyer, Eschborner Landstraße.
Abt. 7 (Bornheim): Mittwoch bei Pauly, Germaniastraße 49.
Abt. 8 (Niederrad): Samstag, Sportplatz der Freien Turner, Halmstraße.
Abt. 9 (Sachsenhausen): Dienstag bei Adrian, Affentorplatz.
Abt. 10 (Gallusviertel): Mittwoch bei Israel, Franken-Allee 234.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Gold im Pamir

Von **Edmund Hoehne**

Der Kommunistenführer Sperrvogel, der einst in Duisburg ins Polizeipräsidium eindrang und 120 Gewehre raubte, wobei drei Sipos erschossen wurden, hatte sich der Verhaftung und dem Kerker nur durch eine rasche Flucht nach Moskau entziehen können. Obgleich er auf direkten Anlaß der Russen gehandelt hatte, erntete er wenig Dank; bei dem ihm zugewiesenen subalternen Dienst fühlte er sich höchst unglücklich, leer, enttäuscht, und ein heißer Wunsch nach Taten, Befehlen, Organisieren gärte in diesem lähmenden Wartenmüssen.

Eines Abends fiel in dem Debattierklub, dem er angehörte, das Wort „Pamir", als man Ausbruchstore für den immer noch erträumten Vormarsch der Weltrevolution suchte. Im Geiste sah man endlose Truppenzüge mit roiflatterndem Fünfstern durch Bergtäler in Indien einfallen, die Weltbourgeoisie in Englands Macht und diese in Indien, ihrer zentralen, aber gefährdetsten Stelle treffend. Diese Kriegsvisionen erregten Sperrvogel in tiefster Seele. Er rannte nach Haus, riß einen Atlas aus seiner Bücherei und starrte stundenlang auf das kleine grüne Quadrat, das hohle Glacis des Pamir zwischen Innerasien und Indien, das „Dach der Welt".

Er fand, daß nur ein ganz schmaler Streifen afghanischen Gebietes zwischen diesem südlichsten Teil russischen Bodens und der englischen Grenze lag, und die Nacht des einsam in der Verbannung lebenden Deutschen verging unter magisch knisternden und leuchtenden Funken, mit denen sein chaotisch gärender Geist diesen Riegel übersprang, durchstieß und das Fünfstromland überflammte.

Es gelang ihm, in beharrlichem, verbissenen Trotz vorzudringen zum Genossen Armee-Oberkommandant, der ihn lächelnd anhörte und sagte:

„Nichts Neues, kleiner Deutscher. Aber hast du einmal die Zahlen des Maßstabs deiner Karte angesehen? Du meinst wohl, den Plan von Holland vor dir zu haben? Der Pamir ist so groß wie ganz Polen. Dort willst du Armeestraßen bauen? Verstehst du denn etwas vom Wegebau?"

„Ich war preußischer Pionierfeldwebel."

Der Kommandant sah nachdenklich zum Fenster hinaus, gab Sperrvogel eine neue, unfehlbare Einlaßkarte und sagte:

„Komm morgen wieder, Towaritsch Pionier."

Unterdessen überlegte er mit dem Unterstaatssekretär:

„Sperrvogel steht der Opposition nahe. Sperrvogel ist der geistige Führer jener Truppe Deutscher, flüchtiger Desperados, die zwar für Berlin gern als „Deutsche Legion" gepriesen wird, die aber in Moskau als Zelle künftiger Unruhen gilt. Wenn man sie los wird, wenn sie isoliert über die eisige Hochwüste des Pamirs preußisch solide Armeestraßen bauen, sich dabei obendrein hochgeehrt fühlen und vom Dach der Welt herab alle Genossen des Erdballs zu grüßen wähnen, um so besser. Die Kirgisen können dann viel rascher auf Jagd reiten, Briefe nach Chorog kommen schneller ans Ziel, und wenn wirklich einmal Truppen zum Barogilpaß wollen, ist alles vorbereitet. Hauptsache ist, daß England und Amerika nichts erfahren, weniger um militärische Geheimnisse zu hüten, als um die heutige weltwirtschaftliche Konstellation nicht durch falsche Aspekte zu gefährden. Denn wer weiß, ob wir jemals des Pamirs bedürfen."

Stolz, mit dem Sowjetpatent in der Tasche, gewillt, deutsche Aufopferungsbereitschaft für eine weltumfassende Idee in die fernste, fürchterlichste Öde zu tragen, sammelte Sperrvogel seine Technikerkompanien, füllte einen Güterzug mit Spitzhacken, Sprengkapseln, Hebezeugen, Proviant usw. und ließ wochenlang die wichtigsten Handgriffe üben. Ihm fiel auf, daß die russischen Teile seines Pamirdetachements aus ganz verschiedenwertigen Elementen bestanden und begriff schließlich, daß man ihnen teils aus disziplinarischen, teils aus politischen Gründen eine Strafversetzung zugedacht hatte, daß der ihm zugeteilte Stabsoffizier nur kontrollierender Aufseher war, der gleichzeitig die zentralasiatischen Garnisonen inspizieren sollte. Das alles war enttäuschend. Aber eine hinreißend schöne Abschiedsparade, der man freilich den gewaltigen Schauwagen mit dem Pappgebirge, den Leimfarbgletschern, der indischen Palme, der Sprengkolonne mit Spitzhacke und Fahne rasch verboten hatte, versöhnte ihn wieder.

Wochenlang dauerte die Fahrt. Nach mühseligen Märschen fand er sich endlich mit einem Teil seiner Truppe in den eiskalten, verkommenen Baracken von Chorog wieder, während der andere in Pamirsky post stationiert war. Der Genosse Stabsoffizier war im freundlicheren Samarkand geblieben und schickte von Zeit zu Zeit je drei Dschigiten mit Briefen oder Meldungen. Im Angesicht der Schneefelder und Pamirfirne, der wild zerfalten Dachreiter dieses Weltgiebels sprach er seinen Kameraden von der übermenschlich harten Arbeit, dem himmelsstürmerischen Titanentrotz wahrer Revolutionäre der Tat und sprengte persönlich zum dröhnenden Beginn einen überhängenden Felsbalkon durch elektrische Zündung in die Tiefe, daß ein dämonisches Echo von vorbereiteter Straße zu den Eisgipfeln hinaufschrie und schwarzer Qualm eine drohende Riesenfaust gen Süden reckte.

Die nächsten Tage vergingen damit, die verfallenen Baracken wohnlich herzurichten, währenddes Sperrvogel geologische Karten und alte Militärpläne studierte. Er ritt, nur vom Dschigiten begleitet, im Tal des Gunt einige Kilometer ostwärts, um einen Überblick über die Verbindung mit Pamirsky post zu gewinnen und eine mutmaßliche Verwerfungslinie zu studieren. An einer Bachgabelung machte er Halt und bereitete eine kleine Probesprengung an einem verwitterten Hang vor, um Einblick in die Profilierung zu gewinnen. Der Dschigit zündete die Brennschnur an seiner Pfeife an, beide begaben sich in Deckung und warteten den Knall ab.

Als Sperrvogel näher trat, glänzte ein Felsstreif merkwürdig hell. Er fand ein Erz — — —

„Gold", sagte der Dschigit blitzenden Auges.

„Setz dich," befahl Sperrvogel schwer atmend. Er hockte selbst auf einem Felsblock und starrte über eine Stunde auf den dämonisch schimmernden Fund. Und was in fieberndem Hast durch ein Hirn raste, war dieser Gedankensturm:

„Gold! In wenigen Stunden weiß es das ganze Lager. Wird man noch ruhig südwärts Straßen bauen, wenn man wenige Kilometer ostwärts Gold weiß? Wird nicht das ganze Detachement zerfallen in zuchtlose Wildwesthorden einzeln schürfender Abenteurer? Erträgt die Parteidisziplin des Kommunismus diese Probe? Anderseits: Ist diese Goldader wirklich ertragreich, erfordert es dann nicht die Weltrevolution, das mühsam herbeigeschleppte Lager von Sprenggerät, Spitzhacken, Brechstangen in den Dienst des Erzabbaus zu stellen, um Moskau mit reichen Goldbarren zu helfen? Muß nicht ein Fachmann gerufen werden? Wie aber sollte ein noch so primitiver Schmelzofen geheizt werden? Ringsum kein Holz, keine Kohle. Mit dem Mist der kleinen Yaks heizen die Kirgisen ihre Jurten. Gibt es Wasserfälle, Dynamos zu treiben, elektrisch zu schmelzen? Unmöglich kann Roherz über verschneite Saumpfade oder Karrenwege geschleppt werden. Wohin auch? In die holzarme Steppe? O Pamir, du Indiennaher, aber Wegloser! O Goldtragender, aber unnütz Prunkender, alles Verhöhnender! Fata Morgana auf eisiger Hochwüste! Was soll ich tun? Tagelang müßte ich überlegen, alles durchdenken können, aber schon heute abend wird der redselige Dschigit das Lager in Aufruhr versetzen. Verbiete ich ihm die Botschaft, spricht er heimlich und ich gerate in falsches Licht! O Aufschub, wenige Tage Aufschub, wie erhalte ich ihn? Sah ich kalt deutsche Sipos in ihrem Blut liegen, sollte da ein armseliger Nomade nicht getrost ein Opfer der reinen Idee sein können? Die Sprengstelle liegt weit ab vom Wege, niemand sieht sie im Vorbeireiten, wenn ich selbst sie nicht nenne."

Seine Augen wurden hart, stahlgrau, fanatisch. Er stand auf, trat an den Felsrand über dem tiefen Bach und winkte dem Begleiter. „Schau einmal hinunter", sagte er. „Im Sande liegt pures Gold ausgewaschen."

Neugierig sprang der Dschigit hoch. Ein Stoß, ein Schrei, ein paar rote Wellen wirbelten durch die Felsbarre im Bach, dann war alles vorüber.

Sperrvogel knüpfte das herrenlose Roß an den Sattel des seinen und ritt heim. Ernst und schweigend sagte er im Lager: „Der Dschigit ist durch eigene Unvorsichtigkeit abgestürzt. Ich

werde die Unglücksstelle kaum wiederfinden, suchte ich doch selbst fast vergebens den Heimweg." Doch hatte er sich die Sprengstelle genau gemerkt.

Aufschub war gewonnen. Doch wie nun weiter? Sollte er sich je eines Tages entschließen, vom Funde zu reden, so mußte er entweder den Mord eingestehen und seine Gründe offen nennen oder zum Schein mit einem neuen Begleiter hinausreiten, ihn bei einer vorgetäuschten Sprengung umkommen lassen und dann vom Golde reden, damit der Gefährte nicht von der bereits vorhandenen Sprengstelle sprach.

Was ist die höllischere Sisyphusqual: Sinnlos unverwertbare Straßen zu bauen oder sinnlos unverwertbares Golderz aufzuhäufen? Plötzlich erschien ihm sein Pamirgeschick wie ein furchtbares Symbol des ganzen ungeheuren Kommunismus. Ein Mord fordert den andern. Glück und Eifer landet vor unübersteigbaren Bergen, die man schon aus der Ferne erkennt. Doch will weltenkühner Riesentrotz, daß bis an ihren Fuß heran gestrebt wird. Nach uns die Sintflut! Mammute in Eisblöcken, das kennzeichnet das russische Asien. Gold im Pamir! Was nützt es?

Wenn in den nächsten Tagen seine Leute bei der Schinderei von Felsstücken fast erschlagen wurden, damit eine erträumte Artilleriestraße ein paar Meter vorgetrieben wurde, quälte ihn der Golddedanke und er fragte sich, ob er nicht jedermann Schweiß und Mühe für sein eigenes, individuelles Glück einsetzen lassen sollte am Abbau dieser Erzader? Nur ein wenig polizeistaatlich gezügelt, nur soweit, daß kein allgemeiner Kampf aller gegen alle hochflackerte? „Was.", verfluchte sich Sperrvogel, „bin ich plötzlich Manchesterbourgeois?"

Und er duckte sich und alle unter den Überstaat Moskaus, auf die felsige Straße gen Süden, auf der kein Raum war für Einzelschicksale. Ewig aber in eisigem Hohn, schneeblind, lächelnd, starrte der Hindukusch zu Tal, Tag für Tag wie jetzt Jahrtausenden. Wo überstieg Tamerlan die Grenzberge Indiens?

Gab es einen Mittelweg? Ließ sich ein Goldgraben für die Allgemeinheit organisieren mit einem vollen Anteil für den einzelnen?

Er glaubte, die Last der Verantwortung nicht länger allein tragen zu können. „Soll ich weiter Straßen bauen für die Weltrevolution der Zukunft oder Gold graben für das Glück der Gegenwart?" So lautete die Anfrage, die er an die zuständigen Sowjets zu Samarkand durch Eilboten sandte.

Der Militärkommissar wagte nicht, diese ungeheuerliche Frage zu entscheiden. Er gab die Meldung weiter an den turkmenischen Zentralrat. Aber auch der lehnte die weltenschwere Verantwortung ab und wandte sich direkt nach Moskau.

Hier schlug der Brief wie ein Funken in ein Pulverfaß. Die ganze Frage der Parteieinheit spitzte sich zu auf die Formulierung der dämonischen Pamirbotschaft. Opposition und Regierung erörterten in wild gärenden Sitzungen die Probleme, Straßenaufläufe rissen das Volk mit, hier und da knatterten Revolver geifernde Antwort für oder gegen. Die Armee ward unruhig, die fremden Botschafter horchten auf und forschten nach den sagenhaften Straßen gegen ihre Staaten, die über Osten gen Westen stießen. Ihr Befremden, ihr Warnen gab den Auschlag und eine rasch inszenierte Demonstration, ein Kinderkreuzzug der Waisen, Wandernden, Verkommenen, denen die Gespenster Kokain, Syphilis und Hunger vorangeisterten, gab der Regierung den Vorwand, die Parole: „Gold" auszugeben. Ein Spez, ein Fachmann, wurde in Marsch gesetzt.

Damit war der Straßenbau überhaupt aufgegeben. Englands Spione würden wachsamer denn je über den Sarykol und Hindukusch lugen.

„Gold", meldete der Telegraph nach Samarkand.

„Gold", ritt ein Dschigit nach Chorog. „An den Lagerkommandanten persönlich. Geheim," lautete die Meldung.

Öffnen tat ihn ein anderer als Sperrvogel. Sein Stellvertreter las erstaunt, runzelte die Stirn und schrieb zurück:

„Der Genosse Lagerkommandant Sperrvogel wurde gestern bei einer Felssprengung von einem Steinblock erschlagen. Der Goldfund ist niemandem außer ihm bekannt geworden. Die Nachricht von seinem Verschweigen hat die Disziplin des Lagers zerstört. Einzelgruppen verlassen befehlswidrig die Baracken und wandern nach allen Himmelsrichtungen aus. Bergschuttstürze lassen befürchten, daß auch bei eifrigem Suchen die Sprengstelle nicht gefunden wird. Erbitte weitere Verhaltungsmaßregeln."

. . . Der glückhafte Moment war verpaßt. —

Auf der Löwenjagd

Von **Hugo Adolf Bernatzik***

Sobald die Karawane angelangt ist, läßt mich der Gedanke an die Löwen nicht mehr ruhen; ich mache mich auf, um mein Glück mit den Fallen zu versuchen, und lege zwei Schlageisen. — Ursprünglich hatte ich vor, mehrere Ziegen als Köder mitzuführen. In Chartum war mir aber unrichtig mitgeteilt worden, Ziegen seien leicht in jedem Eingeborenendorf zu kaufen. Indessen mußte ich froh sein, wenigstens eine in einem Dorf aufgetrieben zu haben, und diese wurde mir nur deshalb überlassen, weil sie gar keine Milch gab und derartig mager aussah, daß man sie für krank halten mußte. Diese Ziege freundete sich in kurzer Zeit mit meinen Leuten an und begleitete die Karawane wie ein treuer Hund. Sie wurde weder angebunden noch überwacht, und genau wie ein Hund suchte auch sie während der schweren Gewitter Schutz unter dem Zelt, leckte mir die Hände ab und äußerte auf die verschiedenste Weise ihre Anhänglichkeit. Ich hatte bis jetzt für die Schlageisen immer Kadaver als Köder benutzt, doch die Löwen dieser Gegend berühren niemals Aas. Auch zu großem gerissenen Wild, wie Rhoenantilopen, kehren sie nicht ein zweites Mal zurück. Bei dem außerordentlichen Wildreichtum haben sie dies wohl nicht nötig. Auch sind die Löwen daran gewöhnt, daß tagsüber die letzten Reste ihres Mahles von den zahllosen Geiern verzehrt werden. So kommt es, daß ich niemals eine Löwenfährte in der Nähe einer Falle beobachten konnte. Mit meiner einzigen Ziege hatte ich es bis jetzt nicht gewagt, sie als Köder zu benutzen, weil ich befürchten mußte, eine Hyäne würde ihrem Leben vorzeitig ein Ende bereiten, ohne daß ich einen Löwen damit fangen konnte. Ich hatte mich auch schon so an das Tier gewöhnt, daß es mir bis jetzt immer leid getan hatte.

Heute aber unterdrücke ich alle derartigen Regungen. Die Ziege wird angehängt, und vorwärts geht es, dem Löwenplatz entgegen. Das Tier scheint nichts Gutes zu ahnen und setzt sich zur Wehr. Doch sein Widerstand erlahmt bald, und wir kommen ohne Unfall zwei Stunden vor Sonnenaufgang an dem gut gekennzeichneten Ort an.

*) Bernatzik ist ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der vergleichenden Tierforschung, er ist gleichzeitig Gelehrter und Künstler, Jäger und Photograph. Mit beispielloser Kühnheit wußte er sich die „Unterlagen" zu seinem Buche „Typen und Tiere im Sudan" zu verschaffen (170 Seiten Text, 160 Bilder auf 95 Kunstdrucktafeln und eine Karte. Am. 11.—, Ganzleinen Am. 13.—), aus dem wir mit Genehmigung des Verlags von F. A. Brockhaus (Leipzig) obigen Ausschnitt abdrucken. Die dem Werke beigegebenen Bilder können ohne Übertreibung als photographische Meisterwerke bezeichnet werden.

In den Schwefelgruben Siziliens

Von **Paul Pischowski**

Zwei junge Burschen steckten die Ollampen an und geleiteten uns in das Bergwerk von Ciavolotta. Es ging wie in einen Keller hinab. Unzählige Stufen stiegen wir in die Tiefe. Einen Fahrstuhl gab es nicht, obwohl die betreffende Mine zu den — relativ — größten des Landes gehört und eine Belegschaft von zirka 500 Mann aufweist. Das losgehauene Schwefelgestein allerdings wird, immer zwei vollgeladene Loren auf einmal, mittels Aufzuges in die Höhe befördert. Nur die Menschen müssen zu Fuß die 200 Meter hinab- und hinaufsteigen.

Überaus eng ist die in den weichen Stein gehauene Treppe. Es kann immer nur einer gehen. Auch dann muß der Ungeübte sich an den Seilen zur Linken und zur Rechten festhalten. Für eine Reihe von Stufen ist dies dringend geboten, da eine Wasser- oder die Treppe streift und man sonst auf den schlüpfrigen Stufen unfehlbar ausgleiten würde. An einer Stelle versagt anscheinend die Bewetterung. Dann preßt die jähe Hitze den Schweiß aus den Poren. Man ist wie aus dem Wasser gezogen. Der beißende Dunst würgt im Halse, und man hat für Augenblicke das Gefühl, als müßte man ersticken.

Unten übernahm ein Steiger die Führung, ein kleiner und gewandter, überaus liebenswürdiger und mit dem faschistischen Abzeichen versehener Mann. Die Luftzufuhr im Schacht war zufriedenstellend. Immerhin drückte die mit Schwefel geladene Atmosphäre schwer auf die Lunge. Unter mächtigem Gekrach donnerte ein voller Lorenzug an uns vorüber. Wir bogen links ab und gingen in gebückter Stellung durch ein Labyrinth von Gängen. Überall vernahmen wir das Sausen der Arbeit. War es wie Stöhnen des gequälten Berges, oder war es wie ein schauriges Klagelied aus Menschenseelen, die ein grausames Schicksal in die giftigen Kammern der Schwefelerde geworfen?

Von den Sohlen, die in Etagen übereinander liegen, sind einzelne Stollen in das Berginnere hineingetrieben. Baumhölzer halten nur mit Mühe dem gewaltigen Druck der Wände stand. Bangen überkam uns, da wir die vielen zerdrückten Stempel sahen. Allmählich gewöhnt sich das Auge an das Halbdunkel, und wir schauen die Menschen bei ihrer Arbeit. Oft stehen sie zu mehreren zusammen. Oft haben sich die einzelnen wie die Würmer in den Leib des Berges hineingebohrt und müssen in liegender Stellung ihre schwere Arbeit verrichten. Mit wuchtigen Schlägen hämmern die Männer das braunschwarze Gestein mit dem unausgeschmolzenen Schwefel los. Oft muß Dynamit zu Hilfe genommen werden. Jugendliche Arbeiter, darunter viele Kinder, tragen die losgehauenen Massen auf der Schulter in kleinen, nach unten zugespitzten Bastkörben in den Hauptstollen und schütten sie in die bereit stehenden Hunde (Loren). Alle sind fast unbekleidet. Im trüben Scheine der Bergiampe glänzt ihre schweißige Haut rotbraun wie die eines Indianers.

Wenn man die jugendlichen Arbeiter nach dem Alter fragt, erhält man die (eingetrichterte?) Antwort: quindici anni: fünfzehn Jahre. Ich mußte an das Gespräch mit einem ergrauten Grubenarbeiter denken, der mich am Tage zuvor durch den Ober-

An einer steilen Böschung ist tief ein Wechsel eingeschnitten. Hier gibt es Löwenfährten in Menge! Ein kleiner Strauch bietet Gelegenheit, das Tier anzubinden, was so geschieht, daß es sich bequem niederlegen kann. Außerdem breite ich Heu im Überfluß vor ihm aus. Drei Meter davor wird im Halbkreis erst das eine, dann das andere Eisen aufgestellt. Ein Raubtier von der Größe eines Löwen muß nun ziemlich sicher in eines dieser Eisen geraten, da der Zugang von hinten durch die Böschung versperrt ist und auf der einen Seite ein kleiner Baum ein offenes Anspringen verwehrt. Meine Leute ziehen sich zurück; ich aber bleibe an dem Tümpel, den die Löwen als Tränke benutzt haben, bis nach Sonnenuntergang auf der Lauer liegen. Kaum sieht uns die Ziege nicht mehr, als sie schon ein lautes, klägliches Meckern hören läßt; es hält so lange an, als ich mich in Hörweite befinde. — Kein Wild zeigt sich; beim Weggehen sehe ich noch lange das weiße Fell des Opfers in dem schwachen Mondlicht schimmern. Der Wind weht von der Ziege weg über das Gras, in dem die Löwen verschwunden sind, doch so schwach, daß man ihr ängstliches Meckern kilometerweit hören kann.

Nach einer sehr schlechten Nacht — immerzu mußte ich von Löwen träumen — mache ich mich frühmorgens auf den Weg, um nach den Fallen zu sehen. Der Wind hat sich nicht gedreht, so daß ich gezwungen bin, einen großen Bogen zu beschreiben und mir am linken Ufer einen Weg durch das Grasmeer zu bahnen, um die Fallen unter dem Wind zu erreichen. Etwa einen halben Kilometer von dem Platz entfernt überragen Akazien das hohe Gras, und rings um diese breiten sich kleine, grasfreie Stellen aus. Zahllose Wildwechsel erleichtern hier das Vorwärtskommen.

In dem Augenblick, wo ich von einem Termitenhügel Ausschau halte, verschwindet zweihundert Schritt vor mir ein dunkler Schatten rasch und geräuschlos im Gras, zu rasch, als daß ich hätte feststellen können, was er bedeutet. Da der Gedanke aber naheliegt, daß es ein Löwe gewesen ist, bewege ich mich mit äußerster Vorsicht vorwärts. Plötzlich ertönt hinter mir ein leiser Pfiff des Shikari. Mit allen Zeichen der größten Aufregung deutet er auf die an dieser Stelle kaum wahrnehmbaren Schleifspuren des Eisens. Ist es der Schatten eines gefangenen Löwen gewesen, so fühlt sich dieser durch das Schlageisen vorteufelt wenig behindert. In dem hohen Gras, in dem er verschwunden ist, kann ich nicht zwei Schritt weit sehen, während umgekehrt der Löwe mich überall wittert. Außerdem ist mit Sicherheit zu erwarten, daß das schwer gereizte Tier mich annimmt. Die Nachsuche verspricht also interessant zu werden!

Wieder besteige ich einen Termitenhügel, um mich zu orientiren. Die Grasfläche ist nur von freien Stellen um die Bäume herum unterbrochen. In einer Entfernung von achtzig Schritt etwa rührt sich das Gras ein wenig, doch kann ich nicht unterscheiden, ob es der Löwe ist, der die Bewegung hervorruft. Ich halte auf gut Glück darauf zu. Die Schleifspuren der Falle ist nicht mehr wahrzunehmen. Ich pirsche äußerst behutsam vor. Mit Gorillas frisch ausgebesserter Lanze schiebe ich vor mir 3 bis 4 Meter weit die Gräser beiseite, das schußbereite Gewehr am Riemen um den Hals gehängt. Sehr langsam komme ich vorwärts. In dem hohen Gras ist eine Orientierung äußerst schwierig, und ich kann auch die Schritte nicht zählen, da sie ja viel kleiner ausfallen als gewöhnlich. Der Wind hat sich gelegt, und die Sonne, die fast senkrecht steht, brennt mir in meinem Schwimmhosenkostüm die Haut beinahe vom Leib. — Wie lange ich so vorwärts taste, kann ich nicht sagen, es mögen wohl zwanzig Minuten gewesen sein. Der Begriff „Zeit" ist mir vollkommen abhanden gekommen. — Plötzlich — ein kurzer knurrender Warnungslaut! Die Lanze sinkt zu Boden, ich reiße das Gewehr vom Hals, wobei mir der Tropenhelm vom Kopf fliegt. Bei dem Geräusch, das ich verursache, springt fünf bis sechs Schritt rechts von mir etwas auf — ich habe also die Richtung nicht genau eingehalten — und flieht auf eine größere Akazie zu, die ich des Grases wegen nur undeutlich sehen kann. Das Klirren der Kette zeigt an, daß ich tatsächlich eine Großkatze vor mir habe, die sich im Eisen gefangen hat. Die Schnelligkeit mit der sich der Löwe vorwärts bewegt, beweist, daß das Eisen ihn nur wenig behindert. Langsam rücke ich vor. Den Baum kann ich nicht mehr sehen, doch habe ich mir die Richtung nach der Sonne genau eingeprägt. — Ich habe kein Wasser mehr, die Lippen sind bereits geschwollen, und die Zunge spüre ich als unangenehmen Formklumpen im Mund. Auch die Reaktion nach der starken Nervenanspannung will sich geltend machen. Jetzt nachlassen — unmöglich! Wieder schiebe ich mit der Lanze einige Grasbüschel zur Seite, und vor mir steht die Akazie. Ich verdopple, wenn dies überhaupt möglich ist, meine Aufmerksamkeit, die Hand am Abzug. Noch ein paar Sekunden, und — auf sieben Schritt stehe ich einem mächtigen Mähnenlöwen gegenüber. Die Ereignisse spielen sich jetzt blitzschnell ab. Das Tier ist zum Sprung geduckt. Das Eisen hat es bei einer Zehe gefaßt. Die Lefzen hinaufgezogen, den gefährlichen Rachen halb geöffnet, bietet es ein Bild, das mir unvergeßlich bleiben wird. Der Schwanz peitscht den Boden, so daß dürre Grasstückchen und Sand in die Luft fliegen. Instinktiv, ohne daß ich mir bewußt werde, gezielt zu haben, fällt mein Schuß. Durch den Kopf getroffen, sinkt der mächtige König der Tiere bewegungslos in sich zusammen.

Nach kurzer Rast beeile ich mich, die Ziege von ihren Leiden zu erlösen. Ich muß in das tief eingeschnittene Flußbett klettern, dann verdeckt mir noch eine kleine Insel die Fangstelle. Ich umgehe diese rasch und pralle zurück. Im Flußbett, hinter einer vorspringenden Kante der Insel, kommt mir schnürend auf zwanzig Schritt eilig ein zweiter Löwe entgegen! Im Nu habe ich das Ufer der Insel erklettert und beobachte von oben, wie sich die Dinge entwickeln. Der Löwe scheint mich nicht bemerkt zu haben und durchquert etwas hinkend das Flußbett. Bei näherem Zusehen kann ich feststellen, daß seine linke Pranke von einem Eisen gefangen ist. Er versucht, die 4 Meter hohe, überhängende Böschung zu erklimmen, fällt aber, von der Falle behindert, zurück. Wütend beißt er auf das Eisen ein und legt sich mit dumpfem Grollen im Schatten der Böschung nieder. Eine herrliche Gelegenheit zu einer Aufnahme! Ich eile in einem großen Bogen auf das andere Ufer, um den Apparat von dem Rücken des Kamels zu holen. Nach einigem Suchen gelingt mir dies auch. Gorilla hat den Schuß zwar gehört, ist aber nicht sicher gewesen, ob er schon folgen dürfe.

Vorsichtig schleiche ich mich nun, Mohammed mit dem Gewehr hinter mir, auf der Böschung heran, die der Löwe nicht erreichen konnte. Ich habe die Absicht, den Apparat vorsichtig über den Rand vorzuschieben und auf 4 Meter Entfernung eine Aufnahme von dem Raubtier zu machen. Der Baum zeigt mir die Richtung, und so hoffe ich, daß es keine besonderen Schwierigkeiten macht, die Stelle wiederzufinden. Um ja nicht vorzeitig die Aufmerksamkeit des Tieres zu erregen, krieche ich langsam auf dem Bauch dem Rand der Böschung zu, Mohammed immer unmittelbar hinter mir her. Den Apparat halte ich in der rechten Hand und schiebe ihn langsam vor. Da ertönt neben mir ein Gepolter, und mit einem kühnen Satz erscheint, zehn Schritt von mir, der Löwe auf der Böschung, die an dieser Stelle etwas weniger überhängt. — Schon hat er mich wahrgenommen und stößt ein heißeres

---

bau der Mine von Girgenti geführt hatte. Nach dem Gesetz ist die Arbeit unter Tage für Jugendliche unter fünfzehn Jahren verboten. Die Wirklichkeit stellt sich vielfach ganz anders dar. So auch in diesem Falle. Das waren Kinder, die unter der Last des aufgeschulterten Gesteins an uns vorüberkeuchten und uns als Wundermenschen und Sonnensöhne aus ihren großen glänzenden, schwarzumrandeten Augen anstaunten. So beutet der Kapitalismus die wirtschaftliche Notlage und Unkultur der Eltern aus und preßt auch 12- bis 14jährige Knaben, wie mir mein Gewährsmann mitteilte, und wie der Augenschein bewies, erbarmungslos in die Todesmühle der Schwefelarbeit. Kein Wunder, daß so die Menschen dort in ihrem Wachstum verkümmern und in ihrer Berufsarbeit mit vierzig Jahren erledigt sind.

Sämtliche Gewerkschaften sind aufgehoben. Es gibt in Ciavolotta, wie auch anderswo, nur noch eine faschistische Zwangsgewerkschaft, von der jener aufgeweckte Proletarier am Vortage mir mit verhaltenem Ingrimm berichtete. Die Arbeitszeit beträgt über Tage neun und unter Tage acht Stunden. Jedoch muß man bedenken, daß in Ciavolotta selber, das in seiner Unwirtlichkeit einem gewaltigen Ruinenberge gleicht, keine Wohnungsmöglichkeiten vorhanden sind. Die Arbeiter wohnen zehn Kilometer entfernt und müssen über Berg und Tal in zweistündigem Marsche diese Strecke bis zur Grube tagtäglich zu Fuß zurücklegen. An Arbeitslohn werden 15 bis 18 Lire pro Tag gezahlt. Das waren damals 2.80 bis 3.40 Mark. Die Kinder erhalten kaum ein Fünftel dieses Lohnes. Sozialzulagen gibt es nicht. Ebenso konnte mir an hygienischen Einrichtungen, Kantinen und Badestuben nichts gezeigt werden. Der Eindruck des Primitiv-Rohen legte sich erdrückend auf die Seele und steigerte sich bis zum fürchterlichen Erschrecken.

Als die Mittagspause eintrat, befanden wir uns in einer großen Bergfohle. Im Nu waren wir von einem Haufen von Grubenarbeitern umringt. Mit drohenden Gebärden verlangten sie von uns Trinkgeld. Da gedachte ich der Mahnung meines Herbergswirtes, ja nicht die Brieftasche vorzuziehen und überhaupt — so hatte er geraten — keinerlei Wertsachen, auch nicht Ringe mit in den Schacht zu nehmen, weil die Gefahr der Ausplünderung ohne weiteres gegeben ist. Nur mit Zigarren und Zigaretten hatten wir uns die Taschen vollgestopft und warfen sie reichlich unter die Menge. Es ist etwas Furchtbares für das sozialistische Empfinden, Männer, die in der Arbeit stehen, als Bettler zu schauen, noch furchtbarer, diese Männer knechtisch sich nach einer Zigarette bücken zu sehen, die der wirtschaftlich Stärkere ihnen hinwirft. Knechtsinn und Nationalismus gehören in gewisser Weise immer eng zusammen, weil beide sich vor der Knute des Starken, des Mächtigen, des Diktators beugen. Vielleicht hat gerade darum in dieser rückständigen sizilianischen Arbeiterschaft der Faschismus so festen Fuß fassen können.

Aber einige Proletarier standen abseits und beteiligten sich nicht an dieser Szene. In ihren Augen funkelte es dunkel auf, wie Scham über das Gegenwärtige und wie gewaltige Sehnsucht auf das Kommende. Zu ihnen ging ich hin und bekannte mich als deutscher Sozialist. Sie begriffen, und wir schüttelten uns die Hände.

Röhren aus. Im Nu duckt er sich zum Sprung — dann überschlägt er sich mit meiner Kugel im Hals und bricht zusammen. Nochmals reißt er sich hoch, dann stürzt er mit lautem Krach die Böschung hinunter.

Ein Elefantenschlachtfest

Von **Colin Roß**

Aus dem jüngsten Buche von Colin Roß: „Die erwachende Sphinx. Durch Afrika vom Kap nach Kairo", dessen Erscheinen dieser Tage von zahlreichen Zeitungen mit großer Freude begrüßt wurde, drucken wir in Folgendem ein Kapitel ab, das auch den Titel tragen könnte: „Die Bestie im Menschen". Roß schildert, wie er einen Elefanten gefilmt und geschossen hat, der dann von den fleischlüsternen Negern „mit hängender Zunge" umstanden wurde, bis man ihnen die Erlaubnis gab, den aufgedunsenen Leib, der wie ein halbgefüllter Ballon über dem Gras stand, sich anzueignen . . .

Ich hatte schon oft erzählen hören und gelesen, wie sich das Elefantenschlachtfest abspielt. Allein die Szenen, die sich jetzt vor meinen Augen abrollten, hätte ich doch nicht für möglich gehalten. Als mein erhobener Arm sank, zum Zeichen, daß ihnen der Elefant freigegeben sei, stürzten sich die Männer von allen Seiten mit geschwungenen blinkenden Messern auf den Kadaver. Wie Ameisen hatten sie ihn im Handumdrehen von allen Seiten erklettert und bedeckt.

Man sah nichts mehr von dem Elefantenkörper, sondern nur mehr ein Gewimmel nackter, fettglänzender, schweißtriefender Leiber, ein Durcheinander schwarzer Körper, das die ungefähren Umrisse des toten Tieres wiedergab.

Eine Zeitlang sah man nichts als diese ineinander verklammerten, sich übereinander wälzenden und schiebenden Leiber. Dann kündete das erste rote Blut, daß es der fieberhaft arbeitenden Masse gelungen, durch die dicke Haut zu dringen. Für Augenblicke sah man zwischen den schwarzen Leibern das freigelegte blutigrote Fleisch. Dann bedeckten es wieder die kribbelnden Menschen-Ameisen.

Mit einem Male gab es einen kurzen, scharfen Knall wie bei einer Explosion. Ein Teil der Eingeborenen fiel erschreckt von dem Elefantenkörper herunter. Die andern, die Erfahreneren, grinsten nur, wenn auch ein wenig verlegen. Die wühlenden Messer waren bis in die Bauchhöhle vorgestoßen, und die angesammelten Gase entwichen.

Nur eine Sekunde Verzögerung hatte es gegeben, dann wurde weitergearbeitet. Galt es doch, keinen Augenblick zu verlieren und sich so viel wie möglich von dem ersehnten Fleisch zu sichern.

Ob die Männer nach einem bestimmten Plan vorgingen, oder ob jeder aufs Geratewohl losschnitt, war nicht erkennbar. Jedenfalls gab es nur selten Streit. Ab und zu bellten sich wohl zwei der bluttriefenden Gestalten an wie zwei Bluthunde. Doch Streit bedeutete Zeitverlust; in der Zwischenzeit holten sich die anderen die besten Stücke. Daher ging man rasch wieder an die Arbeit.

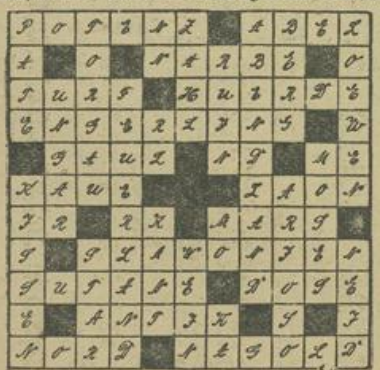
So schrumpfte in unglaublich kurzer Zeit der mächtige Leib des Riesen zusammen. Schon lagen die Zähne bloß, schon glänzte weiß die Knochendecke des Schädels, schon sah man die Rippen. Die Schlächter standen jetzt mit vornübergebeugten Oberkörpern und gruben und wühlten in der Bauchhöhle.

Rücken standen an Rücken, Gesäß an Gesäß, Schenkel an Schenkel, wie aneinandergefesselt und ineinander verwoben. Die Männer hatten keine Zeit, sich aufzurichten. Zwischen den Beinen hindurch warfen sie die blutigen Fleischfetzen den wartenden Weibern zu, die danach schnappten wie Hunde und es zu den Familienhaufen trugen, die andere Glieder der Sippe eifersüchtigst bewachten.

Fleisch, Fleisch, Fleisch! Eine Orgie war es, ein Rausch! Der ganze Menschenschwarm war wie bezecht, wie irr und toll, Fleisch, Fleisch! Sie wühlten und gruben. Sie fuhren sich gegenseitig mit ihren Messern in die Glieder und achteten es nicht.

Die inneren Teile des Riesen traten heraus. Die Eingeweide öffneten sich. Ihr stinkiger Inhalt mischte sich mit Blut und Schmutz zu einem ekelhaften Brei. Aber das hinderte die Fleischhungrigen nicht. Bis zu den Knöcheln standen sie in dem grauenhaften Matsch. Sie knieten darin. Sie wühlten darin. Die untere Seite des Tieres und die Beine lagen in dieser Jauche. All dies Fleisch sog sich voll mit dem Unrat. Das machte nichts. Sie schnitten und säbelten es ab. Die Weiber trugen es triumphierend zu dem übrigen. Einzelne fraßen das Fleisch roh, soffen die Blutlache. Es war schon ein Anblick für starke Nerven.

Auflösung unseres Kreuzwort-Rätsels



Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

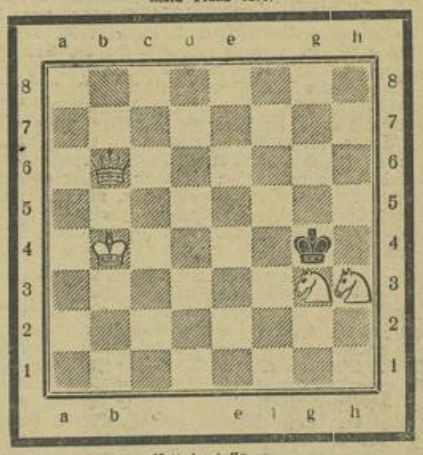
Wie löse ich einen Dreizüger?

(3. Fortsetzung.)

Noch eine letzte Aufgabe im böhmischen Stil wollen wir heute besprechen. Es ist ein Vierzüger; aber deshalb sollte niemand zurückschrecken, denn diese werden ja auf dieselbe Art gelöst wie die Dreizüger. Diese Aufgabe zeigt, wie man mit ganz geringem Materialaufwand eine Reihe schöner Mattführungen hervorzaubern kann.

Aufgabe Nr. 110

Karl Traxler, Dub.
Zlatá Praha 1893.



Matt in 4 Zügen.

Kontrollstellung. Weiß: Kb4; Db6; Sg3, h3. Schwarz: Kg4. (4:1) 4 matt.

Es ist eine Beliebtheit vieler Komponisten gewesen, gerade mit den in obiger Aufgabe verwendeten Steinen zu komponieren. Eine große Anzahl dieser Fünfsteiner gibt es, und doch zeigen sie fast alle etwas anderes.

Wenn wir an das Lösen obiger Aufgabe gehen, werden wir bald merken, daß wir nicht weiterkommen, wenn der Sg3 geschlagen wird. Das bringt uns auf den Gedanken, den Springer zu ziehen oder aber ihn zu decken. Nehmen wir also einmal als ersten Zug Db6—g1 an. Würde Schwarz jetzt den Springer h3 schlagen, so könnte mit 2. Se4, Kh4; 3. Dg6, Kh3; 4. Dg3 matt die Forderung erfüllt werden. Reißt der schwarze K. aber im ersten Zuge nach f3 aus, so gibt es keine Fortsetzung mehr, die zu einem dreizügigen Matt führt. Es dürfte also wohl besser sein, den Sg3 im ersten Zuge zu ziehen als ihn zu decken. Wir haben auch bereits gemerkt, daß Schwarz nach der Randlinie ruhig schlagen kann, denn dann kann der König abgesperrt werden und wird mattgesetzt. Warum sollen wir also den zweiten Springer nicht auf ein Randfeld setzen? Und dies ist die tatsächliche Lösung: 1. Sg3—h5! Weiß raubt dem Schwarzen zwei Fluchtfelder und gibt ihm dafür zwei neue frei. Schwarz wird sich nun natürlich hüten, einen der beiden tapferen Springer zu nehmen, er sucht vielmehr die Mitte des Brettes zu gewinnen und zieht Kf5. Aber es nützt nichts mehr, denn das Kesseltreiben beginnt. 2. Df6+, Ke4; 3. Sg3+, Ke3; 4. Dc3 matt. Es ist ein überraschend schönes, reines Matt, was wir hier sehen. Wäre der K auf das letzte S-Schach nach d5 ausgerückt, so hätte der Sh3 auf f4 mattgesetzt. — Ein getreues Spiegelbild dieser Mattführung entsteht, wenn der schwarze K im ersten Zuge nach f3 zieht. es folgt da 2. Df2+ usw. Dies sind zwei sehr schöne Echomattbilder. — Nun bliebe ja dem Schwarzen nur noch die Flucht nach den Randfeldern im ersten Zuge übrig, aber da folgt, wie gesagt, immer 2. Dg11 und Schwarz muß ruhig auf den Todesstoß warten. — Jeder Leser spiele die Varianten dieser Aufgabe alle noch einmal durch und lasse sie in Ruhe auf sich einwirken, er wird dann mit mir sagen: es ist bewunderungswürdig, was Meisterhände aus so geringem Material herauszuholen vermögen.

Mit dieser Aufgabe wollen wir das Kapitel: „Böhmische Schule" schließen und im nächsten Abschnitt mit den Kombinationsaufgaben beginnen.

(Forts. folgt.)

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Abt. 1 (Innenstadt): Montag, Hotel „König von England", Battonnstr. 68.
Abt. 2 (Riederwald): Mittwoch bei Blank.
Abt. 3 (Bockenheim): Mittwoch, „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Abt. 4 (Bahnhofsviertel): Donnerstag, „Regenbogen", Gutleutstraße.
Abt. 5 (Nordend): Freitag bei Walter, Weberstraße 64.
Abt. 6 (Rödelheim): Dienstag bei Geyer, Eschborner Landstraße.
Abt. 7 (Bornheim): Mittwoch bei Pauly, Germaniastraße 49.
Abt. 8 (Niederrad): Samstag, Sportplatz der Freien Turner, Halmstraße.
Abt. 9 (Sachsenhausen): Dienstag bei Adrian, Affentorplatz.
Abt. 10 (Gallusviertel): Mittwoch bei Israel, Franken Allee 234.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Im September durch Wald und Feld

Kaum ein anderer Monat lockt so hinaus ins Freie, wie der September. In keinem anderen Monat ist der Himmel so blau, die Sonne so golden leuchtend, wie im September; ist es da ein Wunder, wenn die Herzen weit werden für das, was die goldene Sonne unter blauem Himmel zu erzeugen weiß? Auf also, zum Schauen der Wunder in hochsommerlicher Zeit. — Anlagen und Gärten bereiten vor auf die Pracht der einheimischen Flora. Wie jeder Monat eine besonders in die Augen stechende Blume hat, so hat der September seine Dahlie der städtischen, die Georgine der bäuerlichen Gärten.

Es ist ein und dieselbe Pflanze, die mit diesen verschiedenen Namen belegt wird. Und doch besteht ein auffallender Unterschied zwischen den Pflanzen der städtischen Gärten und jenen der Bauerngärten. In der Stadt sind die Blumen dieser Pflanzen lockere, federige, flachgedrückte Bälle. Im Bauerngarten nähert sich die Blume der Kugelform, die festgefügt ist; die Farbe ist hier kräftig ausgesprochen, bei den anderen aber herrschen zartere Farbentöne vor. Im Bauerngarten werden die älteren Sorten dieser Pflanzen bevorzugt, der Städter hat sein Augenmerk den neueren Züchtungen zugewandt. Das ist der ganze Unterschied. Sonst handelt es sich um ein und dieselbe Blumengattung. Alles was unter dem Namen Georgine und Dahlie in unseren Gärten gezogen wird, ist Nachkommenschaft von Blumen, die in Mexiko ihre Heimat haben. Von dort wurde Samen dieser Pflanze um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Europa gebracht und zwar von verschiedenen Botanikern. In Spanien wurde die Pflanze Dahlia getauft. Nach Berlin eingeführte Pflanzen erhielten im Botanischen Garten den Namen Georgina. So kam die gleiche Pflanzengattung zu verschiedenen Namen. Nach dem Recht der Priorität gilt der in Fachkreisen auch zumeist übliche Namen Dahlie. Im Volke hat sich noch vielfach der von Berlin ausgegangene Namen Georgine erhalten. Herrliche, prächtige Farbentöne gibt es unter den zahlreichen Spielarten dieser Pflanze. Mir gefallen die leuchtenden, prunkenden Sorten des Bauerngartens besser; jene der Stadtgärten tragen verweichlichtes Ansehen zur Schau, man merkt ihnen die Kunst des Züchters gar zu sehr an. Aber auch die im Bauerngarten blühenden Sorten sind keine bodenständigen Pflanzen, auch sie sind Kunsterzeugnisse. Die eigentliche wilde Georgine hat eine Blumenform gleich unserer Margaretenblume, die auf der Wiese hinter dem Bauerngarten ihren zweiten Flor entfaltet hat, nachdem der erste Flor durch die Heuernte jählings unterbrochen wurde.

Die Wiesenblumen! Sie haben samt und sonders wie die Margarete im Juni-Juli unter der blinkenden Sense ihr Leben verhauchen müssen. Jetzt duften sie in der Heuscheuer des Landmannes. Aber die Pflanzen haben sich von der Sensenwunde erholt. Der Schnitt ist verharscht. Neue Triebe und Stengel sind erwachsen und mit diesen sind neue Blumen gekommen. So zeigt zurzeit die Wiese ein Abbild aus der Zeit vor dem Schnitt. Zwar ist die Zahl der Blumen geringer, sie haben sich auch nicht zur alten Größe entfalten können, aber sie sind doch fast alle wieder da, um uns bis zum Oktober oder gar bis in den November hinein zu erfreuen.

Neue Blumen treten in dem Wiesenplan nur ganz vereinzelt auf. Das meiste sind alles alte Bekannte; etliche der alten Bekannten fehlen allerdings, sie konnten sich zu keiner zweiten Blüte aufschwingen. Einen neuen Ton erhält das Wiesengrün durch die lilafarbigen Blumen der Herbstzeitlose, deren Blumen in der Form an Krokus erinnern. Sonderbar ist, daß die Blumen blattlos aus der Erde hervorbrechen. Erst im nächsten Frühjahr schiebt sich an der gleichen Stelle, wo dieses Jahr eine Blume steht, ein grüner Blätterbusch mit scharfen Spitzen hervor, die alles durchbohren, was sich ihnen in den Weg stellt, so namentlich alte Laubblätter, die auf dem Boden liegen. Inmitten des Blätterbusches sitzt nun auch die Frucht, deren Anfänge sich über Winter unterirdisch entfalten. Mit ihren Zwiebeln zieht die Herbstzeitlose so tief in den Boden, daß der Frost sie nicht erreichen kann.

Am Wiesenrande steht in üppiger Entfaltung die dornige Hauhechel, die sich vom Acker hierher gerettet hat. Ihre sparrigen mit rosenroten Schmetterlingsblüten besetzten Zweige beleben anmutig den Rain. Die Wegwarte, auch Cichorie genannt, leistet ihr mit ihren flachen, rein hellblauen Sternenblumen Gesellschaft. Es geht die Mär, die Wegwarte sei ein in eine Blume verzaubertes Mägdelein, das hier am Wege auf den Geliebten wartet, der, die Treue brechend, in die Ferne zog. — Uneingeschränkt haben beide Pflanzen sich hier am Wegrain zu prächtigen Gestalten entfalten können.

Ihren Schwestern auf dem Acker ist es übler ergangen. Unbarmherzig zog die Sense hier alles nieder, Korn und Unkraut, Gerechte und Ungerechte, nur ein kahles Stoppelfeld hinterlassend. Die Kornpflanzen ergaben sich in ihr Schicksal. Nicht so jedoch die Ungerechten, das Unkraut. Das ist aufs neue emporgewuchert. Gleich den abgemähten Wiesenkräutern haben auch sie neue Stengel gebildet, sich aufs neue mit Blumen geschmückt. Nur zu jener stattlichen Höhe, zu der sie es zuvor im Kornfelde brachten, konnten sie sich nicht wieder aufschwingen; sie sind niedriger geblieben, dafür aber sind sie in die Breite gewachsen und haben wohl auch reichlicher mit Blumen sich geschmückt. Die Farbentöne sind leuchtender, kräftiger geworden. Ein schönes Beispiel für all diese Veränderungen bietet uns die blaue Kornblume. Manche Ackerunkräuter kommen im Stoppelfeld erst zur rechten Entfaltung. Solange das Getreide den Raum beanspruchte und den Boden beschattete, mußten sie sich ducken, konnten sich nur mühselig ein paar ärmliche Blätter bilden. Nun aber der Raum nach oben frei ist, die Sonne warm den Boden küßt, da ist auch ihre Zeit gekommen. Schnell wird das versäumte Wachstum nachgeholt und ihr Gezweig durchspinnt die Stoppeln, überall bunte Blumen einflechtend.

Dieser zweite Trieb der verschiedenen Wiesenpflanzen und Ackerkräuter ist von Haus aus keine natürliche Erscheinung. Er wird bedingt durch künstlichen Eingriff von Menschenhand, durch das Mähen. Anders ist es bei vielen Waldblumen und -sträuchern, die nach dem Frühjahrstrieb, um die Sommersonnenwende noch einen zweiten Trieb hervorbringen, den sogenannten Johannistrieb, der sich zurzeit durch seine zumeist recht auffällige Farbenzeichnung von dem nun dunklen Grün des Frühjahrstriebes prächtig abhebt. Buche und Esche geben hierfür gute Beispiele. Beide Pflanzen treiben erst spät im Frühjahr, dann ist aber der Trieb auch schnell, etwa in 14 Tagen, beendet. Ende Juni bricht dann der zweite Trieb hervor, dem nicht selten im August noch ein dritter Trieb folgt. Das Bezeichnende bei solchen Johannistrieben ist, daß der neue Trieb stets aus einem ausgereiften Trieb hervorkommt, der sein Wachstum selbst schon abgeschlossen hat. Die Knospen, aus denen der Johannistrieb stammt, haben stets eine mehrwöchige Ruhe hinter sich. Bei Ahorn- und Eschenarten bilden sich aber auch aus solchen Knospen neue Triebe, die noch gar keine Ruhezeit hinter sich haben. Endlich gibt es noch eine dritte Gruppe von Bäumen, zu der Birke, Erle, Haselnuß, Weide und viele andere zählen, deren zweiten und weitere Triebe nur aus jungen, noch weiterwachsenden Trieben erstehen. Bei all diesen zweiten Trieben handelt es sich um natürliche, im inneren Wesen der Pflanzen begründete Erscheinungen.

Wenn aber bei Linden, Kastanien, Goldregen im Herbst ein zweiter Trieb hervortritt, der bei feuchtwarmer Witterung nicht selten sogar noch Blüten treibt, oder wenn die Obstbäume im Herbst eine zweite Blüte bringen, so ist die Ursache in äußeren Einflüssen zu suchen, ähnlich wie bei dem zweiten Trieb der Wiesen- und Ackerkräuter. Trockenheit im Sommer, feuchte Wärme im Herbst läßt bei solchen Bäumen Knospen vorzeitig austreiben, deren Zeit eigentlich erst im nächsten Frühjahr gekommen wäre.

Herm. Krafft.

Aberlistet

Eine Skizze aus einem Seebad von **Raoul Krüger**

Ein glühender Ball, stand die Sonne am Firmament und sandte ihre sengenden Strahlen herab. Nichts regte sich. Selbst das Meer rollte sein Wasser in langen, matten Wellen an den Strand, als ob ihm das Atmen schwer fiele, ebenso wie den wenigen Bade-

gästen, die sich in den schützenden Schatten ihrer Strandkörbe zurückgezogen hatten. Auch Mister John Percival, ein smarter Amerikaner, saß in seinem eleganten Badedreß in seinem Strandkorb und blickte gelangweilt vor sich hin. Ihm war dieser blaue Himmel mit seinem sengenden Gestirn zuwider, da die Elite der Badegäste, die schönen und eleganten Frauen, die Millionärsgattinnen und -töchter die Hitze vermieden. Und ihretwegen war er doch in dieses fashionable Seebad gekommen.

Beinahe war er entschlossen, sich ebenfalls ins Hotel zu begeben, als er seinen Kopf ein wenig zur Seite wandte. Seine Augen blickten voll Erstaunen. Wie hatte ihm das auch entgehen können? Schräg gegenüber saß eine junge, reizende Dame, lässig in den Strandkorb zurückgelehnt; blondes Wuschelhaar umrahmte das zarte Oval des Gesichtes, in dem ein Paar blaue Augen mit der Farbe des Himmels wetteiferten. Doppelt verwünschte Percival diese Hitze, die es ihm unmöglich machte, im Wasser Gelegenheit zur Bekanntschaft zu finden. Aber die Natur hatte ein Einsehen und kam ihm zu Hilfe.

Ganz plötzlich strich eine kühle Brise vom Meere über den glühenden Sand, erhaschte im Strandkorb ein hauchdünnes Spitzentuch, führte es ein Stück, wie spielend, mit sich und ließ es in Percivals Nähe zu Boden fallen. Er hob es freudig auf und übergab es mit einer eleganten, weltmännischen Verbeugung seinem bewunderten schönen Visavis. Da die Antwort gleichfalls englisch gegeben wurde, war bald ein Gespräch im Gange, und als man sich eine Stunde später zum Lunch begab, schieden zwei gute Bekannte voneinander, die sich für den Abend im Hotel Carlton ein Stelldichein zum Bal paré gegeben hatten.

Pünktlich um 10 Uhr betrat Percival den strahlend erleuchteten Festraum, in dem sich elegantest gekleidete Damen und Herren bereits dem Tanze hingaben. Vergeblich durcheilte sein Blick die Menge — sie war noch nicht da. Er nahm also in einem der tiefen einladenden Fauteuils Platz, um sich mit einer Zigarette über die Nervosität des Wartens hinwegzuhelfen. Aber nicht lange dauerte es, da betrat Miß Evelyn, in entzückender rosa Abendtoilette, die ihre schlanke Figur voll zur Geltung kommen ließ, den Saal. Und nicht nur Percivals Augen zollten ihr Bewunderung.

Nach kurzer Begrüßung begaben sie sich zur reservierten Loge, wo ein delikates Diner ihrer harrte. Der prickelnde Champagner und die übermütige, aufpeitschende Musik ließen sie aber nicht lange plaudernd sitzen. War John Percival ein glänzender Tänzer, so war Evelyn eine würdige Partnerin. Aller Blicke folgten dem eleganten, hübschen Paar, und einige Male lohnte sogar Applaus den schönen Tango. So vereilten die Stunden wie im Fluge, bis Evelyn nun energisch bat, sie nach Hause zu bringen. Sie wohnte ein wenig außerhalb, wo die eleganten Villen und stillen Pensionen ihren vornehmen Besuchern jeden Lärm und jede Störung durch den großen Verkehr fernhielten. John Percival winkte ein Auto heran und bald sausten sie die Autostraße entlang dem Meeresstrande, dem Villenviertel zu. Eine plötzliche scharfe Kurve ließ sie aneinanderstoßen, und John benützte kühn den Augenblick, seine Arme um Evelyn zu legen und einen Kuß auf ihre Lippen zu erwidern. War es die Wirkung des Sekts, oder war es etwas anderes, genug, Evelyn wehrte sich nicht, sondern gab sich ganz dem Genuß des Augenblicks hin. Aber gleich darauf hielt der Wagen, und errötend machte sich Evelyn frei, sprang aus dem Wagen heraus, ein kurzes „Auf Wiedersehen morgen im Bade!", und schon war sie verschwunden.

John Percival gab Befehl zum Umkehren. Während er wieder längs des Meeresstrandes dahinfuhr, zog er eine Perlenkette aus seiner Tasche und prüfte sie mit Kennerblicken. Dann biß er mit den Zähnen daran. „Verdammt!" entfuhr es seinen Lippen, „die Perlen sind falsch!" Und dafür hatte er so große Ausgaben gemacht: ein Sektsouper in reservierter Loge, ein Privatauto. Und nun waren diese Perlen, zwar sehr gute Imitation, aber falsch. Verärgert wollte er sehen, wie spät es sei und ob es sich noch lohne, auf den Ball zurückzukehren, um nach neuer Beute Ausschau zu halten, und griff nach seiner Uhr. Starres Entsetzen befiel ihn. Seine herrliche Frackuhr, die er erst unlängst von der Schweiz ins Seebad „mitgenommen" hatte, war weg!

Miß Evelyn hatte ihn überlistet und mehr Tüchtigkeit und Geschäftssinn bewiesen.

Sterne und Sternbilder in alter und neuer Wertung

Von **Auguste Peters**

Es kann uns ja nicht wundern, wenn man in den Jahrtausenden vor Christo, als es noch keine Naturwissenschaften gab, noch keine Fernrohre, keine Photographie, überhaupt nichts von all den großen neuzeitlichen Hilfsmitteln der Himmelsbetrachtung, die Phantasie zu Hilfe nahm für alle Erscheinungen, über die sich Bestimmtes nicht feststellen ließ; und so umrankte man die Vorgänge am Sternenhimmel mit einem reichen Kranze von Sage und Dichtung. Viele der Namen schon deuten das an: Herkules z. B., der sagenhafte griechische Held, der die 12 schweren Aufgaben löste, ist dadurch geehrt worden, daß man ein großes Sternbild mit seinem Namen bezeichnete, eine Gruppe von Sternen, die zwar keineswegs einem Manne ähnelt, in die man aber die Umrisse eines starken Mannes mit einer Keule hineingezeichnet hat; man hat ihn zum ewigen Andenken an seine großen Taten „unter die Sterne versetzt".

Auch jenes große W, das in der Nähe des Nordpolarsterns so hell strahlt, die Cassiopeja, verdankt seinen Namen einer Sage: diese Cassiopeja war ein äthiopische Mohrenkönigin; eine Sterngruppe in der Nähe, aber von weniger auffallendem Glanze, trägt den Namen ihres Gemahls Cepheus, der anscheinend von geringerer Bedeutung war als seine bessere Hälfte. Diese schwarze Dame rühmte sich eines Tages ihrer Schönheit gegenüber den Nereiden, den schneeweißen Wasserjungfrauen, die sie nahe dem Ufer plätschern sah. Die Jungfräulein, die nichts hatten als ihr bißchen Schönheit, waren darob schwer beleidigt, stiegen sofort hinab zu ihrem Herrn und Beschützer, dem Wassergott Poseidon, und klagten ihm weinend ihr Leid. Er versprach sie zu rächen, und sandte eine große Überschwemmung, die das Land der

---

Chinesisches Schattenspiel — das Volkstheater

Die Heimat des Schattenspiels ist China. Die Legende erzählt: Li, die Lieblingsfrau des Kaisers Wu, der von 140—87 v. Chr. regierte, war gestorben und der Kaiser trauerte gar tief um sie und konnte ihrer nimmer vergessen. Da kam Schao-Wong aus dem Lande To'i (in Schantung), der in allen geheimen Künsten wohl erfahren war, und ließ den Sohn des Himmels wissen, daß er den Geist der Verstorbenen zitieren könne, und Wu, der Kaiser, war dessen zufrieden. In einer Nacht spannte Schao-Weng einen Vorhang auf, der mit Lampen und Fackeln beleuchtet wurde, bat den Kaiser, hinter einem andern Vorhang Platz zu nehmen und von ferne der kommenden Dinge zu warten. Da erschien auf einmal der Herdgott in dem ersten Vorhang und bei ihm war ein schönes Weib, dessen Gestalt der verstorbenen Li recht glich. Als aber der Kaiser aufsprang und gen das Bild eilte, da verschwand es. Schao-Weng wurde von Wu mit Geschenken reich begabt und zum „Meister der gelehrten Vollkommenheit" ernannt. Doch da es ihm gelungen, die Geister der Abgeschiedenen zu beschwören und sie als Schatten sichtbar werden zu lassen, trieb ihn sein Ehrgeiz zu immer größeren Taten. Er erbot sich den Sohn des Himmels mit der ganzen Götterwelt in Verkehr zu bringen. Inmitten des kaiserlichen Palastgartens ließ er ein überaus prächtiges Haus errichten, dessen Wände er mit den Göttern des Himmels und der Erde und anderer guter Geister bemalte und brachte ihnen große Opfer dar. Aber die Götter erschienen nicht und Schao-Wengs Ruhm begann zu erblassen. Da kam die Furcht über ihn, daß er bei dem Kaiser in Ungnade fallen könne und er sann auf eine List, sich davor zu retten. Er schrieb deshalb geheimnisvolle Worte auf ein Stück Seide, gab dies einem Ochsen zu fressen und verkündete feierlich, daß in dem Bauche des Tieres ein seltsam Wunder zu finden sei. Und da man den Ochsen geschlachtet, entdeckte man das Dokument. Doch als man es dem Kaiser überreichte, der sich in der Art der Schriften gut auskannte, erkannte dieser die Hand Schao-Wengs und befahl, daß „der Meister der gelehrten Vollkommenheiten" heimlich zu den Geistern gesandt werde. Das geschah im 21. Jahre der Regierung des Kaisers Wu, 2 Jahre nachdem Schao Weng ihm den Schatten der geliebten Li hatte sehen lassen.

So kam das Spiel mit den Schatten am Kaiserlichen Hofe in Verruf, aber im Volke scheint es eine neue Heimat gefunden zu haben. Das mag noch lange Zeit mit Gruseln die Manen seiner Abgeschiedenen aus dem dunkeln Reiche der Toten als Schatten beschworen haben. Allmählich aber wird das Spiel mehr und mehr ins äußere Volksleben eingedrungen sein. Aus dem in der Magie wurzelnden, spiritistischen Spiele mit den Totenschatten, wurde ein Schattenspiel aus der Welt der Lebenden. Zwar schweigen die chinesischen Geschichtsschreiber, die sich aber kaum um das Treiben des Volkes kümmern und nur spärlich darüber berichten, ein Jahrtausend über die Schattenspiele. Doch besagt dies nicht, daß man es nicht gepflegt habe, denn sonst würde man um das Jahr allenthalben auf den Jahrmärkten Erzähler antreffen, die ihren Vortrag, ähnlich wie unsere Moritatensänger, mit ihren Bildern, durch Schattenspiele erläuterten.

Von der Schattenerzählung zur dramatisch agierten Schattenbühne ist nur ein kleiner Schritt und nachdem sich das wirkliche Theater mehr und mehr in China entwickelt hatte, wurde dieser getan. Aus dem Erzähler vor dem Vorhang, wurde der Sprecher hinter ihm, aus den ruhigen, kaum bewegten Schattenbildern, wurden Schattenspiele. Das Volk hatte sich sein Theater geschaffen und konnte nun Spiele nach seinem Wunsche und Willen, unabhängig von den höfischen und gelehrten Dichtern darstellen. Wie immer bei einem intelligenten Volke, spielte auch in China die Politik eine große Rolle. Politische Satire stand und steht heute noch bei den Schattentheatern im Vordergrund.

Ihre Verbreitung förderten zwei Momente: Die Aufführungen der wirklichen Bühne sind mit großen Kosten verknüpft, verlangen daher hohe, den armen Schichten des Volkes unerschwingliche Eintrittspreise. Zum andern verbietet die chinesische

schwarzen Majestät verheerte und mit den Fluten ein schreckliches Seeungeheuer, dem viele Menschen zum Opfer fielen. Die schöne Fürstin war erschrocken und schickte Boten zum Tempel des Jupiter Ammon, die den Gott um Rat in dieser Not fragten. Die Antwort lautete, sie müsse ihre Tochter Andromeda dem Ungeheuer opfern, dann sei die Rache der Nereiden und Poseidons befriedigt. Das Königspaar entschloß sich schweren Herzens zu diesem Opfer, und so wurde die arme Prinzessin gefesselt an den Strand gebracht und ihrem Schicksal überlassen. Aber es kam Hilfe. Perseus, der Halbgott und berühmte Held, kam auf seinem Flügelroß, dem Pegasus, stattlich dahergeflogen — er hatte eben ein schlimmes Abenteuer glücklich bestanden: er hatte die Medusa besiegt! Das war ein schreckliches Weib, das statt der Locken ein Geringel von Nattern um den Kopf trug; ihr Anblick erregte solches Entsetzen, daß jeder, der sie ansah, sofort zu Stein wurde, weshalb niemand sie bisher hatte besiegen können. Held Perseus aber, dem zwei Götter mit gutem Rat beistanden: Hermes und Athene, nahm ein Metallspiegel, den ihm Hermes gegeben und in dem er das Haupt der Medusa nur undeutlich erblickte; mit diesem nahte er ihr rückwärts schreitend, da sie schlief, indem er den Spiegel vor sich hielt, und hieb ihr dann mit dem Sichelschwert, das ihm Athene gegeben, nach rückwärts ausholend, den furchtbaren Kopf ab, den er schnell in eine mitgebrachte Tasche steckte und mitnahm. Dieses Haupt der Meduse nun hielt er, bei der unglücklichen Andromeda angekommen, dem Seeungeheuer entgegen, das sich voll Schrecken davor zurückzog und sich nicht mehr blicken ließ; und dann befreite er die arme Prinzessin von ihren Banden (im Frankfurter Palmengarten hat das ein Bildhauer dargestellt), nahm sie mit sich auf seinem Flügelroß und machte sie zu seiner Gemahlin.

Alle Personen dieser Sage finden sich in den benachbarten Sternbildern verewigt; und so hatten die alten Völker darin zugleich eine Gedächtnishilfe für einen großen Abschnitt am Sternenhimmel. Und auch uns kann die Sage dienen, alle diese Sterngruppen: Cassiopeja, Cepheus, Andromeda, Perseus mit dem Medusenhaupt und noch den Pegasus in einem Zusammenhange aufzufassen und leichter aufzufinden — in ähnlicher Weise wie man sich in einem Stadtteil leicht zurechtfindet, dessen Straßennamen einen inneren Zusammenhang haben, vielleicht Dichter, Musiker, Kriegshelden, Gebirge oder ähnliches bezeichnen.

Damit ist aber auch der ganze Wert angegeben, den diese Sternsagen, so reizvoll sie auch dem kindlichen Empfinden sind und so sehr sie auch in ihrer heiteren Romantik in das Kindesalter der Menschheit paßten, dem sie ihren Ursprung verdanken, für uns erwachsene Menschen der Neuzeit haben! Sie haben mit dem Wesen der Sterne, das ja jenen alten Völkern auch gänzlich unbekannt war, garnichts zu tun; ja, sie stören unsere Vorstellungen davon, indem sie uns Zusammenhänge vortäuschen, die nicht existieren, denn die einzelnen Weltkörper, die jene sogenannten Sternbilder zusammensetzen, wandeln in Wirklichkeit jeder für sich, durch unendliche Räume getrennt, die wunderbaren Bahnen, die für jeden besonders, nach individueller Gesetzmäßigkeit, vorgezeichnet sind.

Ganz andere Werte bietet uns die Erfahrung jener Sternwesen, Werte, von denen freilich die alten Völker nicht einmal etwas ahnen konnten!

Betrachten wir einmal aus all den oben genannten Gruppen das Sternbild der Andromeda im Lichte der neuen Forschung! Es besteht in der Hauptsache aus drei Sternen 2. Größe, die sich in einer Linie südlich vom großen W der Cassiopeja erstrecken. Der erste davon, Alamak, hat sich in unseren großen Fernrohren als ein ganz wundervolles Dreigestirn offenbart: 3 große Sonnen wandeln da miteinander um einen gemeinsamen Mittelpunkt, 3 Schwestern, die eine in einem orangefarbenen, die andere in einem weißen, die dritte in einem blauen Gewande! Das könnte wieder wie Sage und Märchen klingen, aber es ist ein Tatsachenbefund der Forschung: der Stern Alamak besteht aus drei farbigen Sonnen. Alle Fixsterne, alle Sonnen leuchten in der bestimmten Farbe ihrer besonderen Lebensstufe; schon mit bloßem Auge können wir rötliche Sterne am Himmel unterscheiden, viel mehr aber sondern sich die Farben im Fernrohr. Und wenn nun auch um jene Sonnen des Alamak Planeten kreisen, wie um unsere Sonne (die Sternforschung nimmt das Dasein dieser dunklen Begleiter der Fixsterne als erwiesene Tatsache an!), welches Schauspiel mögen dann die etwaigen Bewohner jener Planeten täglich erleben beim Auf- und Untergang der orangefarbenen, weißen, blauen Sonne!

Ferner: dicht über dem zweiten Stern der Andromeda, Mirrach, sieht man bei klarem Himmel auch schon mit bloßen Augen einen weißlichen Fleck, den sogenannten Andromedanebel, den auch die alten Sternforscher schon kannten. Auch dies unscheinbare weißliche Wölkchen hat sich in den Fernrohren als etwas unbeschreiblich wunderbares enthüllt: es ist in immer schärferen Fernrohren immer größer und deutlicher geworden und man sieht es jetzt auf der photographischen Platte als ein großes spiralig gewundenes Lichtgebilde mit einem helleren, festeren Mittelpunkt. Und da man in den letzten Jahrzehnten gelernt hat, die Entfernungen genauer zu berechnen oder doch abzuschätzen, so muß man annehmen, daß dieser Andromedanebel noch weiter entfernt ist als die Milchstraße, die doch wegen ihrer ungeheuren Entfernung nur so verschwommen schimmert, obgleich sie aus lauter Sonnen besteht — und demnach müßte auch der noch unendlich fernere Andromedanebel aus lauter Sternen bestehen; und man kommt zu dem Schluß, daß er ein anderes Milchstraßensystem darstellen müsse mit Millionen kreisender Sonnen!

Merken wir an diesen beiden Beispielen, wieviel mehr unsere heutige Himmelsforschung uns zu sagen hat von den Wundern des Sternenhimmels als die Sternmythen der Alten?!

Noch eins wollen wir hinzufügen: der Stern Algol, der den Mittelpunkt im Haupte der Medusa bildet, zeigt eine Eigentümlichkeit, die schon seit langem das Interesse der Beobachter fesselte: sein Glanz nimmt in regelmäßigen Zeitabständen ab und zu! Da man mit photometrischen Instrumenten genau die Lichtstärke jedes Himmelskörpers messen kann, so stellte sich heraus, daß der Algol 2¼ Tage lang in der Helligkeit eines Sterns zweiter Größe erscheint; dann sinkt er binnen 4½ Stunden zu einem Sternchen vierter Größe, um fast sofort in der gleichen Zeitdauer, also in abermals 4½ Stunden, zur Anfangshelligkeit anzusteigen, die er dann wieder 2½ Tage lang festhält, bis von neuem das Spiel der 9-stündigen Verdunkelung einsetzt. Dieser periodische Lichtwechsel ist nun, seitdem er beim Algol mit

---

Sitte anständigen Frauen den Zutritt zum Theater. Dem konnte das Schattentheater begegnen. Die Kosten sind hier gering, die Eintrittspreise daher niedrig. Leder, Horn oder seltener Papier das im Gebrauch nicht haltbar ist, für die Figurinen, die meist auf das Künstlerischste ausgeschnitten und prächtig bemalt sind, kann man für wenig Geld kaufen, die technischen Mittel, Spielleinwand und Beleuchtung sind leicht zu beschaffen und zwei bis drei Personen genügen, um selbst Stücke mit vielen Figuren zu agieren. Dazu ist das Ganze bequem zu transportieren und man kann damit in jedes Haus kommen, um da eine vergnügliche Unterhaltung zu bieten.

Von China kam das Schattenspiel durch die Mongolen nach Vorderasien und von da über Persien im 17. Jahrhundert nach Europa. Am 21. August 1686 bittet der „Kurfürstlich Sächsische wirkliche Hofcomediant" Johann Velten den Rat von Frankfurt a. M., ihm zu gestatten, gleich wie dem Puppenspiel und Schatten beicheben, einige Comoedien agieren zu dürfen. Von da an finden wir das Schattenspiel in Deutschland häufiger. Recht heimisch ist es aber nie geworden, wenn sich auch Romantiker, wie Arnim, Brentano und späterhin Justinus Kerner, ernstlich darum bemüht und besondere Stücke dafür geschrieben haben. Auch die Versuche der Neuromantiker, wie Bernus in München usw. sind nicht ins Volk gedrungen. Und doch ist es schade darum, daß es vergessen ist. Es wäre eine schöne Aufgabe, namentlich für die Jugend, den verschollenen Schatz zu heben, das Schattenspiel zu pflegen und es auch bei uns zu dem zu machen, was es in seiner Heimat, in China, ist: Zum Volkstheater.

H. Grombacher.

„Hier liegt der Hund begraben"

An der Fassade des Nürnberger Rathauses steht in einer Nische ein steinerner Hund, und die Nürnberger vermuten, daß daher die Redensart kommt: „Hier liegt der Hund begraben." Derlei oft undefinierbare Tiere, die vom Volk als Hunde, Löwen, Katzen usw. erklärt werden, findet man oft an Kirchen, Türmen und alten Häusern. Oft werden ihnen Wandersagen angepaßt, und mitunter ist der Archäologe überrascht, einen Löwen statt eines Hundes zu finden oder den „eingemauerten Hund" auf dem Grabstein eines Ritters zu sehen. In den meisten Fällen liegt daher der Hund „hier" nicht begraben. Aber in Thüringen weiß man ganz bestimmt, daß der Hund in Wintersteir begraben liegt. Da wird erzählt, daß ein Herr von Wagenstein in Wintersteir einen überaus treuen und klugen Hund hatte, den er, und nach seinem Tode seine Witwe, zu allerlei Gängen benutzen konnten. Als das kluge Tier starb, wollte es die Frau von Wangenstein auf dem Gottesacker begraben lassen, was aber der Pfarrer nicht zuließ. Als aber die Frau der Kirche 100 Taler und dem Pfarrer die Hälfte dieses Betrages stiftete, ließ der Pfarrer mit sich reden. Die Geschichte wurde im Lande bekannt, und die Wintersteiner hatten den Spott, daß auf ihrem Kirchhof der Hund begraben liege. Schließlich kam aus Gotha der Befehl, den toten Hund vom Friedhof zu entfernen, worauf er in der alten Schloßruine beigesetzt wurde. Auf seinem Grabstein ließ Frau von Wangenstein sein Bild meißeln und folgende echt barocke Inschrift darunterseten:

„1650 ward der Hund begraben,
daß ihn nicht sollen fressen die Raben,
Stuhel war sein Name genannt,
bei Fürsten und Herren wohlbekannt.
Wegen seiner Treu und Munterkeit,
so er seinen Herren und Frauen geweiht.
Schickt man ihn hin nach Friederstein,
so lief er hurtig ganz allein;
gut hat er sein Sach eingericht',
drum hat er diesen Stein gekriegt."

größter Regelmäßigkeit notiert worden ist, noch bei Hunderten, ja, schon bei Tausenden von anderen Sternen beobachtet und gibt die Grundlage zu der Überzeugung, daß unsichtbare, dunkle Weltkörper sich in unserer Blickrichtung jeweils vor den selbstleuchtenden Stern schieben und ihn für unser Auge mehr oder weniger verdecken.

Ja, diese dunklen Weltkörper, die ihr Dasein nur auf diese Weise (unter Umständen freilich auch noch durch Anziehungswirkungen!) bekunden können, die sind eine Vorstellung, die uns in ganz besonderem Maße anregen muß! Durch sie erst wird uns das Weltall vollständig. Auch um jene fernen Sonnen des Fixsternhimmels, der Milchstraße kreisen Planeten, viele gewiß begünstigter als unser kleiner Erdball, die in irgend einer Periode ihrer Entwicklung befähigt sind, organisches Leben zu tragen! In diesem Gedankengange wird unsere Erde, wie Flammarion es ausdrückt, „zu einer Provinz des Universums, und unsere Vorstellung bevölkert andere Vaterländer mit unbekannten Brüdern".

Möchte doch die Menschheit jetzt merken, welche hohe Werte, welche Lebenseinsicht und -übersicht, welche Weltanschauungsstützen uns die Sternkunde bietet und sich nicht immer noch betören lassen von den Überredungen alten Aberglaubens! Mehr Sternkunde! . . . „Die die Fackeln tragen, sollen sie einer dem anderen weitergeben!" (Plato.)

Die Stellung der Frau zur Todesstrafe

Von Friedel Schneider

Das neue Reichsstrafgesetzbuch, dessen Entwurf schon dem Reichstag und Reichsrat vorliegt, erfordert auch von der Frau eine klare Stellungnahme. Besonders die vorgesehene Beibehaltung der Todesstrafe ist geradezu eine Schicksalsfrage für unser ganzes Volk. Daß die Todesstrafe entbehrt werden kann, ohne daß die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft bedroht wird, beweisen z. B. die 15 Kantone in der Schweiz, in denen man die Todesstrafe schon früher abgeschafft hat, gegenüber den 10 anderen Kantonen, in denen die Todesstrafe bisher noch bestand und erst in allerjüngster Zeit ebenfalls beseitigt worden ist. Auch in Belgien, wo man seit 1863, in Portugal, wo man seit 1867, in Holland, wo man seit 1870, in Finnland, wo man seit 1894, in Norwegen, wo man seit 1905, und in Österreich, wo man seit 1919 die Todesstrafe abgeschafft hat, besteht für die Menschheit keineswegs eine größere Gefahr als in Ländern, in denen die Todesstrafe noch gesetzlich gefordert wird. Man kann die Gesellschaft erforderlichenfalls durch Internierung von Verbrechern schützen und erhält dabei noch die Möglichkeit, selbst einen Mörder durch erziehliche Maßnahmen zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Obendrein sollte schon die Möglichkeit eines Justizirrtums von vornherein die nicht wieder gut zu machende Tötung eines Menschen aus dem Strafgesetzbuch ausschalten.

Die Vergeltungstheorie vollends steht mit der Ethik sowohl des Sozialismus als auch des Christentums im schroffsten Widerspruche. Sind es nicht überhaupt in den allermeisten Fällen die sozialen Mängel und Fehler der menschlichen Gesellschaft, die einen Menschen erst zum Verbrecher werden lassen? Trägt nicht die menschliche Gesellschaft selbst die größte Schuld daran, wenn einer aus ihrer Mitte in die Verbrecherlaufbahn und sogar zu einem Morde gedrängt wird? Ist es nicht eine weitere Schuld unserer heutigen Gesellschaftsordnung und der sozialen Gemeinschaft, wenn sie sich eines unglücklichen Menschen durch Hinrichtung entledigen will, anstatt ihn durch alle verfügbaren Mittel der Erziehung von seinem verbrecherischen Triebe zu befreien? Überdies findet man auch gerade unter Mördern häufiger Menschen, die noch nicht vorbestraft sind, als berufs- und gewohnheitsmäßige Verbrecher. Die zunehmende Kriminalität fordert zu ernstem Besinnen auf. Unsere heutige Gesellschaftsordnung entspricht keiner sozialen Gemeinschaft, sondern sie zeitigt immer mehr Ansätze zu Macht- und Gewaltherrschaft. Die Schuld der Gesellschaft wächst, je mehr Recht sie sich auf das Leben des einzelnen anmaßt.

Einzig und allein durch Erziehung zu einem aus Erkenntnis handelnden Menschen und durch Selbstüberwindung kann ein sittlich freier Mensch wachsen. Von dieser Erkenntnis ist aber die heutige Erziehung noch weit entfernt, und die große Masse des Volkes, vor allen Dingen auch die Frau, lebt noch in einer so erstaunlichen Unkenntnis vom Wesen der Strafe, daß man am sozialen Gefühl der Menschen unserer Zeit fast verzweifeln möchte. Bereits vor fünfzig Jahren war in Anhalt, Bremen und Oldenburg die Todesstrafe abgeschafft, und nur durch Bismarcks Drohung, daß der Bundesrat die ganze Strafgesetzvorlage zu Fall bringen würde, wenn im Deutschen Reichstag auf die Todesstrafe verzichtet werden würde, kam seinerzeit im Reichstag eine Mehrheit von ganzen 8 Stimmen für die Todesstrafe zustande. Damit war der Reichseinheit ein schweres Opfer gebracht worden, das zu einer unermeßlichen Schuld geworden ist.

Es gibt zwei Arten von Schuld: die des Verbrechers, der einem Triebe folgt, den er nicht in sein Bewußtsein zu heben vermag, und die der sozialen Gemeinschaft, der menschlichen Gesellschaft, die es versäumt, dem einzelnen zur Brüderlichkeit, zu Recht und Freiheit zu verhelfen. Überall dort, wo Unrecht geschieht, müssen Mittel und Wege gefunden werden, um dem Schuldigen Einsicht in die Bedeutung seiner Taten zu verleihen. Schuld ist nur durch Erkenntnis zu überwinden. Die Todesstrafe aber ist das schädlichste, das gefährlichste und das häßlichste Mittel, um die Schuld auf der Erde unausrottbar zu machen. Hier muß die Frau, die Gebärerin des Menschen, mit aller Kraft ihre Stimme erheben, damit die Heiligkeit des Menschenlebens unangetastet bleibt.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Wie löse ich einen Dreizüger?

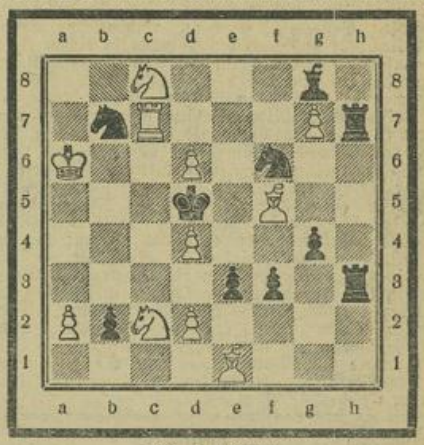
(4. Fortsetzung.)

Wir kommen heute zur zweiten Hauptgruppe der Dreizüger, den Kombinationsaufgaben. Hier soll gleich eingefügt werden, daß A. Klinke in seinem Vortrag „Über das Wesen des Schachproblems" (Ostern 1923 zu Berlin) die Dreizüger wie folgt einteilte: 1. Böhmische Schule; 2. Aufgaben der Taktik; 3. Aufgaben der Strategie. Ich habe dies bei meiner Einteilung alles in Erwägung gezogen und bin doch zu dem Schlusse gekommen, daß die von mir angewandte Einteilungsweise (1. Böhmische Schule; 2. Kombinationsaufgaben; 3. Ideenprobleme) in der Ausdrucksform die bessere ist, in der Hauptsache sind sie einander wohl gleich: Aufgaben der Taktik sind Kombinationsaufgaben (der letztere Ausdruck läßt aber einen weiteren Spielraum); Aufgaben der Strategie sind Ideenprobleme.

Heute ein Kombinationsproblem zur Hand, also eine Aufgabe mit taktischen Gedanken. Was heißt das? Bei Aufgaben der Taktik wirkt sich ein Zug sofort im nächsten Gegenzug aus, eine Drohung wird also sofort pariert. Durch diesen Gegenzug aber wird wieder ein neuer Zug von Weiß ermöglicht usw. Die Hauptsache ist also das sofortige Auswirken jedes Zuges (zum Unterschied vom Ideenproblem); der erste weiße Zug hat demzufolge auf den 3. Zug keine Einwirkung, wohl aber auf den ersten Zug von Schwarz; letzterer wiederum auf den zweiten Zug von Weiß usw. An einem ganz bekannten Beispiel wollen wir dies ausprobieren:

Aufgabe Nr. 111. E. Opitz-Dresden.

1. Preis im I. Turnier der Arbeiter-Schach-Internationale 1925.



Matt in 3 Zügen.

Stellung: Weiß: Ka6; Te7; Le1, f5; Sc2, e8; Ba2, d2, d4, d6, g7. — Schwarz: Kd5; Th3, h7; Lg8; Sb7, f6; Bb2, e3, f3, g4, (11:10.)

Bei genauer Betrachtung obiger Stellung fällt sofort verschiedenes in die Augen. Die beiden Springer könnten z. B. auf e3 bzw. e7 mattsetzen, wenn die Bauern d4 oder d6 gedeckt wären. Versuchen wir, sie zu decken, so werden wir finden, daß dazu nur der Te7 verwendet werden kann. Der Versuch 1. Te4 scheitert aber an f3—f2! Jetzt kann der Springer nicht auf e3 mattsetzen, da der Th3 dieses Feld deckt. Ebenso ergeht es uns bei dem Versuch 1. Te6; da schlägt der Th7 den weißen Bg7 und dann ist unsere Kunst zu Ende. Was liegt also näher als die beiden Türme unschädlich zu machen? Ich will die Lösung nach diesen Ausführungen verraten, um an Hand derselben den Gedankengang dieser Aufgabe zu erläutern. 1. Le1—h4! Es droht 2. S×e3+, K×d4; 3. Lh4×f6 matt. Um diese Drohung zu verhindern, kann Schwarz nun mit einem der beiden Türme den gefährlichen Läufer schlagen. So wird ein Turm allemal abgelenkt und kann deshalb die andere Drohung nicht mehr parieren, z. B. 1. Lh4; Th3×h4; 2. Te7—e4; jetzt ist das S-Matt auf e3 nicht mehr zu decken, denn der Th3 ist abgelenkt. Auf der anderen Seite ist es genau dasselbe: 1. Lh4! Th7×h4; 2. Te7—e6, nunmehr ist der andere Turm abgelenkt. Bei dieser Aufgabe ist noch das Schöne, daß die Mattstellungen z. T. rein sind; auch verdienen die stillen Opferzüge eine Hervorhebung.

Warum ist nun diese Aufgabe ein Kombinationsproblem? Der erste weiße Zug (Le1—h4!) erzwingt die Ablenkung eines Turmes. Letztere wiederum ermöglicht die weiteren Züge von Weiß (Te4 resp. Te6 mit der S-Matt-Drohung), also haben wir eine Aufgabe der Taktik vor uns. — Unter die Kombinationsaufgaben fallen natürlich auch noch allerhand andere Gruppen, die wir in den nächsten Fortsetzungen kennen lernen werden.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Abt. 1 (Innenstadt): Montag, Hotel „König von England". Battonnstr. 68.
Abt. 2 (Riederwald): Donnerstag bei Blank.
Abt. 3 (Bockenheim): Mittwoch, „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Abt. 4 (Bahnhofsviertel): Donnerstag, „Regenbogen", Gutleutstraße.
Abt. 5 (Nordend): Freitag bei Walter, Weberstraße 84.
Abt. 6 (Rödelheim): Dienstag bei Geyer, Eschborner Landstraße.
Abt. 7 (Bornheim): Mittwoch bei Pauly, Germaniastraße 49.
Abt. 8 (Niederrad): Samstag, Sportplatz der Freien Turner, Hahnstraße.
Abt. 9 (Sachsenhausen): Dienstag bei Adrian, Affentorplatz.
Abt. 10 (Gallusviertel): Mittwoch bei Israel, Franken-Allee 234.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Der Missionar und die Drusen

Von **Hermynia Zur Mühlen**

Nachdruck verboten

Es war vor vielen Jahren in Damaskus. Wir saßen in der Halle des Hotels, in den Augen noch die Schönheit der wundervollen Stadt und in den Ohren den Ruf des Muezzins zum Abendgebet.

Pferdegetrampel vor dem Eingang. Durch den Eingang sahen wir, daß ein Mann, der einen schwarzen Burnus trug, aus einem arabischen Sattel sprang und seinem ebenfalls berittenen Diener die Zügel reichte. Dann betrat er die Halle. Eine auffallende Gestalt, hochgewachsen, graues Haar, ein fein geschnittenes, kluges, gebräuntes Gesicht. Ein Syrier, — nein, ein Europäer.

Uns erblickend, kam er an unseren Tisch, stellte sich vor, nannte einen alten, bekannten französischen Namen und fragte im reinsten Pariser Französisch, ob er sich an unseren Tisch setzen dürfe.

Wir kamen ins Gespräch.

„Ich bin Missionar bei den Drusen, Jesuitenpater", erklärte er.

„Haben Sie schon viele bekehrt?"

„Drusen?" — Der Jesuitenpater machte ein empörtes Gesicht. — „Ein anständiger Druse läßt sich nicht bekehren. Käme einer zu mir, um sich taufen zu lassen, ich wüßte sofort, daß er ein Gauner sei, ein Betrüger."

Und nun taute der seltsame Jesuitenpater auf. Für ihn gab es anscheinend nur einen einzigen vollwertigen Volksstamm: die Drusen.

„Ich lebe nun schon seit fünfzehn Jahren unter ihnen; behandle ihre Kranken. Glauben Sie etwa, es sei je einer gekommen, der sich bekehren lassen wollte? Kein einziger. Es sind wirklich anständige Menschen. Sie warten auf die Wiederkehr des Kalifen il Hakim b' Amrallah, der einst die Erde beherrschen wird. Mein Diener hat mir versprochen, daß er mich an jenem glückseligen Tage zu seinem Diener machen und mich gut behandeln werde, denn ich bin zwar ein Ungläubiger, aber dennoch ein anständiger Mensch."

Der alte Mann sagte die letzten Worte mit einem gewissen Stolz.

Als die Rede auf Europa kam, verzog er das Gesicht.

„Ich war vor einem Jahr in Paris. Hielt es dort nur vierzehn Tage aus. Ich mag die Europäer nicht, mag auch die Franzosen nicht, vor allem aber" — ein spöttisches Lächeln erschien auf dem schönen, alten Gesicht —, „mag ich die Christen nicht. Nein, nein, ich will bei meinen Drusen leben und sterben. Die betrügen nicht, die begaunern nicht, schlagen höchstens einmal einen tot — und der hat es dann auch immer verdient."

Wir saßen lange beisammen. Am nächsten Morgen ritt der Jesuitenpater zurück, in sein Dorf auf dem Libanon.

Seither sind viele Jahre vergangen, der alte Mann ist gewiß schon tot.

Ich hoffe insgeheim, daß dieser Jesuit nicht in den Christenhimmel gekommen ist, sondern in die seligen Gefilde der Drusen, die er so sehr liebte und achtete, — weil sie sich von ihm nicht bekehren ließen.

Wie kann die Erde einmal untergehen?

Von **A. Peters**

Wie im Leben der Einzelgeschöpfe auf unserem Erdplaneten, so geht es auch mit dem Leben dieses Planeten selbst; denn die verändernden Kräfte, deren allmähliche und katastrophalen Wirkungen unserer Erde ihre jetzige Gestalt geschaffen haben, wirken ja fort: vor allem die Anziehungskraft; dazu als umbildende Faktoren Kälte und Wärme. Immer noch zieht sich der Erdball unter der Einwirkung der Anziehungskraft zusammen: seine Masse wird fester, sein Umfang kleiner, die Schollen seiner Rinde werden verlagert: Land türmt sich auf zu Bergen, Land sinkt langsam ins Meer. Noch immer brechen unsere Gebirge oben ab durch Verwitterung — als Folge von Wärme- und Kälteeinflüssen (außer den chemischen!); noch immer schleppen die Gewässer ihren Schutt ins Tal, der Schwerkraft gehorchend . . . lauter langsame, aber stetige Veränderungen des Erdantlitzes, die in Jahrtausenden und Jahrhunderttausenden Bedeutung gewinnen.

Und ebenso finden noch immer katastrophale Veränderungen statt: Erdbeben, Vulkanausbrüche, Sturmfluten und Überschwemmungen, Bergrutsche usw., so daß man auch jetzt dem alten Sänger Recht geben muß: „Ach, wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben!" Und beunruhigend klingt die Frage auf: Wird es dem Menschengeschlecht vergönnt sein, zu immer höheren Entwicklungsstufen auszugreifen, oder ist ihm ein vorzeitiger Untergang bestimmt?

Es ergibt sich hieraus, daß wir einen zweifachen Gang des Geschehens ins Auge fassen müssen: erstens den natürlichen Gang bis zum Ende, zweitens die Möglichkeit von Katastrophen; und zwar droht der Erde (und in erster Linie dem Menschengeschlecht auf ihr!) ein natürliches Ende durch Kälte, ein katastrophales aber durch Glut — denn diese zwei riesenhaften Gewalten führen den Kampf, der sowohl Leben wie Tod bringt.

Die Kälte des Weltraums, in dem die großen Kugeln schweben, beträgt — 273 Grad. Das ist eine physikalisch-mathematisch errechnete Zahl, der sogenannte absolute Nullpunkt; sie läßt sich aber auch wenigstens annähernd praktisch nachprüfen, indem man die Temperaturabnahme in der Luft mit der steigenden Entfernung vom Erdboden mißt: bei 10 Kilometer Höhe sinkt das Thermometer auf — 60 Grad, bei 19 Kilometer Höhe auf — 81 Grad, und aus dieser stufenweisen Abnahme, die durch Flugzeug und Versuchsballon festgestellt wurde, läßt sich auf die Temperatur an der Grenze unserer Lufthülle schließen. Gegen diese scharfe Kälte, der die eine Hälfte der Erde, ihre Nachtseite, stets ausgesetzt ist, schützt uns nur ihre Lufthülle, die in ihrer Zusammensetzung wie ein rechter dicker Wintermantel — 300 Kilometer dick! — wirkt und die empfangene Sonnenwärme auch nachts dem Erdkörper erhält.

Unsere Zukunftssorge bezüglich der Kälte muß sich daher in den zwei Fragen ausdrücken: 1. Bleibt unser Luftmantel so wirksam? 2. Ist uns die stete Wärmesendung von der Sonne sicher? Bezüglich des ersten Punktes wollen uns die Physiker wenigstens für die nächsten 10 000 oder 100 000 Jahre beruhigen; sie sagen nämlich: die beiden Stoffe in der Luft, die für die Warmhaltung der Erdoberfläche vorwiegend in Betracht kommen, Kohlensäure und Wasserdampf, sind im Zunehmen begriffen. Für die Produktion der Kohlensäure sorgen besonders die vulkanischen Ausbrüche, die sich in den letzten Zeiten gehäuft haben, außerdem die starke Zunahme der Kohlenverbrennung rund um die Erde; ebenso steigt in der Folge die Wasserverdampfung auf dem so geschützten Erdboden, die ihrerseits durch Wolkenbildung die Luft noch mehr verdichtet — eine Tatsache, die uns in der Witterung dieses Sommers anschaulich genug vor Augen trat.

Es steht also zu hoffen, daß das Klima der ganzen Erde sich unter diesen Wirkungen hinaufschraubt zu der feuchten Treibhaustemperatur des Steinkohlenzeitalters, oder zum Tropenklima der Tertiärzeit!

Aber nun zweitens: wird die Wärmesendung der Sonne nicht endlich abnehmen? Strahlt sie doch unaufhörlich rund um sich her eine unfaßbare Glutmenge in den Raum hinaus — das, was unsere kleine Erde davon auffängt, ist ja nur der 2700millionste Teil des ganzen verschwendeten Reichtums! Muß denn nicht endlich eine solche Verschwendung die Glut- und Leuchtkraft der Sonne erschöpfen?

Die Forscher haben darauf hingewiesen, daß die Sonne sich Heizmaterial zu verschaffen weiß: ihre überragende Größe und Masse und die darin begründete Stärke ihrer Anziehungskraft sichert ihr in unserm Sonnensystem einen weiten Machtbereich, innerhalb dessen sie alles an sich reißt, was sich da an „Brennstoff" herumtreibt: alles das, was in kleinerem Maße auch unsere Erde auffängt an „Weltspänen", an Trümmermassen, und was wir als Sternschnuppen glühend unsere Luft durchziehen oder als Meteoriten mit schmelzflüssiger Kruste auf den Erdboden gelangen sehen. Alle diese Zufuhr fremden Stoffes, der in die Arme der Sonne fliegt, schafft beim Aufsturz immer neue Glut;

aber die Berechnungen ergeben, daß diese bei weitem nicht den Wärmeausfall decken kann.

Dennoch versichern uns die Physiker, daß die Sonne noch Millionen von Jahren auf ihrer jetzigen Temperatur, die an ihrer Oberfläche 6000 Grad Celsius beträgt, beharren könne; denn die Zusammenziehungsarbeit, die der Sonnenkörper unter dem Zwang der Schwerkraft verrichtet, genüge allein, den ganzen Wärmeausfall zu ersetzen durch die dabei in Wärme umgesetzte Energie.

Aber wir müssen bei Berechnungen der Lebensdauer von Weltkörpern lernen, mit sehr langen Zeitläufen zu operieren. Und so müssen wir denn nun weiter fragen: Was wird aber dann geschehen, wenn nach jenen uns versprochenen Millionen von Jahren gleichmäßiger Sonnenausstrahlung die Zusammenziehungsarbeit der Sonne langsamer wird, da ihr Riesenkörper dann auf eine Dichte zusammengepreßt ist, die ruhigere Verhältnisse bedingt; und da sie zugleich inzwischen an Umfang soviel verloren hat, daß sie dem Einfluß der Weltraumkälte mehr unterliegt, so daß sich unter diesem Einfluß die Fleckenmassen auf ihrer Oberfläche vergrößern, die schon jetzt bei ihrem Maximum die Erdtemperatur um 1 Grad im Mittel herunterdrücken — ja, was wird dann auf unserer Erde eintreten?

Wenn nicht schon vorher aus anderen Gründen eine Wiederkehr der Eiszeit erschien, so kommt sie dann sicher: die Gletscher steigen wie einst von den hohen Gebirgen, die jetzt ihre Heimat sind, herab ins Tal, von den Fjelden Skandinaviens, den hohen Schneekuppen seiner Berge, schieben sie sich westwärts in die früher schon ausgekarrten Pässe der Fjorde hinein in den Atlantischen Ozean, südwärts über die Ostsee, über die Nordsee und Norddeutschland herüber — bis dahin, wo ihnen in Süddeutschland die Alpengletscher entgegenkommen und die beiden Eisriesen sich brüderlich die Hände reichen werden. Auf diese Eiszeit wird dann keine „Zwischenzeit" mehr folgen, sondern der Kältetod wird auf der Erde fortschreiten, bis er von den beiden Polen her auch über die jetzige heiße Zone seinen vernichtenden Atem geblasen hat. Der Luftmantel wird seine schützende Fähigkeit verlieren, denn seine Bestandteile werden sich teils in den Raum verflüchtigen, teils auf die Erde niederschlagen — und doppelt schnell wird dann die furchtbare Kälte des Weltraums die vereiste Erde anfallen wie ein wütendes Raubtier und das letzte organische Leben auf ihr töten.

Das ist das natürliche Schicksal der Erde.

Aber es kann sein, daß diese natürliche Entwicklung vorzeitig abgebrochen wird. Und wir wollen nun noch die Möglichkeiten solchen „unnatürlichen" Endes untersuchen und also fragen: In welcher Form können wir uns einen Untergang der Erde durch den Zusammenstoß mit einem anderen Weltkörper, also einen Untergang in Glut, denken?

Wir erinnern uns da zunächst an die Sternschnuppen und Meteoriten, diese kleinsten Trümmerteile von Materie, die in großen Mengen den Raum durchirren und auf jeden Weltkörper heruntersausen, in dessen Anziehungsbannkreis sie geraten. Die größeren unter den Meteoriten, die oft mehrere hundert Kilogramm schwer sind, sind für die Erde keine ganz ungefährlichen Geschosse; doch dient gegen ihren Aufsturz unser Luftmantel sogar als Schutzpanzer: die bei dem schnellen Durchflug stark zusammengepreßte Luft wirkt als Puffer und mindert schon in beträchtlicher Höhe über dem Erdboden die Wucht des Falles.

Daher brauchen wir auch ein etwaiges Zusammentreffen mit einem Kometen nicht zu fürchten: er besteht aus diesen selben leichten Masseteilchen des Weltenbaustoffs und kann der Erde keinen Untergang bringen. Von den anderen Weltkörpern des weiten Alls aber, den Fixsternen, samt ihren dunklen Begleitern, wissen wir, daß unendliche Räume uns von ihnen trennen; von Sternen, die Hunderte und Tausende von Lichtjahren entfernt sind, kann uns die Gefahr eines Zusammenstoßes nicht drohen.

Aber sind nicht in unserm eigenen Sonnensystem solche Gefahren da? Bietet uns nicht der sogenannte rote Fleck auf der Oberfläche des großen Jupiter das drohende Zeichen einer solchen Katastrophenmöglichkeit?

Im Jahre 1878 entstand plötzlich diese große blutige Wunde am Körper des Jupiter, unseres Bruderplaneten; und sie hat sich in den fast 50 Jahren seither noch nicht wieder geschlossen. Sie ist so groß, daß 2—3 Kugeln von der Größe unserer Erde nebeneinander hineintauchen könnten. Die Forscher sind der Ansicht, daß sie nur durch den Aufsturz eines kleineren Weltkörpers entstanden sein könne; und sie sind auch nicht in Verlegenheit, woher dieser Weltkörper gekommen sein mag: wandern nicht zwischen Mars und Jupiter jene fast 2000 kleinen und kleinsten Planeten, diese erstaunliche Schar von Kindersternchen mit Durchmesser von oft nur einigen Kilometern, die der Anziehungskraft des großen Jupiter von der einen, der des Mars von der anderen Seite ausgesetzt sind? Wie naheliegend ist es zu denken, daß Jupiter mit dem langen Arm seiner Anziehungskraft hineingegriffen hat in das Gewimmel dieser Schar, die sich scheu von ihm wegdrückt. Er hat vielleicht so ein Sternchen, das sich nicht weit genug entfernt hielt, zu sich herangerissen und es sich einverleibt, wobei sein rotglühendes Innere herausgequollen ist.

Dem Riesenplaneten Jupiter, dessen Rauminhalt erst 1330 Erdkugeln zu füllen vermöchten, hat dieser Aufsturz nur die lokale Wunde beigebracht — was aber hätte ein solcher Aufsturz für die viel kleinere Erde bedeutet? Ich vermute, es wäre im Jahre 1878 ein Untergang der Erde geworden!

Nun sind ja, so trösten wir uns, die 2000 Asteroiden von uns weiter entfernt: sie lassen ihre Bahnen zwischen Mars und Jupiter, und daher sind zunächst diese zwei Planeten von solchen Aufstürzen bedroht.

Aber da haben die Sternforscher kürzlich zufällig eins von diesen Sternchen entdeckt, das auf seiner Bahn auch diesseits der Marsbahn herüber der Erde nahekommt, so daß es der uns nächste Himmelskörper ist, abgesehen vom Monde. Eros heißt das Sternchen. Und die Forscher nehmen an, daß es unter den Asteroiden noch mehrere geben könne, die sich in ähnlicher Weise der Erdbahn nähern. Die Entdeckung dieser Liliputanerwelten aber kann nur durch Zufall geschehen, wenn sie einmal unversehens auf einer photographischen Platte eingefangen werden.

Das ist nun ja eine unheimliche Vorstellung für uns Erdenbürger, daß da zwischen Erde und Mars allerlei dunkle Weltkörperchen herumfliegen mögen, die vielleicht, durch die Anziehungskraft der Erde beeinflußt, dieser immer näher kommen und sie endlich als zweiten, dritten, vierten Mond umwandeln,

Die Mutter und der Sozialismus

Von **Dr. Gustav Hollmann** (Hannover)

Ein hervorragender Forscher der vorgeschichtlichen und ersten geschichtlichen Zeit war J. J. Bachofen. Lange wurden seine Werke nur ungenügend gewürdigt. Erst heute bringt man seinem Schaffen besonderes Interesse entgegen, und die Schriften häufen sich, die sich mit ihm und seinen Gedanken beschäftigen.

Die Bedeutung Bachofenscher Forschung wurde von vornherein von August Bebel erkannt. In seinem Buche „Die Frau und der Sozialismus" hat Bebel neben den Arbeiten von Morgan die Ergebnisse Bachofenscher Untersuchungen zugrunde gelegt. Auch Engels hatte sich mit der politischen und ökonomischen Seite des Problems beschäftigt. Es handelt sich hierbei um die Tatsache, daß in früherer Zeit einmal das Mutterrecht bestimmend gewesen ist, daß jene Perioden der Wildheit und ersten Kultur durch die Stellung der Frau ihre eigenen geschlechtlichen und gesellschaftlichen Beziehungen hatten, die von unseren heutigen Zuständen wesentlich verschieden sind.

Die Frau nahm eine beherrschende Stellung ein. Sie spielte die Rolle, die später der Mann hatte, und sie machte darum das Recht dieser primitiven Gesellschaftsordnung zu einem Mutterrechte.

Es ist lehrreich, zu erkennen, wie dieses anders geartete Recht auch eine anders geartete Ethik zur Folge hatte. Ethik ohne die gesellschaftliche Gestaltung der Verhältnisse bleibt Theorie. Praktische Ethik setzt ethische Verhältnisse voraus, und ist dieses praktische Leben auf ethische Gedanken eingestellt, dann ist es ethisch, auch ohne daß Ethik gelehrt wird.

Jene Zeiten des Mutterrechts sind uns ein sehr interessantes Beispiel hierfür. Da wurde Ethik nicht lehrend beigebracht. Da gab es keine Schule, keinen Unterricht, auch keine häusliche Erziehung. Da gab es nur eine in hohem Maße ethische Gestaltung des Lebens im Mutterrecht, und als Folge finden wir eine gesellschaftliche Sittlichkeit, die oft überraschend ist. Das Muttertum, das die Gesellschaft beherrscht, ist es, das „inmitten eines gewalterfüllten Lebens als das göttliche Prinzip der Liebe, der Einigung, des Friedens wirksam wird", sagt Bachofen hierzu. „In der Pflege der Leibesfrucht lernt das Weib früher als der Mann seine liebende Sorge über die Grenzen des eigenen Ich auf andere Wesen erstrecken und alle Erfindungsgabe, die sein Geist besitzt, auf die Erhaltung und Verschönerung des fremden Daseins richten".

So nannte der Kreter das Land seiner Heimat denn auch Mutterland, und es war die höchste Pflicht, der Mutter beizustehen, sie zu schützen, sie zu rächen, weil sie als das Urwesen alles Lebens galt.

„Aus dem gebärenden Muttertum", sagt Bachofen hierzu weiter, „stammt die allgemeine Brüderlichkeit aller Menschen, deren Bewußtsein und Anerkennung mit der Ausbildung des Vaterrechts untergeht."

So wird den Staaten mit mutterrechtlicher Gesellschaftsordnung denn auch tatsächlich das Fehlen von innerer Zwietracht und die Abneigung gegen Unfrieden nachgerühmt, und die körperliche Schädigung von Mitmenschen galt gar als strafbar. Ja, sogar die Schädigung, die der Mensch den Tieren zufügte, galt als frevelhaft. Und aus diesem mütterlichen Urgedanken des Schenkens an die Welt heraus war es möglich, daß die Römerinnen nicht für die eigenen, sondern für die Kinder der Schwester zu der großen, gemeinsamen Mutter flehten, aus der alles Mütterliche wieder geworden war.

Damit finden wir, worauf schon Bachofen hinwies, bei den mutterrechtlichen Völkern im Grundzuge überall ein gewisses Prinzip allgemeiner Freiheit und Gleichheit, das dann durch die Entstehung des Machtgedankens im Vaterrechte eine Wandlung und Entstellung erfuhr.

An dieses Urprinzip der Menschheit nun knüpft der sozialistische Gedanke an, wenn er die neue Gesellschaftsordnung auf den

oder sich wie ein Riesenmeteorit auf sie stürzen könnten, allem irdischen Leben ein Ende in Glut bereitend!

Aber auch Eros, obgleich der nächste aller Weltkörper (außer dem Monde!) für unsere Erde, bleibt immer noch 22 Millionen Kilometer von ihr entfernt — das ist eine hübsche Strecke; und über die nur möglichen anderen kleinen Vagabunden sollten wir uns nicht unnötig den Kopf zerbrechen.

Doch warum reden wir immer noch nicht vom Mond? Sind wir wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt, um die Gefahr nicht zu sehen? Denn der Mond ist unsere Gefahr, unsere nächste und größte Gefahr! Dieser so harmlos erscheinende, so freundliche Begleiter, er plant nichts Geringeres, als sich einst mit unserer Erde zu vereinigen.

Die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt nur 385 000 Kilometer, nicht einmal eine halbe Million — das ist gegenüber den 22 Millionen Kilometern der Eros-, den 40 Millionen Kilometern der Venus-, oder gar den 150 Millionen Kilometern der Sonnenentfernung ein bedrohlich geringer Abstand. Es bestehen daher auch zwischen Erde und Mond starke gegenseitige Anziehungen: die Erde, als der bei weitem stärkere Körper, hat es im Laufe der Zeiten fertiggebracht, das Schwergewicht des Mondes auf eine Seite zu ziehen, und mit dieser schweren Seite hängt er nun, gewissermaßen wie ein Stehauf mit einem Bleifuß, nach der Erde hin, die ihn um sich herumwirbelt am Bande ihrer Anziehungskraft, etwa wie eine Mutter, die ihr Kind an den Händen um sich herumschwingt, sein Gesicht immer ihr zugewandt. Hast du, lieber Leser, dir schon einmal recht klargemacht, wie seltsam es ist, daß wir beim ganzen monatlichen Umlauf des Mondes immer nur dieselbe Hälfte sehen, so daß er sich genau in der Zeit dieses Umlaufs auch einmal um sich selbst drehen muß? Das hat der Zwang der irdischen Anziehungskraft bewirkt! Und da der Mond nun offenbar dies Schwerkraftstreben zur Erde zeigt, wird er ihr da nicht näher und näher kommen und eines schlimmen Tages sich auf sie stürzen? Das ist es in der Tat, was die Forscher voraussagen: die Bahn des Mondes wird sich verengen, wird „schrumpfen", die Anziehungswirkungen werden sich mit der Annäherung von beiden Seiten verstärken und endlich wird die Vereinigung beider Körper stattfinden, wobei die Energie des Zusammenstoßes sich in Glut verwandeln wird und der Untergang der alten Erde zugleich die Schöpfung einer neuen bedeutet: denn die glühende und an Masse vergrößerte Materie wird sich unter dem Zwange ewiger Gesetze neu formen und sich neu einordnen in den großen Reigen tanzender Gestirne.

Bis aber das geschieht, kann das Menschengeschlecht auf diesem Erdball noch manche Stufe zu seiner Vervollkommnung emporklimmen. So haben wir das Schicksal unserer Erde bis zu ihrem mutmaßlichen Ende durchdacht. Hypothesen nur, Vermutungen können es sein, wenn wir den Schleier zukünftiger Ereignisse zu durchdringen streben, bei denen nur dies als Überzeugung feststeht:

„Was entstanden ist, das muß vergehen; was vergangen, auferstehen!"

Es ist der Kreislauf des Werdens, der allem Naturgeschehen zugrunde liegt.

Der Mensch als Schöpfer neuer Pflanzen- und Tierarten

Im Monat September findet in Berlin der fünfte Internationale Kongreß für Vererbungswissenschaften statt, an dem die führenden Biologen aller Länder teilnehmen werden.

Ursprünglich der Zoologie und Botanik angegliedert, hat sich die Vererbungsforschung zu einer Sonderwissenschaft entwickelt, die auch ein praktisches Anwendungsgebiet besitzt: das bewußte Eingreifen des Menschen in die Naturverhältnisse im Sinne der menschlichen Eugenik oder Rassenhygiene und die Umwandlung der Tier- und Pflanzenwelt nach den Bedürfnissen der Landwirtschaft. In Deutschland wird die Vererbungsforschung allerdings meist rein theoretisch, d. h. um ihrer selbst willen betrieben. Eine Ausnahmestellung nimmt das im Jahr 1914 von Prof. Erwin Baur begründete Institut für Vererbungsforschung ein, das der Landwirtschaftlichen Hochschule unmittelbar unterstellt ist und in Berlin-Dahlem ein eigenes Forschungsgebäude und große gärtnerische und tierzüchterische Anlagen erhalten hat. Das Institut zerfällt in eine botanische und eine zoologische Abteilung, die von Prof. Baur und Prof. Dr. Nachtsheim geleitet werden. 12 Morgen Landes stehen ihnen für pflanzen- und tierzüchterische Versuche zur Verfügung. Besonders eifrig widmet man sich der Erforschung der Mutation, der sprungartigen Umwandlung einer Art in eine andere, von deren genauerem Studium man sich tiefere Einblicke in den noch vielfach rätselhaften Vererbungsmechanismus verspricht. Die genaue Kenntnis dieser Dinge kann unter Umständen zu einer willkürlichen Beeinflussung der Züchtung, die bis jetzt nur im Wege der Bastardierung ausgeführt werden kann, führen.

Eine der wichtigsten theoretischen Grundfragen der Vererbungsforschung ist die Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften. Während Weismann und seine Schule die Vererbung erworbener Eigenschaften stets leugneten, schrieb die ursprünglich von Lamarck begründete Richtung den Umweltfaktoren eine umgestaltende Wirkung zu und erkannte damit an, daß die Umwandlung von einer Tier- oder Pflanzenspezies in eine andere durch Änderung des Milieus möglich sein müsse. Die Vielgestaltigkeit der Organismenwelt, die Bildung neuer Arten kann jedoch nach der jetzt herrschenden Auffassung nicht aus umgestaltenden Faktoren der Urwelt erklärt werden. Seit mehr als 20 Jahren untersucht nun Baur die Probleme der Artänderung, und es ist zu hoffen, daß die rein theoretischen Ergebnisse auch für die Praxis nutzbar gemacht werden können. Man will auf diese Weise der Landwirtschaft geeignete artfeste Objekte zur Züchtung liefern; so sucht man, Getreide, wie Weizen, Gerste usw., in winterharten Arten zu ziehen. Bei einer Kaninchenart, die der amerikanische Forscher Morgan gezüchtet hat, fehlen die Grannenhaare. Es besitzt ein dem Maulwurf ähnliches Fell, so daß ein theoretisch und praktisch gleich bemerkenswertes Objekt vorliegt, das ein schönes Fell besitzt. Auch die von Nachtsheim betriebene Erforschung und Züchtung von solchen Schweinerassen, die sich durch besonders gut ausgebildete Brustwarzen auszeichnen, so daß von ihnen eine größere Nachkommenschaft aufgezogen werden kann, ist sowohl wissenschaftlich wie praktisch wichtig.

Gedanken des Schenkens, des Mütterlichen und damit des Schwesterlichen und Brüderlichen einstellen will.

Das Vaterrecht hatte auch seine geschichtliche Mission. Aber es ist zu einer wahnsinnigen Ausartung des individualistischen Gedankens gewachsen und damit zu einer wahnsinnigen Ausartung des Machtgedankens.

Wie das Vaterrecht das Mutterrecht abgelöst hat, so wird mit der sozialistischen Ordnung eine neue Periode des Rechts folgen, das Recht, das eine Vereinigung der alten geschichtlichen Prinzipien bildet, weil es die persönliche Freiheit mit der Idee der Gemeinschaft eint.

Doch leuchtend steht über diesem Ganzen der Urgedanke des Mütterlichen mit seiner Ethik. Ein gebärender Schoß ist die neue Gesellschaft. Eine Mutter ist die neue sozialistische Ordnung des Lebens, weil sie nur Schwestern und Brüder hervorbringt und allen austeilt in gleicher Weise und mit gleicher Liebe.

So besteht eine innige seelische Verbindung zwischen dem Wesen der Frau und dem Wesen der neuen Ordnung, deren Erkenntnis und deren bewußtes Erleben dem sozialistischen Gedanken in hohem Maße die Frauen zuzuführen vermag. Die sozialistische Welt ist die Welt der schenkenden Liebe und der schwesterlich-brüderlichen Gemeinschaft, und gerade die Frau, die von Natur das Prinzip des Schenkens und der innerlichen Verbundenheit mit anderem Lebendigen in sich trägt, wird in der neuen Gesellschaft den ureigenen, naturhaften beglückenden Boden ihrer eigenen weiblichen Wesensart finden.

Der Jungbrunnen im Honigglas

In der Korrespondenz „Von den Immen", die das Preßamt des Imkerbundes in Kreien bei Lübz in Mecklenburg herausgibt, schreibt Hilde Koslowsky:

Bienenhonig hat eine geradezu geheimnisvolle Zauberkraft, er hebt Blutarmut auffallend, fördert daher das Wachstum der Kinder, verhindert nervöse Reizbarkeit; er erfrischt, bringt Jugendkraft, Frohsinn, macht die Augen leuchten, reinigt die Haut und macht die Wangen rot. — Und dies alles nur deshalb, weil er ein unmittelbares Erzeugnis der Natur ist. Kaum glitzern die ersten Sonnenstrahlen im taufrischen Gras, so summt und brummt es in der reinen Morgenluft, so sind die Immlein schon da, die köstliche Himmelsgabe, den Blütennektar, emsig in unermüdlichem Hin- und Herfliegen heimzutragen in die vielhundert Kämmerlein aus selbstbereitetem Wachs. — Und wieviele Heilkräfte, die teilweise unsere Urväter schon kannten und schätzten, sind nicht in den Blumen enthalten! Denken wir nur an einige! So sind z. B. Schlehenblüten von äußerst blutreinigender Wirkung. Lavendelblüten beheben Koliken, auch ist bekannt, daß sie äußerlich zu Umschlägen auch Anwendung finden, die Kamille besonders lindert Krämpfe verschiedener Art, Flieder- und Lindenblüten gelten als schweiß-, Granatapfelblüten als wurmtreibend, die weiße Taubnessel wird bei Ruhr angewandt, Primelblüten ergeben den heilkräftigen Brusttee, Tee von Schafgarbenblüten beruhigt das Blut, die blauen Veilchenblüten ergeben gute Hustenmittel, man denke an Veilchenpastillen und Veilchensirup, bei Rachen- und Luftröhrenentzündung finden Malvenblüten Verwendung, der weiße Honigklee hat zerteilende Wirkung, usw. usw. Hiernach ist die Heilwirkung des Honigs, der das Edelste aus den Blüten, süßduftender Nektar ist, leicht begreiflich. Dazu kommen dann noch die Ameisensäure und der große Zuckergehalt, die im Honig enthalten sind, der würzige Duft des Wachses, der sich ihm beimengt und seine leichte Bekömmlichkeit, denn der Honig wird vom menschlichen Körper, da die Immen ihn schon vorverdauten, gar nicht erst der Verdauung unterworfen, sondern kann sogleich ins Blut übergehen und dort seine Wirkung beginnen. Hieraus erklärt sich auch seine große Nährkraft.

Honig, echt deutsch, rein, gesund,
verbürgt vom Deutschen Imkerbund, —
o kauf ihn noch zu dieser Stund'!

Die Institute für Vererbungswissenschaft bemühen sich, statt zahlreicher Rassen nur wenige, aber um so hervorragendere und wirtschaftlich wertvollere Pflanzen- und Tiertypen zu züchten. In dieser Beziehung haben die Amerikaner viel erreicht, die die Vererbungswissenschaft als eine außerordentlich praktische Angelegenheit betreiben und nicht nur rein wissenschaftliche Institute unterhalten, sondern vor allem ihre sogen. „Departments of Genetics" als Unterabteilungen den Colleges of Agriculture eingegliedert haben. Institute für Erbkunde bestehen in den Vereinigten Staaten an fast allen landwirtschaftlichen Hochschulen; es gibt in U. S. A. etwa 30 solcher Lehranstalten, während in Deutschland bisher nur ein einziges Institut, das in Dahlem, an eine Landwirtschaftliche Hochschule angeschlossen ist. Die Amerikaner haben also die praktische Seite der Erbforschung voll erfaßt; es ist bezeichnend, daß einer der ersten Direktoren der großen Schlachthäuser von Armour und Swift in Chicago selbst Erbforscher ist, und daß auch im amerikanischen Landwirtschaftsministerium eine Abteilung für genetische Forschung besteht, während in den deutschen Landwirtschaftsministerien keine derartige Stelle vorhanden ist. Auch die Russen haben auf dem Gebiete der angewandten Naturwissenschaften viel geleistet, wie das große Institut von Vavilоff in Leningrad beweist. Wie unsere Landwirte durch ihre Studienreisen in Amerika neue Anregungen erhielten, so werden auf dem kommenden Kongreß für Vererbungswissenschaften zahlreiche Amerikaner über ihre Erfahrungen auf dem Gebiet der praktischen Genetik vieles berichten, was für unsere Wirtschaft von Nutzen sein kann.

Der Glaswaldsee

Von J. Kalisch

Orte, die den Schein des Geheimnisvollen bergen, üben stets eine gewisse Anziehungskraft auf die Menschen aus. Von Wohnstätten der Bevölkerung entfernt, liegt im Herzen des Schwarzwaldes ein Bergsee, der Glaswaldsee genannt. Verschiedene Wege führen dorthin. Wir nehmen den Aufstieg von Peterstal aus. An sonnigen Wiesen vorüber, führt uns der Weg allmählich höher. Ein liebliches Bild bietet der Anblick des Stahlbades Peterstal, das ganz im Talkessel eingeschlossen, sich vor uns lagert. Auch Griesbach bietet sich unseren Blicken dar. Dunkle Tannenwälder nehmen uns auf. Ruhe und Frieden ringsum. Der Wald lichtet sich. Höhen und Täler breiten sich vor unserem Auge aus. Kegelförmige Gebirge mit Tannen bewachsen, Einschnitte in trauliche Täler, in denen das hellere Grün der Wiesen dem Auge eine Abwechslung bietet, liegen vor uns. Schmetterlinge tummeln sich über dem saftigen Gras, fliegen auf und ab, lassen sich auf einer Blume nieder, sie leise küssend, um dann wieder der Sonne entgegen zu fliegen. Schwarzwaldhäuser mit ihren tief herabhängenden Strohdächern liegen zerstreut umher. Nirgends eine Menschenseele, nur das Anschlagen eines Hundes als Wächter, gemahnt an Wohnstätten von Menschen. Doch auch hier hat die Neuzeit das Althergebrachte verdrängt und zwischen dem Grün der dunklen Tannen leuchtet zuweilen ein helles Ziegeldach durch.

Immer steigend führt unser Weg vorwärts. Dichter wird der Wald. Die Tierwelt nimmt immer mehr ab. Bis fast zum Himmel aufragende Bäume stehen kerzengerade im Forste. Wurzeln, vom Erdreich entblößt, deren weitverzweigte Wurzeläste die Formen von Drachen oder Schlangen aufweisen, liegen am Waldesrand. Bemooste Steinblöcke lagern sich im Walde. Wie ein grüner samtener Teppich breitet sich das Moos aus, nirgends von Menschentritten zerstört. Üppig gedeiht am Waldesrand das zarte Frauenhaar, Farnkräuter schießen auf. Heidelbeersträucher bedecken den Boden und das bescheidene Kleeblatt wuchert dort im Überfluß. Die Vogelwelt scheint ausgestorben. Hie und da krabbelt ein Käfer oder eine Schnecke geht gemächlich ihren Weg. Fleißige Ameisen eilen ihre Lasten tragend hurtig dahin. In der Ferne hört man das Dröhnen der Axt. Krachend fallen die Baumstämme. Riesenstämme liegen umher. Sie wandern durch Fuhrwerke hinab ins Tal, um den Menschen zu nützen. Vielleicht dienen sie als Mastbäume für die Schiffe des Meeres, vielleicht dienen sie zu Telegraphenstangen, vielleicht auch liefern sie das Holz zur Wiege oder zum Sarg.

Wildromantisch stauen sich Steinblöcke auf Steinblöcke dem Abgrund zu. Sachte höhersteigend, erreichen wir den überskopf bis zur Höhe von 943 Meter. Nachdem wir den Höhenweg Basel-Pforzheim gekreuzt haben, gelangen wir in eine See-Ebene, die teils durch Moorboden führt. Abwärts führt nun unser Weg. Baumstämme und immer wieder Baumstämme von der fleißigen Hand des Holzfällers geschlagen, lagern sich zu beiden Seiten des Weges. Der Wind fegt durch die Baumkronen. Durch die Bäume schimmert Wasser. Wir haben nach zweiundeinhalbstündiger Wanderung den Glaswaldsee erreicht. Ringsum von Felsen eingeschlossen ruht der See. Mächtige, kerzengrade Tannen erheben sich auf dem Felsengrund und spiegeln sich im Wasser wieder. Tiefschwarzes Wasser, unergründlich der See. Durch die Kronen der Bäume geht ein leises Rauschen und Flüstern. Altehrwürdige Tannen, wie lange möget ihr da wurzeln? Ein Sonnenstrahl huscht über das Wasser und heller scheint der Seespiegel. Weder Menschen- noch Tierlaut unterbricht die Stille. Libellen tummeln sich über dem See und jagen sich auf- und abschwebend im Sonnenschein. Sanfter Wind erhebt sich und kräuselt die Wellen. Was Wunder, daß die Phantasie des Volkes Spukgestalten an solch einsamen Orten aufleben läßt.

Der Glaswaldsee hat eine Tiefe von ungefähr 80 Meter. Lebende Wesen können durch die Beschaffenheit des Wassers nicht darin leben. Ursprünglich diente der See zur Flößung des Holzes. Als die Wege noch unwirtbar waren, beförderte man mittels Stauung des Wassers das Holz vom Glaswald durch den Seebach ins Wolfachtal, um es von da dem Weltmarkt zuzuführen.

An schönen Sommertagen wandern Kurgäste des Schwarzwaldes von nah und fern nach den Ufern des Glaswaldsees, um die eigenartigen Naturschönheiten zu genießen.

Schach-Ecke

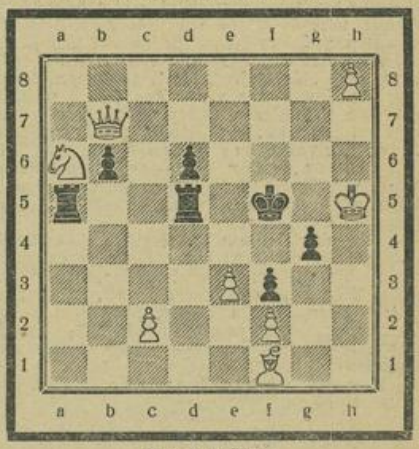
Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Wie löse ich einen Dreizüger?

(5 Fortsetzung und Schluß)

Wie ich schon in der letzten Fortsetzung betonte, fallen in das weite Gebiet der Kombinationsaufgaben verschiedene, allen Lesern schon bekannte Schachmotive (Ablenkung, Schachprovokation, Bauernumwandlung, römische Hinlenkung u. a. m.). In dieser Artikelserie will ich wahllos einzelne solcher Gruppen herausgreifen. Erschöpfend zu sein, ist in diesem Rahmen unmöglich. Die letzte gebrachte Aufgabe gehörte in das Gebiet der Ablenkungen. Heute wollen wir eine Aufgabe behandeln, die die Schachgefahr, verbunden mit einem anderen Motive, der Fesselung, zeigt.

Aufgabe Nr. 112.
W. Roscher, Dresden.
Arbeiter-Schach-Zeitung Juli 1924. Nr. 1055.



Matt in 3 Zügen.

Stellung: Weiß: Kh5; Dd7; Lf1, h8; Sa6; Bc2, e3, f2. Schwarz: Kf5; Ta5, Td5; Bb6, d6, f6, g4. (8:7).

Schon beim ersten Betrachten der Stellung sehen wir, daß Weiß in einer verflixten Zwickmühle steckt. Der schwarze König droht mit einem kräftigen „Schach" abzuziehen und dem schwarzen Turm stände dann der Weg zu weiteren Schachgeboten offen. Man braucht kein Kenner zu sein, um zu sehen, daß dies auf jeden Fall vermieden werden muß. Was ist zu tun? Das einfachste ist natürlich, man zieht den weißen König aus der Gefahr. Also 1. Kh6! Damit ist aber absolut nichts für die Forderung getan, die da lautet: „Matt in 3 Zügen!" Jetzt zieht nämlich Schwarz Kf5—e6 und es gibt keine Fortsetzung. Jetzt haben auch die Türme wieder recht viel Bewegungsfreiheit. Also leuchtet es wohl ein, daß mit Königzügen nichts geschaffen werden kann, denn auf 1. Kh4 würde dasselbe folgen.

Wie ist aber diese Gefahr zu parieren? Jetzt gibt es nur noch einen Weg: die Türme müssen unschädlich gemacht werden. In dieser Aufgabe ist das nur auf eine Art möglich, durch Fesselung, oder richtiger: durch Fesselung auf Vorschuß. Der Schlüsselzug ist 1. Lf1—c4. Geht jetzt der schwarze König nach e6 mit „Schach", so besteht keine Gefahr mehr, denn der weiße König rückt ab, und zwar nach g6. Das Matt im nächsten Zuge ist undenkbar (Dd7-matt), denn der Td5 ist jetzt gefesselt. Folgt das Abzugsschach durch Kf5—e4, so schlägt Weiß im zweiten Zuge den Bg4. Wieder ist der Turm d5 gefesselt und es kann 3. Ld3 matt folgen.

Wie schon angedeutet, spricht man hier von Fesselung auf Vorschuß. Die genaue Definition des dieser Aufgabe zugrunde liegenden Gedankens würde lauten: Eine doppelte Schachgefahr wird durch Doppelfesselung pariert. — Die Aufgabe stellt diese Gedanken sehr schön dar; wenn die Lösung nicht dabeistände, würde sie wohl auch für manchen eine harte Nuß bedeuten.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Abt. 1 (Innenstadt): Montag, Hotel „König von England". Battonnstr. 68.
Abt. 2 (Niederwald): Donnerstag bei Blank.
Abt. 3 (Bockenheim): Mittwoch, „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Abt. 4 (Bahnhofsviertel): Donnerstag, „Regenbogen", Gutleutstraße.
Abt. 5 (Nordend): Freitag bei Walter, Weberstraße 84.
Abt. 6 (Rödelheim): Dienstag bei Geyer, Eschborner Landstraße.
Abt. 7 (Bornheim): Mittwoch bei Pauly, Germaniastraße 49.
Abt. 8 (Niederrad): Samstag, Sportplatz der Freien Turner, Hahnstraße.
Abt. 9 (Sachsenhausen): Dienstag bei Adrian, Affentorplatz.
Abt. 10 (Gallusviertel): Mittwoch bei Israel, Franken-Allee 234.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren

Im deutschen Urwald

Eine Fahrt durch den Märkischen Dschungel

Von **Armin T. Wegner**

Der Kanal

Mit hinreißendem Schwung, wie von der Hand eines übermächtigen Meisters gezogen, schließt der Waldrand die Bucht ab; der See ist zu Ende. Aber verborgen unter dem Laubdach, nur den heimischen Fischern bekannt, zweigt ein schmaler Kanal ab, wie ein dünner Schlauch. Im Wasser watend, schleppen wir das Boot durch die Sandmassen der Furt, dann nimmt die kühle Gruft des Waldes uns auf. Das Wasser ist schwarz wie Erde, und niemals dringt ein Sonnenstrahl bis in seine Tiefe, in der alles Leben erstirbt. Man sagt, daß dies ein toter Arm des alten Polzowkanals ist, den Friedrich der Große graben ließ, um das Holz der Wälder am Stechlin nutzbar zu machen.

Mit Stangen stoßen wir das Boot durch die seichte Flut, die zu schmal ist zum Rudern. Alle Augenblicke müssen wir aussteigen, bis über die Knöchel im Schlamm versinkend. Aber hoch über uns falten die Buchen ihre vollen Laubhände, durchsichtig wie grüner Kristall; dort glitzert die Sonne. Ist nicht ein Zauber über uns gekommen? Schon haben wir unsere Namen gewechselt: Ginevra und Lanzelot. Oder gleicht die braungebrannte Gefährtin, den breiten Strohhut auf dem Kopf, während sie mit der Ruderstange das Boot vorwärts stößt, nicht einem malaischen Fischerknaben? Wir fühlen, wie durch das Netz der Blätter die Schwüle herabsickert bis auf unsere Schultern.

Schweigend trinkt der dunkle Spiegel des Wassers den seidenen Baldachin der Bäume und die traumhafte Maske unserer Gesichter.

Im Dschungel

Im Wasser faulende Baumstämme versperren uns den Weg. Hier ist die Axt des Holzfällers seit Jahrzehnten nicht hingekommen, hier sät sich der Same der Bäume von selber aus, die Keime sprießen und die Greise geben mit ihren sterbenden Leibern ihre Kraft dem kommenden Geschlecht. Wer weiß, daß es im Herzen Deutschlands noch Urwald gibt?

Jetzt öffnet sich über dem Wasser eine Lichtung. Ein gelbes Feld blühender Mummeln umschließt die Mündung. Man nennt diese Stelle den „kleinen See"; aber in Wahrheit ist es kein See, sondern nur eine Zahl schwimmender Wiesen. Hier wuchert tausendfältig ein üppiges fettes Gras, rauschende Wälder von mannshohem Schilf kränzen die Wiesen und lassen nur in der Mitte eine schmale Wasserstraße frei. Jeder Stoß unserer Ruderstange scheucht einen Sprudel von Sumpfgasen auf, die perlend an der Oberfläche zerplatzen. Die heiße Sonne brütet über dem Wasser, über dem eine Wolke von Insekten tanzt.

Hier ist das Paradies der Tiere und Pflanzen. Wasserkäfer huschen über die Flut wie zierliche schmale Kanus der Wilden, deren Ausleger die breiten Schaufeln der Füße bilden. Bienen, Käfer, Falter, Mücken, Fliegen umschwirren uns. Sumpfspriemeln, Kalmus und Schlangenkraut schlingen sich durcheinander und die breiten Kolben der Binsen schwanken leise. Hier wächst wild die Kalla, die man sonst nur in Töpfen oder in Wintergärten züchtet, eine kleine Abart ihrer üppigen Schwestern in den Tropen auf den Inseln der Südsee. In zarter Keuschheit hebt sich ihr großer und blendend weißer Trompetenkelch mit dem gelben Stempel über die Flut. Und herrscht nicht auch hier die Wildnis der Südsee? Ist nicht auch dies ein indischer Dschungel?

Das Traumboot im Märchensee

Wir hatten uns in dem unter Wasser verborgenen Gestrüpp des nächsten Kanals so festgefahren, daß wir eine Stunde brauchten, um wieder flott zu werden. Erschöpft von dem Kampf mit Schlamm und Pflanzen lassen wir einen Augenblick die Arme sinken; dann treibt unser Boot lautlos auf die stille Fläche des Gerlinsees.

Dieser See, von Bäumen umschlossen, ist ein vollkommener Kreis. Eine Schale von Wald, gefüllt mit Himmel. Gerlin, Merlin: ist es ein Zufall, daß der Name des Sees so sehr an die alte Gestalt des deutschen Märchens erinnert? Ketten blühender Wasserrosen umgürten den See, eine grüne Algenmatte breitet sich über den Spiegel. Wir senken den Blick unter die Fläche des Wassers, ein Wald von Schachtelhalmen steigt unter uns aus der schwarzen Tiefe heraus. Zierlich wie bei einem Armleuchter sind die stielartigen Blätter um den Stengel gestellt. Unterseeische Wiesen breiten sich auf dem Grunde aus, sie würden jeden, der hier zu schwimmen wagte, unrettbar mit ihren geschmeidigen Armen in die Tiefe ziehen. Fast durchsichtig gleiten die kleinen Fische zwischen ihren Halmen. Immer tiefer senkt unser Blick sich in das geheimnisvolle Dunkel. Die Worte auf unseren Lippen sind verstummt vor dem weiten Schweigen um uns; es ist, als sänge die Stille in einem tiefen dunklen Ton. Am Ufer heben Farnkräuter ihre breiten Blätter aus dem Moos wie große grünbefiederte Flügel; ja es scheint, als wären auch die Eichen und Buchen am Rande nur riesenhafte Vögel, die mit ihren Zweigen wie zusammengefalteten Flügeln und eingezogenem Kopf schlafend rings um den See kauern; als könnte jeden Augenblick der geflügelte Wald aus seinem verzauberten Schlafe erwachen, um sich über uns von der Erde in den Himmel zu heben.

Schillernd begleitet uns ein Schwarm von Libellen. Hellblau und grün glänzen ihre schlanken Leiber, die sie zuweilen zu einer zierlichen Schlinge biegen. Dazwischen surren die finsteren Kriegsäroplane der schwarzen Totenkopflibellen. Eine große grüngoldene setzt sich auf den Rand des Bootes, ihr Vorderleib gleicht einem winzigen Frosch und ihr Kopf trägt eine glänzende Krone. Hat der Froschkönig Flügel bekommen? Ein ganzes Geschwader von Libellen, einzeln oder paarweise aneinandergereiht, setzt sich auf unseren Bootsrand, auf die Ruderstangen, das Steuer, die Kleider, ihre kristallklaren Schwingen zittern, und von ihren hundertfachen Flügeln gezogen treibt unser Traumboot geisterhaft über den verwunschenen See.

Ein Baum neigt sich im Winde

Plötzlich reißt eine Flut von Sonnenlicht uns auf die helle Fläche des Nemitzsees. Rings von Wäldern umgeben, ist er langgestreckt bei geringer Breite und hat wie Italien die Form eines Stiefels. Wir kreuzen den See und landen auf der Spitze der Halbinsel, dem Ziel unserer Fahrt. Drei, vier gewaltige Kiefern heben wie uralte Opferbäume ihre rotbraunen besonnten Stämme hoch in das Licht, mit knorrig gewundenen Kronen gleich dem Haupt der Medusa. Eine neigt sich wie eine Riesenschlange dicht auf das Wasser und stützt ihren verstümmelten Ast in den See, eine andere am Ufer steht schmal und schlank wie ein Reiher.

Wir bringen Zelt, Tisch und Decken ans Ufer. Ich gehe über das weiche federnde Moos und lege mich unter einer jungen Buche nieder. Aus dem Grase schauen Erdbeeren überrascht zu mir auf. An dem Stamm des Baumes entlang sehe ich hinauf in die Blätter, zwischen den Blättern in den Himmel und sehe, wie die Blätter ein leiser Windhauch bewegt.

„Ginevra!"

„Lanzelot!"

„Wo bist du?"

„Im Wasser."

Ich höre sie plätschern, prusten und Wellen schlagen; sie kann nicht genug haben. Endlich wird es stille und ich höre, wie sie sich am Ufer ein Lager zurechtmacht.

„Ginevra, was tust du?"

„Ich trinke Sonne!"

Die Sonne streichelt unsere Glieder und küßt das nackte Fleisch Adams. Ich bin zu lässig, um aufzustehen und sehe wieder an dem Stamm des Baumes empor in den Himmel. Der Baum ist in einer vollendeten Regelmäßigkeit gewachsen, nur daß seine Zweige durch den Schatten der Nachbarbäume gezwungen, sich etwas zur Fläche geordnet haben; so gleichen sie den fünf Fingern einer Hand. Nun beginnt ihn ein sanfter Windstoß zu beugen, und er neigt sich in einem einzigen leichten Bogen von der Spitze bis zu den Füßen. Diese Bewegung ist abgeschlossen, rund und vollkommen. Es ist, als neigte sich in erhabener Einfalt die Hand Buddhas, die aus der Erde gewachsen ist. Alles Sehnen, aller Ehrgeiz und aller Eifer sind aufgehoben, und ich wünsche nichts mehr, als in diesen sich

leise im Winde bewegenden Baum zu schauen. Diese Bewegung ist die Vollendung, sie ist der vollkommene Friede und das vollkommene Glück.

Das Zelt

Es ist Nacht. Ginevra liegt im Zelt auf ihrem Feldbett und liest im Dostojewski unter der kleinen Lampe, die von der Decke hängt. Zwischen den Bäumen leuchtet die erhellte Leinwand des Zeltes wie eine japanische Papierlaterne. Ich sitze am Feuerloch, aus dem die Flamme hochschlägt um den kupfernen Kessel. Einst in Polen, an einem Wintermorgen, nahm ich ihn vom Gürtel eines gefallenen Russen. Wo ruhst du, armer Toter, an den Ufern Bschura, während wir noch den köstlichen Himmel der Erde atmen. Die Flamme schlägt mit goldenem Finger empor und beleuchtet gespenstisch meine am Feuer hockende Gestalt und das Gesicht Ginevras, die noch einmal herausgekommen ist. Sind wir nicht alle einst Nomaden gewesen? Vielleicht, daß aus jener Zeit eine Erinnerung uns im Blute blieb.

Ich trete noch einmal an das Ufer. Schwer und still liegt das Wasser, in dem der Widerschein der Sterne schwimmt wie kleine weiße Blüten.

Wir löschen das Licht aus und legen uns hinter der offenen Zelttür schlafen. Über uns fühlen wir, wie der Wind leise die Zeltwand bewegt und die dunkle Brandung der Bäume. Klagend und unheimlich tönt der Schrei des Käuzchens durch den nächtlichen Wald, daß wir uns fester im Schlaf aneinanderdrängen. Weit, weit, wie aus einer anderen Welt tönt einmal das Rauschen der Eisenbahn zwei Stunden weit über das totenstille Land.

Gegen Morgen wache ich fröstelnd auf und höre das leise Singen von Regentropfen über mir an der Leinwand. Wie gut kenne ich diese Musik. Durch die Zelttür fällt der erste Schein eines trübe erwachenden Tages. Einen Augenblick denke ich noch im Halbschlaf mißgelaunt an unseren kühlen nordischen Sommer, seine vielen Regentage, an die triefende Heimkehr im Boot mit nassen Kleidern. Aber noch liegen wir geborgen unter der schützenden Leinwand. Ich hülle mich wärmer in die Decke und fühle beglückt, ich bin nicht allein in der weiten Stille dieses grauen Morgens. Neben mir höre ich den Schlag eines anderen Herzens, und ich weiß, dieses Herz gehört mir.

Der große Bruder der Erde

Jupiter am Abendhimmel

Von **Moritz Loeb**

Bald, nachdem die Sonne untergegangen ist, steigt an diesen wunderbar klaren Spätsommerabenden genau im Osten mit blendendem Glanz ein leuchtendes Gestirn empor. Es ist der Planet Jupiter, nach der Sonne der größte Körper unseres Sonnensystems, gewissermaßen der große Bruder der Erde. Der glückliche Zufall, der uns in diesen Wochen ständig einen fast wolkenlosen Himmel beschert, während der gewaltige Wandelstern kurz vor der Erreichung seiner größten Helligkeit steht, läßt Jupiter noch auffälliger als in anderen Jahren hervortreten, so daß er gegenwärtig auch die Aufmerksamkeit derjenigen auf sich zieht, die den Blick nur bei besonderen himmlischen Schauspielen auf das Firmament richten. Aber auch noch aus einem anderen Grunde verdient der große Planet gegenwärtig besondere Beachtung. Überschreitet er doch nach einer Dauer von sechs Jahren zum erstenmal wieder den Himmelsäquator, um auf die nördliche Hemisphäre überzutreten, auf der er nun gleichfalls sechs Jahre verbleiben wird. Seit dem Beginn dieses Jahrzehnts war Jupiter mehr und mehr nach Süden gewandert, um im Jahre 1924 seinen tiefsten Stand am Firmament zu erreichen. Damals, vor drei Jahren, befand er sich im südlichsten Teil des Tierkreises, im Sternbild des Schützen, und damit hing es zusammen, daß der große Planet seine Bahn am Nachthimmel während der Sommermonate zog, wenn die Dauer der Dunkelheit nur kurz ist, wenn erst zu später Abendstunde die Gestirne hervortreten, um ein paar Stunden nach Mitternacht in der beginnenden Morgendämmerung schon wieder zu verschwinden.

Nun hat aber Jupiter in seinem fast zwölf Jahre dauernden Umlauf um die Sonne den Himmelsäquator wieder erreicht, und er steht in diesen Wochen in unmittelbarer Nähe des sogenannten Frühlingspunktes, des Schnittpunktes des Aquators mit der Ekliptik. An diesem Punkt befindet sich die Sonne am 21. März; es ist gewissermaßen der Zentralpunkt am Firmament, von dem aus Breiten- und Längengrade berechnet werden. Und wenn man will, so könnte man sagen, daß zurzeit dieser astronomische Kardinalpunkt durch den Jupiter hell erleuchtet ist. Da, wie schon erwähnt, ein Jupiterumlauf um das Zentralgestirn fast zwölf Erdenjahre, genau 11 Jahre, 10½ Monate dauert, so folgt daraus, daß der Planet in jedem Tierkreisbild rund ein volles Jahr verweilt. Während der nächsten drei Jahre wird er immer weiter nordwärts im Tierkreis wandern, und um die Wende des Jahres 1930/31 wird er in den Zwillingen den nördlichsten Punkt seiner Bahn erreichen, also ganz hoch am Himmel stehen.

Nicht selten kommt es vor, daß Laien Jupiter wegen seiner auffallenden Helligkeit mit Venus, dem Morgen- und Abendstern, verwechseln. Aber bei der Betrachtung auch im kleinsten Fernrohr zeigt er ein von der Gestalt der Venus völlig verschiedenes Aussehen. Während der Abendstern sich schon bei geringer optischer Vergrößerung als Sichel zu erkennen gibt, die in ihrer Gestalt auffällig der zunehmenden Mondsichel gleicht, enthüllt sich Jupiter als stets vollbeleuchtete Scheibe, ja sogar noch weit mehr als der Vollmond, als eine unverkennbare Kugel. Denn Jupiter gehört, wie auch schon Mars, zu den sogenannten äußeren Planeten, deren Bahn außerhalb der Erdbahn liegt, wogegen die Bahnen von Merkur und Venus, die der Sonne näher sind als die Erde, innerhalb der Erdbahn liegen. Daher kommt es, daß die Jupiteroberfläche stets von der Sonne voll beleuchtet ist; nie kann dieser Planet im Raum zwischen Sonne und Erde stehen, wie es mit Venus der Fall ist, die uns daher fast immer einen Teil ihrer

---

Ehrmanniana

Von **Julius Jacob Strauss**

Der Orden der verrückten Hofräte, dessen „Archiv" in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird, ist am 13. Juni 1809 von J. C. Ehrmann, zusammen mit dem Rektor F. C. Mathiae (1763—1822), der den Wortlaut der „Ernennungsurkunde" verfaßt hat und der auch mit Nr. 1 dieser „Auszeichnung" beglückt worden ist, „gegründet" worden.

Die Zeit war derartigen Unternehmungen längst günstig. Die geheimen Gesellschaften schossen wie Pilze aus der Erde. Aus dem Jahre 1778 liegen — nach den „Blättern für literarische Unterhaltung" von 1852 — einige Briefe vor, nach denen auch Ehrmann sich der Sentimentalität des Tages ergeben hatte. Er hatte mit Knigge (1751—1796), der damals in Hanau lebte, persönliche Bekanntschaft angeknüpft und war Mitglied in dessen „Orden für vollkommene Freunde" geworden. Ehrmann trug sich daneben mit der Idee, selbst einen Orden zu stiften, den er das „Thal" nannte. Eine Art Imitation des Knigge'schen Ordens, sollte dieser auf das engste Freundschaftsbündnis basiert sein, dessen Hilfsmittel in einer Art philanthropischer Philosophie zu suchen waren. Zu dieser Verbindung lud er nah und fern Freunde und Bekannte ein. Sei es nun, daß er den Eingeladenen seinen Plan nicht in klares Licht zu setzen wußte, oder daß seine Intentation überhaupt keinen Anklang fand, genug, der „Orden des Thales" blieb eine Idee. Indessen das Ordenswesen war sein liebes Steckenpferd. Gelang die Ausführung des Planes nicht auf ernstere Weise, so sollte er doch wenigstens auf scherzhafte Art verwirklicht werden. Ehrmann warb 1809 in seinem neuen Unternehmen nicht mehr um Mitglieder. Diese wurden von ihm nunmehr nach eigenem Ermessen und Gutdünken „ernannt". In elf Jahren wurden etwa hundert Diplome versandt. Sie beginnen bezeichnenderweise mit Nummer 913, sind gewöhnlich vom 1. April datiert, Timander — griechisch für Ehrmann — unterzeichnet und enthalten eine kurze, mehr oder minder schalkhafte, heute oft nicht mehr ausdeutbare Begründung. Unter den der Auszeichnung für würdig Erachteten befinden sich: Arndt, Boisserée, Buttmann, v. Drais, Grotefend, Iffland, Jung-Stilling, Richter (Jean Paul), Schlosser, Soemmering, Stein, Jügel. Auch Goethe erhielt ein im „Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts" 1914/15 abgebildetes Diplom Fol. 60 Nr. 971, nachdem Ehrmann erfahren hatte, daß der Dichter ein solches gern besäße. „Goethe sagte mir bei seinem Aufenthalt in Hanau vom 20. bis 24. Oktober 1814" — erzählt von Leonhard 1854 — „es wäre keineswegs Vorgefühl allein, er habe ziemlich sichere Anzeichen, in Weimar ein Diplom des „Ordens der verrückten Hofräthe" vorzufinden; so hoch hätten sich seine bescheidenen Wünsche nicht verstiegen, indessen müsse man es über sich ergehen lassen. Mein Gönner war voller Erwartung, sehr gespannt, welcher Grund zu der „ehrenhaften Auszeichnung" gedient habe." Goethe mußte sich noch eine Weile gedulden, denn Boisserée berichtet am 3. August 1815 aus Wiesbaden: „G[oethe] will als verrückter Hofrath [in deren Gesellschaft] aufgenommen werden. Er meint, der Spaß wäre allerliebst . . . Aber man müßte ihm ein gutes ob ins Diplom geben, ob varietatem e scientiarum?" Diesmal ließ die Erfüllung des Wunsches nicht mehr lange auf sich warten. Mit seinem „Wissen und Willen" — wie Ehrmann im Begleitschreiben vom 14. August 1815 bemerkt — wurde ihm das Diplom zugestellt und zwar ob Orientalismum Occidentalem. Marianne von Willemer ward „ob Crepidam orientalem" der Ehre für würdig erachtet. Anton Kirchners Diplom war das dreißigste und enthält die heute nicht mehr verständliche Begründung „ob octo vigintiratum & ob Etymologiam vocalae R. Korunka". Die Ernennung des G. H. Hofrat Dr. Dambmann in Darmstadt erfolgte „ob Magistrum drum". Der also Beglückte wußte die Begründung nicht zu deuten. Auf Anfrage vom 25. Februar 1817 erhielt er die Erklärung, daß ein von ihm verfaßtes Gedicht „Zur Geburtstagsfeier des sehr ehrwürdigen Meisters vom Stuhl" folgende Verse enthalte:

. . . Rufet, Bruder: Heil und Segen
unserm theuren Meister drum . . .

In den Sitzungen dieses drolligen Vereins gab Ehrmann die wunderlichsten Späße zum besten und unterhielt seine Vertrauten durch seinen derbkomischen Humor. Bis zum Jahre 1820 waren etwa hundert Diplome ausgegeben und es sollte bald zum zweiten Hundert geschritten werden. Allein die beiden alten Leute, Ehr-

Nachtseite darbietet. Aber auch in rein physikalischer Hinsicht unterscheidet sich der große Planet sehr stark sowohl von Venus wie von Mars. Dieser befindet sich in einem Entwicklungszustand, den die Erde erst in fernen Zeiten erreichen wird; er ist ein alternder Planet mit nur noch wenig Wasser und einer sehr dünnen, infolge des Wassermangels meist völlig klaren Atmosphäre. Venus dagegen ist jünger als die Erde; ihre Oberfläche hat noch keines Menschen Auge erschaut, denn sie ist völlig von Wolken verhüllt, die das auftreffende Sonnenlicht ungemein stark reflektieren; daher ihre große Helligkeit. In diesem Zustand mag sich unsere Erde vor einer Milliarde Jahren befunden haben.

Noch weit jünger aber als Venus ist Jupiter, wenigstens in Bezug auf den gegenwärtigen Entwicklungszustand des Planetenriesen. Das zeigt nicht nur die außerordentlich rasche Rotation; denn Jupiter dreht sich in neun Stunden 55 Minuten um seine Achse, so daß es demnächst, wenn die Nächte noch etwas länger werden, möglich ist, während einer einzigen Nacht die Jupiterkugel ringsum im Fernrohr zu beobachten. Die relative Jugend des gewaltigen Gestirns geht aber auch aus den Erscheinungen auf seiner Oberfläche unzweideutig hervor. Bei genügender Vergrößerung, schon im Fernrohr des Straßenastronomen, der für einige Groschen den abendlichen Spaziergänger einen Blick in die Geheimnisse ferner Welten tun läßt, sieht man deutlich, wie sich zahlreiche dunkle Streifen parallel zum Aquator des Planeten über seine Oberfläche hinziehen. Streifen, die zweifellos Wolkengebilde sind, und deren Veränderlichkeit sich bei exakter Beobachtung schon innerhalb weniger Stunden erkennen läßt. Man hat sogar festgestellt, daß die Rotationsgeschwindigkeit dieser Wolkenstreifen in der Richtung nach den Polen geringer ist als in der Nähe des Aquators, eine Erscheinung, die darauf hindeutet, daß es sich bei den Wolkenstreifen auf dem Jupiter nicht um dünne Gebilde wie auf der Erde handelt, sondern daß der ganze äußere Teil des Planeten sich mehr oder weniger noch in gasförmigem Zustand befindet, obgleich manche Gebilde, zum Beispiel der berühmte „rote Fleck", der länger als dreißig Jahre hindurch unter mancherlei Veränderungen sichtbar blieb, größere Stetigkeit aufweisen. Charakteristisch ist außerdem die sehr starke Abplattung des Planeten an den Polen, die auch der Laie sofort erkennt, wenn er Jupiter im Fernrohr sieht. Sie ist so groß, daß der Aquatorialdurchmesser Jupiters seinen Poldurchmesser um nicht weniger als ein Sechzehntel übertrifft, und sie ist nur eine Folge der besonders raschen Achsendrehung, könnte freilich nicht so erheblich sein, wenn der Planet ein ebenso starrer Körper wie die Erde wäre. Seine Dichtigkeit beträgt denn auch nur etwa ein Viertel der Dichtigkeit der Erde und ist nicht viel größer als die des Wassers. Da der Jupiterdurchmesser den Erddurchmesser um etwa das Elffache übertrifft, so muß sein Volumen das der Erde rund dreizehnhundertmal übersteigen. Infolge der weitaus geringeren Dichtigkeit jedoch übersteigt die Masse des Jupiter die Erde nur um etwa das dreihundertfünfundzwanzigfache. Doch so gewaltig Jupiter auch im Vergleich mit der Erde ist, an der gigantischen Größe der Sonne gemessen ist auch er nur ein Zwerg, denn erst tausend Jupiterkugeln zusammengeballt würden die Größe des Zentralgestirns unseres Sonnensystems erreichen.

Der Abstand, der uns von dem großen Brudergestirn trennt, ist im Mittel fünfmal so groß wie die Distanz zwischen Erde und Sonne. In Zahlen ausgedrückt, schwankt seine Entfernung von der Erde zwischen 578 und 960 Millionen Kilometer. Ein Schnellzug hätte ohne Aufenthalt rund tausend Jahre zu fahren, um diese Entfernung zu überbrücken, und ihre Größe ist die Ursache, daß uns die ungeheure Kugel auch bei der größten Annäherung an die Erde nur unter dem winzigen Winkel von etwa 50 Bogensekunden erscheint. Und da demgemäß die Riesenkugel dem bloßen Auge nur als freilich heller Lichtpunkt erscheint, so ist es kein Wunder, wenn wir Jupiters vier große Monde ohne optische Hilfsmittel nicht wahrzunehmen vermögen, obgleich die beiden kleineren von ihnen an Größe etwa dem Erdmond gleichkommen, wogegen die beiden anderen sogar um etwa die Hälfte größer sind. Allerdings genügt ein guter Feldstecher, um diese vier Monde in der Aquatorebene des Planeten als winzige Lichtpünktchen zu erkennen, und ihre Beobachtung ist deshalb besonders dankbar, weil sie ununterbrochen ihre Stellung wechseln, vor oder hinter dem Planeten vorübergehen. Die Umlaufzeit dieser vier Monde schwankt zwischen 42 Stunden und 16¾ Tagen. Schon Galilei erblickte sie, als er im Jahre 1610 sein erstes, kurz zuvor in Holland erfundenes Fernrohr auf den Planeten richtete; alsbald schloß er aus ihrer Bewegung auf die Trabanteneigenschaft der beiden Körper und fand so eine glänzende Bestätigung der kurz zuvor verkündeten Lehre des Kopernikus. Von der Inquisition verfolgt, mit Folter und Tod bedroht, mußte der große Italiener die von ihm erkannte Wahrheit zwar öffentlich abschwören, aber seine wissenschaftliche Erkenntnis konnte dadurch nicht erschüttert werden. Erst in allerneuester Zeit, im Jahre 1892, gelang dem amerikanischen Astronomen Barnard auf der Lick-Sternwarte in Kalifornien die Entdeckung eines fünften, winzigen Jupitermondes, der dem Planeten viel näher steht als die vier anderen und der in nicht ganz zwölf Stunden das Hauptgestirn umkreist. Seither sind noch vier weitere, ganz kleine Jupitermonde aufgefunden worden, der neunte erst im Jahre 1914. Diese vier Zwergtrabanten sind sehr weit vom Hauptstern entfernt; der zuletzt entdeckte hat die außerordentlich große Umlaufzeit von etwas über zwei Jahren. Die Beobachtung dieser kleinen Trabanten ist überhaupt nur unter besonders günstigen Luftverhältnissen und mit den stärksten Instrumenten möglich; dagegen bietet die Verfolgung der vier großen Monde auch dem Liebhaberastronomen stets wechselnde Anregung; verschiebt sich doch ununterbrochen ihre Stellung zu einander; bisweilen stehen alle vier Trabanten auf einer Seite des Planeten, und fortwährend ergeben sich andere Konstellationen innerhalb dieser fernen Welt. Finsternisse sind auf dem Jupiter alltägliche Erscheinungen, und während eines Jupiterjahres kommen nicht weniger als 4400 Sonnen- und ebensoviele Mondfinsternisse vor.

---

mann und Matthiae, verirrten sich um diese Zeit in nicht wieder ausgeglichene Mißverständnisse und außerdem vertrug diese Zeit, die sich allmählich auf sich selbst besann, solche Scherze nicht mehr.

In einer in ihren Einzelheiten nicht näher bekannt gewordenen Ehrensache soll Ehrmann — als dessen Sekundant in Erwiderung eines angeblich kurz zuvor geleisteten Freundschaftsdienstes Goethe bezeichnet wird — 1772 einen französischen Offizier im Zweikampf getötet und dann die Flucht nach Basel unternommen haben, um den gesetzlichen Folgen des unglücklichen Vorfalls zu entgehen. Martin Greif (Hermann Frey [1839—1911]) hat die Duellgeschichte nach den Angaben seiner Großmutter Josephine Ehrmann-Stellwag, geborene Giselin, der Gattin von Johann Christian Ehrmanns Adoptivsohn, und unter Benutzung einiger Briefe Ehrmanns an Franz Christian Lerse (1749—1800) sowie auf Grund von Tagebuchnotizen in der Novelle „Goethe und Therese" nacherzählt.

In den auf dem Frankfurter Stadtarchiv aufbewahrten Ratssupplikationen liegt — wie Prof. Voelcker neuerdings festgestellt hat — Ehrmanns Gesuch um Erteilung des hiesigen Bürgerrechts. Ehrmann teilt am 17. Februar 1779 mit, er habe „vor ohngefähr zwey Jahren mit einem französischen Offizier ein Rencontre gehabt und seye ihm, nachdem er sich von Straßburg weggegeben, vermuthl. eine Strafe dieserhalb angesetzt worden. Er könne versichern, daß die Affaire längst erledigt und niemand mehr etwas dieserwegen gegen ihn vornehmen würde, wie denn auch der H. Meister und Rath der Stadt Straßburg ihm mit denen zur Erlangung des hiesigen Bürger Rechts nöthigen Documenten gewislich nicht an Handen gegangen seyn würde, wenn er annoch in einen Prozeß der Art verwickelt gewesen wäre ..."

Am 27. Februar 1779 übergab Ehrmann auf städtisches Ansuchen hier eine Urkunde, vermöge deren attestiert wird, daß die zwischen „ihme und Herrn von Arnwald, dem Offizier unter dem Löbl. Deutschen Regiment Anhalt Infanterie vor anderthalb Jahren (also in der zweiten Hälfte 1777) entstandene Zwistigkeiten und der darüber erregt gewordene Verzicht-Prozeß seine Endschaft erreichet, auch keine weitere gerichtliche Fürschritte deswegen gemacht werden, noch Platz finden."

Aus diesem amtlichen Leumundszeugnis geht hervor, daß die bisher bekannten Berichte über die „Affaire" ein Gemengsel von mehr Dichtung als Wahrheit enthalten. Irgend eine Einbeziehung Goethes, der nur 1770/71, im Mai 1775 und am 16. September 1779 mit dem Herzog Karl August in Straßburg gewesen ist, kann wohl kaum mehr in Frage kommen. Auch die Geschichte von der Flucht nach Basel 1772 und vieles andere läßt sich mit den späteren „Zwistigkeiten" nicht begründen. Ehrmann, der sich offenbar schon früh, bei aller Geradheit, die Maria Belli-Gontard von ihrem verehrten Hausarzt rühmt, gerne mit einem gewissen Nimbus umgab, wird vermutlich in reiferen Jahren den Vorfall von 1777 ein wenig aufgebauscht und zurückverlegt haben, so daß er schließlich in die erstere Form gebracht und so verbreitet worden ist. Der Forschung bleibt hier die Aufgabe noch vorbehalten, Dichtung und Wahrheit säuberlich zu scheiden.

Der Scherz, den Ehrmann einst mit Pfarrer Anton Kirchner als Gegenscherz getrieben und den Heyden 1861 noch für so stadtbekannt gehalten hat, daß er seine Wiedererzählung für überflüssig erachtete, ward 1872 von Marie Belli-Gontard aufgezeichnet. „Der Kanzelredner" — berichtet die Freundin — „machte dem Arzt Vorwürfe, er habe ihn nie predigen hören. Ehrmann versprach, in der Katharinenkirche zur Betstunde sich einzufinden. Beim Kommen setzte er sich der Kanzel gegenüber. Nach kurzer Zeit langweilte er sich. Er wollte davon schleichen, fand aber die Kirchtüren verschlossen. Kurze Zeit darauf wurde Ehrmann in der Nacht nach Sachsenhausen gerufen. Die Frau des Kranken empfing ihn weinend an der Hausthüre. Man habe ihren Mann besinnungslos heimgebracht, in diesem Zustande befände er sich noch. Ehrmann entdeckte sogleich, daß der Mann im höchsten Grade betrunken war. Er rieth, den Pfarrer Kirchner rufen zu lassen; er, als Arzt, könne hier nicht helfen. Der Pfarrer kam und wollte eben eine salbungsvolle tröstende Rede halten, als ihn der starke Branntweingeruch davon abhielt. Er merkte Ehrmanns Rache, grollte jedoch nicht lange."

Zum Schluß noch eine der vielen sonstigen Ehrmann-Anekdoten, die Maria Belli erzählt: „Ein junger Mann, Inhaber eines Parfümeriegeschäfts, bekannt als Schmutzfink, wollte einen Maskenball besuchen. Es lag ihm daran, nicht erkannt zu werden, er fragte Ehrmann wegen der zu wählenden Maske um Rath. Die Antwort lautete „Wasch dich!""

Tengu Jabawus Fragen

Von Elsa Maria Bud

Tengu Jabawu gehört dem Kaffernstamm an. Er ist nicht das, was man hierorts unter einem Kaffern versteht; entrüstet würde er diese Klassifizierung seiner Rasse unter die Leute, die sich nicht zu benehmen wissen, zurückweisen. Er ist ein sehr vornehmer junger Kaffer, der schreiben, rechnen, denken kann und den sein Lehrer, ein englischer Baptistenmissionar, wegen seiner Intelligenz nach der nächsten größeren Stadt Südafrikas mitnimmt. Tengu ist natürlich auch Baptist, und sein Lehrer ruft ihn Daniel nach seinem Taufnamen. Tengu hat bisher nur die kleine rohe Kapelle mit dem Kreuz auf dem Giebel als Gotteshaus gesehen, er ist neugierig auf die herrliche Kirche der Stadt, von der der Missionar oft erzählt hat. Schon von den letzten Hügeln her sieht er über der breit ins Tal geschmiegten weißen Stadt die goldenen Kreuze funkeln, und sein Kaffernsinn malt sich unfaßliche weiße Menschheit, die in Glaubensfrieden unter diesem Zeichen der ewigen Erlöseridee dient. Ihr Weg führt sie bald an einer Kirche vorbei. Die Fenster funkeln in farbigem Schmelz. Das Kreuz steht gleißend auf der Weltkugel.

„Wir wollen hineingehen, Vater," drängt Tengu ärmelzupfend.

„Das ist nicht deine Kirche, Daniel! Das ist eine deutsche Kirche, eine deutsche Lutheranerkirche. Du darfst sie nicht betreten!"

„Sind die Deutschen ein schlechtes Volk?"

Der Missionar will dieser Unumwundenheit ausweichen. Er erwidert: „Sie sind unsere Feinde gewesen. Sie sind in ihrer Kultur zurück."

„Warum, Vater?"

Der Geistliche kennt diese Fragemühle, die solange klappert, bis man sie energisch abstellt. „Sie sind zurück; wenn ich dir das sage, Daniel, ist es so!"

„Warum, Vater?"

„Warum, warum? Weißt du etwas von Parlament, von Volksvertretung? Wie soll ich dir das alles erklären? Die Kirche ist das Haus, wo man die Fragen der Seele beantwortet; das Parlament ist das Haus, worin man die Fragen der Nation und der Welt zu lösen sucht. Wenn du das Alter hast, wirst du auch deinen Vertreter wählen dürfen, weil du ja lesen und schreiben kannst. Was wirst du dann wählen? Sicher doch einen Mann deines Volkes oder einen Weißen, dem du Vertrauen schenkst, daß er richtig handeln wird in deinem Sinne. Wir Engländer haben drei Gruppen oder Parteien, die Deutschen haben nun aber zwanzig Parteien, die sich untereinander befehden und sich Vernunft und Ehre absprechen. Das beweist, wie rückschrittlich sie uns gegenüber sind."

Indessen sind sie an einem zweiten Gotteshaus vorbeigekommen und Tengu zupft wieder des Redenden Ärmel.

„Das ist die Presbyterianer-Kirche, Daniel, mit denen haben wir nichts gemeinsam."

„Wird dort nicht zu Gott gebetet, Vater?"

„Sie haben eine andere Ansicht vom rechten Gottesdienst."

Tengu schweig und trabt an seines Führers Seite. Bis wieder eine Kirche auf freiem Platze die prächtige Kuppel in den blauglühenden Himmel hebt.

„Ah," ruft Tengu, „diese wird es sein!"

„Wo denkst du hin, das ist die High Church! Da führt ein Bischof das Amt!"

„Aber dort drüben, dort gewiß doch?"

„Das ist eine Wesleyanische Kirche. Wir erkennen ihre Methode nicht für richtig an."

Tengu schweigt wieder. Und denkt, denkt. Sein Lehrer führt ihn über heiße Straßen und Plätze, immer wieder sind da Kirchen, und doch, der Missionar geht hastig an ihnen vorüber.

„Diese ist es doch?" wagt der Kaffernjüngling endlich.

„Das ist eine Dutch-Kirche, dort beten nur die Holländer!"

„Haben Holländer einen anderen Gott?"

Der Missionar stöhnt ein bißchen. Es ist auch allzu heiß. „Engländer und Holländer haben zwar denselben Gott; aber sie lehren in anderer Form, zu ihm zu beten. Und sie wollen auch die Predigt jeder in seiner Sprache hören."

„Aber sie sind doch alle Südafrikaner, sagst du, und haben ein Vaterland und eine Sprache?"

Der Missionar lenkte ab, da sind Auslagen und Staatsgebäude, und er zeigte sich beflissen. Tengu sieht brav das alles an, doch seine Augen wandern zu immer neuen Kuppeln und Türmen. Er ist voll Glauben ausgezogen; aber diese vielen Kreuze, die nicht die richtigen sind, verwirren sein gradliniges Denken.

„Das wird sie sein, Vater!" Und er streckte die schwarze Hand zeigend.

„Nein, nein, Daniel! Das ist die katholische Kirche. Dort wird eine ganz andere Lehre gepredigt, mit der wir keine Gemeinschaft haben."

„Und da drüben?"

„Ist die Dutch-Reformkirche, nicht die unsere!"

Endlich bleibt der Missionar doch vor den Stufen eines Gotteshauses stehen. „Hier ist die Kirche der Baptisten, zu der du gehörst, mein Sohn. Gehe nicht versehentlich dort in jene Kirche, die der unsrigen boshaft ähnlich gebaut ist. Sie gehört den Sabbatisten. Nun komm hinein!"

Doch Tengu hat zuviel Sorgen, die erst heraus müssen. Er setzt sich auf eine Stufe hin und fragt: „Vater, du mußt mir sagen, wie ich alles recht verstehe, was ihr eingerichtet habt. Du sagst, die Deutschen seien zurück gegen uns, weil sie so viele Gruppen haben, die alle derselben Sache dienen, und du sagst, sie bekämpfen sich und das ist dumm. Engländer sind vorgeschritten, sagst du. Aber ich habe nun zweimal alle meine Finger abgezählt, wie wir an all den Kirchen vorbeigegangen sind, die du falsch nennst, weil jeder Gott darin anders dient!"

„Das läßt sich nicht vergleichen!" zürnte der Lehrer.

„Oh," wunderte sich Tengu, „warum, Vater? Du hast die Kirche und das Haus der Nation ja selbst verglichen!"

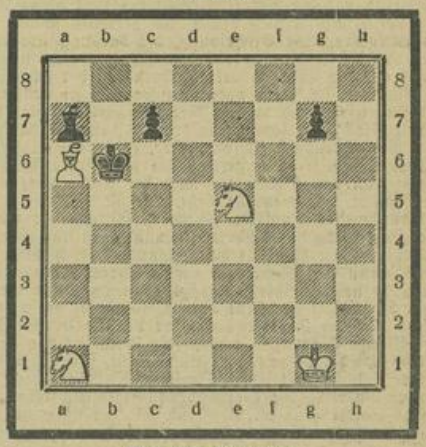
„Stehe ich hier, um von einem Kaffern Lehren anzunehmen?" ruft der Missionar aus. Und er wendet sich und winkt dem gründlichen Tengu gebieterisch, ihm zu folgen . . .

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Endspielstudie Nr. 50

Von Ratner



Weiß zieht und gewinnt.

Kontrollstellung:

Weiß: Kg1, Sa1, e5, La6 (4)
Schwarz: Kb6, La7, Be7, g7 (4)

Diese Studie macht einen starken Eindruck. Zunächst ist die Ökonomie der zur Verwendung gelangenden Steine gefällig. Keiner der weißen Steine hat Wucht, noch birgt er die Möglichkeit der Wertsteigerung wie ein Bauer; dennoch vermögen sie die Aufgabe zu lösen. Sie ist schwer, denn Schwarz gewinnt eine der weißen Figuren, da neben Kb6×a6 auch ein Abzugsschach nebst La7—d4 droht.

1. La6—e2 Der einzige zum Gewinn ausreichende Zug. Bei La6—f1 verstellt der König später dem Läufer das Feld h3, bei La6—d3 träte ein anderer Mißstand zutage, der später gezeigt werden wird.

1. . . . . Kb6—b7+

2. Kg1—g2 Wieder der einzige Zug, wie sich herausstellen wird.

2. . . . . La7—d4

3. Sa1—b3 Natürlich der einzige Zug zum Gewinn.

3. . . . . Ld4×e5

4. Sb3—a5+ Das ist die Idee; nun kann der König weder nach b8 noch a7 noch b6, da sonst durch ein Springerschach Le5 verloren wäre. Daher auch darf der weiße Läufer nicht auf d3 stehen, sonst käme Kb7—b6; 5. Sa5—c4+, Kb6—c5; 6. Se4×e5, Kc5—d4 Remis. Auch nach c8 darf der König nicht ziehen, da sonst Le2—g4+ den König nach b8 oder d8 drängt und Le5 verloren geht.

4. . . . . Kb7—a8
5. Sa5—c6 Le5—d6 (oder beliebig.)

6. Le2—a6 Nun droht der Marsch des Königs nach c8 und Matt durch La6—b7. Aber Schwarz hat einen g-Bauern; käme der bis g4, so würde er den weißen König festhalten mit Remisschluß; sonach wäre 1. La6—f1 fehlerhaft gewesen.

6. . . . . g7—g5

Auch g7—g6 hat kein anderes Ergebnis.

7. Kg2—f3 L. zieht
8. Kf3—g4 L. zieht
9. Kg4—f5 L. zieht
10. Kf5—e6 g5—g4
11. Ke6—d7 g4—g3
12. Kd7—c8 g3—g2
13. La6—b7 Matt.

Ein reiner und starker Eindruck.

Spielabende des Arbeiter-Schachklubs Frankfurt a. M.

Abt. 1 (Innenstadt): Montag, Hotel „König von England", Battonnstr. 68.
Abt. 2 (Riederwald): Donnerstag bei Blank.
Abt. 3 (Bockenheim): Mittwoch, „Zum Freischütz", Leipziger Straße 64.
Abt. 4 (Bahnhofsviertel): Donnerstag, „Regenbogen", Gutleutstraße.
Abt. 5 (Nordend): Freitag bei Walter, Weberstraße 84.
Abt. 6 (Rödelheim): Dienstag bei Geyer, Eschborner Landstraße.
Abt. 7 (Bornheim): Mittwoch bei Pauly, Germaniastraße 49.
Abt. 8 (Niederrad): Samstag, Sportplatz der Freien Turner, Hahnstraße.
Abt. 9 (Sachsenhausen): Dienstag bei Adrian, Affentorplatz.
Abt. 10 (Gallusviertel): Mittwoch bei Israel, Franken-Allee 234.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal. Wer feig des einen Tages Glück versäumt, er holt's nicht ein, und wenn ihn Blitze trügen. Th. Körner

Die Tiara des Saitaphernes

Von **Rudolf Leonhard**

Ganz schwaches Licht schwebte in den Sälen des Louvre, als Danilo Gegerescu durch das aufgebrochene Pförtchen leise eindrang und sich vorsichtig von Raum zu Raum tastete. „Laß uns umkehren", bat sein Begleiter, „es wird schlecht ablaufen!" „Willst du nicht einmal das für die Revolution wagen?" zürnte, ohne die Stimme zu heben, Danilo; „wir brauchen Geld, Geld, Geld zur Agitation, wenn wir den reichen Herzog von Lusignan stürzen wollen. Wo können wir es besser finden als hier? Daß es gestohlen ist? Pah! Die Vorfahren des Herzogs haben seines auch gestohlen. Womit könnten wir die Revolution besser und sinnvoller finanzieren als mit dem Erlös für die gestohlene Krone eines alten Königs oder Satrapen!"

Als sie aber schleichend bis an den Saal gekommen waren, in dem in großer fester Vitrine die Tiara des Saitaphernes ausgestellt war, hörten sie verblüfft halblaute Stimmen. „Was", murmelte Danilo und hielt hinter dem Türvorhang den anderen zurück, „haben andere auch die gute Idee gehabt, und sind uns zuvorgekommen?"

Die beiden spähten in den Saal, der nicht mehr erleuchtet war als alle Räume, durch die sie schon gekommen waren. Vor der Vitrine stand einer der Kustoden des Museums mit gekreuzten Armen und hörte grabesernst den heftigen halblauten Reden des Altertumforschers Warren Cownsburn, eines ehemaligen englischen Offiziers, zu. Cownsburn sagte, schwitzend und sich biegend: „Ich bleibe dabei, es ist die Krone Timurs, der auch Tamerlan hieß. Wie kann man hier von phrygischem Schmiedewerk sprechen, hier, und hier!" Er fuhr mit den Fingern an der Scheibe hin und her, matt und flüssig schwankte der große Schatten unter seinem Arm. „Ich habe Ihnen alle Nachweisungen gegeben," fuhr Cownsburn fort, sich die überhängende Stirn trocknend; „die ganze Art dieser Arbeit ist mittelasiatisch, ja sie zeigt sogar ostasiatische Einflüsse, hier, in der Ornamentik, und hier! Auch ihre Datierung ist Unsinn. Sie können vorchristliche Werke von byzantinischen nicht unterscheiden, das habe ich Ihnen oft genug aufgedeckt, und die Unterschiede zwischen vorderasiatischer und ägyptischer Kultur sind Ihnen nicht viel geläufiger als die zwischen osteuropäischer und negroider. Daß dieses Meisterwerk in die Hand eines solchen Dilettanten gegeben ist!"

„Alles was Sie sagen ist Unsinn!" sagte der Kustos unerschüttert mit tiefer Stimme.

„Wenn ich Ihnen sage —" ereiferte Cownsburn sich noch wilder. „Und dieses Werk in solchen Händen! Ein halbes Leben lang habe ich die Krone Timurs gesucht; und hier finde ich sie, öffentlich ausgestellt, falsch registriert, in der Obhut eines Narren!"

„Sie reden Unsinn!" wiederholte der Kustos.

Cownsburn schüttelte in ohnmächtigem Zorn die Hände gegen ihn: „Lassen Sie doch Saitaphernes fahren. Wer war denn Saitaphernes? Ein kleiner Satrap. Ein Barbar, lächerlich, unbedeutend. Aber Tamerlan, der Enkel des großen Timur! Der letzte Schößling aus dem Stamme des Riesen! Der, wie Quellen erzählen, die ererbte Krone zu schwer fand und sie umarbeiten ließ, und dennoch zu Boden fiel, als die Feldherrn ihn zwangen, sie zu tragen!"

„Auch Ihr Timur war ein Barbar, schlimmer, ein degenerierter Barbar!"

„Aber Asien glaubte an ihn! Hören Sie: A—si—en, wie das klingt, wie das in die Ewigkeit gesunken ist! Schließen Sie auf, ich werde Ihnen jede Schramme auf Timurs Krone erklären. Er war ein Barbar, aber er litt. Die Krone schmerzte ihn. Er ließ sie fallen — sie muß noch die Schrammen tragen, von denen die Quellenschriften erzählen!"

Der Kustos schwieg erbittert.

Cownsburn rang die Hände: „Timurs Krone, das Werk aus Tamerlans Geschlecht — lassen Sie es doch, ich bitte Sie, lassen Sie es doch Tamerlans Krone sein!"

Da nahm der Kustos die Arme auseinander, die er bis jetzt gekreuzt gehalten hatte. Er schloß die Vitrine auf, das Schloß kreischte; aber er lachte höhnisch drüber hin. „Ich will Ihnen etwas gestehen, Verehrtester, was wir alle hier im Museum wissen. Ihnen kann ich es sagen, Sie haben sich selbst mit Ihrer Tamerlan-Theorie, wie sie gleich einsehen werden, so blamiert, daß Sie schon schweigen werden. Also hören Sie: die berühmte Tiara des Saitaphernes hat weder Saitaphernes noch Ihrem Timur je gehört. Sie ist eine Fälschung. Sie ist keine zehn Jahre alt. Sie ist das Werk des südrussischen Goldschmieds Rasumofski."

Cownsburn zitterte stumm. Hinter der Tür entstand ein schwaches Geräusch, das aber die beiden Männer vor der Vitrine nicht bemerkten. „Schöne Geschichte, nicht wahr. Daß Sie auch reingefallen sind, Verehrtester, ist doch nur ein schwacher Trost. Da haben Sie ihren Timurschatz. Sehen Sie, wie glänzend das Ding gemacht ist —".

Er wollte die Krone von der samtnen Unterlage heben. In diesem Augenblick knackte es laut. Das hölzerne Dach der Vitrine hatte eine Maus durchnagt, die fiel jetzt von oben, ihr war es nicht weniger unerwartet als den beiden Männern, zwischen die goldenen Zacken. Betäubt hockte sie auf dem Samt, dann lief sie ängstlich zwischen den metallnen Sparren hin und her, versuchte innen daran hochzuklettern, sprang vergebens.

Der Kustos hatte seinen Schreck schon überwunden und lachte schallend: „Da haben Sie den letzten Sproß des großen Timur. Da habe ich den letzten Inhaber der gefälschten Tiara: ein Mäuschen."

Cownsburn war im Schreck zur Tür gewichen. Da standen im Halbdunkel zwei Männer, die ebenfalls laut lachten.

Verblüfft betrachteten die beiden Parteien einander. Dann sagte Danilo Gegerescu sehr laut zu seinem Begleiter: „Komm — wir scheinen die Sache überschätzt zu haben. Das bißchen Goldwerk — dafür gibt kein Amerikaner was Ordentliches. Am Ende täten wir den Herren mit einem sensationellen Diebstahl noch insgeheim einen Gefallen. Komm, es waren eben fünf Nagetiere hier, und wenn zwei gehen, bleiben noch genug!"

Die beiden verschwanden. Der Kustos hatte sich, im Banne eines neuen Gedankens, aufgerichtet, als Danilo über den möglichen Nutzen des Diebstahls sprach. Er wollte den beiden Einbrechern nach, da hatte aber die Maus eine Lücke im geschmiedeten Gefüge der Krone gefunden und brach aus. Sie sprang an seine Brust und auf den Boden, und huschte durch die Tür. Der Kustos spürte ein unüberwindliches Grauen davor, sie etwa beim Nachstürzen zu zertreten. Er wandte sich plötzlich ermüdet zurück, und sagte, nach dem Loche in der Decke der Vitrine blinzelnd zu Cownsburn: „Eh so ein Maulwurf einem einen Gefallen damit tut, verzichtet er lieber auf die ganze Dieberei."

„Hm, hm," sagte er, da Cownsburn nicht antwortete, „hm, hm."

Aber Cownsburn saß mit überdeckten Augen und weinte.

Mutterschaft und Volksglaube

Von **Dr. Else Möbus**

Die Vorgänge der Schwangerschaft und der Geburt sind für den heutigen Wissenschaftler, den Mediziner, Spezialgebiete seines Faches, die er mit den gleichen Mitteln wissenschaftlicher Untersuchung behandelt, wie alle anderen medizinischen und klinischen Fälle, die er zu bearbeiten hat. Eine ganz andere Rolle spielte die werdende Mutter dagegen in der Vorstellungswelt des Laien, im Volksglauben. Von jeher galt sie bei fast allen Völkern der Erde als mit besonderen Kräften erfüllt, auf der anderen Seite allerdings auch als besonders zugänglich für schädliche, böswillige Geister. Eine Fülle der verschiedenartigsten Vorstellungen gruppierten sich um die Wöchnerin und um das werdende Leben. Sie alle dienten dazu, eine Erklärungsmöglichkeit für die Geheimnisse zu bieten, von denen der dunkle Vorgang des Werdens und der Geburt umgeben zu sein schien.

In katholischen Gegenden ist es noch heute Sitte, daß die junge Mutter nicht vor vier bis sechs Wochen nach der Geburt ihres Kindes den ersten Ausgang macht. Sie begibt sich dann zuerst zur Kirche, zur „Aussegnung". Der Katholizismus erklärt diese Sitte als ein Zeichen der Dankbarkeit gegen Gott, der für die glückliche Geburt des Kindes gepriesen werde. In Wirklichkeit handelt es sich allerdings um ganz andere Vorstellungen. Es sind Gedanken- und Gefühlskreise heidnischer, vorchristlicher Zeit, deren äußeres Gewand die Kirche übernommen und in ihrem Sinne erklärt hat.

Die Erfahrung, daß manche Wöchnerin besonders hinfällig war, daß auch ihr Seelenleben zeitweise verändert schien, mag den ersten Anstoß zu der Vorstellung gegeben haben, sie sei, wie jeder Kranke nach der Anschauung des primitiven Volksglaubens, von Dämonen besessen, von Geistern bewohnt. Dazu kam der uralte Gedanke, das Kind sei seinem Wesen nach ein Vorfahr, der wieder lebendig geworden sei. Die Mutter mußte deshalb den Totendämonen besonders nahe stehen, von ihnen besonders bedroht sein. Noch Rosegger erzählt, wie ein Vater seinen kleinen Knaben auf das Grab des verstorbenen Großvaters stellt und ihn seiner Frau sodann mit der Bemerkung zurückgibt, sie erhalte in dem Kinde den Großvater wieder jung und neu zurück. Noch vor wenigen Jahrzehnten war in Litauen die Sitte bekannt, daß die werdende Mutter in der Stunde der Geburt dreimal auf die Hausschwelle klopfte, unter der nach altem Volksglauben die verstorbenen Vorfahren wohnten. Sie wollte auf diese Weise die Verstorbenen auf die Geburt des Kindes aufmerksam machen und einem ihrer Vorfahren die Gelegenheit geben, in das Kind einzugehen. Sicherlich hat die Erfahrung, daß große Ähnlichkeit, oft auch Vererbung wesentlicher und hervorstechender Charaktereigenschaften, zwischen Vorfahren und Enkeln bestand, viel zur Bildung dieser Anschauung von der Wiedergeburt des Verstorbenen beigetragen. Eine Anzahl anderer Totendämonen aber versuchte, die werdende Mutter zu einer der Ihrigen zu machen, die Geburt nach Möglichkeit zu erschweren und zu verhindern. Auch bei dieser Vorstellung spielten selbstverständlich die Erfahrungen und Erlebnisse mit, daß Wöchnerinnen zu einer Zeit, wo noch so gut wie überhaupt keine Geburtshilfe bestand, todkrank lagen oder gestorben waren. Die Ursache ihres Sterbens aber war für den Primitiven stets ein lebendiges Wesen, ein Totendämon. Die werdende Mutter wurde wegen der beständigen Gefahr, in der sie schwebte, sowohl in der Stunde der Geburt als auch nachher mit Schutzvorrichtungen aller Art umgeben. In der Wochenstube wurden Lichter angezündet, deren Feuer und Helligkeit die Dämonen vertreiben sollten, oder aber man legte eine große Axt ins Zimmer, manchmal auch Waffen, Schwerter und Messer, um die Geister zum Rückzug zu veranlassen. Man dachte sich diese Unheilbringer also ursprünglich keineswegs als Geister und Seelen, wie sie der christliche Glaube kennt, sondern durchaus als körperliche Wesenheiten, etwa im Sinne des Kinderaberglaubens vom Povanz oder vom Schwarzen Mann. Erst später wurden aus den Dämonen Hexen oder böse, verwunschene Seelen und Geister, vor allem im Mittelalter, das ja eine wahre Fundgrube für Aberglauben aller Art ist.

Aber auch nach der glücklichen Geburt des Kindes war die Mutter noch keineswegs den drohenden Gefahren enthoben. Vor allem mußte man sich hüten, sie allein zu lassen. Denn nur zu oft war das Kind von Zwergen, die wohl ursprünglich ebenfalls als Totendämonen aufzufassen sind, geraubt und an seine Stelle ein häßlicheres, verrunzeltes Kind mit großem Kopf und starren Augen hingelegt worden. An diese Vorstellung knüpfen sich ungezählte sogenannte Wechselbalgsagen, die den Vorgang, wie der „Unterirdische" das Menschenkind stahl und sein eigenes dafür hinlegte, auf die verschiedensten Arten erzählen. Auch diese Vorstellung fußt auf einer Tatsache, nämlich auf dem furchtbaren Erlebnis der jungen Mutter, die einen Kretin geboren hatte, und der es unfaßlich war, daß dies ihr eigenes Kind sein könne.

Die junge Frau suchte sich, sobald sie allein war, sobald sie irgend einen Gang außerhalb des Hauses zu machen hatte, nach Möglichkeit zu verkleiden — eine Vorsichtsmaßregel, wie sie ja auch letzten Endes der Maskerade der Fastnacht zugrunde liegt. Durch diese Verkleidung glaubte man, die Dämonen täuschen zu können. In Böhmen legte die Frau ein Kleidungsstück ihres Mannes an, in Thüringen ihren Brautmantel, der nach dem Volksglauben Wunderkraft besitzen sollte. In Brandenburg schritt die Frau vor ihrem ersten Ausgang über eine Axt, von der man annahm, sie vermöchte die bösen Geister abzustreifen. Der gleiche Grundgedanke, sich von etwa vorhandenen dämonischen Kräften zu reinigen, lag dem Gang in die Kirche, der „Aussegnung" zugrunde. Als das Christentum Einzug gehalten hatte, war damit der alte Dämonenglaube keineswegs beseitigt. Christliche und heidnische Vorstellungen gingen vielmehr ineinander über und bildeten manchmal die seltsamsten Komplexe. Auch die Taufe wurzelt letzten Endes in uralten Vorstellungen. Wasser wie Feuer dienten dazu, die Dämonen zu bannen. Und wenn in Hildesheim das Kind über ein Lindenholzfeuer gehalten oder an anderen Orten in Wasser getaucht wurde, wenn es heute mit Wasser besprengt wird, und der fromme Katholik glaubt, der Teufel habe nun keine Gewalt mehr über das kleine Wesen, so ist diese Anschauung auch ein Rest des uralten, vorchristlichen Volksglaubens, der Wöchnerin und Kind nicht nur als schutzbedürftig, sondern geradezu als „unrein", d. h. als von unheimlichen Mächten bewohnt, bezeichnete.

So ragt das uralte Geistesgut der Jahrtausende hinüber bis in die Gegenwart. Unsere Aufgabe aber ist es, dafür zu sorgen, daß diese primitiven Anschauungen auch in den weitesten Schichten unseres Volkes abgelöst werden durch die wissenschaftlich begründeten Ergebnisse der modernen Wissenschaft. Es liegt kein Grund dafür vor, daß das Werden des Lebens dem Volke noch geheimnisvoller erscheint, als es ohnehin, trotz eifrigster Forschungsarbeit, ist.

Hungerkünstler und Vielfraß im Tierreich

Von M. A. von Lützendorff

Vor kurzem konnte man in einem Fachbericht lesen, daß ein im Tierpark zu Stellingen gehaltener See-Elefant jeden Tag 335 Pfund Fische verzehrt; ein anderes Tier derselben Gattung, der durch seine Dressurkünste bekannte See-Elefant „Nauke", braucht täglich 150 Pfund Fische, um satt zu werden. Das sind recht ansehnliche Mengen; 150 Pfund Fische bilden aufeinandergehäuft einen ganz ordentlichen Berg. Aber man muß auch bedenken, daß die beiden See-Elefanten wahre Riesentiere ihrer Art sind: „Nauke" wiegt 1800 Pfund, und der Körper des zweiten Vielfraßes hat eine Länge von 5½ Meter. Solche Körper können natürlich nur durch gewaltige Nahrungsmengen erhalten werden, und die beiden See-Elefanten bilden daher auch keine Ausnahme unter den Riesen des Tierreiches. Als der Forscher Mitchell-Hedges vor einigen Jahren seine aufsehenerregenden Beobachtungen an den im Karibischen Meere lebenden Riesenfischen veröffentlichte, erzählte er auch von seinen Untersuchungen über den Mageninhalt der von ihm gefangenen Fische. Er konnte ebenfalls Riesen-

---

Ludovika Simanowicz

Zu ihrem 100. Todestag

Im September sind es 100 Jahre, daß Ludovika Simanowicz starb. Ihr Name ist den Besuchern des Schillermuseums wohl vertraut als Malerin Schillers und seiner Familie. Sie war eine Zeitgenossin von Frau Vigée-Lebrun und hat mit dieser und Angelika Kauffmann weibliche Kunstfähigkeit zu Ehren gebracht in Deutschland wohl als erste.

Ludovica ist die Tochter des Regimentschirurgen Reichenbach, wuchs in Ludwigsberg auf und schon in frühester Jugend verband sie enge Freundschaft mit Friedrich Schiller und seinen Schwestern. Mit 25 Jahren verlobte sich Ludovika mit dem Leutnant Karl Simanowicz. In Stuttgart war sie Schülerin des Malers Guibal gewesen, der ihr riet, nach Paris zu gehen zur weiteren Ausbildung. Der Herzog Karl Eugen hatte ihr dazu ein großes Stipendium bewilligt. Simanowicz hatte so viel Verständnis für die Begabung seiner Braut, daß er sich einverstanden erklärte, die Hochzeit bis nach ihrer Rückkehr aus Frankreich zu verschieben. Vor ihre Reise besuchte Ludovika noch mit Vater und Bräutigam den unglücklichen Dichter Schubert, der auf dem Asperg saß. Er hat diesen Besuch in einem Gedicht gefeiert, das mit den Worten beginnt: „Sie kommt, sie kommt! ich sehe Ludoviken!" und in dem er sie und ihr Genie als einen Stern erster Größe feiert.

Die Reise des alleinstehenden Mädchens über Straßburg nach Paris erregte großes Staunen. In Paris wurde Ludovika Schülerin des berühmten Malers Vestier. Aber auch die politischen Ideen ihrer Zeit, die die französische Revolution vorbereiteten, interessierten sie sehr, namentlich Rousseaus Erziehungsprobleme. Zu ihren Bekannten gehörten die Minister Necker und seine Tochter Germaine von Staël, ferner Bonaparte und seine spätere Gattin Josephine Beauharnais, der Historienmaler Wächter u. a. mehr. Wie so viele berufstätige Frauen von heute, empfand auch Ludovika die Schwierigkeit, ihre Liebe mit ihrer Kunst in Einklang zu bringen. Es ist noch ein Brief eines befreundeten Abbé vorhanden, in dem dieser ihr rät, eine ihrer Neigungen der anderen zu opfern und ihr zu bedenken gibt, daß auf Erden kein vollkommenes Glück zu finden ist.

Als 1789 die französische Revolution ausbrach, folgte Ludovika dem Ruf des Herzogs Friedrich August nach Mömpelgard, wo sie dessen Familie portraitieren sollte. Dann ging es heim nach Ludwigsburg und die Hochzeit mit Simanowicz wurde gefeiert. Die Künstlerin scheint es verstanden zu haben, ihre Malerei mit den Pflichten einer guten Hausfrau zu vereinigen. Ihr Haus wurde zum Mittelpunkt vieler Gäste. Mit den Männern sprach die weitgereiste Frau von Politik, mit den Frauen vom Haushalt, mit den Müttern von den Kindern, so daß sie sich großer Beliebtheit erfreute. Aber von ihren Pariser Freunden kamen immer wieder Einladungen, dorthin zu kommen zu ihrer weiteren Ausbildung. Da Simanowicz sich zum Feldzug rüsten mußte, ging Ludovika zum zweiten Male nach Paris. Dort traf sie den Bruder von Justimes Herner, der sich gleich ihr für die französische Revolution begeisterte. Mit Stolz nannte sich die Schwäbin eine Demokratin. Als sie aber die Greuel der Schreckensherrschaft erleben mußte, wurde ihre Begeisterung abgekühlt. Nur mit Mühe gelang es ihr, aus Paris in die Normandie zu fliehen und endlich heimzukehren. Simanowicz empfing sie voller Glück. Die Biographie Ludovikas berichtet, daß er ihren wahren Wert fühlte und fügt die Bemerkung hinzu: „Nicht jeder Mann von Bildung erkennt alle inneren Vorzüge seiner Frau."

zahlen über die Gefräßigkeit der großen Meeresbewohner mitteilen. Im Magen eines Haifisches, der 612 Pfund schwer war, fanden sich 170 Pfund Fische, unter ihnen ein Stechrochen, der allein 50 Pfund wog, und vermutlich von dem Haifisch auf einmal verschlungen worden war; der Magen eines 1912 Pfund schweren Schaufelhaies enthielt sogar 300 Pfund Nahrung.

Magenuntersuchungen an Tieren bringen dem Naturforscher überhaupt oft recht wissenswerte Aufschlüsse über die Lebensweise der verschiedenen Tierarten und verraten manches vom Speisezettel schwer zu beobachtender Tiere. Im Verlauf seiner Jagdreisen in den Gebieten des oberen Nils untersuchte z. B. Ad. David einmal den Mageninhalt eines Krokodils und förderte dabei zwei Hufklauen einer großen Pferdeantilope, eine 38 Zentimeter lange, untere Kinnlade eines anderen Krokodils, Rippen von Gazellen und Antilopen und eine große Zahl von Fischknochen zutage, auch fand er Kiesel- und Quarzsteine, die das Tier wohl zu sich genommen hatte, um die Nahrung im Magen zermahlen zu können. Die Krokodilmahlzeit, die man sich nach diesen schönen Resten zusammenstellen könnte, weist jedenfalls auf einen gesegneten Appetit hin. Die Magenuntersuchung einer vor einigen Jahren in Urfahr bei Linz an der Donau geschlachteten Kuh brachte ebenfalls seltsame Ergebnisse; dieser vielgeprüfte Magen enthielt: einen Löffel, drei Messer mit Griffen, drei 20 Zentimeter lange Eisennägel, sechs Schrauben, eine Patrone, eine Glocke und einen Hausschlüssel.

Sehr wichtig sind Magenuntersuchungen dann, wenn man den Schaden oder Nutzen ermitteln will, den Tiere durch ihre Gefräßigkeit anrichteten. Auf diese Weise hat man z. B. erkannt, daß sich der Fuchs in Maikäferjahren als tüchtiger Helfer bei der Käferbekämpfung nützlich macht, mit Vorliebe die eierschweren Weibchen schädlicher Schmetterlinge — der Spanner und der Spinne — verzehrt und auch da, wo Nonne und Kiefernspinner in größeren Massen auftreten, an der Vertilgung dieser Schädlinge mithilft. Der große Schaden, den die Seemöven und die Kormorane der Fischerei zufügen, ist erst durch die Magenuntersuchung dieser Tiere festgestellt worden. Denn ohne die Untersuchung hätte man es wohl kaum für möglich gehalten, daß eine Seemöve täglich 200 junge Heringe oder andere kleine Fische frißt, was einen jährlichen Abgang von 73 000 Jungfischen bedeutet, und daß der Magen eines Kormorans einen zwei Fuß langen Meeraal, einen dreipfündigen Salm und über zwei Pfund andere Fische enthielt. Im Verhältnis zu ihrer Körpergröße sind diese Vögel sicherlich ganz erstaunliche Vielfresser, und der Elefant, der im Tage etwa 200 Pfund Nahrung zu sich nimmt, lebt recht bescheiden im Vergleich zu diesen Nimmersatten im Vogelreich.

Manche Tiere scheinen einen unstillbaren Hunger zu besitzen; sie fressen zuweilen so leidenschaftlich gern, daß sie jedes Maß verlieren. Der Südpolforscher Professor Drygalski beobachtete Riesensturmvögel, gewaltige Tiere mit einer über zwei Meter weiten Flügelspannung, die sich derart vollgefressen hatten, daß sie sich im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr rühren konnten. Sie waren auch nicht imstande, zu fliehen, als sich ihnen die Hunde der Expedition näherten, um sie zu fangen. Auch der Marder kennt keine Grenzen, wenn er das frische Blut seiner Opfer trinkt. Er benimmt sich dabei oft so, daß man von einem wirklichen „Blutrausch" sprechen kann, da er in diesem Rauschzustand gewöhnlich gleich am Ort seiner Mordtätigkeit, z. B. im Hühnerstall selbst, zu Boden sinkt und einschläft, so daß er dann dem Menschen wehrlos in die Hände fällt.

Im Gegensatz zu diesen Vielfressern gibt es aber auch Hungerkünstler im Tierreich. Zu ihnen gehören vor allen Dingen jene Tiere, die während ihres ganzen Lebens überhaupt nur einmal satt werden. Diese Bescheidensten aller Lebewesen finden sich im Reich der Insekten, unter denen es blutsaugende Arten gibt, die nur dann ihren Hunger stillen können, wenn sie gerade auf die einzige Tierart treffen, deren Blut sie zur Nahrung brauchen. Da kommt es denn oft genug vor, daß sie diesem einzigen Tier im Laufe ihres kurzen Daseins nur einmal begegnen. Manche Schmetterlinge aber nehmen, so lange sie leben, überhaupt keine Nahrung zu sich. Einige Tierarten überstehen Hungerzeiten ohne Schaden; die sonst so gefräßigen See-Elefanten leben in der Paarungsperiode und in der Zeit, in der die Jungen geworfen werden, ohne Nahrung, und die Pinguine finden auf ihren Wanderungen über das Eis oft wochenlang keine Löcher, durch die sie ins Wasser zu ihrer Nahrung gelangen können. Daneben gibt es aber auch freiwillig fastende Tiere. Was manche Lebewesen in dieser Hinsicht leisten können, zeigen uns am besten die Beobachtungen, die man an gefangenen Tieren immer wieder macht. Merkwürdig ist, daß sich in der Gefangenschaft oft gerade solche Tiere als Hungerkünstler erweisen, die freilebend ausgesprochene Vielfresser sind. So kann der wegen seiner Gefräßigkeit geradezu gefürchtete Hecht, wie erst kürzlich erfolgte Untersuchungen ergaben, in der Gefangenschaft einige Monate lang ohne Nahrung verbringen, und die acht Meter lange Riesenschlange, die gegenwärtig im Zoologischen Garten in Rom gehalten wird, hatte ebenfalls freiwillig einen so lange dauernden Hungerstreik angetreten, daß man sie schließlich künstlich ernähren mußte, um das kostbare Tier nicht zu verlieren. Daß Vögel im Käfig oft freiwillig hungern, ist bekannt. Zu sehr bedeutsamen Ergebnissen haben seinerzeit die „Hungerproben" geführt, die man im Verlauf freiwilliger oder unfreiwilliger Fastenperioden an Tieren vornahm. Besonders wichtig war die beobachtete Gewichtsabnahme in der nahrungslosen Zeit. Diese Verminderung des Gesamtgewichtes ging bei Süßwasserpolypen nur bis zu einem Zweihundertstel und bei Strudelwürmern sogar nur bis zu einem Dreihundertstel des Normalgewichtes, während junge Aale nach einer 43 Tage dauernden Fastenzeit etwas über die Hälfte ihres Körpergewichtes eingebüßt hatten. Bei diesen Hungerproben hat sich herausgestellt, daß ein 10 Gramm schweres Goldhähnchen in 3½ Tagen, eine 18 Gramm schwere Rauchschwalbe in vier Tagen und ein Kondor in 42 Tagen verhungern müssen.

Der Schlaf der Walfische

Eine seit alten Zeiten umstrittene Frage ist die nach der Art und Weise, wie die Walfische schlafen. Gelegentlich treffen die Walfischfänger einzelne Wale schlafend auf der Oberfläche bei ruhigem Wetter. Es ist aber trotzdem die Meinung sehr plausibel, daß sie in wenig tiefen Gewässern auf den Grund gehen und dort einige Stunden lang schlafend verbleiben. Die Grönländischen Walfänger behaupten, daß die Wale sich regelmäßig unter das Eis zurückziehen, um dort zu schlafen, was besagen würde, daß dieses Säugetier während seines Schlafes keinen Atem nötig hat. Man weiß nun, daß harpunierte Walfische eine Stunde unter Wasser bleiben können unter verzweifelten Anstrengungen los zu kommen. Dementsprechend liegt es nahe anzunehmen, daß sie auch zum Schlaf stundenlang unter Wasser verweilen können und daß sie nur in einzelnen Zwischenräumen auftauchen um zu atmen, worauf sie wieder einschlafen. Immerhin setzt diese Annahme eine besondere Physiologie der Wale voraus, die nicht so schnell aufgeklärt werden wird, denn die Walfische kann man nicht im Laboratorium studieren.

Nun malt Ludovika ihre besten Portraits. Dazu gehört das Bild von Schillers Mutter, nach dessen Empfang Schiller ihr schrieb: „Erst vor wenigen Tagen blieb Lavater, der auf einer Durchreise bei mir (in Jena) eintraf, vor diesem Portrait stehen und huldigte der geschickten Hand, die es verfertigte." Im folgenden Jahre malte Ludovika Schiller und seine Frau. Schiller dankte ihr mit warmen Worten und bedauerte, daß er ihr nur eine Kleinigkeit als Erstattung für die Farbe und die Leinwand anbieten könne. „Denn die Kunst kann und will ich Ihnen nicht bezahlen." Ferner malte Ludovika Schillers jüngste Lieblingsschwester Nanette, die eine große Vortragskünstlerin war und gegen den Willen der Eltern zur Bühne gehen wollte. Sie starb aber schon mit 18 Jahren auf der Solitude. Ludovika meint, daß Schiller das Lied: „Weit in nebelgrauer Ferne" auf sie gedichtet habe.

Zweifellos gehört Ludovika Simanowicz zu den bedeutendsten Frauen, die um die Wende des vorigen Jahrhunderts lebten und verdient, daß ihr Name als Weib und als Künstlerin nicht vergessen wird.

Anna Blos.

Die Bedeutung der Volksmedizin

Die „Biologische Heilkunst" (Verlag von Dr. Madaus in Radeburg bei Dresden) berichtet: Bei der Tagung der anthropologischen Gesellschaft in Bonn am 25. Februar hielt den Hauptvortrag Herr Prof. Dr. Koch (Frankfurt a. M.) über das Thema: „Die Bedeutung der Medizin der Primitiven". Er betonte, daß der Kulturmensch die Primitiven jetzt anders beurteilt, als es vor 20 Jahren geschah. Er erkennt jetzt deren Leistungen weit mehr an und bringt ihnen mehr Verständnis entgegen. Die Volksmedizin bringt man in einen Gegensatz zu der wissenschaftlichen Medizin und versucht das sogenannte Kurpfuschertum zu bekämpfen, trotzdem man einsieht, daß es außerordentlich tief im Volke eingewurzelt ist, und daß der Kampf dagegen so gut wie aussichtslos erscheint. Vortragender sagt auch, daß man nicht vergessen darf, daß eine ganze Anzahl sehr wichtiger Erkenntnisse aus der Volksmedizin, sogar aus der primitiver Völker, in die wissenschaftliche Medizin übergegangen sind. Er nannte von einzelnen Mitteln die Chinarinde, die wir den südamerikanischen Indianern verdanken, Digitalis, welche zuerst englische Bauern als Wassersuchtsmittel gebrauchten, wie diese auch die Pockenimpfung erfanden. Auch das Kokain, d. h. die Kokablätter zunächst, lernten wir von den Indianern kennen. Er brachte dann zahlreiche Beispiele auf chirurgischem Gebiet. Dahin gehören die Ausführungen des Kaiserschnitts durch ostafrikanische Neger, wobei sogar Betäubung durch Alkohol angewendet und das Vernähen mit Silberfäden bewerkstelligt wurde. Die gleichen Negerstämme operierten Leber- und Milzabszesse und wußten noch andere Bauchoperationen auszuführen. Bei den Papuas schnitten die Weiber mit scharfen Muschelschalen die mit Widerhaken versehenen Pfeile aus dem Körper der Verletzten heraus. Redner erinnerte dann an prähistorische Funde, die beweisen, daß sogar damals schon Pfeile herausoperiert, Trepanationen ausgeführt wurden usw.

Besonders beachtenswert ist die Bemerkung des Herrn Prof. Dr. Koch, wonach man sicherlich bei genauer Untersuchung des Medizinschatzes der Naturvölker wichtige sehr brauchbare neue Mittel finden würde; so hat er selbst ein Mittel gegen Leberkrankheiten, das in Südchina und auf den Malaiischen Inseln viel verwendet wird, auch in Deutschland mit vorzüglichem Erfolge gebraucht.

Dr. G. F.

Allerhand vom Schach

Von S. Meisels

Schachlegenden

Das Schachspiel kann man sowohl als eine Kunst wie als eine Wissenschaft auffassen, je nachdem man sein Spiel auf eine schöngeistige, phantasiereiche Kombination oder auf mathematische Berechnung einrichtet. Kein zweites Spiel hat denn auch Künstler und Gelehrte dermaßen beschäftigt, wie das Schach. Das Alter dieses Brettspiels läßt sich nicht genau feststellen, die Gelehrten und Schachforscher sind sich darüber nicht einig. Der französische Kulturhistoriker A. Alexandre geht in seiner „Encyclopédie des échecs" so weit, das Schach in die Bibel hineinzudeuten, was ihm freilich nur durch exegetische Spielerei gelingt. In einem deutschen Sagenbuch aus dem 16. Jahrhundert wird König Salomo als Erfinder des Schachspiels bezeichnet. In diesem Buche (gedruckt zu Gießen 1612) wird eine „Historie" von Salomos Schachspiel mit seinem Feldherrn Benejahu erzählt, die die bezeichnende Überschrift trägt: „Wie König Salomo im Schachspiel betrogen ward und wie er dahinter kam". Auch in dem umfassenden deutschen Werk über Geschichte und Literatur des Schachspiels von Dr. Antonius van der Linde finden sich zahlreiche Schachlegenden und Schachanekdoten, die das hohe Alter dieses Brettspiels bezeugen.

Eine der bekanntesten Schachlegenden ist die vom „jüdischen" Papst Anaklet II., dessen bürgerlicher Name angeblich Elchanan gewesen war, und den sein Vater, Rabbi Simon aus Mainz, als er als Abgesandter der deutschen Juden mit irgend einer Bittschrift zum Papst nach Rom kam, an einem Schachzug als Sohn wiedererkannt haben soll

Der schachspielende Derwisch

Die Literatur über das Schachspiel ist alt, aber Lessing dürfte der erste gewesen sein, der das Schachspiel auch in die Literatur eingeführt hat. Und zwar tat es Lessing, der selbst ein leidenschaftlicher Schachspieler war, auf eine recht scharf- und kunstsinnige Weise: er brachte das bedeutsame Brettspiel auf die Bretter, die die Welt bedeuten; — da es sich um ein Spiel handelt, so mag auch dieses Wortspiel hingehen. Der zweite Akt des „Nathan" beginnt mit der berühmten Schachspielszene zwischen Sultan Saladin und seiner Schwester Sittah. Der Sultan spielt zerstreut, macht mit einem Springerzug einen groben Fehler, wodurch er, wie man heutzutage sagen würde, in ein Mattnetz gerät, und gibt die Partie, da er anscheinend ein „Abschach" nicht verhindern kann, vorzeitig verloren. In diesem Augenblick erscheint der Derwisch Al-Hafi, ein gewiegter Schachmeister, prüft mit Kennerblicken die Stellung und findet sogleich, daß weder die Dame noch das Spiel für Saladin verloren sei. Den Al-Hafi hat Lessing in vielen Einzelheiten einem eigenartigen Berliner Juden nachgebildet, dem Mathematiker und Schachspieler Abram Wulff, der im Hause Moses Mendelssohn lebte. Über dieses Urbild Al-Hafis schreibt Zelter an Goethe am 22. Januar 1826: „Aus jüngern Jahren fällt mir ein Jude ein namens Michel, der in allen Dingen, bis auf zwei Elemente, verrückt erschien. Wenn er französisch sprach, kam kein unebnes Wort auf seine Zunge, und spielte er vollkommen Schach. So kommt dieser verrückte Michel, wie man ihn nannte, zum alten Mendelssohn, der sitzt und spielt Schach mit dem alten Rechenmeister Abram. Michel sieht das Spiel an. Abram macht endlich eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen, und erhält einen derartigen Schlag am Kopfe, daß ihm die lose Perücke abfällt. Abram hebt ruhig seine Perücke auf und spricht: „Aber, lieber Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen?" — Lessing hat den Vorfall im „Nathan" nachgebildet, und, da ich auch im Zuge bin, noch folgendes. Der eben genannte Rechenmeister Abram ist eben der, welchen Lessing als Al-Hafi zum Modell gehabt hat. Er galt für den größten Rechenmeister und Sonderling, unterrichtete für wenige Groschen oder umsonst und bewohnte in Mendelssohns Haus ein Zimmer, auch umsonst. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angebornen Zynismus wegen.

Das Verlobungsschach

Jean Paul hat seit seiner frühesten Jugend im Reiche Caissas Zerstreuung und Erholung gesucht. Schon in der Schule zu Schwarzenbach — Jean Paul zählte damals 13 Jahre — spielte er mit dem jungen Kaplan Völkel, bei dem er Philosophie und Geographie trieb, nach der Unterrichtsstunde Schach. Wie es scheint, machte ihm die Schachpartie mit Kaplan Völkel so viel Vergnügen, daß er nur derentwegen die Geographiestunde mit in Kauf nahm, denn als einmal das versprochene Schachspiel ausgefallen war, ärgerte er sich darüber so sehr, daß er nie mehr zu Völkel ging. In „Wahrheit aus meinem Leben" gibt Jean Paul über diesen recht seltsamen Vorgang folgenden kurzen Bericht: „Diese Stunden des Kaplans setz' ich endlich auf ein Schachspiel, und sie wurden verspielt, weil — nicht gespielt wurde. Zuweilen nämlich beschloß der Kaplan den geographischen Unterricht mit einem im Schach, mein liebstes Spiel noch bis jetzt, ob ich gleich darin wie in jedem andern der Anfänger geblieben, als der ich gleich Anfangs aufgetreten. Da ich nun einmal die Stunde ungeachtet der Kopfschmerzen besuchte, weil mir ein Schach versprochen war, und da dasselbe aus Vergessen nicht kam, so kam ich auch niemals mehr wieder." Literarisch hat Jean Paul das Schachspiel in der „Unsichtbaren Loge" verwertet. Im ersten Sektor erzählt der Dichter die Geschichte vom „Verlobungsschach". Der Obristforstemeister von Knör ist unerhört aufs Schach erpicht und beschließt, seine Tochter Ernestine nur demjenigen zur Frau zu geben, der bei ihr eine Partie gewinnt. Die Tochter des Obristforstmeisters erweist sich als Schachmeisterin ersten Ranges, denn eine ganze Brigade ehelustiger Junker spielt sich an ihr halbtot, aber kein einziger bringt es fertig, ihr eine Partie abzugewinnen. Da erscheint der Rittmeister von Falkenberg. Auch dieser kann keine Partie gewinnen, um so leichter aber gewinnt er Ernestinens Herz. Vater Knör hat eine ganze Serie von Partien festgesetzt, aber Falkenberg verliert eine nach der andern. Da Ernestine befürchten muß, auch die letzte Partie zu gewinnen und dadurch den Rittmeister zu verlieren, richtet sie es so ein, daß beim Entscheidungskampf eine Kopulierkatze über das Schachbrett läuft und alle Figuren umwirft. Das Spiel bleibt unentschieden und die Verlobung wird gefeiert. Dieser etwas gewaltsame Schluß läßt den Schluß zu, daß Jean Paul wohl ein guter Schachspieler, aber kein Schachmeister war. Ein Schachmeister hätte, statt die Kopulierkatze zu bemühen, die Ernestine auf Selbstmatt spielen lassen. Freilich ist die Frage, ob in den Zeiten Jean Pauls schon das Selbstmatt bekannt war.

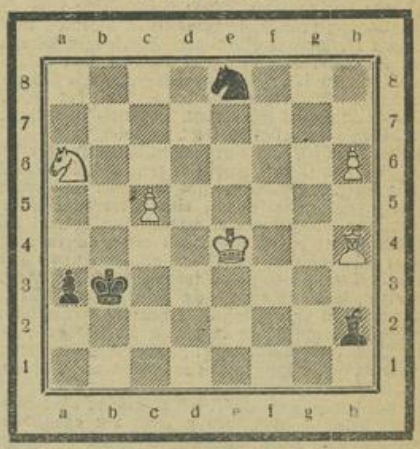
Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Endspielstudie Nr. 51

(Aus Em. Lasker „Lehrbuch des Schachspiels")

Von Comte de Villeneuf



Weiß zieht und gewinnt.

Kontrollstellung:

Weiß: Ke4, Lh4, Sa6, B. c5, h6 (5).
Schwarz: Kb3, Lb2, Se8, B. a3 (4).

Die Sprache der Schachfigur ist nicht so arm, wie man glauben möchte. Der Ehrgeiz, etwas zu leisten — Wut, daran gehindert zu sein — Verzweiflung über ein unverschuldetes böses Geschick — Jubel über den glücklichen Zufall — Hohn dem Gegner, dem sie den Weg versperrt — Haß dem, der ihren König bedroht, insbesondere dem, der sie fesselt — ein Scheltwort der feindlichen Figur, die sie ein wenig geniert — ein Lachen, indem sie sich einer Falle entwindet — ja sogar ein bon mot, wie das folgende Beispiel zeigt. Und da viele Akteure auf dem Brette stehen, hat die Bühne des Schachbrettes ein reiches Repertoire.

Diagramm:

Die Haupthandelnden sind offenbar die Bauern h6 und a3. 1. Mit h6—h7 gewinnt Weiß nichts; dieser plumpe Zug verliert wegen Lh2—e5 (der Läufer lächelt verschmitzt); 2. Ke4×e5, a3—a2. Die rechte Lösung ist:

1. Sa6—b4	Kb3×b4	2. h6—h7	Lh2—e5 (der Läufer lächelt)
3. Ke4×e5	a3—a2	4. Lh4—e1+	Kb4—b3
5. Le1—c3	(der Läufer lacht.)	5.	Kb3×c3
6. h7—h8 Dame	a2—a1 Dame	7. Ke5—f4+ und gewinnt.	

Daß nun in Richtung auf das Ästhetische die Schachfiguren als handelnde und fühlende Wesen angesehen werden, ist berechtigt. In ästhetischen Fragen gilt der Fetisch, die älteste Religion der Menschheit; die Illusion ist mächtig gerade beim ästhetischen Eindruck. Der Musikliebhaber wird zum Dichter von erträumten Gestalten und Erlebnissen, sobald er gute Musik hört, der begeisterte Schachfreund fängt an, Erlebnisse von Schachfiguren visionär zu schauen, sobald er durch gutes Schach angeregt wird. Sie beide träumen Märchen, in denen alle Dinge lebendig sind und daher reden und fühlen. Es ist ein holdes, nicht mehr zu analysierendes Gaukelspiel, in das sie sich verfangen. Das Märchen schreitet fort am Rande dessen, was die Schachfiguren bei ihrem Ruhen und bei ihrer Bewegung auf dem Brette erleben und erzählen . . .

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal. Wer feig des einen Tages Glück versäumt,
er holt's nicht ein, und wenn ihn Blitze trügen. Th. Körner

Das Handgepäck

Von **Otto Bielen** (Wien)

Es ist wirklich ein ekelhafter Morgen, fast noch Nacht. Rieselfeuchter Nebel hängt in der Frostluft und die Straßenlampen geben keine Helle mehr. Verkotet ist die Straße und der Gehsteig feuchtig.

Der Herr hat es nicht gerade eilig, aber er möchte den Halbfünf-Uhr-Zug nicht versäumen. Und der Bahnhof liegt noch ein gutes Stück weg. Der Herr ist mittelgroß, etwas fettleibig. In der linken Hand trägt er eine kleine Handtasche, in der rechten Hand einen kleinen Handkoffer, dessen Gewicht ihm die rechte Achsel ein wenig herunterdrückt.

In einem Haustor steht ein Mensch. Die Hände in den Taschen des dünnen, schäbigen Rockes zu Fäusten geballt, die Achseln hochgezogen und das Kinn gegen die Brust gepreßt. Denn ihn friert. Ungewaschen, mit verschlafenen Augen und mißmutigem Gesicht, die Mütze im Nacken, lehnt er in einer Haustorecke und döst.

Der Herr hastet an ihm vorüber, wirft im Vorbeikommen einen raschen, zugleich scheuen und neugierigen Blick auf den hohlwangigen Menschen. Der Bahnhof liegt immer noch ein gutes Stück weit.

Der Mann in der Haustorecke sieht ihm blinzelnd nach, sieht, daß der kurzleibige Herr an etwas schleppt und will sich schon wieder in seine Ecke drücken. Aber er hält inne, zieht den Rock strammer, schaut noch einmal nach dem Herrn — geht ihm nach. Er geht zuerst rascher als der Herr vor ihm, als ob er ihn einholen möchte, hält aber, wie der Abstand zwischen ihm und dem Herrn kleiner geworden ist, zurück, und als sich jener feindselig umdreht, bleibt er sogar stehen und überlegt. Aber dann geht er ihm doch wieder nach.

Die Straßen sind öde und menschenleer. Dem Herrn ist es wenig bequem, zu wissen, daß hinter ihm ein „Vagabund" geht. Er geht rascher und rastet nicht mehr, sondern wechselt das Gepäck im Gehen. Aber der Mensch geht auch rascher. Überquert nach dem Herrn die Straße, gewinnt wie dieser den Gehsteig, biegt kurz nach ihm in die Nebenstraße ein.

Der Herr wird ängstlich. Kein Zweifel, der Mensch folgt ihm. Er will sicher etwas. Man sollte doch immer eine Waffe bei sich tragen!— Wenn ihn der angreift — die Hände hat er voll — er kann sich gar nicht wehren. — Der Herr tut einen scheuen Blick nach rückwärts, sieht den Hunger in des andern Augen und bemerkt, daß der gar nicht sehr kräftige Mensch etwas von ihm will, sich aber scheinbar nicht recht getraut. Und er geht rascher.

Aber der Mann hinter ihm geht auch rascher, der Herr hört seine harten Schuhe hasten und näherkommen. Es überläuft ihn kalt. Soll er noch rascher laufen? — Das verdammte Gepäck! — Aber darauf hat es der Mensch hinter ihm wahrscheinlich abgesehen.

Die immer stärker werdende Furcht vor dem entscheidenden Augenblick macht den Herrn entschlossen. Er hört des Fremden Schritt hinter sich, bleibt kurz stehen, dreht sich um und sagt: „Was wollen Sie?"

„Ihr Gepäck, Herr," sagt der Mensch betroffen und stottert: „Ich bin ein armer Mensch, Herr — die ganze Nacht auf der Straße — kein Geld. — Ich habe Hunger. — Sie sollen mir nichts schenken, aber lassen Sie mich Ihr Gepäck tragen, Herr."

Der Herr fühlt alle Furcht weichen. Er atmet auf. Dann ärgert er sich, daß er Furcht gehabt hat und schreit den andern an: „Schauen Sie, daß Sie weiter kommen, lassen Sie mich in Ruhe — Sie!" — Und geht davon.

Der Mensch duckt sich, die Worte tun ihm weh. Er sieht dem Herrn nach, der mit aufgerecktem Kopf und herabhängender Schulter weiterläuft — schüttelt den Kopf, zieht die Schultern hoch und preßt das Kinn gegen die Brust. Dreht sich langsam und zögernd um und schleicht müde den Weg zurück, findet ein Haustor, kauert in eine Ecke und — döst . . .

Neue Wohnungen — neue Menschen

Das Gemeinschaftsleben in den Wohnbauten der Gemeinde Wien

Wenn die Stadt Wien in den letzten Jahren immermehr zum Gegenstand des Interesses in der ganzen Welt geworden ist, so verdankt sie dies ihrer alten Kultur, welche in ihrem einzigartigen Stadtbild Ausdruck findet.

Es war der kaiserliche Hof und eine große Anzahl Adels- und Patrizierfamilien, welche im Laufe von Jahrhunderten durch die Errichtung prachtvoller Barockpaläste, durch die Anlegung herrlicher Kunstsammlungen Wien durch lange Zeit die Prägung seiner Eigenart gegeben haben. Dagegen waren die Häuser und Wohnungen der breiten Massen von jeher unzureichend, sowohl was die Zahl, als auch den Raum und die sanitären Verhältnisse anbelangt. Es war daher dahingekommen, daß nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Kultur der breiten Massen durch Unzulänglichkeit der Wohnung leiden mußte.

In den letzten Jahren ist dies anders geworden. Bei der großzügigen Aufbauarbeit, welche die Gemeindeverwaltung errichtete, hat sie den Grundsatz der Hebung der Wohnungskultur streng befolgt. Ist es doch unbestreitbar, daß Kultur, Ethik, Gesundheit und Schönheit des Menschen innig mit dem Heim zusammenhängen, in welchem er lebt.

Die riesigen Wohnbauten, welche die Gemeinde errichtet hat, können nur von oberflächlichen Beobachtern als „Kasernen" bezeichnet werden, denn das Charakteristische der Kaserne liegt nicht in der Unterbringung vieler Menschen in einem Gebäudekomplex, sondern in der Art dieser Unterbringung; in der Enge des dem einzelnen zukommenden Raumes, der Lichtlosigkeit der Höfe, dem Mangel an Luft und Sonne. Mit diesen Erscheinungen einer vergangenen Bauperiode hat nun der neue Wiener Wohnhausstil gründlich aufgeräumt. Menschen, welche dazu verurteilt waren, entweder in großer Zahl in kleinen ungesunden Räumen zusammengepfercht zu werden, die sich in alten, oft baufälligen Häusern befanden, welche allen Gesetzen moderner Hygiene Hohn sprachen, oder den größten Teil ihres meist recht bescheidenen Einkommens für die enormen Zinsen von Untermieträumen hergeben mußten, sehen sich nun in Wohnungen versetzt, die für den größten Teil ihrer Insassen den Höhepunkt von Schönheit und Bequemlichkeit bedeuten.

Beim Bau dieser riesenhaften Anlagen, die sich in allen Bezirken Wiens erheben, und deren jede eine kleine Stadt für sich darstellt, mit Handwerkern, Geschäften und Ärzten, wurde speziell auf jenen Teil der Bevölkerung Rücksicht genommen, der unter einer schlechten Wohnung am meisten zu leiden hat, auf die Frauen und Kinder. In den alten Häusern gab es für je ein Stockwerk nur eine Wasserleitung, die sich auf dem Gange befand. Sie war der Treffpunkt aller Frauen und gab ständig Gelegenheit zu Klatsch und Streit. Da auf einem Gange sehr viele Wohnungen waren, gab es immer großen Lärm. Ein ewiger Zankapfel und Grund peinlichster Szenen war das Klosett. Alles Übelstände, welche in den Gemeindehäusern beseitigt sind. Die hübsch und praktisch eingeteilten Wohnungen enthalten alles Nötige und münden direkt in das Stiegenhaus, so daß von jedem Treppenpodest höchstens vier Wohnungen zugänglich sind. Überraschend wirkt daher in allen Neubauten der Gemeinde die große Zahl der Treppenhäuser, oft 20 bis 30, die durchweg in die Höfe münden. Die Begeisterung der Frauen aber gilt den Küchen. Sie sind taghell und mit modernen Gasherden, Wasserleitung und elektrischem Licht versehen. Der Aufenthalt in ihnen ist, zum Unterschied von der Qual in den dunklen, winkeligen und luftlosen Küchen von gestern, gesund und angenehm. Die freundlichen Zimmer mit den großen breiten Fenstern üben einen wohltätigen Anreiz aus und erziehen geradezu zur Sauberkeit. Sie können, was besonders im Winter einen großen Vorzug bedeutet, in kürzester Zeit durchlüftet werden, da die Fenster aller Wohnungen auf zwei Seiten sich öffnen. Als wahrer Segen aber erweisen sich die Zentralwaschküchen,

die in den meisten Häusern untergebracht sind. Unter der Leitung eines Waschmeisters können 20 Frauen gleichzeitig ihre Wäsche reinigen. Jeder Frau wird eine Koje zugewiesen, in welcher sich ein Steintrog, ein Kochkessel und eine elektrische Waschmaschine befinden. Sinnreiche Trockenanlagen, elektrische Rollen und Bügelmaschinen helfen dazu, eine Portion Wäsche, deren Reinigung früher zwei Tage schwerer Arbeit erforderte, in wenigen Stunden mühelos zu bewältigen. Reine Wäsche und blütenweiße Vorhänge sind daher kein Luxus mehr.

Den Kleinsten sind die wunderschönen Montessori-Kindergärten gewidmet, von welchen je einer für eine große Wohnbauanlage bestimmt ist. Die Kinder der Parteien dieser Häuser kennen das gefährliche Spiel auf der Straße nicht mehr. Vorschulpflichtige Kinder können von ihren Müttern, falls diese einen Beruf haben, welcher sie vom Hause wegführt oder sie sonst von der Erziehung abhält, morgens im Kindergarten abgegeben werden, wo sie in Gesellschaft unter der Obhut geschulter Pflegerinnen den Tag verbringen. Der Name Montessori besagt ja, daß sie in ein Kinderland geführt werden, in welchem alles bereit steht, ihnen zu dienen und sie spielend zu selbständigen jungen Menschen zu erziehen.

Für schulpflichtige Kinder stehen Horte zur Verfügung, in welchen sie ihre Schulaufgaben machen und bei Kälte oder Regen spielen können. Bei schönem Wetter aber tummeln sie sich in den riesigen, mit Bäumen, Rasen und Blumen bepflanzten Höfen.

Manche Wohnbauten besitzen sogar eine eigene Leihbibliothek, welche mit ausgezeichnetem Lesestoff versehen, den Lernbegierigen wie den Liebhabern von Unterhaltungslektüre zur Verfügung steht. Eigene Vortragssäle vereinen die Inwohner einer oder mehrerer benachbarter Anlagen zu gemeinsamem Vorwärtsstreben und zu gemeinsamem Vergnügen. Es ist nur selbstverständlich, daß auch die Männer, welche in den beschriebenen Häusern leben, die Schönheiten und Annehmlichkeiten ihres Heims schätzen lernen und die ihnen zur Verfügung stehenden Bildungs- und Vergnügungsstätten den Wirtshäusern vorziehen. König Alkohol hat keinen Platz in den Gemeindehäusern von Wien.

Es ist von eignem Reiz, gegen Abend die großen Gartenhöfe zu durchwandern. Die Männer sind von der Arbeit zurück und spielen mit den Kindern oder sitzen auf den bequemen Bänken, plaudernd oder lesend. Ein regelrechter Korso entwickelt sich in den breiten Alleen, die die Gartenhöfe umgeben, oft auch unter den Laubengängen, die viele dieser Anlagen besitzen. Es ist ein Bild wie in einer traulichen Kleinstadt und so ganz verschieden von dem Anblick, den die Arbeiterviertel sonst des Abends bieten; auf den Straßen spielende Kinder, stets bedroht von den rasenden Autos, auf den Trottoirs Menschen, die sich scheinbar zweck- und ziellos hin und her schieben. Für die Bewohner der Gemeindehäuser hat die Straße aufgehört, Spielplatz und Erholungsort zu sein.

Und das ist gut so: denn damit verschwinden die mannigfachen Gefahren der Straße und an ihre Stelle tritt die stille Schönheit dieser Gartenhöfe, der Geist des Friedens und der Gemeinsamkeit, der die Bewohner des Hauses, „ihres Hauses", vereint.

Die Revolution der Jugend

Ein prächtiges Buch, wofür der Verfasser abgesetzt ist

Gerade als vor mehreren Wochen alle Welt entsetzt hinschaute auf den unsagbaren Greuel, den in den Vereinigten Staaten antisozialistischer Fanatismus an Sacco und Vanzetti verübte — gerade damals ging durch die Zeitungen die Notiz, der Richter des Jugend- und Familiengerichts in Denver, Colorado, Ben B. Lindsey sei seines Amtes entsetzt worden. Allerdings, dieser Mann paßte verzweifelt schlecht in das Bild amerikanischen Gerichtswesens. Ein Mann, seit vielen Jahren weithin bekannt als Bahnbrecher einer neuen, wirklich helfenden Gestaltung des Jugendgerichts. Ein Mann mit warmem Herzen und weitblickendem Auge und durchgreifender Tatkraft und so ohne allen Fanatismus. Was ist eigentlich Fanatismus? Da sieht der Mensch nur, aber auch nur *seine* religiösen, sittlichen, patriotischen, sozialistischen oder kapitalistischen „Grundsätze" und ist verständnislos gegen die unendlich weiteren leuchtenden Bezirke der Menschlichkeit; die trampelt er in ehrlicher Begeisterung nieder. Dieser engstirnige Fanatismus fehlt dem Lindsey ganz. Wie sollten die amerikanischen Bürger solchen Richter ertragen!

Aber, halt! Wir wollen nicht selbstgerecht auf ein anderes Volk hinschauen. Denn es ist doch fraglich, ob unsere deutschen Richter und die Mehrzahl unseres deutschen Volkes solchen Wackeren ertragen würde.

So ist's denn wohl wertvoll, wenn wir uns diesen Mann und sein Werk näherrücken. Die Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart (dort ist auch Friedr. Wolfs „Kolonne Hund" erschienen) bringt in sehr guter Übersetzung Lindseys neuestes Buch „Die Revolution der modernen Jugend", das ich Partei-Büchereien dringend empfehlen möchte.

Lindsey berichtet eine Fülle von „Fällen", die vor ihn gebracht wurden, zeigt dann, wie er die behandelte, und zieht endlich mit kühnster Unbefangenheit daraus seine Forderungen.

Zuerst die „Fälle". Sie bewegen sich ohne Ausnahme auf dem Gebiet, von dem man in anerzogener falscher Scham so ungern spricht, und in dem wir doch alle leben, solange uns Leib und Seele noch gesund sind, es ist das geschlechtliche Gebiet.

Da erleben wir nun Blicke hinter die Kulisse amerikanischen Lebens, wie sie eben nur ein Einheimischer und wieder nur ein Jugendrichter geben kann; der fremde Amerikareisende kann natürlich nicht ins Familienleben hineinsehen; nur die Außenseite präsentiert sich ihm, da herrscht der Puritanismus, kühle Sittenstrenge und Alkoholverbot. Denver wird an Größe und Reichtum Frankfurt nahe kommen, hat viele Banken, Fabriken, höhere Schulen und sehr viele Kirchen. Wie es hier bei den Alten zugeht oder bei der Jugend der „unteren" Klassen (die bei uns vornehmlich den Jugendrichter beschäftigt), sagt Lindsey nicht, er spricht nur von der Jugend der „oberen Klassen", aus den Familien des Bankiers, der Pastöre, der Bank- und Schuldirektoren usw. Und hier herrscht bei den etwa Zwanzigjährigen (oft viel jüngeren) hemmungslose geschlechtliche Ausschweifung, Alkoholismus, Abtreibung, in den besseren Fällen Probeehe mit Verhinderung der Empfängnis, in den besten heimliche Ehe mit heimlicher

---

Bäcker auf der Walze

Ich lag im Walde, die ganze Nacht:
Die Herbstluft hat mich steif gemacht.

Ich komme zur Stadt. Ein Bäcker spricht an.
Ob ich hier Arbeit kriegen kann?

Zehn Meister sagten: Nein und nein. —
Beim Betteln steckt der Putz mich ein.

Fünf Tage Haft, bei Wasser und Brot.
Einem Mäuschen lindere ich die Not.

Der sechste Tag: Nun bin ich frei!
Es lebe die walzende Bäckerei.

dm.

Merligen das Schweizer Schilda

Von **Robert Mösinger** (Frankfurt a. M.)

Am schönen Thunersee, mitten im Berner Oberland, dem Kleinod der Schweiz, liegt das Städtchen Merligen, dessen brave und biedere Bewohner seit urewigen Zeiten im Rufe stehen, Dinge zu tun, die man den wackeren deutschen Schildbürgern nachsagt. Ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt, jedenfalls nimmt es auch heute noch jeder Schweizer krumm, wenn man zu ihm sagt: „Bischt in Merlige gsi?"

Einige dieser Merliger Schildbürgerstückchen sind nun so köstlich in der Erfindung, so bieder und treu in ihrem Humor, daß es sich schon verlohnt, sie der Vergangenheit zu entreißen.

Also da sind eines Tages die Merliger hinaus auf den Thunersee gefahren, um ihren Nachbarn, den Spiezern, einen Besuch abzustatten. Zwölf wackere Männer saßen im Boot und legten sich in die Riemen. „Eins, zwei, drei, ha fest Männer" kommandierte schon stundenlang der Steuermann und die Merliger ruderten, daß ihnen der Schweiß von den sonnengebräunten Wangen lief. Doch Spiez kam nicht näher, wohl sah man seinen eckigen Kirchturm, doch die Entfernung blieb immer gleich. Und als sie wieder eine Stunde gerudert waren, kam endlich einer auf den Gedanken, einmal nachzusehen, ob denn das Boot überhaupt abgebunden sei. Und siehe da, es lag schön an seiner langen Kette und Merligens Frauen kamen freudig ans Ufer, weil sie glaubten, ihre Männer seien schon von der weiten Spiezer Reise zurückgekehrt.

Ein andermal hatte ein Merliger Malermeister den Auftrag, bei einem braven Bäuerlein den Stall zu weißen. Schon früh am Tage machte sich der Meister mit zwei Gesellen und dem Lehrjungen auf, denn auch in Merligen hat nach alter Väter Weisheit Morgenstund Gold im Mund. Also gingen sie zum Bauern, der sie gleich in den Stall führte. Dort Kuh an Kuh und Öchslein bei Ochs. „Hier ist gut schaffen", sagte der Meister vom Pinsel zum Bauern, „hier brauchts kein Gerüst". „Wir legen unsere Bretter aufs Rindvieh und stellen die Leitern darauf"! Und so geschah es! Eine Zeitlang ging die Sache ganz gut, Kuh und Ochse hielten still und der Meister pinselte mit den Gesellen um die Wette. Aber selbst das geduldigste Rindvieh läßt sich auf die Dauer nicht alles gefallen. In stummer Vereinbarung sprangen Öchslein und Kuh nach links und nach rechts und wenn nicht, ob dem Gepolter, der Bauer gekommen wäre, so hätten Meister und Gesellen elend ihr Leben in der Kalkbrühe lassen müssen. Seit der Zeit aber baut man auch in Merligen wieder Gerüste.

Zum Dritten ging eines Nachts der Merliger Bürgermeister mit seinen Getreuen vom abendlichen Schöppchen nach Hause. Wohl war man etwas angesäuselt, doch daß da in der Tiefe des Stadtbrunnens ein wunderschöner runder Käse lag, das konnte man denn doch noch erkennen. „Den müssen wir haben" sprach ermunternd der Bürgermeister und schwang sich übern Brunnenrand. „Kannst du ihn kriegen, Bürgermeister?" polterten aufgeregt die andern. „Nein, nein, noch nicht", kam dumpf die Antwort aus dem Brunnen, „ihr müßt helfen"! Und so stiegen denn die Merliger Männer einer nach dem andern in den Brunnen und hielt

Entbindung, Weggabe des Kindes usw. Und so sei es, behauptet Lindsey nach den Erfahrungen seiner 26 Amtsjahre, nicht nur bei denen, mit denen er amtlich verhandelte, sondern bei den allermeisten Gleichaltrigen, und nicht nur in Denver, sondern überall in den Vereinigten Staaten. Daß der herrschende Puritanismus einen Mann absetzt, der ihm derart seinen guten Ruf verschandelt, ist begreiflich, wird auch bei uns vorkommen.

Eins ist nun all den „Fällen" nach Lindseys Angabe gemeinsam: die Eltern, Lehrer, Pfarrer der Jugendlichen haben meist keine Ahnung von ihrem Treiben. Die jungen Herrschaften suchen nach außen hin den Schein ehrbarsten Puritanertums zu wahren, weil sie fürchten, sonst aus Elternhaus, Schule, Geschäft hinausgeworfen zu werden; und dann verlören sie ja ihren „guten Ruf" und vor allem ihr jetziges reiches, komfortables Leben. Man sieht, mit der Revolution ist's bei dieser amerikanischen Jugend nicht weit her. Da war vor gut 20 Jahren die deutsche bürgerliche Jugendbewegung doch revolutionärer, die in aller Offenheit dem Elternhause und der Schule den Krieg erklärte. Die amerikanische Jugend handelt ja viel grundstürzender, aber, wie gesagt, im tiefsten Geheimnis. Nur wenn ihnen schwere Folgen drohen, etwa durch Verrat oder Schwangerschaft, dann gehen sie hilfesuchend — nicht zu Eltern, Lehrern usw., sondern zum Richter Lindsey.

Warum zu dem? und nicht zu denen, die die nächsten dazu sind? Nun, weil sie wissen: das ist der einzige uns bekannte Mensch, der ohne Fanatismus ist, dessen abgeklärter Menschlichkeit nichts Menschliches fremd ist, und der uns deshalb helfen wird. Darum kommen denn zu ihm nicht nur die, die durch ihre zügellose Ausschweifung in die Patsche geraten sind, sondern auch ernste, tüchtige junge Leute, deren Vernunft und Herz sich aufbäumt gegen die puritanischen Lebensgesetze.

Lindsey schildert immer wieder wie er mit ihnen verkehrt: nicht entrüstet sie anschreiend, nicht schulmeisterlich sie von oben her belehrend, nicht pfäffisch sie salbungsvoll abkanzelnd, sondern als Mensch zu Menschen, als älterer, klügerer Kamerad zu lebensunerfahrenen.

Diese Stellen sind mir beinahe die wichtigsten in dem Buche. Für fast alle Eltern und Lehrer kommt einmal die furchtbar schwere Zeit, wo unsere Kinder sich von uns loslösen. Weshalb? Weil wir in engherzigem Fanatismus unsere Kinder bilden wollen nach unserem Bilde; wir reden von Freiheit und Menschenwürde und sind den Kindern gegenüber so oft brutale Gewaltherrscher, wir schimpfen auf Pfaffen, und pfäffische Unfehlbarkeit behaupten wir für uns gar nicht selten. Nicht aufmerksam genug können Eltern und Lehrer jene Berichte Lindseys lesen. Zahllose Trauerspiele in Haus und Schule würden vermieden oder gemildert, wenn wir von ihm lernten, gütiger (das ist noch lange nicht „schwächlicher") Kamerad unserer Kinder zu werden.

In der Darstellung des Verhaltens dieses Lindsey zur Jugend liegt schon die eine seiner bedeutsamsten Forderungen: daß Eltern und Lehrer in seinem Geiste mit der Jugend verkehren. Eigentlich ist's ja toll, daß uns unsere Kinder und Schüler in der wichtigsten Periode ihres Lebens fremd gegenüberstehen.

Soll das jemals anders werden, so müssen wir freilich noch ein zweites von Lindsey lernen, und das ist seine unvoreingenommene Stellung zur Sinnlichkeit, insbesondere zum Geschlechtlichen.

Früher erzählte man sich, in ganz streng puritanischen Häusern Englands und Amerikas würden sogar den Stuhl- und Tischbeinen Hosen angezogen, damit sie den Beschauer nicht auf erotische Gedanken brächten. Na, es war wohl ein gut erfundener Witz, zudem hat die moderne Damenmode mit mancher Zimperlichkeit aufgeräumt. Aber in unserem tiefsten Innern schleppen wir fast alle, in Deutschland wie in Amerika, die Last der alten puritanischen (und katholischen) Anschauung mit uns herum, sie sitzt uns auf dem Nacken unabschüttelbar, wie jener böse Geist auf Sindbads Nacken ritt in dem grausigen Märchen in Tausend-und-einer Nacht. Wie seit Jahrtausenden, so raunt sie auch heute uns zu, daß alles geschlechtliche Denken und Tun eigentlich unrein, tierisch, sündig sei, etwas, dem man ja immer irgendwie dienstbar bleibt, das man aber mit allen Mitteln verheimlicht. Und doch ist hier die Quelle des Lebens, auch eine der Hauptquellen aller Kunst auf jedem Gebiete und eine der Hauptquellen unserer Lebensbetätigung im Geistigen und Körperlichen.

Und davon wagen die wenigsten Eltern und Lehrer mit ihren Kindern zu reden! Natürlich gehen die dann ihre eigenen Wege, die die Unerfahrenen oft genug in übelsten Morast führen. Und hernach donnern wir törichten Alten auf die verkommene „Jugend von heute" und stoßen sie damit nur noch tiefer in den Dreck.

Item, das wäre das zweite, was Lindseys tapferes Buch uns vorlebt: die freie, natürliche, rein menschliche Einstellung zum Geschlechtlichen. Erst wer die hat, kann seinen Kindern wirklicher Kamerad werden und bleiben.

Aber jene Einstellung ermöglicht unserem Verfasser auch Folgerungen von höchster Bedeutung für das Leben der Erwachsenen, der Eltern unter sich. Ich betone: Folgerungen von höchster Bedeutung.

Er fordert eine Regelung der Geburten und unterstützt also unseren Kampf gegen den verhängnisvollen § 218, nicht allein aus hygienischen Gründen (kranke Eltern erzeugen kranke Kinder), auch nicht allein aus wirtschaftlichen Gründen (Armut, Wohnungsnot, Arbeitsüberlastung machen es vielen Eltern unmöglich, eine große Kinderzahl zu versorgen und zu betreuen), sondern auch aus rein geschlechtlicher Erwägung: die Frau soll nicht durch eine zu häufige Wiederkehr von Entbindungen frühzeitig saftlos und alt werden. Sie soll möglichst lange ihre sinnliche Frische sich erhalten, und das ist eben nur möglich bei vernünftiger Regelung der Geburten.

Ich sagte schon: dieser Richter Lindsey guckte durch die Wände vieler Häuser, wahrhaftig nicht neugierig und lüstern, sonden als ernster, tatbereiter Mann, der den Leuten helfen will, die dahinter wohnen. Und zu welchem Ergebnis kommt er? Man könne nicht rasch genug aufräumen mit der theologischen Ansicht, die Ehen würden im Himmel geschlossen; „wo man, nebenbei gesagt, diese Institution selbst gar nicht hat!" fügt der Bibelkundige hinzu. (Er denkt an Jesu Wort, daß man im Himmel weder freie, noch sich freien lasse.)

Ferner müsse man ehrlich zugeben, daß Ehe und Liebe durchaus nicht immer gleichbedeutend seien. Wieviele Ehen werden um des Geldes willen geschlossen oder um die Folgen eines Sinnenrausches zu verdecken! Weiter: wieviele Brautleute lernen sich denn wirklich kennen? Schon deshalb nicht, weil in jener Zeit

---

sich der Zweite am Bürgermeister, so packte der Dritte derb den Zweiten an den Füßen, bis sie alle im Brunnenschacht baumelten. „Jetzt mußt du ihn aber haben" rief der Bürgermeister zum Letzten, doch der echote: „Nur noch eine Elle"! „Warte nur einen Augenblick", schrie darauf der Bürgermeister, „ich rutsch nach!" Und er tat es, ließ den Brunnenrand los und Merligens Männer lagen in bunter Reihe im Brunnen. Den schönen runden Käse haben sie aber trotzdem nicht gefunden, war es doch der goldene Mond, dessen volle Scheibe sich trefflich im Wasser abspiegelte.

Schließlich revolutionierte einst Merligens Weibervolk. Lieber wollten sie im Thunersee ersaufen, als je zu ihren Männern zurückkehren. Draußen weit vor der Stadt am Beatenberg hatten sie ihr Lager. Aber kaum fing es an zu nachten, da verschwand schon die erste Schöne auf geheimen Hirtenpfädlein, um ins Städtchen zum Gemahl zurückzukehren, ihr folgte bald die Zweite und ehe der Nachtwächter auf seinem alten Horn die Mitternacht ansagte, war das Weiberlager leer und verlassen. Merligens Männer lachten, daß ihnen das Herz am Halse klopfte und immer, wenn heute einer in der Schweiz reumütig zurückkehrt, so sagt man wohl: „Er machts wie Merligens Weiber!".

Die künstliche Umwandlung der Elemente

Trotz des Mißerfolges der Gewinnung von künstlichem Gold aus Quecksilber, haben doch die Versuche des berühmten englischen Forschers Rutherford über Elementumwandlungen nicht nur ihr Interesse behalten, sondern sie werden wieder mehr beachtet als früher. Die Untersuchungen Rutherfords, die schon vor Jahrzehnten begonnen wurden, gehen von folgendem Versuch aus:

Man läßt ein Bündel sehr schneller Alphastrahlen aus Radium C unter gewöhnlichem Druck durch Wasserstoff gehen. Die verwendeten Alphateilchen haben die doppelte Masse der Wasserstoff-Moleküle, ihre Geschwindigkeit ist aber 10 000mal so groß, so daß ihre kinetische Energie das zweihundertmillionenfache von der der Wasserstoffmoleküle beträgt. Wenn die Alphateilchen ungefähr eine Strecke von 28 Zentimetern durchlaufen haben, verschwinden sie, d. h. man kann sie weder durch Szintillation auf einem Zinksulfidschirm noch durch Filterung der Gase mehr nachweisen. Man kann bei dem Versuch aber noch jenseits der Grenze von 28 Zentimeter auf dem phosphoreszierenden Zinksulfidschirm Szintillation beobachten. Diese müssen anderen strahlenden Teilchen zugehören, die man als H-Teilchen bezeichnet hat. Diese bestehen aus Wasserstoff-Atomen, die das einzige Elektron verloren haben, das jedes normale Wasserstoffatom besitzt. Es liegen hier also Wasserstoffkerne vor, die mit einem anderen Ausdruck auch als Protonen in der wissenschaftlichen Literatur bekannt sind. Infolge des Verlustes eines Elektrons sind die Wasserstoffkerne elektrisch positiv geladen, was sich durch die Ablenkung der H-Strahlen durch ein elektrisches oder magnetisches Feld zeigen läßt. Der Durchgang von Alphastrahlen durch Stickstoff läßt ebenfalls H-Strahlen entstehen, die mit den im Wasserstoff erhaltenen identisch sind. Nur sind die aus Stickstoff erhaltenen Protonen imstande, einen etwa anderthalbmal größeren Weg zurückzulegen als die aus dem Wasserstoff gebildeten.

Rutherford hat etwa 20 Elemente dem Alphastrahlenbombardement ausgesetzt. Außer dem Stickstoff spalten sich fünf Elemente unter dem Aufprall der Alphastrahlen, indem sie Protonen aussenden, die eine größere Geschwindigkeit haben als die H-Teilchen, die man im Wasserstoff erhält. Diese 5 Elemente sind das Bor, das Fluor, das Natrium, das Aluminium und der Phosphor. Mit Hilfe einer anderen Versuchsanordnung ist es aber Rutherford und Chadwick neuerdings gelungen mit Sicherheit nachzuweisen, daß alle leichten Elemente bis zum Kalium einschließlich durch den Stoß der Alphateilchen aufgesplittert werden. Ausgenommen sind Helium, Lithium, Beryllium, Kohlenstoff und Sauerstoff, da dieser Nachweis nicht mit Sicherheit geführt werden konnte.

Vor einiger Zeit haben die österreichischen Forscher Kirsch und Pettersson angegeben, nach einer ähnlichen Methode wie Rutherford fast alle Elemente aufgespalten zu haben, aber ihre Ergebnisse sind von anderer Seite noch nicht bestätigt.

sinnlicher Hochspannung sich unwillkürlich jeder Teil von seiner besten Seite zeigt; man braucht dabei gar nicht immer schlaue Berechnung vorauszusetzen. Und wenn hernach die Hochspannung nachläßt, zeigt sich bei beiden oder, was verhängnisvoller ist, bei einem die ganze trostlose Alltäglichkeit. Und endlich droht eine Gefahr, sagt Lindsey, allen, auch den besten Ehen: sie sind von einem Stacheldraht von Geboten umgeben. Und jedes Gebot ist ein Anreiz zur Übertretung. Um das zu erweisen, braucht man nicht erst auf die psychologisch tiefsinnigen Worte des Apostels Paulus hinzuweisen. Seht die Jungens und Mädels irgend einer Klasse. Je mehr ihr die mit hundert „du sollst" umgittert, umso mehr regt sich in ihnen der Wille zur Übertretung. Und in uns Alten steckt noch ein beträchtliches Stück aus unserer Buben- und Mädelszeit. Viele unterdrücken diesen Freiheitssinn in sich durch feiges, gewohnheitsmäßiges Sichanpassen und zerstören damit in sich ein kostbares Jugenderbe, ihr bestes Selbst. Andere sprengen geheim oder offen ihre Fesseln.

Diese und viel andere Erfahrungen und Erwägungen führen Lindsey zu der immer wiederholten Forderung einer leichteren Lösbarkeit der Ehen, ja, geradezu einer gesetzlich zugelassenen Probeehe, bei der die Empfängnis zu verhindern wäre, bis beide Teile sich zur Dauerehe entschließen können.

Lindsey weiß, daß jetzt zahllose entsetzt jammern werden, er öffne der Unsittlichkeit weit die Tür. Aber er weiß auch, daß es um viele Millionen Ehen so schlimm steht, daß man dem Übel an die Wurzel gehen muß. Vor allem aber — und das gilt für sein ganzes Buch — er ist, negativ gesprochen, ein Mensch ohne jeden engen Fanatismus und, positiv gesprochen, ein Mensch von warmem, tatbereitem, unerschütterlichem Glauben an das Gute in jedem geistig gesunden Menschen. An das Gute, das freilich nur in einer Luft sich entfalten könne, in der Freiheit.

Dies Buch ist im edelsten Sinne eine revolutionäre Tat, freilich nicht der modernen amerikanischen Jugend, wohl aber des prächtigen Richters Ben Lindsey. Natürlich hat's ihn sein Amt gekostet, aber um so offener wollen wir uns zu ihm bekennen.

Hillmann.

Das Erdbebengebiet in Turkestan

Die jüngsten Meldungen über die verheerende Erdbebenkatastrophe in Turkestan lenken die allgemeine Aufmerksamkeit wieder einmal auf Zentralasien. Betroffen ist diesmal der östlichste Teil der Sowjetrepublik Turkestan, das Gebiet von Fergana. Es ist das ein etwa 200 Kilometer langes Hochgebirgstal, das an seinem Eingang im Westen nur etwa 7 Kilometer breit ist, sich nach Osten zu erheblich erweitert, nirgends aber über 100 Kilometer Breite hinausgeht. Die hohen, zum Teil über 4000 Meter ansteigenden Bergketten im Norden und Süden des Tales, sowie das Hochgebirge, das im Osten das Fergana gebiet begrenzt, gehören zum Pamir. Mehrere aus den Bergen kommende Quellflüsse vereinigen sich zum Naryn, der das Fergana gebiet von Ost nach West durchströmt und während seines Laufs den Namen Syr-Darja annimmt. Nachdem der Fluß das Tal verlassen hat, wendet er sich scharf nach Norden und ergießt sich nach längerem Lauf durch die Kirgisensteppe in den Aralsee.

Das Fergana gebiet ist außerordentlich fruchtbar. Ein vorzügliches Bewässerungssystem, in dessen Anlage die Einheimischen wahre Meister sind, versorgt das Land durch tausende von feinverzweigten Kanälen, die „Aryk" heißen, mit Wasser. Die hierdurch erzeugte Üppigkeit ist erstaunend. Alle Obstsorten gedeihen in vorzüglicher Güte, in erster Linie Wein, der nicht, wie bei uns, an Stöcken, sondern in Lauben, ähnlich wie in Italien und Südtirol gezogen wird. Die Riesentrauben mit den oft kirschgroßen Beeren dienen zur Herstellung von Rosinen. Auch Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen, Mandeln, Pistazien und viele andere Früchte gibt es in Hülle und Fülle. Mit den Melonen des Landes können sich an Aroma und Schmackhaftigkeit weder die indischen noch die persischen messen. Der früher so umfangreiche Baumwollanbau ist im Laufe der Kriegsjahre zugunsten der Getreidekultur zurückgegangen.

Dieses von der Natur so gesegnete Tal ist freilich sehr oft von Erdbeben heimgesucht. Kein Jahr vergeht, ohne daß sein Boden durch mehrere Beben erschüttert wird. Die meisten sind allerdings leichter Natur, und da die Häuser fast alle aus Holz und Lehm sowie eingeschossig sind, so geschieht ihnen meist kein Schaden. Aber von Zeit zu Zeit treten katastrophale Erschütterungen auf, und fast kein Jahrzehnt bleibt von ihnen verschont. So wurde bei dem schlimmsten Erdbeben, das in neuerer Zeit stattfand — es war im Jahre 1902 — die Stadt Andischan fast vollständig vernichtet, und mehr als sieben tausend Menschen kamen ums Leben. Auch im Jahre 1911 richtete ein größeres Beben im Fergana gebiet und in den nördlich daran angrenzenden Provinzen viel Unheil an. Diesmal ist das Zentrum des Bebens die Stadt Namangan, die einige Kilometer nördlich des Syr-Darja liegt.

Das Gebiet von Fergana gehörte früher zum Fürstentum Koland, dem die Russen 1876 nach der Einnahme der Hauptstadt Koland ein Ende machten. Die wichtigste, weiter nördlich außerhalb des Fergana gebiets gelegene große Handelsstadt des Landes, Taschkent, hatten die Russen noch 10 Jahre früher eingenommen. Taschkent wurde nach der Besitzergreifung Turkestans durch die Russen die Hauptstadt der neuerobertem mittelasiatischen Gebiete, aus denen Rußland das Generalgouvernement Turkestan machte. Heute ist es eine von Moskau abhängige Sowjetrepublik.

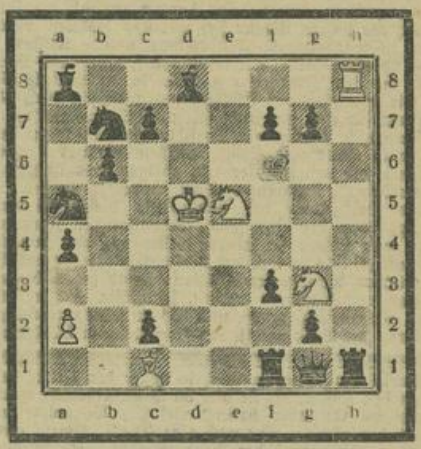
Bewohnt wird das Land von Sarten, Tadschiken, Usbeken und anderen Mischvölkern. Sie sind Mohammedaner und sprechen „Sartisch", einen türkischen Dialekt. Im Gegensatz zu anderen Ländern des Orients haben die Bewohner ihre altangestammte bunte Kleidung, die in einem langen, schlafrockähnlichen „Chalat", einem breiten Gürtel mit einem Metallschloß, hohen bunten Stiefeln und einem mächtigen Turban, besteht, beibehalten. Ein Bazar des Landes bietet daher ein außerordentlich farbenfrohes, echt orientalisches Bild. Die Frauen fehlen darin allerdings fast ganz.

Durch das Fergana gebiet führt der östliche Teil der Mittelasiatischen Bahn, die, bei Krasnowodsk am Kaspischen Meer beginnend, durch die Turkmenensteppe führt, an Buchara und Samarkand vorbeigeht, bei Chodschent in das Fergana gebiet eintritt und bei Andischan endet. Kurz vor Chodschent zweigt bei Tschernajewo die Bahn ab, die über die Landeshauptstadt Taschkent und durch die Kirgisensteppe nach Orenburg an der Grenze des europäischen Rußland führt und dadurch Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz gewinnt.

Schach-Ecke

Die Schachecke wird bearbeitet von J. Bruchhäuser, Frankfurt a. M., Waldschmidtstraße 29, wohin auch alle Zuschriften und Lösungen zu senden sind.

Endspielstudie Nr. 52
Von einem unbekannten Autor



Kontrollstellung: Weiß: Kd5, Th8, Se5, g3, Le1, Ba3 (6). Schwarz: Kf6, Dg1, Tf1, h1, La8, d8, Ba5, b7, Ba4, b6, c2, e7, f3, f7, g2, g7 (16).

Weiß am Zuge.

In wieviel Zügen wird Weiß matt?

Schon die Fragestellung ist das Gegenteil des üblichen Ernstes. Schwarz hat eine zum Gewinn lächerlich übertriebene Kraftentfaltung. Zudem steht der weiße König in der Mitte dieses Zyklones von Kräften. Zum Kampfe hat er nur ein paar Springer. — Turm und Läufer kommen offenbar nicht zur Bewegung. Nur der schwarze König steht ungeschickt; er muß sich irgendwo einen sicheren Platz suchen, was ihm, so denkt er gewiß, ohne Zweifel bald gelingen wird. Wie lange wird die Plackerei mit den dummen Jungens, den Springern, noch dauern?, fragt er sich und begibt sich, ein wenig fettleibig, auf die Suche nach einem behaglichen Heim.

1. Se5—g4+ Kf6—e7 — Nach g6 geht es nicht gut, da kommt Sg4—e5; die Nachbarschaft von Th8 und Le1 ist doch peinlich.
2. Sg5—f5+ Ke7—d7 — 2. Sg4—e5+ Kd7—c8 Uff! Endlich in Sicherheit!
. . . . . .
4. Sf5—e7+ Der verfl. Turm! — . . . . . 4. Kb8—c8
. . . . . .
5. Se5—d7+ . . . . . — Schrecklich, diese enge Gasse! Na, aber es hat sein Gutes, hier kann kein Springer folgen.
5. . . . . Kb8—a7 (Au!) — Die weißen Springer denken: Er entweicht uns. In solcher Enge kann kein Pferd laufen. Aber was tun? Wir müssen ja nach.
6. Se7—c8+ Ka7—a6 — 7. Sd7—b8+ Zum andern Springer: Auch ich, Kamerad, muß mich hier herumdrücken. Ein Spaß ist es nicht.
7. . . . . Ka6—b5 Uff!
8. Sc8—a7+ (Ich verrenke mich!) — 8. . . . . Kb5—b4
9. Sb8—a6+ (Ein Hexenschuß!) — 9. . . . . Kb4—c3 Hier bin ich endlich zu Hause.
10. Sa7—b5+ Kc3—d3
11. Sa6—b4+ Kd3—e2 — 12. Sb5—c3+ Ke2—f2
Schnell weg von dem gräßlichen e1. — 13. Sb4—d3+ Kf2—g3
14. Sc3—e4+ Kg3—g4 — 15. Sd3—e5+ Kg4—f5
16. Se4—g3+ Kf5—f6 — 17. Se5—g4+
Und der König denkt: Ach, jetzt geht es wieder los — bei meiner Fettleibe!

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

Volk-Kunst-Wissen

Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal. Wer feig des einen Tages Glück versäumt, er holt's nicht ein, und wenn ihn Blitze trügen. Th. Körner

Jakob Wassermann

Von **Kurt Ollenburg**

Durch den Roman „Die Juden von Zirndorf" wurde der Name Jakob Wassermanns mit einem Schlag in die Literatur gehoben. Dieses Buch wirkte mit seltener Faszination. Das Vorspiel: die ekstatische Entflammung der gedrückten Früher Juden durch das Irrlicht des Sabbatai Zewi, das Erlösung und Errettung aus dem Joch des Ghetto verheißend am östlichen Himmel aufgetaucht war, um in Verrat zu erlöschen gibt den glühenden und dramatischen Auftakt zu der Erzählung von dem Knaben Agathon aus Zirndorf, Urenkel dieser enttäuschten und entwurzelten Juden. Es ist ein balladester Ton, schwermütig und klingend und von eigenem Erleben bebend, auch in dem modernen Teil dieses Werkes. Dieser Roman hat volksliedhafte Wendungen und einfache Landschaftsschilderungen von unsagbarer Stimmungs- und Empfindungskraft. Die Gestaltung des Buches ist keineswegs einheitlich: artfremde Ereignisse werden, um der Erregung willen, die in ihnen schwingt, in den Fluß des Geschehens eingefügt. Man steht (z. B. am Schluß, wenn Jeanette und Agathon mit dem unglücklichen König Ludwig zusammengeführt werden) unter den Schauern, die den Dichter aus diesen Erschütterungen überströmt haben, obgleich sie nicht eingebaut sind in die Ökonomie des Werkes. Aber wie beim Volkslied sind in frühen Romanen Wassermanns — in „Renate Fuchs", im „Kaspar Hauser", in der schwermütigen Novelle vom „Nie geküßten Mund" und in einzelnen Geschichten aus den „Schwestern" — logisch nur locker verknüpfte Ereignisse in einen unergründlichen mystischen Zusammenhang einbezogen. Die Handlungen und Gefühle kreisen in einem Empfindungsstrom, in demselben erregten und erregenden Fluidum der Seele.

Historische und moderne Stoffe werden unter Wassermanns formenden Händen gleich wirklichkeitsnah und wirklichkeitsfern. Die Geschehnisse der Geschichte, wahr möglich oder unmöglich, haben dieselbe Anschauungsintensität wie die zeitgenössischen Motive: eine Bildhaftigkeit, die wie im Traum ist: die manchmal die Gegenständlichkeit von Dingen und Menschen unerklärlich steigert und schärft oder alles in wogende Nebelschleier hüllt. Sie haben auch, ob sie glaubhaft oder unwahrscheinlich sind, die Eindringlichkeit des Traumerlebnisses.

„Renate Fuchs" ist am tiefsten in die Dunkelheiten des Gefühls versenkt geblieben; in „Kaspar Hauser" wiederum ist es als ob der Stoff sich von selber abgerundet habe, so sehr ist das Thema — die Geschichte des geheimnisvollen, menschheitsfernen Findlings — Wassermanns Erschauung gemäß. Im „Gänsemännchen" kündigt sich eine neue und objektivere Kunstform an. Die Gestalt des Daniel Nothafft, die Ichbefangenheit des von Schöpfungsdrang befangenen Künstlers, der das Leben dem Werk verschreibt, scheint freilich noch wie alle früheren Helden Wassermanns, Träger eigener Erlebnisse. Aber die Nebenfiguren, mit Ausnahme der Schwestern, Jordan, Döderlein, Jason Philipp und die spukhafte Philippine sind nicht gelebte, sondern von außen her genommene Figuren: anschaulich, aber keineswegs von ihrem Gefühlszentrum aus gestaltet. Daher auch die starre, maskenhafte Erscheinung der Mitagierenden.

„Christian Wahnschaffe" ist das stärkst geformte Werk dieser neuen Linie. Die Wendung zum dichterischen Idealismus wird entschieden vollzogen. Wahnschaffe selbst, Buddha des zwanzigsten Jahrhunderts, Wanderer aus Pracht in Armut und Entsagung, der hochgeborene Edle, der die Verantwortung für die Leiden der Welt auf sich nimmt: ist schon Menschlichkeit ins Göttliche gesteigert. Die Tänzerin Sorel, der Großfürst, der irrsinnige Geigenspieler Amadeus Voß: sie alle sind nicht Typen, sondern Steigerungen eines Typus ins Superlativistische. — Auch die Milieuzeichnung hat diese Überhöhung. Es ist Märchennaivität und die Erregung von Wunschbildern darin, wie die Gegensätze verschärft sind: die Millionen des Geldes, die Haufen Perlen und Diamanten auf der einen Seite; auf der anderen schwärende Krankheit und abgrundtiefes, verworfenes Elend. — Später, in „Sturreganz", ist diese mythoshafte Überhöhung der Gegensätze zu einem vollendeten Kunstmärchen geworden.

Man muß von den früheren Werken Wassermanns sprechen, wenn man den Dichter finden will. Der „Wendekreis"-Zyklus, „Die Masken Erwin Reiners" und „Faber" haben eine Skepsislosigkeit und eine vertrauensselige Moral, die kaum durch den strömenden Reichtum an Einfällen und die edle Stilhaltung ausgeglichen ist. Schon in „Wahnschaffe", diesem Roman, der mit rauschhafter Suggestion und mitreißender Dramatik bis zum Ende gespannt ist, empfindet man, wie Wassermanns Idealismus ins Wesenlose zu treiben beginnt. Indem Wassermann aus seinem Gefühlskreis heraustrat und der Gestalter objektiver Daseinszustände ward, begann er sich zu entwurzeln.

Die Fabuliertunst Wassermanns hat in diesen Werken eher zu- als abgenommen. Es werden scheinbar mühelos Geschehnisse aller Art aneinandergefügt: die vielfältigsten Zustände und Gesellschaftsklassen sind mit virtuoser Schlichtheit gegeben. Aber diese ganze blende Technik arbeitet mit immer steriler werdendem Material. Ulrike Woytich, Erwin Reiner, Grammont usw. sind Stilisierungen von einer Glätte, die Verflachung und nicht Verdichtung ist. Wie in den ersten Werken ist die Führung der Ereignisse oft ohne logische Bindung; aber es fehlt jetzt, im Gegensatz zu den Frühwerken, die Einheit der Stimmung, die das Zufällige in eine notwendige Geschlossenheit bannt. Denn: was Wassermanns Frühwerke so einmalig und reizvoll zwischen Kultur und Volkskunst schweben läßt: die gefühlserfüllte Phantasie, die Sensation der Sinne, die zugleich tiefes Erlebnis war, hat sich in den letzten Werken allzusehr harmonisiert. So sehr harmonisiert und ins Klassizistische geläutert, daß die Moral des Kino manchmal in die Nähe gerückt scheint. Man ist z. B. in den „Masken Erwin Reiners", in „Golowin" und in „Ulrike Woytich" so peinlich sicher, daß nach allen wunderbaren, unwahrscheinlichen und unpsychologischen Fährnissen, nach allen heftigen Umbiegungen der Charaktere Verschiebungen der Handlung und allen superlativistischen Übersteigerungen, — nichts eigentlich Schlimmes passieren wird: daß Virginias Jungfräulichkeit, trotz Verschleppung in ein abgelegenes und zu diesem Zweck bereitetes Gemach und trotz aller Schurkerei des dämonischen und mondänen Verführers, Erwin Reiner, intakt bleiben wird für die Ehe mit dem weltumsegelnden Monfred; daß Ulrike Woytich, das böse Prinzip, vor der edlen Josephe und dem göttlichen Kind Fanny schmählichen Schiffbruch erleiden wird: daß das Böse sowohl durch Vermögensberaubung wie durch allerlei seelische Leiden gestraft werden wird so triumphierend und teuflisch-schlau es sich auf den ersten Bogen der Romane giriert hat.

Vielleicht hat der Wille zur klassischen Form und das Streben nach klarer Darstellung die Urgründe verschüttet, aus denen die Frühwerke Wassermanns ihre strömende Suggestion empfingen. Die Technik der Spannung ist geblieben — aber sie kreist um allzu respektvoll behandeltes, erstarrtes Kultur- und Weltanschauungsmaterial.

Bei Wassermann steht und fällt die Wirkung des Werkes mit der Unbefangenheit der Erschauung. Da Wassermann in seinen letzten Werken ein vollendeter Stilist, ein kulturbewußter Schriftsteller wurde — verlor er den Schlüssel, der ihn einst zu den Müttern führte; verschwand Dämonie und Urerlebnis aus seinem Werk.

Ceccinje und die schwarzen Berge

Von **Georg Engelbert Graf**

Sciroccoschwüle über Ragusa! Die ganze Stadt in fieberndster Aufregung! Im Hafen war ein italienisches Motorboot mit einer Anzahl Faschisten eingetroffen, die in provozierender Aufmachung die Stadt betraten. Ein Wahnsinn oder eine bodenlose Frechheit im gegenwärtigen Augenblick! Die Bevölkerung kocht. Wenn nicht Polizei und Militär die verhaßten Schwarzhemden in die Mitte genommen und sie schleunigst zum italienischen Konsulat bugsiert hätten, sie wären gelyncht worden. Und dann . . .

Und dann? — Trotz der Sciroccoglut friert es einem von innen heraus.

Auf Umwegen bringt man die ungebetenen Gäste auf den Schub. Alles atmet auf.

Aber der schwüle Scirocco brütet weiter über der Stadt! Luft! Luft! Wir entschließen uns rasch zu einer Fahrt nach Montenegro und ins Albanische hinein nach Skutari.

Montenegro, Crnagora, die „Schwarzen Berge" — Nikita, der König der Hammeldiebe — Diplomatenränke — Blutrache — schauervoll-blutrünstige Romantik: wie Spinnwebe klebt das an diesem Gebiet.

Aber es gibt auch wenig Fahrten auf europäischem Boden, die dem Auge so viel Herrlichkeiten zeigen.

Da saust das Auto auf kühner Straße hoch über der Adria dahin. Drüben die Insel Lacroma mit ihren Oliven- und Pinienwäldern; dort auf einer Landzunge Alt-Ragusa. Dann über ein niedriges Joch hinweg ein weites Gebirgstal entlang. Zur Rechten Eukalyptus- und Olivenanpflanzungen; im Grunde saftiges Wiesengrün, Felder mit kamillenähnlichen gelben Chrysanthemen (aus denen das berühmte dalmatinische Insektenpulver hergestellt wird), Felder mit Weinranken, Felder mit Mais und Weizen — und im Frühjahr sind diese Mulden — Polje heißen sie hier — ein weiter See, gespeist von zahlreichen unterirdischen Karstflüssen, und der Bauer fährt mit dem Kahn über seine Sommerwiesen und fängt Fische mit Netz und Angel über seinen Äckern. Jetzt aber ist Hochsommer und seit mehr denn drei Monaten ist hier kein Tropfen Regen gefallen.

Ein kleines Fort schließt das Tal ab. Eine Biegung noch — wir sind an der Bucht von Kotor. (Unsere Karten nennen sie immer noch italienisiert Bocche di Cattaro; aber in ganz Dalmatien wird fast nur slawisch gesprochen und Deutsch viel eher als Italienisch verstanden.)

Die ganze dalmatinische Küste ist, geologisch gesprochen, ein Senkungsgebiet; der Südostflügel der Alpen taucht hier allmählich in die Adria hinab. Überall, wo ein Quertal dieses Gebirges ertrunken ist, in Split, Gruz, Dubrovnik und Kotor (auf den Landkarten: Spalato Gravosa, Ragusa, Cattaro) entstanden prachtvolle, oft fjordartige Naturhäfen. Der bedeutendste, eigenartigste und reizvollste ist unstreitig die Bucht von Kotor; ein schmaler schlauchartiger Eingang von der See her, dann eine weite dreieckige Ausbuchtung mit einigen Uferstädtchen, wieder eine Enge — La Catena, die Kette genannt, weil sie früher durch eine gewaltige Kette von Ufer zu Ufer abgeriegelt werden konnte —, dann zwei Zwillingsbuchten von steil über tausend Meter aufschießenden Felsmassiven eingefaßt. Wirklich, man könnte sich an den Vierwaldstätter See versetzt fühlen!

Heute hat die Bucht, wenn auch nicht mehr in demselben Maße wie zur österreichischen Zeit, hauptsächlich strategische Bedeutung. Jede Höhe ist von starken Zitadellen gekrönt, jeder Weg von Forts und Schanzen gesichert, jedes Ufernest wimmelt von Militär, auf jedem freien Platz wird gedrillt und exerziert und geflucht, über der Bucht surren Wasserflugzeuge, und an den Bojen haben eine Anzahl kleinerer Kriegsschiffe festgemacht, denen man allerdings im Ernstfall nicht allzuviel zutrauen dürfte.

Wirtschaftlich — du lieber Gott! Die Fischerei bringt so gut wie nichts mehr ein; das Schmier- und Treiböl der heutigen Schiffahrt räumt erschreckend schnell mit dem einstigen Fischreichtum auf. Handel kaum nennenswert, da das Hinterland fehlt oder fast unzugänglich ist. Bleibt die Fremdenindustrie. Aber mit der will es hier auch nicht so recht klappen; kein Wunder — wo erst das Militär sich festgesetzt hat, da wird es ungemütlich.

Ja früher! Früher, als der Seeraub noch blühte — Krieg, Handel und Piraterei dreieinig sind sie, nicht zu trennen —, da war die Bucht ein kleines Eldorado; heute hat mit den Grenzen sogar der Schmuggel aufgehört. Von ehemaliger Pracht und Herrlichkeit erzählt noch mancher Palast, manche stolze Kirche in Ercegnovi, Kotor und vor allem im innersten Winkel der Bucht, in Predasto, wo zweidrittel der Renaissance- und Barockbauten, kirchliche und profane seit mehr als einem Jahrhundert bereits nicht mehr bewohnt werden und langsam verfallen.

Steil geht es von Kotor aus den Lovtschenberg hinan, den vielbesungenen vielumkämpften Lieblingsberg der Montenegriner, der wie eine graue Wand an 1800 Meter jäh aus der Bucht empordroht. Der war einmal die Grenze zwischen Christen und Türken, war später die Grenze zwischen Österreich und Montenegro — oder besser ausgedrückt, bis zum Weltkrieg, die kritische Dreiländerecke, wo Österreich, Rußland und Italien mit ihrem Einfluß aneinanderstießen!

Erst die Österreicher bauten eine Fahrstraße, die von Cattaro nach Cetinje, der Hauptstadt der Crnagora, führte; bis dahin bestand die Verbindung nur aus einem schwer gangbaren, unbequemen Dammpfad. Diese Fahrstraße ist ein Kunstwerk. Hier hat der Mensch den Bergkoloß geradezu überlistet: schob heimtückisch eine Straße nach einem niedrigen Paßübergang vor, der hinüber zu einer anderen Meeresbucht führte, krallte sich dort in einem Hinterhalt fest und kletterte dann in eiligen Serpentinen — hin-her, hin-her, wie ein Hase, der Haken schlägt — die Steilwand in die Höhe, bis in 1300 Meter Höhe der Sattel erreicht war.

Während das Auto vorsichtig Kehre auf Kehre nimmt und sich in die Höhe schraubt, weitet sich dem Blick ein Panorama auf Meer und Gebirge, wie es überwältigender kaum noch irgendwo in Europa dem Auge sich bietet.

Und angesichts all dieser Schönheit tobten hier in dem Irrsinn des Weltkrieges die erbittertsten Kämpfe, und die sonndurchglühten Felsen tranken Blut, und jede Höhe spie Tod und Verderben. Den Gipfel des Lovtschen krönt heute eine Kirche; aber sie schaut aus wie die Geschützkuppel eines Forts.

Und nun sind wir in Montenegro, dem Land der „Schwarzen Berge". Schwarz? Nein, schwarz sind sie nicht. Vielleicht trugen sie einmal dunkle Wälder, die ihnen den Namen gaben. Heute ist alles, soweit das Auge reicht, eine öde, graue Felswüste. Ein unübersehbares steinernes Meer. Kein Baum, der Schatten bietet, kein Bach, der über Kiesel und Geröll dahin plätschert. Scharfkantig verwitternder, zerklüfteter Kalk, voller Spalten, Löcher, Risse, der gierig allen Regen und Schnee einsaugt und erst in unergründlicher Tiefe in unzugänglichen Schlünden zu Höhlenflüssen sich vereinigt. Nur an den tiefsten Stellen der Mulden, in den Versickerungstrichtern, sammelt sich eine dünne, steindurchsetzte Schicht Verwitterungslehm an, der die Feuchtigkeit längere Zeit festzuhalten vermag. Das gibt das spärliche Ackerland der Bevölkerung, das sorgfältig durch eine Mauer aus Lesesteinen und durch Buschwerk umhegt wird, um dem austrocknenden Wind und

Das Dorf am Dobratsch

Wer jemals das Glück hatte, das Land der Burgen und Lieder, das herrliche Kärnten, zu durchwandern, dem wird vor allem die Landschaft des Wörther Sees unvergeßlich bleiben. Ein ewig blauer Himmel wölbt sich über diesem wärmsten Alpensee Europas, dessen Temperatur von Mai bis Oktober selten unter 25 Grad liegt. Über seinen Fluten und seinen lieblichen Ufern, die am Fuße der mit ewigem Schnee gekrönten Berge liegen, lacht und leuchtet die Sonne, wenn rings im Lande die Unwetter toben. Kein Wunder, daß hier Badeort an Badeort liegt, daß die elegante Welt Jahr um Jahr dort ihre Sommerfrische verlebt. Hier rollt das Geld; hier herrschen Tanz und Frohsinn; hier wohnt eine Welt des sorgenlosen Genießens und der nie versiegenden Freude. Aber wenn man nur wenige Stunden weiterwandert, so bricht dieses Paradies plötzlich jäh ab. Der blaue Himmel hat sich verdüstert; herb und kühl weht die Luft. Über dem uralten Gebirgsgipfel des Dobratsch liegen graue Wolken. Steinig und mühsam ist der Weg, auf dem wir langsam emporsteigen. Lawinen haben überall ihre Schreckensspuren zurückgelassen. Trostlose Ruinen zerstörter Häuser liegen an der Straße. Gegenüber weite Schutthalden. Wir sind im Bergwerksgebiete Kärntens.

Nahezu die ganze Dorfbevölkerung arbeitet im Bleibergwerk. Männer und Frauen, bleich und unterernährt aussehend, in primitivster, ärmlichster Kleidung gehen an uns vorüber. Wir versuchen ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Sie gehen bereitwillig auf unsere Fragen ein und erzählen von ihrem Leben im Bergwerk und zu Hause, von ihrem Verdienst und ihrer Organisation. Manches Wort allerdings macht dem Verständnis Schwierigkeiten, denn sie sprechen entweder slowenisch oder im Kärtner Dialekt, und beides ist uns nicht geläufig. Ihr besonderer Stolz ist eine kleine Wanderbibliothek, die von der Arbeiterkammer in Klagenfurt ihnen zur Verfügung gestellt wurde. Ein äußerst intelligent aussehender Arbeiter läßt es sich nicht nehmen, uns zur Bücherausgabe zu führen. Wir sind freudig überrascht, zwei höchst einfache, aber sehr saubere Räume, die zugleich als Versammlungslokal dienen, vorzufinden. An den Wänden hängen einige Bilder sozialistischer Arbeiterführer. Der Bibliothekar, der erst annimmt, wir seien die „Bücherrevision", zeigt nicht ohne Stolz seine mit peinlicher Ordnungsliebe geführten Statistiken über Bücherausgabe und -rückgabe, über den Erwerb neuer Werke. Die kleine Bibliothek, die sich in einem verschließbaren schrankartigen Kasten befindet, zeigt etwa 100 Bücher, die von der Bevölkerung allerdings meist nur im Winter benutzt werden, denn im Sommer suchen die meisten durch Arbeit auf dem Feld oder im Garten ihren kleinen Wochenlohn zu vergrößern. Die Bücher, die alle saubere Umschläge tragen, sind teils gute Unterhaltungsliteratur, teils technischen, volkswirtschaftlichen oder geschichtlichen Inhalts. So wird von dieser Stelle aus, die von Arbeitern für Arbeiter geschaffen wurde, eine nicht hoch genug einzuschätzende Aufklärungs- und Bildungsarbeit vollbracht, die der Bevölkerung einen Ersatz für den Mangel an jeder anderen geistigen Anregung bietet.

Unendlich viel allerdings ist hier oben noch zu leisten, denn die wirtschaftlichen Verhältnisse sind mehr als ungünstig. Der Bergarbeiter verdient hier durchschnittlich 80 bis 100 Mark monatlich. Noch schlimmer ergeht es den Frauen. Tagaus, tagein verrichten sie die mühsame Arbeit des Bleiwaschens. Dafür gibt es etwa 15 Mark wöchentlich. Geradezu erschreckend sind die Wohnungsverhältnisse. Die kleinen Häuschen wirken zwar äußerlich fast anmutig in dieser herben Umgebung, aber die Innenräume sind vollkommen unzulänglich. Eine dumpfe, muffige Stickluft schlägt dem Eintretenden entgegen. In den einzigen, niedrigen Zimmern befindet sich nur der notwendigste Hausrat. Oft ist die Küche Wohn-, Eß- und Schlafraum, manchmal sogar noch Werkstatt. Das Holz der Fenster ist morsch, die Farbe der Wände längst verblichen, die Fußböden sind abgetreten und verwahrlost. Woher sollten diese Familien, deren Hauptnahrung aus

den gefräßigen Ziegen den Zugang zu wehren. Wie Vulkankrater schauen diese Feldstückchen aus; schmale, beschwerliche Pfade führen steil zu ihnen hinab

Dicht hinter der Grenze liegt in einer Mulde das Dorf Njegusi, der Geburtsort weiland König Nikitas, das Geburtshaus ist ein kleines Landhaus, dicht an der Straße, von einigen Bäumen umgeben; das übrige jämmerliche Hütten, fast nur aus rohen Bruchsteinen, mit ganz kleinen Fensterchen und niedrigem Dach aus Steinplatten. Frauen und Kinder und Esel keuchen den Weg entlang, schleppen Wasser und Futter oder halten dem Fremden bettelnd die Hand entgegen: „Dinar! Dinar!" Und die stolzen Montenegriner, die Männer aus den Freiheitskämpfen, sitzen am Straßenrand und klopfen Steine . . .

Weiter über gefährliche Kehren, hinauf, hinab, an Abgründen vorbei. Im Süden leuchtet die weitgespannte Silberfläche des Skutarisees herauf, bewacht von den ersten Gipfeln der albanischen Berge

Noch um eine widerspenstige Bergnase herum, und die Straße eilt in langen Sätzen den Berg hinab, einem ebenen Talkessel zu, eine weite Oase, unwahrscheinlich grün, in Felder aufgeteilt.

Hier liegt Cetinje, die ehemalige Hauptstadt Montenegros, serbisches, christliches Bollwerk in unzugänglicher Bergwildnis, als ganz Serbien, nebst Bosnien und Herzegowina türkisch geworden war. Bis in die Straßen von Cetinje tobten die erbitterten Kämpfe, am Eingang zur Stadt noch ein altes primitives Fort, eine Kule, Wachtturm und hegende Mauer mit Schießscharten; jedes Haus war eine Festung, und das Kloster St. Peter war Königspalast, Burg und Gotteshaus in einem

Cetinje ist in Wirklichkeit ein Dorf mit heute vielleicht noch 3000 Einwohnern. Aber hier wurde einmal die Politik Europas gemacht, wurden Ränke gesponnen, die bis in den Weltkrieg hinein mündeten. Und der König Nikita samt Verwandtschaft, Hofschranzen und Einwohnerschaft der Haupt- und Residenzstadt, waren geschäftstüchtige Leute, die die gute Konjunktur der Vorkriegszeit weidlich ausnutzen; und die Prinzessinnen des königlichen Hauses waren — nicht allein wegen Schönheit und Geistesgaben — auf dem Heiratsmarkt derer „von Gottes Gnaden" über pari gehandelt. Mit was für Klimbim und Trara hielt man Hof in diesem europäischen Posenmuckel! Die königliche Pracht ist dahin, Weltkrieg und südslawisch-nationale Einigung haben sie hinweggeweht. Aber die steinernen Zeugen der alten Herrlichkit stehen noch — meist mit verschlossenen Fensterläden — das kümmerliche Palais Nikitas und in gebührender Entfernung von einander die prunkvollen Gesandtenpaläste der rivalisierenden Mächte, die hier auf montenegrinischem Boden sich gegenseitig auszustechen suchten, der russische, italienische und österreichische. Auch ein deutscher Gesandter residierte hier in einem kleinen Dorfhäuschen, unten zwei, oben drei Fenster Front, am Balkönlein noch die schwarzweißrote Fahnenstange. Übrig blieb auch ein verblüffend europäisches Hotel mit den feinsten Delikatessen für Zunge und Gaumen, und überraschend billigen Preisen.

Übrig blieben auch die Cetinjaner. Aber an der Bittschriftenulme wartet nicht mehr Nikita auf seine Untertanen, nichts mehr gibt es zu schauen — die paar Fremden lohnen nicht das Aufsehen —; so sitzt man denn in den Cafés und politisiert von der „guten alten Zeit" und schmuggelt gelegentlich etwas von Albanien herein.

Albanien — das ist das große Fragezeichen auf dem Balkan. Hier haben sich die Italiener entlang der ganzen Küste eingenistet und die Hand auf das bißchen Regierungsapparat gelegt. Von hier bedrohen sie Südslawien. Und vielleicht wird man in den Befestigungen von Cetinje demnächst die Schießscharten zur Abwechselung einmal nach Süden hin öffnen müssen.

In einer mittelalterlichen Stadt

Eine Sprachstudie*)

Überall auf dem Marktplatze hat sich ein lebhaftes Treiben entwickelt. Die Verkäufer schreien ihre Ware aus (Marktschreier) wie bei uns der billige Jakob. Dabei fällt uns ein, daß auch wir noch von marktschreierischen Waren sprechen, wenn sie allzu auffällig herausgeputzt und aufdringlich angepriesen werden.

An einer Stelle des Platzes hat sich eine dichte Menschenmasse angesammelt. Mitten darin steht auf einer alten Tonne ein sonderbarer Kerl. Wir merken bald, daß er ein herumziehender Wundarzt und Kurpfuscher ist, der für alle Krankheiten seine Hilfe anbietet. Er schreit wie ein Zahnbrecher, wie wir heute noch sagen, also laut und unaufhörlich, um seine Kunst zu rühmen und die Leute anzulocken. Nicht weit davon ruft ein anderer Angehöriger der Heilzunft seine Salben aus. Das Volk nennt ihn einen Quacksalber. Diese sonderbare Bezeichnung, die wir noch für einen Kurpfuscher gebrauchen, ist entstanden aus dem niederländischen Worte quakken, das heißt schreien, und aus Salbe. — Alle diese Wander- und Wunderdoktoren waren gesuchte Leute. Denn in den engen, ungesunden Städten brauchte man den Arzt oft, wenn er auch nicht viel von der Heilkunst verstand. Viele Gebrechen wurden damals durch Besprechen, durch Zauberworte, geheilt, andere mit Kräuter und Salben. Und wenn wir jetzt von Lungenkraut und Leberblümchen reden, so denken wir kaum noch daran, daß damit einst Lungen- und Leberleiden geheilt wurden. Auch unsere Salbei, das heißt gesundmachende Pflanze, war ein Heilmittel. Nur gegen den Tod war kein Kraut gewachsen.

Besonders schlimm erging es den Leuten, die von der Miselsucht, dem Aussatz, befallen waren. Man steckte sie in Siechenhäuser, das sind Seuchen- oder Krankenhäuser, damit sie nicht mit anderen Menschen in Berührung kamen. Das Wort siech bedeutete also ursprünglich krank, heute heißt es soviel wie schwach und gebrechlich sein. — Wenn man im Mittelalter einem andern etwas Böses wünschen wollte, so rief man ihm wohl zu:

*) Entnommen aus „Leben im Wort". Bilder zur Sprachgeschichte und Wortkunde. Ein Volks- und Jugendbuch von A. Hoschke und W. Vogelpohl. (Preis RM. 2.20. Verlag B. G. Teubner, Leipzig/Berlin.) Das Ziel des Büchleins: Das deutsche Wort soll nicht mehr seelenlos klingen, es soll Blut in sich haben, es soll verbunden sein mit dem Ganzen der deutschen Kultur — wird erreicht nicht durch weitschweifige Erklärungen, sondern durch plastische Erzählungen, aus denen Klarheit über „Wort und Redensart" erwächst.

---

einem primitiven Maisgericht besteht, und die durchweg unterernährt und total verarmt sind, auch die Mittel nehmen, ihre Wohnungen instand setzen zu lassen? Ihrer Weltanschauung nach sind die Arbeiter zum weitaus überwiegenden Teile Sozialdemokraten. Überall schallt uns der Gruß der österreichischen Genossen, „Freundschaft", entgegen. Krankheit, Not und Elend, die seit Jahrzehnten auf ihnen lasten, haben nicht vermocht, ihnen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu nehmen. Trotz ihres kärglichen Einkommens sind die meisten organisiert. Auch sie haben erkannt, daß der Einzelne nichts, die Gemeinschaft alles ist. So ist der Abschied, den wir von ihnen nehmen, trotz allem froh und hoffnungsvoll. Wir wissen, daß diese Proletarier, deren Verhältnisse an die Kinderjahre des kapitalistischen Systems erinnern, den Kampf um die elementarsten Menschenrechte führen werden. Auch hier in dem abgeschiedenen Gebirgsdorfe fühlen wir das Band, das die Internationale um alle Schaffenden schlingt.

Dr. Else Möbus.

Ein Sonett von Shakespeare in zwei Übersetzungen

Stefan George

Der pocht auf kunst / der auf vermögensstand /
der auf des körpers kraft / der auf geblüt /
der auf ein schlecht-neumodisches gewand
und der auf hund und habicht und gestüt.

Jed wesen hat sein zugeteilt vergnügen
darin es freude sucht mehr als im reste..
Ich aber frage nichts nach einzelzügen
Ich: besser als sie all durchs Eine Beste.

Besser als blut ist deine liebe mir
reicher als gut / stolzer als köstlich kleid /
ist mehr als hund und habicht meine zier /
und bist du mein / prang ich zu aller neid..

Elend nur darin daß du nehmen magst
all dies — und mich ins größte elend jagst.

Ludwig Fulda

Der rühmt sein Können, jener seinen Stand,
der seinen Reichtum, der die Kraft der Glieder,
ein anderer sein geckenhaft Gewand,
Jagdfalken, Meute, Stall ein andrer wieder.

Und so hat jeder Sonderling auf Erden
sein Lieblingsspiel, das ihn zumeist erfreut;
ich aber habe, frei von Steckenpferden,
ein Allerbestes, das mir bessres beut.

Mehr ist mir deine Lieb' als Stand und Wappen,
reicher als Reichtum, prächtiger als Pracht,
entzückt mich mehr als Falken und als Rappen;
du mein — — das ist's, was überstolz mich macht.

Mein Schmerz ist nur, du könntest mich verkürzen
um alles dies und mich ins Unglück stürzen.

Stefan Georges Verdeutschung der Shakespeare-Sonette ist bei Georg Bondi, Berlin, Ludwig Fuldas Übersetzung bei J. G. Cotta Nachf., Stuttgart, erschienen. Wir entnehmen die Gegenüberstellung dem sehr instruktiven Heft des „Hessischen Landestheaters Darmstadt 1927/28". Bekanntlich hat dort Genosse Professor Carl Ebert die Generalintendantur übernommen.

„Daß dich das Mäuslein beißt!" Dieser grausame Wunsch, der für uns zum leichten Scherzwort geworden ist, hat mit einer Maus nichts zu tun. Mit dem Tierchen hätte jeder fertig werden können. Nein, das Mäuslein ist entstanden aus Meisel, das heißt Mieselsucht, und die Verwünschung bedeutet daher: „Daß dich die Mieselsucht bestehe (befalle)!" Auch von den Pestkranken hielt sich jeder fern. Wir haben auf unserem Gange durch die Stadt freilich nirgends gesehen, daß vor einer Haustür ein großes P geschrieben stand. Man hat uns aber erzählt, daß zur Warnung ein P an jedes Haus gemalt wurde, wenn ein Pestkranker darin war. Die Redensart, einem eingroßes P vorschreiben kennen wir noch. Sie bedeutet, daß man einem Mitmenschen Hindernisse in den Weg legen will, wenn er etwas unternimmt, was uns nicht gefällt. — Plötzlich meldet sich neben uns eine seltsame Stimme. Ein Bänkelsänger, auch fahrender Sänger genannt, ist auf eine Bank gestiegen und verkündet laut die neueste Zeitung. Wir denken bei diesem Worte sofort an unsere Tageszeitung. Aber der zappelige Mensch da oben hat nichts Gedrucktes in der Hand. Eine neue Zeitung ist für ihn die letzte Nachricht oder Kunde. Er hat das jüngste Kriegsereignis oder irgendeine Moritat in Reime gebracht und gröhlt sie nun über den Marktplatz hin. — Den meisten Zuspruch aber finden die Wahrsager, Possenreißer und Taschenspieler. Mit ihren Alfanzereien unterhalten sie die Leute, daß sie Mund und Augen aufsperren. Das Wort Alfanzerei, das Betrügerei bedeutet, klingt uns recht fremdartig. Und doch ist es grunddeutsch, abgeleitet aus ali, das heißt fremd, und fant, das heißt leichtfertiger, eitler Mensch (vgl. Uhland: Roland Schildträger). Was diese Leute an immer neuen Possen (Späßen) treiben, läßt die Zuschauer nicht aus dem Staunen kommen. Ein Taschenspieler zaubert aus ihrer Tasche allerhand Gegenstände, die vorher ganz gewiß nicht darin gewesen waren. Der Mann kennt unzählige Kniffe und Künste. Er kommt nie in Verlegenheit, die gaffende Menge zu beschwindeln. Sie nennen ihn darum einen Tausendkünstler. Ohne Mühe versteht er, Sachen aus dem Ärmel zu schütteln, die der Zuschauer nicht darin vermutet. Wenn einem Schüler eine Rechenaufgabe oder das Erzählen von Geschichten leicht und spielend gelingt, sagen wir wohl auch von ihm, daß er alles nur so aus dem Ärmel schüttelt. Der Zauberer auf dem Jahrmarkte geht freilich nicht ganz ehrlich zu Werke. Bevor er seine Kunststücke zeigt, läßt er einen blauen Rauch aufsteigen. Er macht also den Leuten blauen Dunst vor, damit sie seine Kunstgriffe nicht genau erkennen können. Außerdem sieht die Sache dann geheimnisvoller aus. Und nun erleben die neugierigen Gaffer wirklich blaue Wunder, wenn er in der Rauchwolke seine Täuschungen vollführt. Es kommt ja auch bei uns noch vor, daß der eine oder der andere seinen Mitmenschen blauen Dunst vormacht, das heißt, er betrügt sie und spiegelt ihnen etwas Falsches vor, ohne vorher blauen Rauch zu entwickeln. Auch blaue Wunder gibt es noch. Denn es geschieht manchem, daß er etwas erlebt, was er ganz und gar nicht erwartet hat. Vielleicht steht er dann sogar mit offenem Munde da, wie die Leute hier auf dem Markte. — Doch wir haben genug von diesen Dingen und gehen einige Schritte weiter. Dort treibt nämlich ein Riemenstecher, auch ein betrügerischer Landläufer, seine Durchstechereien. Er rollt einen „Riemen zusammen und läßt andere darein stechen. Dabei macht er dann, daß der Stich allemal neben den Riemen geht". Wie er das macht, begreifen wir nicht recht. Doch darin besteht ja seine Zauberkunst. Dieser kleine Schwindel ist ein ganz harmloser Scherz gegen die bösen Durchstechereien (Betrügereien), von denen wir jetzt dann und wann im Gerichtsteil unserer Zeitungen lesen.

Der Hund ist dafür zu schade

Im Städtchen X. war Ausstellung und Vorführung von Schäferhunden. Viele Freunde dieser klugen Hunderasse hatten sich zusammengefunden. Ort der Ausstellung war der Tanzsaal eines Gasthofes. Im Garten desselben fand dann die Vorführung statt. Die Hunde hatten schon manche tüchtige Aufgabe gelöst, und es war zu verstehen, daß sie durstig geworden waren.

Aber auch die vorführenden Besitzer der Hunde waren durstig. Die Anspannung des Tages, das viele Reden, die Aufregungen und die Gewohnheit vieler, täglich ihr Quantum Bier usw. zu sich zu nehmen, ließ sie nach dem schäumenden Naß verlangen. So hatten die Kellner bei ihnen wie auch bei den zahlreichen Zuschauern viel zu tun.

Ein neben mir sitzender Vorführer war sehr lebhaft und erregt, denn gleich sollte er seinen Hund vorführen. Es waren gerade die üblichen Aufgaben des Polizeihundes zu lösen. Sein Hund war ein prächtiges Tier. Es schien zu ahnen, daß es gleich dran komme, und war aufgeregt und kaum zu halten. Eben bestellte der Herr noch schnell einen Schoppen „zur Stärkung". Seinem Hund hing die Zunge zum Halse heraus. „Aber Harras müßte auch schnell nochmal Wasser haben!" rief der Herr. „Daß auch so schlecht hier für Wasser gesorgt ist!" Ich wandte ein: „Ja, für Bier ist besser gesorgt. Aber die fleißigen Hunde müssen dürsten. Geben Sie ihm doch einen Schuß Bier in den Napf!" Die schroffe Antwort war: „Na, ich werde meinen Hund doch nicht dämlich machen! Der kriegt nie einen Tropfen Bier!" — —

M. Gühloff.

Schach-Ecke

Ein Motiv, das auf rein geometrischen Erwägungen beruht, ist die Hemmung eines Turmes durch Läufer oder umgekehrt, herbeigeführt etwa durch Besetzung des Schnittpunktes der Linien eines Läufers und eines Turmes. Ein schönes Beispiel für die Ausnützung von Hemmungen ist folgende Studie:

ENDSPIELSTUDIE No. 53

Von **Troitzki**

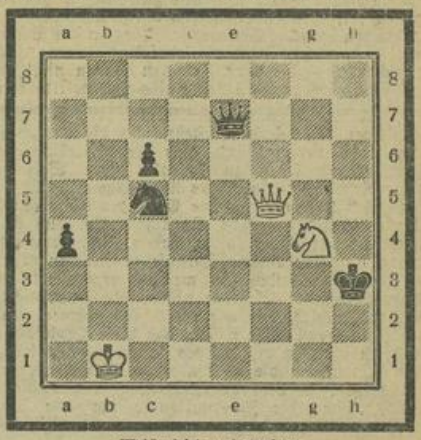
Weiß zieht und gewinnt

Der Läufer kann den f-Bauern von a3 aus aufhalten, der Turm den b-Bauern von der b-Linie aus, oder der Läufer den b-Bauern von f4 aus, der Turm den f-Bauern von der f-Linie aus. Schwarz hat die Wahl. Um nun die beiden Figuren bei diesen Aufgaben in Verwirrung zu bringen, lenkt Weiß den Turm von der fünften Reihe ab. Es geschieht dies durch Verwendung des Springers. 1. Sf2—d3. Wenn nun Lc1—a3 so 2. b3—b4 und gewinnt leicht. Also 1..... Td5×d3. Nun 2. f6—f7. Wenn 2. Td3—f3, so 3. b6—b7, und Lc1—f4 verstellt nun den Turm, und wenn 2. Lc1—a3, so 3. b3—b4, La3×b4, 4. b6—b7, und der Läufer verstellt wieder den Turm. Man beachte, wie sehr in der ursprünglichen Stellung Bg5 sowohl Turm wie Läufer hemmt.

*

Die Motive einer Kombination können außerordentlich verwickelte sein. Sie sind verzweigt, mit einander verknüpft und verflochten. Was eint die Vielheit der Motive? Eben die Idee, die darum etwas Schöpferisches hat. Motive, wie etwa ein mehrfacher Angriff auf ungeschützte Steine oder ein Absperren von Fluchtfeldern des Königs, haben etwas Handwerksmäßiges, die Idee etwas Künstlerisches.

Selbst die eben bezeichneten einfachen Motive atmen Kunst, wenn sie zu dem Zwecke gebraucht werden, Felder zu erobern, die scheinbar dem Gegner gehören. Beispielsweise betrachte ich diese Studie von L. Kubbel (Aus „150 Endspiele" des feinsinnigen Autors).



Weiß zieht und gewinnt

Kontrollstellung:

Weiß: 3 Steine: Kb1, Df5, Sg4.
Schwarz: 5 Steine: Kb3, De7, Sc5, Ba4, c6.

Der Springer kann Schach durch Abzug bieten, aber wohin soll er ziehen? Er ist nirgends, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, geschützt — denn die Dame, die dann angreifen soll, darf ihre Zeit damit nicht verlieren, den Springer zu schützen, und ein anderer Stein ist nicht nahe vorhanden. Da hilft das Motiv, daß K und D in einer und derselben Linie schwach stehen. Folglich darf sich der Springer ungeschützt in die Linie der Dame stellen, weit von der Dame, so daß die Dame verloren geht, wenn der König den Springer schlägt. Und nun erwächst ein Gewebe von Motiven, das die Idee des Komponisten offenbar macht, wie folgt:

1. Sg4—e3+ Kb3—g3 (am besten). 2. Df5—g4+ Kg5—f2. 3. Dg4—f4+ Kf2—E2 (am besten). 4. Df4—f1+. — — — — Der Springer ist gleichsam gedeckt, da der König ihn wegen Df1—e1+ nicht nehmen darf. 4. — — — — — Ke2—d2. 5. Df1—d1+ Kd2—c3, 6. Dd1—c2+ Kc3—b4. Auf Kd4 ginge durch Se3—f5+ die Dame verloren. 7. De2—b2+ Sc5—b3 (am besten). 8. Db2—a3+ und gewinnt die Dame oder setzt matt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Oscar Quint.

B1693/72 fol 1927

Hessische Universitäts-Bibliothek GIESSEN

Volk-Kunst-Wissen

Ein Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar bis auf ein kleines Flämmchen, liegt in der Brust, bis ihn
end ich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichtum entdeckt Jean Paul

Das Klopfen an der Wand

Von Hermann Horn

Ich saß gerade noch beim späten Frühstück, als es läutete und gleich darauf mein junger Freund Paul eintrat. Er hatte erst kürzlich von seinem Pflegevater eine kleine pharmazeutische Fabrik geerbt. Ich war mit seinem Erzieher, dem Apotheker, befreundet gewesen, hatte den jungen Doktor groß werden sehen, und er kam oft, zumal er mit seiner Mutter in der Nachbarschaft wohnte. So begrüßte ich ihn gleich, als ich seine Gestalt erkannte, mit „Hallo" und ob Kaffee und Zigarre gefällig seien. Er jedoch trat schweigend näher und sagte nur: „Lies", als ich ihn fragte, was denn los sei.

So nahm ich ein kleines Heft in Empfang, sah einen Augenblick auf meines Besuchers bleiches und abgespanntes Gesicht und las dann in der Schrift des Apothekers die blau angestrichene Stelle eines Notizbuches:

Eines Nachts erwachte ich an einem fernen, leisen Klopfen an irgendeiner Wand meiner Wohnung. Was ist das? fragte ich mich. Und da mir war, als vernähme ich ein Schlürfen und vorsichtiges Gehen, richtete ich mich auf, öffnete mein Nachtkästchen und saß gleich darauf mit gespanntem Revolver erwartungsvoll im Bett. Der würde Augen machen, der Herr Einbrecher, wenn er einträte!

Ich durchblickte in dem durch die Straßenlaterne erleuchteten Zimmer jeden Schatten und konnte, wenn es mir beliebte, jeden Fleck mit Kugeln bestreichen. So lauschte ich eine Weile, hörte draußen auf der Treppe des Hauses jemand nach oben tappen, sah ein Licht kommen und gehen und lachte schließlich. „Weiß Gott, was du da gehört hast — wie oft ist es schon nichts gewesen, und wird auch wieder nichts sein!"

Darüber schlief ich ein und erwachte erneut an einem leisen und eindringlichen Klopfen. Aber das war vorüber, als ich mit offenen Augen horchte. Die Laterne drunten war erloschen und ich blickte in tiefe Dunkelheit. Als ich eine Weile gelauscht, erst nichts vernommen hatte, nachher aber doch Geräusche zu vernehmen meinte, wurde ich unruhig.

„Warum hast du versäumt, vorhin nachzuschauen, sagte ich mir. Wenn jetzt aus der Dunkelheit eine Faust nach deiner Kehle langt, bist du wehrlos, und deine Waffe, die da irgendwo im Dunkeln liegt, nützt dir nichts."

Ich hielt den Atem an und meinte zu fühlen, wie jemand mir entgegenhauchte. Das war so unerträglich, daß ich ungestüm auffuhr und beim Langen nach dem Revolver das Nachtkästchen umwarf. Es fiel mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

Ich lauschte, bis ich mir lächelnd sagte: „Vorhin hast du unnötigerweise Mut und jetzt unnötigerweise Angst gehabt. Dies kommt, weil du in der Dunkelheit liegst — ach wäre doch Licht — aber im Licht kannst du nicht ruhen."

Jedes der harmlosen Worte bekam etwas Ungewisses und veränderte sich, wenn es aus mir gekommen war. Mein vom Willen beherrschtes Denken brach ab, und ich verlor mich in beängstigenden Vorstellungen. Hatte ich nicht immer unnötigen hauchte mir ihren Atem ins Gesicht. Meine Natur fand vor der schrecklichen Pein keinen anderen Ausweg als Tränen, und ich weinte und entschlief zum drittenmal.

Ein leichter Ernst war am andern Morgen in mir. Als ich mir die Morgenzigarre anſteckte und plötzlich die Erlebnisse der Nacht vor mir hatte, konnte ich mir noch kopfschüttelnd sagen: „Und so etwas hast du völlig vergessen können," — dann ging ich an die gewohnte Arbeit.

Aber hatte ich vergessen können, was so tief in mir entschlummert war — mich hatte es nicht vergessen!

So kams, daß ich die Abende in stummer Trauer verbrachte. Wenn ich nach mühevoller Arbeit meine Wohnung betrat, erfüllte mich meine Melancholie wie Dunkelheit ein schattiges Tal. Sie umgab mich, und ich vermochte nicht, nach den sonnigen Höhen emporzuklettern. „Du strengst dich Tag für Tag an, nach einer bestimmten Richtung Geschäfte zu erledigen," redete ich, „sonst wiederholt sich deine Natur, als seist du nur eine Retorte für Reiz und Gegenreiz, in ewig gleicher Weise. Vor dir ist trauriges Halbdunkel, das dein Blick nicht zu durchdringen vermag." Wahrhaftig, in diesen paar elenden Gedanken sah ich mein Leben, und zwischen ihnen hervor floß zäh und schwer die Trauer, von der ich nicht loskam, ob ich gleich nach Gott und Menschen schrie.

Ich weiß nicht, wie lange diese Zeit gedauert hat, als ich eines Nachts wieder an diesem Klopfen erwachte. Aber nun war mir's, als sei an mir vorbei in einer grünen Wasserflut ein Wesen halb Fisch, halb Mensch geschwommen. Von der Seite aber hatte mich das seltsame Wesen angeschaut. Und jetzt sah ich deutlich sein Auge, das sich aus einem vor Scham niedergebeugten Antlitz erhob und mich anblickte. — Es war, als erwarte dieses Wesen sehnsüchtig ein Wunder von mir, das es rette.

Das aber war ein Blick, den hatte ich vor fünf Jahren, stumm vor Entsetzen über den Verrat des Freundes, mit meinen Augen gesehen! Ich hatte geglaubt, mein Wille und meine Verachtung hätten ihn abgelehnt, aber er war doch in mich eingedrungen, und hatte die Jahre her in mir gelebt, und war jetzt da mit seiner Macht.

Und ich erhob mich in meinem Bett und fragte mich: „He, was war geschehen?" Ich hatte mit meinem Freunde Paul, dem ich seither blind vertraut hatte, eine kleine pharmazeutische Fabrik gegründet. Sie hatte bereits alle Ersparnisse meiner Apotheke, aufgenommene Hypotheken und was ich sonst hatte, aufgefressen, als ich eines Tages bemerken mußte, daß mich Paul schamlos betrogen hatte. Er hatte einfach mein Geld für sich verbraucht und mir gegenüber immer gesagt, man muß eben im Anfang hineinstecken. Weiß Gott, wozu er alles verbraucht hatte. Er wurde schneeweiß und verteidigte sich nicht gegen meine Vorwürfe; er unterzeichnete auch schweigend ein von mir in der Erregung verfaßtes Schriftstück, worin er seine Verfehlungen zugab und gleichzeitig auf alle Rechte verzichtete. Dann war es, daß er mir diesen Blick zuwarf, der irgendwie auf ein Wunder durch unsere Jugendfreundschaft und Liebe zu warten schien. Und ich sah den Blick und wies ihn ab, weil ich nur mit dem Gedanken beschäftigt gewesen war, wie rettest du dich und dein Geschäft vor dem Untergang.

Ah, was hatte er denn so schreckliches getan? Vielleicht seiner